This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

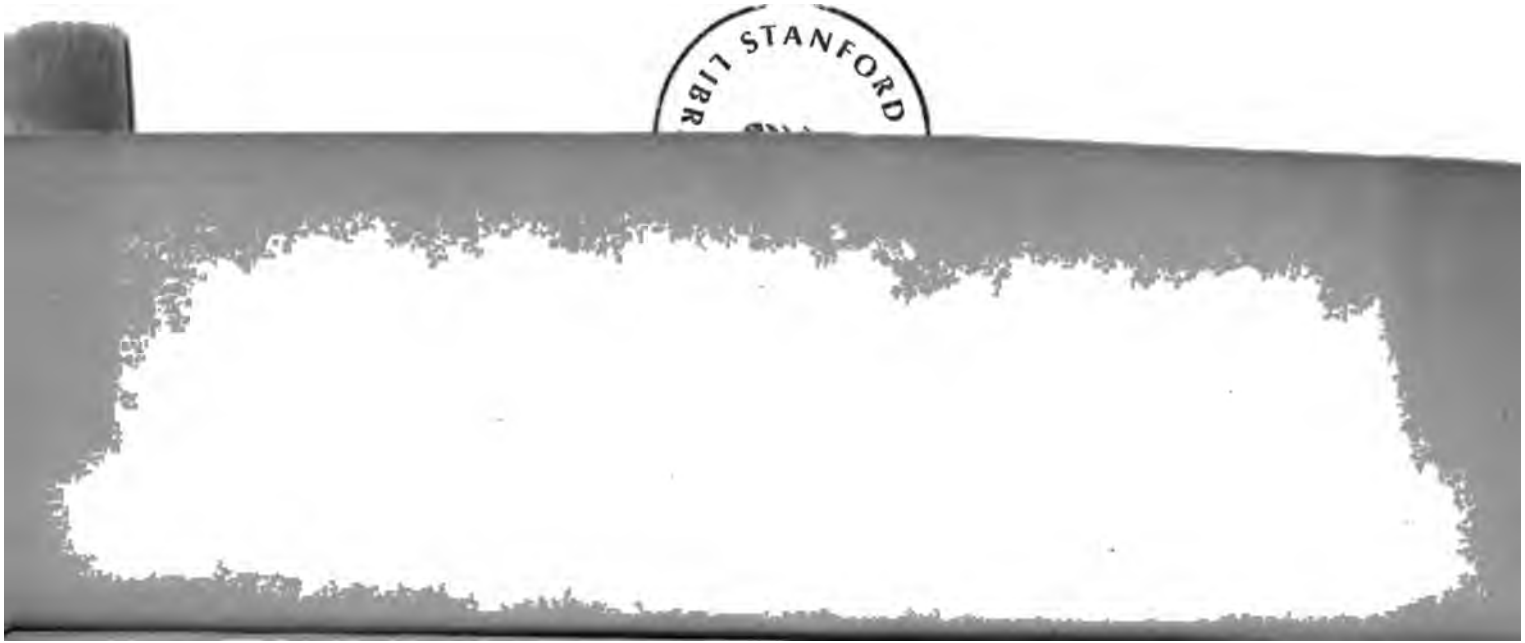
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

H. A. Huber.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


STANFORD LIBR

ctor Aimé Huber.

ein Werden und Wirken.

Erſter Theil.

V. A. Huber.

(Nach einer Zeichnung von Rugendas aus dem Jahre 1826.)

Victor Aimé Huber.

Sein Werden und Wirken.

Von

Rudolf Elvers.

Erſter Theil.

Mit einem Portrait V. A. Huber's nach einer Zeichnung von Rugendas.

Bremen,
Verlag von C. Ed. Müller.
1872.

JC 233
H8 E48

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Vorrede VII

I. Großeltern und Eltern 1

II. Erste Jugendeindrücke. Stuttgart. Ulm. Stoffenried. 1800 bis 1806 18

III. Die Knabenjahre. Hofwyl. 1806 bis 1816 37

IV. Studentenjahre. Göttingen. Würzburg. 1816 bis 1820 . . . 121

V. Wanderjahre. Stuttgart. Paris. Spanien. Liſſabon. Edinburgh. London. Göttingen. 1820 bis 1824. 177

VI. Schwere Zeiten. Augsburg. München. Paris. Göttingen. Italien. 1824 bis 1828 256

VII. Im Hafen. Bremen. 1828 bis 1830 330

Vorrede.

Von einem Freundeskreiſe, welcher trauernd um den Sarg Huber's ſtand, iſt der erſte Gedanke zu dieſem Buch ausgegangen. Man wünſchte, daß ſein Bild, wie es ſich hier ſeit Jahrzehnten dargeſtellt hatte, feſtgehalten und weiteren Kreiſen zugänglich werde; man wollte ihn gezeigt haben in ſeiner barmherzigen Theilnahme an der Noth der Armen und Elenden, in ſeiner unermüdlichen Thätigkeit für die Hebung und Förderung der unteren Stände, in ſeinen gründlichen Forſchungen auf dem Gebiet der ſocialen Frage und in ſeinem lautern, frommen Wandel; es ſollte eine Erinnerung ſein an den treuen Lehrer und ernſten Mahner, an den ſtrengen Kritiker und an den tapfern Pionier, welcher in dem Kampf um die ſociale Frage allen denen, die ſie in Frieden und befriedigend löſen wollen, lange Zeit Weg weiſend und Bahn brechend weit vorausgeſchritten iſt. Sein reicher handſchriftlicher Nachlaß ward mir zu dieſem Zweck anvertraut.

Je mehr ich aber darin forſchte und je mehr ich die Aufgabe überdachte, mußte ich erkennen, daß es ſich um ein ſo reiches und eigenartiges Leben handle, daß es Pflicht ſei, nicht nur das letzte Reſultat deſſelben, ſondern Huber's ganze Entwicklung zu erforſchen und darzuſtellen. Spiegeln ſich doch in ſeinem Leben in gar charakteriſtiſcher Weiſe die gewaltigen Geiſteskämpfe, welche den letzten Generationen obgelegen haben, und laufen darin doch Fäden zuſammen, die es mit vielen für die Zeitgeſchichte wich-

tigen Menſchen und Dingen eng verknüpfen. So iſt ein Werk von größerem Umfang entſtanden, als es im erſten Plane lag.

Dem vorliegenden Theil wird der Schlußtheil, welcher nicht ſtärker werden wird als dieſer, hoffentlich bald nachfolgen.

Manche Freunde Huber's ſind ſo gütig geweſen, mir ſeine an ſie gerichteten Briefe mitzutheilen. Ich bitte ſie, auf dieſem Wege meinen Dank entgegenzunehmen. Außerdem habe ich der Buchhandlung von F. A. Brockhaus in Leipzig Dank zu ſagen für die große Bereitwilligkeit und Sorgfalt, mit welcher ſie mir über die von Huber vor vierzig bis fünfzig Jahren für Zeitſchriften gelieferten Arbeiten Auskunft gegeben hat.

Wernigerode am Harz.

Der Verfaſſer.

I.

Großeltern und Eltern.

Indem wir von der Herkunft und von den Familienverhältnissen von Victor Aimé Huber zu erzählen beginnen, müssen wir an Personen und Zustände anknüpfen, welche der litterarischen Welt längst bekannt und zum Theil Gegenstand zahlreicher öffentlicher Besprechungen geworden sind. Sein Name war für die Gelehrten und Schriftsteller kein neuer; schon seine beiden Eltern und seine Großväter waren dort viel genannt.

Goethe führt in Wahrheit und Dichtung (Thl. II, Buch 8) den väterlichen Großvater Michael Huber unter den Männern auf, welche in der Zeit seiner Studienjahre der Stadt Leipzig als im Guten und Rechten gleichgesinnt und hochgebildet zum besondern Schmuck gereichten. Er sagt von ihm: „Huber, Kupferstichsammler und wohlgeübter Kenner, hatte noch außerdem das dankbar anerkannte Verdienst, daß er den Werth der deutschen Litteratur auch den Franzosen bekannt zu machen gedachte".

Nach dem Lebensbild, welches seine Schwiegertochter in der Einleitung zu L. F. Huber's sämmtlichen Werken (Tübingen 1806) gegeben hat, ist Michael Huber 1727 unweit Freisingen in Bayern geboren; gegen 1742 ist er nach Paris gewandert, anscheinend als armer Bauernbursche, welcher in seiner Heimath schon alle Schrecken des Krieges erfahren hatte. Wie er in Paris zu einem geistreichen Schriftsteller, zu einem Genossen

der Kreise Diderot's, Turgot's und anderer damaliger Berühmtheiten wurde, darüber fehlen alle Nachrichten. Er verheirathete sich mit einer Pariser Bürgertochter, und wenn wir seiner Schwiegertochter beipflichten könnten, so wäre er selbst völlig zum Franzosen geworden. Allein seine spätere Rückkehr nach Deutschland und seine litterarische Thätigkeit, welche die poetischen und kunstgeschichtlichen Schätze Deutschlands durch Uebersetzungen und kritische Ausführungen den Franzosen bekannt zu machen suchte, deuten darauf, daß er in einem herzlichen Verhältniß zu seiner deutschen Heimath geblieben ist. Sein choix de poésies allemandes (4 Bde. Paris 1766) und namentlich seine Uebersetzung von Geßner's Idyllen sollen in Frankreich Aufsehen gemacht haben.

Seit 1766 war er an der Universität in Leipzig mit dem Titel Professor (die wirkliche Professur war ihm dort durch seine katholische Confession verschlossen) als Lehrer für französische Sprache und Litteratur angestellt. Bei der damaligen Vorliebe der höheren Stände für die französische Litteratur konnte es ihm nicht schwer werden, bald eine angesehene Stellung der akademischen Jugend gegenüber zu gewinnen; an dem Kosttisch, welchen er, wie andere Universitätslehrer, nach damaliger guter Sitte lange Zeit hindurch für Studirende hielt und durch seinen Umgang würzte, nahmen viele Söhne hoher Häuser Theil. Seine Kupferstichsammlung, welche er mit großem Verständniß und bei seinen verhältnißmäßig geringen Mitteln mit ökonomischem Geschick geschaffen hatte und fortwährend ergänzte, setzte ihn mit vielen Kennern und Sammlern in Verbindung und vermehrte die zahlreichen Beziehungen, welche er mit den angesehensten Männern unterhielt. Es gehörte unter einer gewissen Klasse von Reisenden zum guten Ton, Leipzig nicht zu verlassen, ehe sie Huber und seine Sammlung gesehen. Sein von Graff gemaltes Portrait, welches das Zimmer seines Enkels schmückte, läßt auf einen geistreichen, gewandten und selbstbewußten Mann schließen.

Von den sechs Kindern, welche dem Huber'schen Ehepaar in Paris geschenkt waren, blieb nur ein Sohn, Ludwig Ferdi-

nand, am Leben, welcher, 1764 geboren, schon in frühester Jugend mit den Eltern nach Leipzig übersiedelte. Seiner Pariser Mutter wollte der Aufenthalt in Deutschland wenig behagen, und unter ihrer steten Aufsicht und strengen Zucht scheint das kränkliche Kind eine bedrückte Jugend verlebt zu haben. Seine Körperkraft blieb immer wenig entwickelt. Sein Geist hatte dagegen etwas Frühreifes, und in der schönen Litteratur, namentlich in der französischen, war er schon im Knabenalter zu Hause. Dagegen soll er ohne allen dogmatischen Religionsunterricht geblieben sein, wie denn auch die Zugehörigkeit der Familie zur katholischen Gemeinde eine sehr lockere gewesen zu sein scheint. Unter der Leitung seines Vaters, der eine freundschaftliche und wohlwollend nachsichtige Stellung zu ihm einnahm, begann er seine Studien an der Leipziger Universität. Aber sein ästhetischer Geschmack ging bald andere Wege, als der seines Vaters. Mit warmem Herzen wandte er sich der jungen deutschen Litteratur zu und ward namentlich von höchster Bewunderung für die Erstlingswerke Schiller's erfüllt. Er trat schon in seinem achtzehnten Jahre zu dem um acht Jahre älteren Christian Gottfried Körner, damals Privatdocenten in Leipzig, in ein enges Freundschaftsbündniß, und hieran knüpfte sich bald ein Liebesverhältniß zu der Schwester von Körner's Braut, einer Tochter des Kupferstechers Stock. Die beiden Paare schrieben 1784 den bekannten Huldigungsbrief an Schiller nach Mannheim, welcher die im Frühjahr 1785 bewirkte Uebersiedelung Schiller's nach Leipzig anbahnte. Den Sommer 1785 verlebten Schiller und Huber in nahem Verkehr mit einander in und um Leipzig, während Körner als Consistorialrath nach Dresden gezogen war. Gegen den Herbst folgte ihm Schiller dahin, und auch Huber durfte bald das Elternhaus verlassen und nach Dresden übersiedeln, wo er mit Schiller lange Zeit Wohnung und Wirthschaft theilte.

Nach dem Wunsche seiner Eltern sollte er in diplomatische Dienste treten. Zunächst sollte er sich in Dresden Geschäftskenntnisse erwerben und in die große Welt eingeführt werden. Ein vornehmer Gönner seines Vaters hatte ihm seine Protection

zugeneigt und bemühte ſich auch ehrlich, ihn hervorzuziehen und bekannt zu machen. Allein der geiſtig belebte und fröhliche Umgang mit Schiller, Körner und anderen gleichgeſtimmten Freunden mochte ihm anziehender ſein, als die ihm von den Eltern immer wieder dringend empfohlene Bewerbung um die Gunſt der vornehmen Welt, und die Beſchäftigung mit der Poeſie ſcheint ſein Intereſſe an den trocknen Staatsgeſchäften ſehr geſchmälert zu haben. Allerlei dramatiſche Arbeiten, ſowie Ueberſetzungen für die Bühne aus dem Engliſchen ſind damals entſtanden.

Im Jahre 1788 erhielt der vierundzwanzigjährige Mann die Stelle eines Legationsſecretärs bei der kurſächſiſchen Geſandtſchaft am Mainzer Hofe, und als im zweiten Jahre ſeines dortigen Aufenthaltes der Geſandte zurücktrat, blieb er dort als ſelbſtändiger Geſchäftsträger, bis die heranrückende franzöſiſche Revolutionsarmee im October 1792 den Mainzer Hof auseinander trieb. Dieſes Heraustreten aus dem Dresdener Freundeskreiſe in eine ihm fremde und wenig ſympathiſche Welt und die Trennung von denen, welche ſeither beſtimmend und fördernd auf ſeine Entwicklung eingewirkt hatten, ſcheint nicht ohne ſchwere innere Kriſen vor ſich gegangen zu ſein. Sein auf hohe Ziele gerichtetes poetiſches Streben erlahmte; trotz aller von ihm darauf verwandten Sorgfalt, wovon der Briefwechſel mit Schiller und Körner Zeugniß giebt, wollten ſeine dramatiſchen Verſuche nicht zu befriedigendem Abſchluß gelangen; für eine anderweite geiſtige Thätigkeit fehlten ihm Anleitung und Kenntniſſe, und die ihm durch ſein Amt auferlegten Pflichten und Rückſichten erſchienen ihm als eine läſtige und unwürdige Bürde. Sein Verhältniß zu dem Dresdener Freundeskreiſe ward allmälig kühler, und zeitweilig mochte ihm die Gefahr, in Ausſchweifungen zu verfallen, recht nahe getreten ſein. Da waren es Georg Forſter und noch mehr deſſen Gattin Thereſe, welche in ſeinen Lebensgang eingreifen und eine gänzliche Umwandlung in ihm hervorrufen ſollten.

Thereſe Forſter, die nachherige Gattin von Ferdinand Huber und Mutter unſeres Victor Aimé Huber, und als Thereſe Huber eine einſt vielgenannte Schriftſtellerin, war am 7. Mai 1764

in Göttingen geboren und die Tochter von Chriſtian Gottlob Heyne, dem berühmten Vertreter der Alterthumswiſſenſchaften an der dortigen Univerſität. Heyne war 1729 in Chemnitz in Sachſen als der Sohn eines armen Leinwebers geboren und hatte ſich durch hervorragende Anlagen, raſtloſen Fleiß und Thatkraft zu einem der bedeutendſten Gelehrten des vorigen Jahrhunderts hinaufgeſchwungen. Nachdem er in ſeiner ſächſiſchen Heimath die Noth des ſiebenjährigen Krieges mit durchlebt hatte, wirkte er ſeit 1763 faſt fünfzig Jahre hindurch (er ſtarb am 12. Juli 1812) in Göttingen als Schriftſteller, Univerſitätslehrer, Mitglied der Societät der Wiſſenſchaften, Bibliothekar, Herausgeber der Göttinger gelehrten Anzeigen, einflußreicher Berather der Univerſitätscuratoren, Inſpector der Freitiſche und noch in zahlreichen anderen, das Univerſitäts- und das Schulweſen betreffenden Angelegenheiten. Die Univerſalität ſeines Geiſtes, die Lebhaftigkeit und Tiefe ſeines Gefühls, die ideale Auffaſſung des Lebens, die ſtrenge Pflichttreue, die unermüdliche und gegen alle Störung gewappnete Arbeitskraft, — das waren hervorragende Eigenſchaften an ihm, welche wir bei ſeiner Tochter Thereſe und bei deren Sohn wiederfinden werden. Seine erſte Gattin, Thereſe, geborene Weiß, Tochter eines Muſikers in Dresden, hatte er mitten unter den Schrecken des Krieges und unter den bänglichſten Ausſichten für die Zukunft heimgeführt, nachdem ſie um ſeinetwillen aus der katholiſchen zur lutheriſchen Confeſſion übergetreten war und dadurch mit allen ihren ſeitherigen Verhältniſſen gebrochen hatte. Nach vierzehnjähriger Ehe, nach langem Kränkeln und nachdem ihr vier von ihren ſieben Kindern vorausgegangen waren, wurde ſie ihrem Manne, der mit der innigſten Liebe an ihr gehangen hatte, im October 1775 durch den Tod genommen. Nach anderthalb Jahren trat dieſer in ein neues Ehebündniß mit der dreiundzwanzigjährigen Tochter ſeines Freundes, des Hofraths Georg Brandes in Hannover. Die damals dreizehnjährige Tochter Thereſe, deren Erziehung nach ihrem eigenen Urtheil unter der Kränklichkeit der Mutter gelitten hatte, wurde für einige Zeit in eine Penſion gegeben.

In welcher Weise Thereſe ſich unter dieſen Verhältniſſen weiter entwickelte, darüber hat ſie ſich in den nach vielen Jahren geſchriebenen, uns vorliegenden Briefen ſelbſt ausgeſprochen. So ſchrieb ſie ihrem Sohne (9. 1. 1817): „Ich habe wenig Unterricht gehabt und mein guter Vater hat wirklich viel zu wenig auf deſſen Gedeihen geſehen, denn wir hätten doch orthographiſch ſollen leſen und ſchreiben lernen. Da hatten wir aber Lehrer, die keinen Eifer hatten, und unſere Väter unterſuchten nie, was wir lernten. Man hat mir nie gelehrt, einen Aufſatz machen. Wie ich dann, vierzehn Jahre alt, aus der Penſion kam, ſchwatzte mein Vater mit mir, wenn ich ihn fragte, aber nie forderte er mich zum Schreiben auf. Schon damals hatte ich meinen Geſpielinnen in der Penſion viele Briefconcepte gemacht, deren Styl man bewunderte. Ich ſchrieb Briefe mit vieler Leichtigkeit und fing an für mich Kritiken und Betrachtungen aufzuzeichnen. Mein Vater gab mir nun oft Dinge zu leſen, über die er mich dann ſprechen hörte. Ein paar Mal ſchrieb ich darüber, er las es ohne mir eine Verbeſſerung zu lehren. Dann machte ich die erſte Schweizerreiſe mit Blumenbach" (dem berühmten Naturforſcher, einem Schwager von Heyne). „Mein Tagebuch, das ich meiner Mutter ſchrieb, erhielt ihren herzlichen Beifall. Aber mir fiel es nie ein, daß ich Talent zum Schreiben hätte."

Ueber ihr Verhältniß zu ihrem Vater ſchrieb ſie einem Freunde (17. 2. 1805): „Kennen Sie Heynen? es iſt ein ſeltener Menſch! — der Profeſſor hat in ihm den Menſchen nie ertödten können, er lebt in ewiger Jugend, er thut und fühlt, nach dem achtzigſten Jahr, mit Mannes Stärke. — Ich war ſtets ſein Liebling, ich ſoll ſein Ebenbild ſein, er bildete mich — nicht durch Lehre und Erziehen, ſondern weil er war, und ich neben ihm — aber er wußte ſich nie das Glück zu verſchaffen, als Freund mit ſeinen Kindern zu leben, wonach doch ſein fühlendes Herz ein langes Menſchenleben ſtrebte. Er iſt mir zu ähnlich, und weil er ſeine Fehler in mir erkennt, ſtößt er immer mit Härte gegen mich an."

Zur Stiefmutter, welche einem hochgebildeten und kunſt-

ſinnigen Hauſe entſtammte und mit der edelſten Weiblichkeit geſchmückt war, trat Thereſe bald in ein vertrauliches und freundſchaftliches Verhältniß; aber die Stiefmutter war ſelbſt noch zu jugendlich, um die heranwachſende und frühzeitig ſich ſelbſtändig und eigenartig entwickelnde Tochter erziehen und leiten zu können. Dagegen konnte Thereſe ſich der ganzen geiſtigen Sphäre des Hauſes nicht entziehen, und die dort gepflegten Intereſſen blieben für das ganze Leben auch die ihrigen. Sie gipfelten in Kunſt und Poeſie, zumal in der antiken, und die Namen zweier nahen Freunde Heyne's, Winkelmann und Herder, mögen die verſchiedenen Richtungen andeuten, nach welchen hin ſie ſich bewegte. Strenge Rechtlichkeit, Ehrbarkeit, Ordnungsliebe und Sauberkeit waren in dem ganzen Hausweſen ausgeprägt. Alle religiöſen Fragen ließ man zurücktreten und berührte ſie nur ungern, wie denn Heyne ſelbſt, der nach dem Zeugniß ſeines Schwiegerſohnes und Biographen Heeren ein tiefes religiöſes Bedürfniß gehabt und oft ſtill für ſich in der Bibel und in dem Liederſchatz der evangeliſchen Kirche Erbauung und Troſt geſucht hat, ſo ſehr jedes religiöſe Geſpräch mied, daß ſein ihm ſonſt ſo nahe ſtehender Schwiegerſohn Heeren nicht wußte, wie er zum Dogma ſeiner Kirche geſtanden hat, und ſich keines Geſprächs darüber erinnerte. Thereſe konnte ſich denn auch in den zahlreichen Briefen, in welchen ſie ſich in ſpäteren Jahren über ihre Stellung zu religiöſen Fragen ausſprach, niemals auf Eindrücke und Erfahrungen berufen, welche ſie in dieſer Beziehung im Vaterhauſe geſammelt hatte.

Da das Heyne'ſche Haus der Sammelpunkt für die bedeutendſten Lehrer und Jünger der in der erſten Jugendblüthe ſtehenden Univerſität und für die zahlreichen dorthin pilgernden fremden Gelehrten war, ſo gewöhnte ſie ſich früh daran, ein Bedürfniß nach Umgang mit bedeutenden Leuten zu haben und einen großartigen Maßſtab bei Beurtheilung des geiſtigen Werths ihrer Umgebung anzulegen. Die ſchon erwähnte längere Reiſe mit Blumenbachs hatte ſie auch auswärts mit bedeutenden Menſchen und Dingen in Verkehr gebracht, und ein längerer Aufenthalt an einem kleinen Hofe hatte die Gewandt-

heit und Sicherheit ihres geſellſchaftlichen Auftretens noch gehoben.

So war ſie in ihrem neunzehnten Jahre viel bewundert und auch viel und dringend umworben, als ſie ſich entſchloß, noch ehe ihr Herz irgend geſprochen, eine Wahl zu treffen und dem ſeither nur wenig von ihr geſehenen und gekannten Georg Forſter ihr Jawort zu geben, als dieſer auf dem Wege zum Antritt der ihm in Wilna übertragenen Profeſſur um ſie anhielt. Der zwar unausgeſprochene, aber doch von ihr wahrgenommene dringende Wunſch ihres Vaters — das Verlangen nach größerer Unabhängigkeit — Ehrerbietung vor dem um ſeiner Weltumſegelung und ſeiner wiſſenſchaftlichen Vielſeitigkeit willen geprieſenen und durch lebhaftes, geiſtreiches und gewandtes Weſen ſich auszeichnenden Gelehrten, welcher damals erſt dreißig Jahre alt war — ein wenig Stolz und Ehrgeiz, ſowie die Luſt, die weite Welt zu ſehen, — Alles hatte beſtimmend auf ſie eingewirkt. Aber in den anderthalb Jahren, ehe Forſter ſie heimführen konnte, empfing ihr Herz von anderer Seite einen tiefen, nachhaltigen Eindruck, und ſie begann zu begreifen, daß ſie an Forſter's Seite das höchſte Glück nicht finden werde. Aus Pflichttreue und in wunderbarer Täuſchung über den Charakter von Freundſchaft und Liebe, in welcher ſowohl ſie, als der von ihr in alle Erlebniſſe eingeweihte Forſter befangen war, hielt ſie ihr Jawort aufrecht und folgte ihm in das damals gar unwirthliche Polen. Die Ehe dieſer beiden Menſchen iſt in Geſchichte und Roman des Weiten und Breiten behandelt; es iſt viel halb Wahres oder ganz Falſches darüber in's Publikum gekommen, und es iſt dem Sohne Thereſens dadurch manches bittere Herzeleid gebracht. Aber es iſt auch in dem trefflichen Buch von Clemens Theodor Perthes: „Politiſche Zuſtände und Perſonen in Deutſchland zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft. Gotha, 1862" mit tiefem Verſtändniß und unter ſorgſamer Benutzung aller zugänglich geweſenen Quellen ein wahres und ergreifendes Bild derſelben gegeben worden. Wir haben daſſelbe an dem ungedruckten, uns vorliegenden reichen Briefſchatz prüfen können und müſſen darnach bewundernd anerkennen, mit wie feinem Tact

Perthes einzelne in seinen Quellen nur angedeutete Züge aufzufinden und zusammenzustellen gewußt hat. Nur die eine ihm unbekannt gebliebene Thatsache haben wir hinzuzufügen, daß Therese mit jenem Manne, der ihr während ihres Brautstandes einen tiefen Eindruck gemacht hatte, auf Forster's Dringen den engsten freundschaftlichen Verkehr pflegen und ihn ein Jahr lang täglich sehen mußte. Dadurch war sie in der Ueberzeugung, daß ihrer Ehe das rechte Band fehle, noch um Vieles bestärkt, und es war ihr die Erfüllung der Ansprüche, welche ihre Ehe an sie machte, um Vieles erschwert.

Indem wir diejenigen, welche Näheres zu wissen wünschen, auf das Perthes'sche Buch verweisen, können wir uns auf das Resultat beschränken, daß die Forster'schen Eheleute nach Außen hin weder während ihres dreijährigen Aufenthalts in Wilna, noch während ihres einjährigen Verweilens in Göttingen im Jahre 1787, noch nach der dann erfolgten Berufung Forster's zum kurfürstlichen Bibliothekar in Mainz irgend etwas von einer unter ihnen waltenden Disharmonie verlauten ließen, daß sie auch im Genuß ihrer Häuslichkeit, in der Freude an den ihnen geschenkten Kindern, im Austausch der Erfahrungen ihres beiderseitigen reichen Geisteslebens, in gemeinsamer Arbeit, in gegenseitiger Anerkenntniß ihres hochherzigen und auf das Ideale gerichteten Strebens manches versöhnende Bindeglied gefunden haben, während auf der andern Seite die traurige Jugendzeit Forster's, sein Mangel an Stetigkeit und consequentem Fleiß, seine Unlust, sich nach der Decke zu strecken, und seine dadurch herbeigeführten pecuniären Bedrängnisse, sowie endlich Theresens Unbehagen an der auf ihr liegenden Bürde ihre tiefen Schatten auf die Forster'sche Ehe warfen.

In Mainz genossen sie das Glück, durch zahlreiche bei ihnen einkehrende Fremde von geistiger Bedeutung — wir nennen nur Goethe, Wilhelm von Humboldt, Fr. Jacobi — reiche Anregung und manche Förderung zu erlangen; aber der Mainzer Gesellschaft blieben sie ziemlich fremd und hatten um so mehr das Bedürfniß, einen kleinen Kreis empfänglicher Freunde um sich zu sammeln. Huber hatte von vornherein viele Hoffnungen

auf den Verkehr mit Forſter geſetzt; aber es verging lange Zeit, ehe er ihm näher kommen konnte. Thereſe erzählt in der Einleitung zu L. F. Huber's Werken, daß er damals mancherlei Wunderbares in ſeinem Auftreten gehabt habe, ſo ſein beſtändiges Citiren aus Dichtern und Tragikern, ſein häufiges Antworten durch Verſe und Tiraden, und daß etwas Zwieſpältiges und Zerriſſenes unverkennbar in ihm zu Tage getreten. Sie verräth, daß ſie perſönlich ſich Anfangs von ihm abgeſtoßen fühlte, und daß ein näheres Verhältniß ſich nur dadurch anbahnte, daß Forſter erkannte, wie der junge Mann in Gefahr ſei, in unthätigem, ſchwankendem Sehnen nach einer Verwerthung ſeiner Kräfte zu Grunde zu gehen, und wie ihm nur geholfen werden könne, wenn man ihn zur ernſten Arbeit beſtimme. Er leitete ihn zu geographiſchen und hiſtoriſchen Studien an und ſuchte ihn zur Erweiterung und Vertiefung des Umfangs ſeines Wiſſens zu beſtimmen. Dieſe Kur war nicht vergeblich; Huber genas bald von ſeinen Verirrungen, und es entſtand ein herzlicher und fördernder Verkehr unter beiden Männern, der ſich auch in gemeinſam unternommenen hiſtoriſchen Unterſuchungen und in litterariſchen Unternehmungen bethätigte. Auch Frau Thereſe hatte ihren Antheil an dem Verdienſt um die Geneſung; ſie erzählt ſelbſt, wie ſie es an ſtrenger Rüge kleinlicher Gewohnheiten und geſellſchaftlicher Nachläſſigkeit und an herbem Spott über Unthätigkeit nicht habe fehlen laſſen. Dafür nahm ſie denn auch an dem hergeſtellten Freundſchaftsbündniß ihren beſondern Antheil, und ſie fand bald in dem Verkehr mit Huber alle die Förderung und Ergänzung des eigenen Seins, welche ſie von Forſter vergebens gehofft hatte. Die hereinbrechende franzöſiſche Revolution ſollte auch für das Verhältniß dieſer drei Menſchen eine ſchnelle Kataſtrophe herbeiführen. Forſter, der ariſtokratiſche Gelehrte, welcher dem Treiben des großen Haufens und den Wandlungen der Politik bis dahin völlig fremd geblieben war, aber durch ſeine unſtete Natur zum Mißbehagen mit Amt und ſeitheriger Arbeit verleitet und durch die fortwährenden pecuniären Bedrängniſſe bedrückt und gehemmt war, beſchränkte ſich nicht, wie Huber, auf das blos theoretiſche Stu-

dium der revolutionären Vorgänge und ihrer Urſachen; er ließ ſich nach der Eroberung von Mainz durch die Franzoſen zum unmittelbaren Eingreifen in das kleinliche Treiben der dortigen Revolutionäre verleiten und wurde dann ſchnell von Stufe zu Stufe in den ganzen Revolutionsſtrudel hineingeriſſen. Selbſt vor der Losreißung des Lieblingskindes, des herrlichen Mainz, von der ehrwürdigen Mutter, dem deutſchen Reiche, ſchreckte er nicht zurück; er ging vielmehr als Deputirter nach Paris, um die Aufnahme der Stadt in die franzöſiſche Republik zu betreiben, und trat ſelbſt in die Dienſte des Schreckensregiments.

Huber verblieb ſeiner Natur getreuer; er hatte, ſeitdem er durch den über Mainz ſich ergießenden Schwarm der Emigranten in perſönliche Berührung mit den gewaltigen Ereigniſſen Frankreichs geſetzt war, mit Sorgfalt und Scharfſinn die Naturgeſchichte der Revolution ſtudirt, und wenn er auch dahin gelangte, ihre Berechtigung in mancher Hinſicht anzuerkennen, ſo ließ er es doch bei dieſem Denkproceß bewenden und hielt die Verſuchung zu einem unmittelbaren Eingreifen von ſich ab. Seine diplomatiſche Stellung führte ihn ohnehin aus Mainz fort, ehe mit der franzöſiſchen Occupation das Treiben des Jacobinerclubs begann, und wenn ihn auch ſein nahes Verhältniß zu dem bald in ganz Deutſchland als abtrünniger Revolutionär verrufenen Forſter und ein unvorſichtiger Beſuch, welchen er von Frankfurt aus in dem ſchon von den Franzoſen beſetzten Mainz machte, bei ſeiner Regierung einigermaßen discreditirte, ſo hatte er doch die Brücke nicht hinter ſich abgebrochen, und er war noch immer in der Lage, ſeinen politiſchen Credit wiederherſtellen zu können.

Thereſe ſtand zwiſchen beiden Männern; ſie theilte mit ihnen das lebhafte Intereſſe an den gewaltigen Ereigniſſen und konnte mit Forſter im Enthuſiasmus über die großartigen Thaten der franzöſiſchen Nation die eigene Zugehörigkeit zu Deutſchland vergeſſen; aber es war für ſie, wie für Huber, die unmittelbare Berührung mit dem großen Haufen und das Clubgetreibe durchaus antipathiſch.

Auf die endliche Gestaltung ihres gegenseitigen Verhältnisses war ein ihnen Allen nahestehender Jüngling von nicht geringem Einfluß. Thomas Brand (der jüngere Lord Dacre), Sohn eines vornehmen englischen Hauses und etwa achtzehn Jahre alt, hatte seit einiger Zeit in Mainz als Forster's Hausgenosse und unter dessen Aufsicht Studien über fremde Länder und Völker gemacht. Therese schrieb später an ihren Sohn über ihn: „In ihm war wohl alles Schöne der englischen Nationalität auserlesen und vereinigt, und dabei war er ganz national, sittlich, stolz, muthig, bescheiden, enthaltsam in allem Genuß, treu und seinen Freunden geweiht". Er hatte sich seinem Lehrer Forster von Herzen zugewandt und blieb in dem allgemeinen Sturm besonnen genug, um zu übersehen, daß Forster sich durch seine Betheiligung an der Revolution der Möglichkeit entschlage, seiner Familie eine würdige Existenz zu bieten. Vergeblich versuchte er, Forster von seiner gefährlichen Bahn abzuleiten, indem er in ihn drang, ihn als sein Mentor auf einige Jahre nach Italien zu begleiten. Als dies fehlgeschlagen war, wollte er wenigstens Therese vor der unziemlichen Lage schützen, in welche sie bei einer Eroberung von Mainz durch die Deutschen als Gattin Forster's gerathen konnte, und durch sein dringendes und festes Auftreten setzte er es durch, daß er sie und ihre drei kleinen Kinder wenigstens nach Straßburg bringen durfte, wo er sie einem mit Forster durch politische Sympathieen verbündeten Hause übergab. Therese meinte, es handle sich nur um eine kurze Abwesenheit von Mainz, welche durch das baldige Vordringen der Revolutionsarmeen ihr schnelles Ende finden werde, und sie versäumte es daher, sich für eine längere Abwesenheit auszurüsten und ihre Habe in Sicherheit zu bringen. Aber der Aufenthalt in Straßburg bot zu viele Schattenseiten, zumal sie von Geldmitteln entblößt war, und sie mußte daher die Einladung der ihrem elterlichen Hause und ihr selbst von Göttingen her befreundeten Familie von Rougemont in Neuenburg in der Schweiz dankbar annehmen und aus dem der Schreckensherrschaft mehr und mehr verfallenden Straßburg unter nicht geringen Gefahren in das Stillleben der kleinen, sicheren Stadt flüchten.

Die räumliche Trennung vergrößerte die Entfremdung unter den Eheleuten. Forſter ſah ſich mehr und mehr in den Revolutionsſtrudel hineingezogen; er fühlte die Verpflichtung zur Fürſorge für Frau und Kinder nur als eine drückende Laſt, welche ihn an der Entfaltung ſeiner hohen politiſchen Pläne hindere, und er willigte deshalb darein, daß Huber ſtatt ſeiner in dieſe Verpflichtung eintrete, auf die Gefahr hin, daß daraus eine vollſtändige Verſchiebung des ganzen Verhältniſſes erwachſe. Er erkannte, daß er das häusliche Glück verſcherzt habe, — aber die Trauer um dieſes Glück und eine tiefe Sehnſucht nach dem ihm durch eigene Schuld verſagten häuslichen Frieden, verbunden mit dem herzlichſten Wohlwollen für ſeine Frau und für Huber, verließ ihn nicht bis zu ſeinem am 12. Januar 1794 in Paris erfolgten einſamen Tode.*)

Für Huber entſtand aus der Verpflichtung, welche er in Betreff der Familie des damals in ganz Deutſchland verrufenen Forſter eingegangen war, die Nothwendigkeit, mit ſeiner ganzen Vergangenheit zu brechen. Er löſte in nächſter Zeit alle Bande, welche ihn an Dresden knüpften, und war muthig genug, die eigene und die Exiſtenz derer, die ihm jetzt angehören ſollten, lediglich an den Ertrag ſeiner Feder zu knüpfen. Er ging im

---

*) Durch die 1871 von G. Waitz bewirkte Herausgabe des Briefwechſels von Frau Böhmer-Schlegel-Schelling (unter dem Titel: Caroline) ſind dieſe Vorgänge von Neuem in den Vordergrund getreten, und zahlreiche Journale haben daraus Veranlaſſung genommen, die beiden Jugendfreundinnen, Caroline Böhmer und Thereſe Huber, einander gegenüberzuſtellen und den beiderſeitigen Werth abzuwägen. Wir müſſen aber Proteſt einlegen, wenn man hierbei Carolinens oder Meyer's gelegentliche Aeußerungen über Thereſe als Beweisſtücke gegen ſie gelten läßt; Caroline macht ſelbſt kein Hehl daraus, daß ihr Verhältniß zu Forſter ein zweideutiges war, und ihr Urtheil iſt daher ſo wenig unbefangen, wie das Urtheil Meyer's, des früheren Verehrers Thereſens. Will man beide Frauen mit einander vergleichen, ſo möge man vor Allem die Stellung nicht außer Augen laſſen, die beide in ihrem Verhältniß als Mutter ihren Kindern gegenüber einnehmen; man vergleiche die von G. Waitz mitgetheilten Briefe, welche Caroline an oder über ihre Tochter ſchrieb, mit den Briefen Thereſens an ihren Sohn, welche wir in den folgenden Blättern mittheilen werden. Wie viel würdiger erſcheint Thereſe dann!

Frühjahr 1793 ebenfalls nach Neuenburg und führte dort seinen besondern Haushalt, bis nach dem Tode Forster's die bis dahin mit Thereſe beſtehende geiſtige Gemeinſchaft zu einer rechten und im vollſten Maße glücklichen Ehe wurde.

Neuenburg mußten ſie ſchon 1794 verlaſſen, als alle Emigranten von dort ausgewieſen wurden. Sie zogen nach Bôle, einem nicht zu entfernt gelegenen kleinen Ort am Abhange des Jura, wo ſie bis zum Jahre 1798 verblieben. Es war ein arbeits- und ſorgenvolles, knappes und unſicheres Leben, was ſie führten, aber dennoch dachte Thereſe in ihren ſpäteren, günſtigeren Verhältniſſen immer nur wie an eine ſchöne Idylle an jene in Bôle verlebten Jahre zurück. Sie hatte nicht Worte genug, um die kindliche Heiterkeit und Freudigkeit zu rühmen, mit der Huber ſich in dies Leben gefunden hatte. Er gab eine politiſche Zeitſchrift heraus: „Friedenspräliminarien", welche von genauer Kenntniß der Verhältniſſe und verſtändigem Sinne zeugte. Später wirkte er an der „Clio" und an den „Humaniora" mit. Er fertigte Ueberſetzungen, ſchrieb über allerlei wiſſenſchaftliche Dinge und übte vor Allem an franzöſiſcher und deutſcher Litteratur ſeine hervorragende und mehr und mehr zur Geltung kommende Gabe der Kritik. Als einer der bedeutendſten oder als der bedeutendſte Kritiker aus der Zeit unſerer claſſiſchen Litteraturperiode iſt er noch jüngſt in einem auf gründlichen Studien beruhenden Aufſatz der Grenzboten (Jahrgang 18, Nr. 20 und 21, 1859) gefeiert worden. Wenn ihm dort auch ein Theil von den unter ſeinem Namen erſchienenen Erzählungen zugeſchrieben wird, ſo müſſen wir dies auf Grund der uns zugänglich geweſenen Briefe berichtigen. Die Erzählungen ſtammen vielmehr alle aus Thereſens Feder, welche ſpäter (4. 7. 1805) die Geſchichte derſelben einem Freunde in folgender Weiſe erzählte: „Wir waren arm. — Ich verſuchte heimlich, Louvet's divorce necessaire zu überſetzen. Huber las, ſchüttelte den Kopf, ſtrich von einem Ende zum andern. Ich weinte — überſetzte wieder und wieder und lernte es. Das Buch war zu Ende und ich fand es intereſſant, Louvet fortzuſetzen, — ich componirte ein Ende zu dem divorce necessaire. Huber freute ſich — es iſt

am Ende der Ueberſetzung gedruckt. Ich dachte viel an Forſter; ich dachte ihn in vielen Lagen und ſchrieb die Reiſe nach Neuholland, das heißt, ich ſchrieb au courant de la plume, was meine damals reiche Einbildungskraft angab; dann ordnete Huber, beſchnitt, ſtyliſirte. Nun fühlte ich die Fähigkeit, meines Mannes Opfer zu erleichtern. Ich hatte nacheinander ſechs Kinder, die ich pflegte und ſtillte, — fünf waren kränklich — kein Schneider, keine Nähterin betrat mein Haus; von Nichts gelangten wir zu vollen Schränken und Kiſten an Wäſche und Betten, lebten artig, gingen ſtets mit der beſten Geſellſchaft um, waren überall gewünſcht. In den Nachtſtunden an meiner Kinder Wiege, an Huber's Krankenbett, — mehr wie einmal mit dem ſäugenden Kind an der Bruſt, — ſo ward ich Verfaſſerin der Erzählungen. Huber ſagte in Leipzig voriges Jahr zu Carus: Sie und ich ſind ſo vereint, daß wir nicht mehr entſcheiden können, weſſen Geiſt ſich in den Arbeiten ausdrückt. Und ſo war es".

Bald darauf (19. 8. 1805) ſchrieb ſie: „Was Huber's Antheil an meiner Arbeit war? Das iſt ein metaphyſiſches Geheimniß. Was der Stengel der Blume iſt, was die Luft dem Athmen, was die Wärme dem Sonnenſtrahl! Wir lebten, darum erdachte ich das, — wir lebten, darum ward es das. Er war Autor, ſowie ich Herr ſeiner Einnahme war, Niemand erörterte das".

Als die Wogen der Revolution ſich auch über die Schweiz ergoſſen, ward für Huber der dortige Aufenthalt verleidet, zumal der zum Erwerb unentbehrliche Verkehr mit den deutſchen Buchhändlern oft geſtört war. Er folgte daher gern dem Antrage Cotta's und zog 1798 nach Tübingen, um dort an der Redaction der Zeitſchrift Weltkunde, aus der ſpäter die Augsburger Allgemeine Zeitung wurde, Theil zu nehmen. Bald wurde ihm die alleinige Redaction übertragen; er mußte aber auch noch in demſelben Jahre wieder einen Umzug vornehmen, weil die Verlegung der Zeitung nach Stuttgart von der Regierung befohlen wurde. Im Herbſt 1803 wurde die Zeitung durch ein Machtwort unterdrückt, und ſo mußte Huber wieder

den Wanderstab ergreifen. Nach Monatsfrist erschien die Zeitung wieder, diesmal mit kurfürstlich bayerischem Privilegium in Ulm, wo Huber einen Winter, getrennt von seiner in Stuttgart zurückgebliebenen Familie, verbringen mußte. Es wurde ihm aber in dieser Zeit die große Freude, seiner Gattin melden zu können, daß er als Landesdirectionsrath der bayerischen Provinz Schwaben in der Section des Schulwesens mit tausend Gulden Gehalt und mit Anrecht auf eine Pension für seine Wittwe angestellt sei, mit der ausdrücklichen Erlaubniß, die Redaction der Allgemeinen Zeitung fortzusetzen. Auch der persönliche Adel war ihm damit zu Theil geworden.

Aber er sollte der Behaglichkeit der Verhältnisse, in die er nunmehr eingetreten war, nur noch sehr kurze Zeit froh werden. Im Herbst 1804 machte er eine Reise in seine alte Heimath Leipzig, um den Nachlaß seines kurz zuvor gestorbenen Vaters zu ordnen, und besuchte Göttingen, um sich seinem Schwiegervater vorzustellen, dem er bis dahin nur einmal, und zwar vor seiner Verbindung mit Therese, an einer Wirthstafel begegnet war. Ueber diesen Besuch liegt uns ein Bericht eines urtheilsfähigen und wahrheitsliebenden Historikers vor, der uns ein Bild Huber's aus diesen seinen letzten Lebenstagen giebt. Heeren sagt in der Biographie Heyne's von ihm: „Der blühende kraftvolle Mann (nicht leicht sah man mehr Feinheit und Anmuth mit so viel Männlichkeit gepaart) gewann in den wenigen Tagen, die er hier war, sich die Liebe aller seiner Angehörigen, vorzüglich aber Heyne's. Seine Liebenswürdigkeit, seine immer geistvolle Unterhaltung entzückten ihn. Er verließ uns, dem Anschein nach vollkommen gesund, langte glücklich in Ulm bei den Seinigen an, und wenige Wochen nachher, am letzten Tage des Jahres, kam die Trauerpost — er sei nicht mehr. Ein Fehler an der Lunge, von dem es selbst den Aerzten ein Räthsel war, wie er so lange ohne Folgen hatte bleiben können, hatte diese auf einmal tödtlich entwickelt".

Ferdinand Huber starb in der Weihnachtsnacht 1804 — im einundvierzigsten Jahre. Bei seinem Tode lebten von Forster's

Kindern noch zwei Töchter, Thereſe und Claire, von denen die letztere ſich kurz vorher mit einem Schweizer Forſtmann, von Greyerz, verlobt hatte. Von den ſechs eigenen Kindern Huber's überlebten den Vater nur zwei: die damals neunjährige Louiſe und das jüngſte Kind, unſer Victor Aimé Huber, welcher am 10. März 1800 in Stuttgart geboren war.

II.

Erſte Jugendeindrücke.

Stuttgart. Ulm. Stoffenried. 1800 bis 1806.

Thereſe Huber hat nicht nur Vieles für die Oeffentlichkeit geſchrieben; ſie war daneben auch eine ſehr fleißige Briefſtellerin, der es ein nothwendiges Bedürfniß war, von ihrem äußeren und inneren Leben, von ihren Hoffnungen und Enttäuſchungen, von ihren Beobachtungen und Erfahrungen an gleichgeſtimmte Freunde ausführlich zu berichten. Das Schreiben von Briefen, in denen ſie ihre eigenſten, innerſten Gedanken darlegte, war ihr Erholung und Genuß, während ihr das Schreiben für die Oeffentlichkeit eine peinliche Arbeit blieb, der ſie ſich nur um des Erwerbes willen unterziehen zu müſſen glaubte. „Mir iſt das Gedruckt-ſein immer ein beunruhigendes, ſchmerzliches, demüthigendes Gefühl. Es ziemt dem Weibe nicht" — ſo ſchrieb ſie ihrem Vater (4. 10. 1810). Neben den vielen Anſprüchen, welche die litterariſche Thätigkeit an ſie machte, und neben den vielen häuslichen Geſchäften, denen ſie mit beſonderer Freude oblag, und neben der wenigſtens zeitweilig von ihr gerne gepflegten Geſelligkeit hat ſie immer noch für eine ausgebreitete und oft ſehr ausführliche Correſpondenz Zeit gefunden. Es war damals noch die Zeit, in welcher die der Poſt anvertrauten Briefe nicht nur langſam reiſten, ſondern auch oft genug mit ſchweren Portozahlungen von den Empfängern eingelöſt werden mußten, da die Abſender nur bis zur Grenze ihres Landes hatten frankiren können. Unwillkürlich wirkte dies aber auf den ganzen Ton der

Briefe ein; man war von vornherein bedacht, dem Empfänger eine Entschädigung zu gewähren, und sie wurden dadurch viel reicher an stofflichem Inhalt, als solcher heutigen Tages durchschnittlich in Briefen zu finden sein wird. Man war sich des Eindrucks bewußt, welchen ein so lang erwarteter und so theuer bezahlter und demnächst als form- und inhaltslos befundener Brief machen mußte. Dazu kam, daß damals der briefliche Verkehr das einzige geistige Bindeglied in zahlreichen Fällen war, in welchen jetzt die leichten Communicationsmittel ein persönliches Beisammensein ermöglichen. Wer heutigen Tags das Bedürfniß zu einem erschöpfenden und herzlichen Gedankenaustausch einem nahen Freunde gegenüber hat, weiß viel öfter eine persönliche Zusammenkunft herbeizuführen, oder hofft wenigstens auf eine solche und beschränkt die täglich oder mehrmals am Tage mögliche Correspondenz auf die laufenden Geschäfte, auf Aphorismen und auf kurze Notizen. Briefe der heutigen Zeit werden später nur sehr ausnahmsweise eine solche Ausbeute für die genaue Kenntniß der gewesenen Zustände bieten, wie die Briefe, welche vor zwei Menschenaltern entstanden sind.

Dies gilt auch von dem reichen Schatz von Briefen, welcher von Therese Huber aufbewahrt ist. Es giebt fast keine Seite ihres inneren und äußeren Lebens, welche nicht ausführlich darin besprochen wäre. Oft genug läßt sich zwar nicht verkennen, daß sie unter dem Drang der mannigfachen Geschäfte, mitunter in überstürzender Hast entstanden sind, und es bedarf nicht der mitunter von ihr auf den Umschlag geschriebenen Bemerkung: „Ich habe keine Zeit zum nochmaligen Durchlesen", um sich von der fliegenden Eile zu überzeugen, in welcher sie geschrieben sind. Man muß oft des Wortes eingedenk sein, welches sie (17. 4. 1816) einem Freunde schrieb: „Gewöhnen Sie sich nur an meinen Ausdruck, der durch Lebhaftigkeit und Geschäftsdrang immer überstolpert". Man hat dafür aber auch die Genugthuung, ein gar unmittelbares und vollständiges Bild ihres Seins und Wollens zu erhalten.

Diesem Briefschatz verdanken wir es denn auch, daß wir von den ersten Jugendjahren V. A. Huber's mehr Auskunft

geben können, als es ſonſt den Biographen von Gelehrten mög-lich zu ſein pflegt.

Wir erfahren aus dieſen Briefen vor Allem, daß Thereſe es mit ihren Mutterpflichten nicht leicht nahm und der mütter-lichen Erziehung einen ſehr großen Werth beilegte. Sie, welche ſelbſt neunmal Mutter geworden war und alſo aus Erfahrung ſprechen konnte, wiederholt oft den Satz: die Erziehung muß ſchon in der Stunde der Geburt beginnen, und den Kindern braucht keine Jämmerlichkeit abgewöhnt zu werden, welche ihnen nicht zuvor durch Schuld der Eltern angewöhnt iſt. Alles Böſe iſt ihrer Meinung nach von Außen in die Kinder hineingetragen. Sie iſt ſtolz darauf, daß ihre Kinder ſehr früh einen gewiſſen Grad von Unabhängigkeit gewinnen, nicht auf dem Arm ge-tragen zu werden begehren, Stunden lang in ſtillem Spiel neben ihrem Arbeitstiſch ſitzen und jede ihnen zuträgliche Nah-rung nehmen. „Keins meiner Kinder hat je Schläge bekommen," ſchrieb ſie kurz vor ihrem Ende, „aber wenn ich mich räusperte, verließ es das Unrecht, wohin es auf dem Wege war. Sechs Gebote und ſechs Verbote thaten es; dieſe waren aber unwider-ruflich, und außer dieſen herrſchte vollkommene Freiheit, nie Zorn, nie ein lautes Wort. Aimé's härteſte Strafe bis Ende ſeines ſechſten Jahres war, daß ich ihn Vous und Monsieur hieß, — ich erinnere mich, daß er Stunden lang von Schmerz glühend um mich her ging und ungeheure Tugend übte, dann endlich bittend vor mich trat: N'est ce pas — je ne suis plus un Monsieur?" Als ihr Mann im October 1804 in Leipzig war, ſchrieb ſie ihm — es mag wohl der letzte Brief an den bald darauf abgerufenen Gatten geweſen ſein: „Aimé hat Deinen Brief gleich geküßt, und ſich expreß vorbehalten, dieſen auch zu küſſen. Er iſt ſehr gut, und mein Abſolutſein thut ihm recht gut. Er hat ſich ein paar Mal gefügt, weil ich ihn erinnerte, daß ich ihn habe zwingen können. Dabei iſt er ſo komiſch luſtig, wie möglich."

Das Bild eines kräftigen, geſunden, gutmüthigen Knaben tritt uns aus allen den kleinen Zügen hervor, welche von Aimé hier und da in den Briefen der Mutter eingeſtreut ſind. Die

Sprache seiner ersten Kindheit ist darnach die französische gewesen. Sein Vater hatte auch mit seinen Eltern, schon um der Pariser Mutter willen, französisch geredet; für ihn war es also nichts Fremdartiges gewesen, wenn in seinem Hause die französische Sprache zur Herzenssprache wurde. Thereſe versichert zwar einmal, daß sie herzlich schlecht französisch spreche, — aber seit sie sich der Revolution geistig verbunden fühlte, und seitdem ihr Bewußtsein der Zugehörigkeit zum deutschen Volke erlahmt war, um nie wieder recht zu erstarken, seitdem scheint sie auch kein ernstes Bedenken gehabt zu haben, ihre Kinder zu Franzosen werden zu lassen. Dazu kam, daß sie lange Zeit in der französischen Schweiz in sehr beschränkten Verhältnissen und in engem Verkehr mit den ländlichen Nachbarn lebten, so daß das tägliche Leben schon die Nöthigung für die Kinder enthielt, Französisch zu lernen. Das einzige entschieden deutsche Element scheint lange Zeit die alte Liſe gewesen zu sein, eine alte Magd, welche die Familie aus Mainz nach der Schweiz begleitet hatte und ihr dann nach Tübingen, Stuttgart und Ulm folgte, um später in das Haus des Schwiegersohnes, von Greyerz, überzugehen. Mit der ältesten Tochter, welche früh von Haus kam, correspondirte die Mutter Jahrzehnte hindurch nur französisch. Im Uebrigen aber scheint nach der Rückkehr nach Deutschland die heimische Nationalität ihre Ansprüche allmählich geltend gemacht zu haben, und Aimé hat so früh die deutsche Sprache zu seiner eigentlichen Herzens- und Gefühlssprache gemacht, daß er sich dessen kaum bewußt war, daß er als Kind zuerst französisch gesprochen hat. Als von einer seiner früheſten Jugenderinnerungen pflegte er zu erzählen, daß er schon als Kind als Dolmetscher habe dienen müssen, um zwischen den französischen Soldaten und den Bauern, bei welchen sie einquartiert gewesen, Verständigung herbeizuführen. Er erinnerte sich, daß ihn französische Soldaten auf den Arm genommen hatten, und daß er in schreienden und streitenden Versammlungen habe übersetzen und schlichten müssen. Es muß dies in den Tagen der Ulmer Capitulation, im October 1805, gewesen sein.

Ein wichtiges Erziehungsmittel der Mutter war das Er-

zählen. Sie ſchrieb darüber 1807 an Fellenberg: „Ich habe meinen Kindern immer viel erzählt, habe viele hundert kleine Geſchichten aus dem Stegreif erzählt, in denen ich zum öfteren ſie ſelbſt darſtellte, ihre Fehler auftreten ließ und ihnen Tugenden, die ihnen ſchwer wurden, liebenswürdig machte. Außer dieſen ſelbſterſonnenen Geſchichten, — von denen Aimé gewiß noch die von dem Jägersſohn kennt, der ſeinen Vater von einem Bären rettete, — erzählte oder las ich ihnen Tauſend und eine Nacht und Kindermärchen, je kindiſcher, je lieber — nie empfindſame, aber ohne Furcht abenteuerliche, wenn ſie nur luſtig und unſchuldig waren. Meine Hauptquellen waren aber griechiſche und römiſche Mythen, ſo weit ſie die Heroen betrafen, Hercules, Jaſon, Theſeus, die Fabeln (oder die Geſchichte) Homer's und griechiſche und römiſche Geſchichte, ſo weit ich ſie verſtändlich erzählen konnte (ich mied es immer, in dem Kinde durch halbes Ahnenlaſſen von ſinnlichen Leidenſchaften Neugier zu erwecken). Ich war mir wohl bewußt, was ich mit dieſem Erzählen erreichen wollte, — frühe Theilnahme an großen Thaten, frühen Entſchluß, ſtandhaft gegen das Schickſal zu kämpfen, ſich für Andere zu opfern, ſein kleines Ich im Vergleich allgemeinen Unglücks und im Vergleich mit der Geſchichte der Welt zu vergeſſen. Ob ich auf dieſer Bahn dem Ziele etwas näher kam? — Ja, ich nahm wahr, daß meine Bemühungen eine heilſame Folge hatten. Meine älteren Kinder ertrugen ſchon Unglück mit Stille und Ergebung; ſie ſahen ſchon im zarten Alter den Tod in ſeiner ganzen zerſtörenden Macht und gaben ihm ohne Empörung ſeine Beute. Himmliſcher Sinn glänzte in ihrem Kinderauge durch die Thränen, wenn ich ſie erinnerte, wie viel ſchrecklicher das Glück Anderer zerſtört ſei, wie viel mehr Kräfte uns noch blieben, wie Anderen. Und Aimé? Ja gewiß, mein Freund, er fand ſchon oft in ſich die Nothwendigkeit zu ertragen, weil die Männer mit den erhabenen Namen, von denen ich ihm erzählte, ertragen hatten, um ſo groß zu werden, wie ich ſie ſchilderte. Das war alſo mein Zweck und das meine Mittel, die ich anwendete, bis die Kinder leſen konnten. Dann gab ich ihnen Plutarch und erzählte ihnen nach Herodot, und ſie laſen manchen

alten Tragiker neben dem classischen Homer, und ganz ohne einen Anstrich von Pedanterie ist die kleine Greyerz" (ihre damals siebzehnjährige, schon verheirathete Tochter) „nicht froher, als wenn sie wieder die kindlichen Klagen der Iphigenia zum hundertsten Male mit Thränen liest. Wie oft hat nicht Aimé seine ungeheure Naschhaftigkeit bezähmt, wenn ich ihn an Marc Anton erinnerte, den seiner Ansicht nach Kleopatra mit Chocolate und Zuckerwerk verdarb, so daß ihn endlich sein Heer verachtete und er dem Feinde nicht mehr stand."

In ähnlicher Weise schrieb sie einem Schwager (1. 4. 1805): „Jetzt eben war ich eine Stunde mit meinem" (damals fünfjährigen) „Aimé allein. Er hatte einen Theil von Heyne's Virgil, — wenn Sie hörten, mit welchem kindlichen Feuer er die Mythen auffaßt, wie ihm bei Ceres' Aufsuchen der Tochter Thränen in die Augen kommen, wie sie bei den Kämpfen des Hercules Feuer sprühen, — und dann erzählt er es seinen Kameraden am andern Tage haarklein wieder!"

Daß sie auch die heilige Geschichte oder irgend einen in der Bibel enthaltenen Erzählungsstoff für ihre Kinder benutzt habe, das wird nie von ihr erwähnt, — sie scheint im Gegentheil absichtlich jede Berührung desselben vermieden zu haben. Das classische Alterthum stand ihrem Herzen viel näher. Sie konnte einem Freunde schreiben (31. 4. 1805): „Seit meinem achtzehnten Jahre trug ich den guten kindlichen Marc Aurel im Grunde meines Herzens als das höchste Moralische, was ich kannte; aber bis meine Töchter in das Alter kamen, wo ihre bürgerliche Lage ihnen ein Religionsbekenntniß auflegte, hatte ich ihn nur in Beziehung auf mich lieb. Wie die Mädchen endlich das christliche Dogma, die Offenbarung als Glaubenslehre, lernen mußten, ward ich sehr verlegen, wie ich die Offenheit gegen das Beste ohne Etikette einer Secte bei ihnen erhalten könnte. Da fiel mir Dacier's alter Marc Aurel wieder in die Hände; ich interpretirte ihnen einen Tag das Evangelium, einen Tag Marc Aurel, während sie Zoroaster und Confucius durch Geschwätz und Märchen kennen lernten. Aus dem Allen entstand das einfachste Resultat, Gott ist überall der Trost der

bedrängten Menschheit, Tugend überall ihr Bedürfniß und das Böse allein Unglück. Seitdem habe ich den alten Marc Aurel immer um mich."

Das Christenthum war ihr nur eine der verschiedenen Formen, in welche die ewige Wahrheit: „Gott und Unsterblichkeit" eingekleidet sei, — und es war diejenige Form, die sie als eine ihrer Individualität nicht zusagende behandelte. Der christliche Glaube scheint ihr niemals in seiner vollen Tiefe innerlich nahe getreten zu sein. Ihr erster Gatte, Forster, hatte vor seiner Verheirathung eine Zeit großer religiöser Erregung durchlebt, die aber in Folge seiner Verbindung mit dem Rosenkreuzerorden zu einem krankhaften Mysticismus ward und dann ein jähes Ende gefunden hatte. Thereſe konnte ſich jener Glaubenszeit nicht erinnern, ohne mit Widerwillen an ſeine Verirrungen zu denken, und ſuchte daher Beides zu vergeſſen. An ihrem zweiten Gatten rühmt ſie in deſſen Lebensbeſchreibung ſeine ihm angeborene Freiheit von allem Dogma. Sie ſagt, daraus habe ſich die reinſte, demüthigſte Toleranz entwickelt. „Er legte keiner Meinung über Gegenſtände der Art etwas in den Weg; er ſah gleichſam jede wie einen Zweig des Wiſſens an, der ihm unbekannt ſei, der ihn nicht intereſſire, den er aber als Wiſſen ſogar einigermaßen verehrte." Erſt kurz vor ſeinem Ende und in Folge des Todes eines Lieblingskindes ſei ihm der Gedanke an ein Fortleben und an ein Wiederſehen nach dem Tode nahe getreten. „Reue kannte er nie," ſchrieb ſie, „über keine Handlung ſeines Lebens, er ſah von einer jeden die Folge, als Lohn oder Strafe, mit Ruhe über ſich ergehen, und ich ſah ihn noch nach zehn Jahren des Verluſtes eines Freundes, den eine Zuſammenkettung der Umſtände von ihm riß, mit ſanftem Herzen gedenken; ich mußte ſo handeln, ſagte er, ich habe dafür gelitten, habe dadurch verloren, das mußte ſein, denn ich hatte ein Unrecht bei der Sache."

In entſprechender Weiſe ſchrieb ſie ihrem Vater über ihre eigenen religiöſen Empfindungen (25. 4. 1808): „Ich irrte oft und kann in Zukunft noch irren, aber ſo wie kein Augenblick der Vergangenheit meine Seele betrübt, ſo ſoll keine Zukunft ſie er-

ſchrecken. Ich wollte ſtets gut ſein, und der Geiſt der Liebe wich nie von mir; denn ich ſuchte ihn auch in meinem Irrthum. Heiter und ſanft beweine ich meine Todten, und ſehnend und zuverſichtlich erwarte ich meine Vereinigung mit ihnen; wo ſie ſei, wie ſie ſei, — uns faßt eine Welt voll Liebe. Nur auf dem Weg, den ich ging, konnte ich nach der Erkenntniß ſtreben, die mir frommte; auf jedem Schritt fühlte ich das, und jeder machte mich eifriger, Gutes zu thun. Ob ich jetzt weiſe bin? — frage ich nie; daß ich täglich beſſer zu werden ſtrebe, iſt die Beruhigung meiner Tage. Gott erkennen, nachahmen, denken — in der ganzen Natur, in der Geſchichte, in jeder Handlung des Lebens, das iſt meine Bemühung und mein Glück. Ich ſage: Gott — denn dann verſteht mich jeder vernünftige Menſch, und Sie werden mich verſtehen, ohne zu fürchten, daß mein ewig junges Herz mich zur Andächtelei hinreiße. Für mich iſt Erkenntniß — Religion, und die Wiſſenſchaft iſt mir die Erlernung unſerer Würde und unſerer Beſtimmung als Menſchen. Fürchten Sie keine Ueberſpannung, wenn ich mit vollem Herzen ſchreibe."

Als Aimé in ſein fünftes Lebensjahr eingetreten war, nahm der Tod ihm ſchon ſeine geliebteſte Spielgefährtin, ſeine um ein Jahr ältere Schweſter, Adele, die nach der Schilderung der Mutter ein beſonders begabtes, frühreifes und tief empfindendes Kind geweſen iſt. „Ihr Bruder Aimé war ihr Abgott," heißt es in einem Brief (17. 2. 1805), „für ihn trug ſie Alles, ihm opferte ſie Alles; als Kind von vier Jahren drückte ſie den nicht dreijährigen an die Wand und ſtellte ſich vor ihn, um eine anlaufende Kuh abzuwehren."

Wenige Monate ſpäter ſtand der Knabe am Grabe ſeines Vaters. Er war natürlich zu jung, um die Schwere ſeines Verluſtes faſſen und dauernd fühlen zu können. Vier Monate ſpäter ſchrieb die Mutter von ihm: „Er lebt im Andenken an ſeinen Vater! heut fragte ich ihn, ob er noch die Plätze wiſſe, wo der Vater geſeſſen, geſchrieben, und wo er geſchlafen habe? Da lief er zum Sopha und ſtreckte ſeine Arme über ihn aus und küßte innig das Todeslager, — aber nicht mit Thränen, — er

ſagte heiter und feſt: je le reverrai. Ach, die Kindheit hat kein Maß für das ſchleppende Leben, dem das Glück entfloh!"

Nachhaltiger und tiefer war natürlich der indirecte Einfluß, den dieſer Trauerfall auf ſeine Entwicklung übte, — ſchon dadurch, daß er ihm die Leitung durch den Vater nahm und ſeiner Mutter neue und ſchwere Bürden auferlegte. So ſchmerzlich es war, daß die Familie des behaglichen und geſicherten Zuſtandes, in welchen ſie durch des Vaters Anſtellung im Staatsdienſt verſetzt war, nur ſo kurze Zeit froh ſein ſollte, ſo wohlthätig war der erſt wenige Monate zuvor erlangte Anſpruch auf eine, allerdings geringe, Penſion für die Wittwe und auf Beihülfen zur Erziehung der Kinder. Einige Zeit ſchien es freilich, als nehme man an der kurzen Dienſtzeit Anſtoß, um ſolche Rechte anerkennen zu können, — aber die Familie fand einflußreiche Vertreter, und die Gefahr ward beſeitigt. Ein kleines Capital ward aus dem Nachlaß des alten Huber in Leipzig gelöſt, und die Familie war daher gegen die eigentliche Noth geſichert. Aber wollte ſie einigermaßen höhere Anſprüche an das Leben machen, und ſollten die Mittel für eine beſſere Erziehung des Sohnes beſchafft werden, ſo durfte die Mutter die Schriftſtellerei nicht aufgeben. Und gerade dieſe wurde ihr jetzt, als ſie vereinſamt war, doppelt ſchwer. Schon daß ſie ſich nicht mehr, wie ſeither, hinter den Namen ihres Mannes bergen konnte, und daß ſie ſelbſt mit Buchhändlern über Verlag und Honorar verhandeln mußte, däuchte ihr Anfangs als eine unendlich ſchwere Bürde. Und dann fehlte ihr die leitende und fühlende Hand bei jeder Zeile, die ſie ſchrieb. „Ach dieſes Gefühl, Niemand zu haben, der mich leitet, mich zurechtweiſt!" ſchrieb ſie (25. 2. 1807) an Haug. „Das zu Gedehnte, welches die Recenſenten an mir tadeln, fühle ich ſehr lebhaft. Huber wußte, woher es kam, und drückte dann mit einem Pinſelſtrich das aus, was ich mit Fernen hatte darſtellen wollen, und was unentbehrlich war. Wie verhaßt mir meine Schreiberei iſt, wie traurig verhaßt! Sagen Sie mir, Haug, wenn Sie die Wege gehen, wo Sie Ihren ſeligen Guſtav führten, wenn Sie an dem Roſenſtrauch ſtehen, neben dem er ſaß, wenn Sie die Trauben pflücken, nach denen ſeine arme,

kranke Hand ſich ausſtreckte, iſt da nicht Ihr Herz weh — weh? Und ſo iſt's mir im Schreiben. Denn da war ich am innigſten, kindlichſten mit ihm." Jahre bedurfte es, ehe ſie ſelbſtgewiß und muthvoll ihre Arbeiten dem Publikum vorlegen konnte.

Aber ihr Mann war nicht blos ihr Mentor bei der Schriftſtellerei geweſen; er war ihre Stütze in allen Beziehungen des Lebens, in ihm hatte ſie Ergänzung ihres Weſens, Mäßigung ihrer oft allzu lebhaften Gefühle und Erquickung nach allen Mühen gefunden, wie nie vorher und nie nachher. Möge eins der vielen in ihren Briefen bewahrten Zeugniſſe hier Platz finden. Sie ſchrieb (31. 8. 1805): „Sehen Sie, mein Freund, das iſt das Ende eines trüben Tages. Sonſt war es anders! Nach dem mühſeligſten Tage, nach Arbeit unter dem Druck von Sorgen, dann fand ich bei Ihm mich ſelbſt wieder, meine Menſchenwürde, die Spannkraft meines Geiſtes, und oft die Wiederherſtellung ſelbſt der phyſiſchen Kräfte durch den Balſam des Seelenfriedens. O was waren dieſe Abendſtunden für mich, — oft nur dieſe Abendminuten! Ich ertrug das Leben des ganzen Tages, um den Abend zu erleben; wenn die Kinder in Ruhe waren und kein fremder Menſch, keine Geldſorge, kein Hausbedürfniß Disharmonie in die Seele brachte, — dann löſte ſich Alles in Liebe auf. Und wenn er nicht da war, dann flog mein Geiſt zu ihm, und ich mußte ihm jeden Abend wenigſtens einige Zeilen ſchreiben, und dann legten ſich die Stürme in meinem unbändigen Herzen. O! R., ich habe ein glühendes, wildes Herz gehabt, — nun iſt's erſtorben. Lieben kann ich noch, aber ich habe keine Kraft mehr, mir jedes Glück entreißen zu laſſen, jedes Opfer zu bringen". Noch nach Jahren konnte ſie in tiefer Sehnſucht ſchreiben: „O hätte ich einen Herrn, der meinem Leben ſeine Richtung gebe! Aber ich bin herrenlos. Was mich allein beherrſchen konnte, die Liebe, iſt für mich todt".

Und dennoch war ſie noch keine entſagende, nur in der Vergangenheit lebende, ſich nur der Trauer weihende Wittwe. Sie ſelbſt konnte ſchon in dem erſten Jahre ihres Wittwenſtandes an einen von ihr nie geſehenen Freund ihres Mannes, mit dem ſie in Correſpondenz getreten war, ſchreiben (19. 8. 1805): „Ich

habe früh gelernt, meine Gefühle, ſowie die Bedingungen der Menſchheit überhaupt zu zergliedern und die Nothwendigkeit, warum eins um des andern willen da ſein muß, einzuſehen. So kannte ich mein Thun immer ſehr gut und nehme alſo die Verantwortlichkeit für jede meiner Handlungen auf mich. Dieſer Kenntniß meiner ſelbſt zu Folge weiß ich, es gäbe eine Art ... Größe? — wenn ich nach Seinem Tode ohne Vertrauten, ohne Stütze, mich blos an der Liebe meiner Kinder genügen laſſend, mein Leben beſchlöſſe. Aber das würde mich zu einer Ueberſpannung oder zur Apathie führen, welche vieles Schöne in mir vernichtete. Schwärmende Spannung iſt nie meine Sache geweſen, — wie ſoll ich's nennen, — Träume — nie! Ich handle mit geſpannter Kraft, und da ich nie träume, handle ich viel. So lange Er lebte, war ich mit Niemand, weder Mann noch Weib, in einer Verbindung, zu der ich Bedürfniß mitbrachte. Nun da ich allein ſtehe und nach der Größe, allein zu bleiben, nicht ſtreben darf, iſt es für meine Exiſtenz nothwendig, mich Jemandem vertrauen zu können."

In einem andern Briefe (24. 11. 1806) ſchildert ſie die Doppelnatur, die in ihr lebe, und die durch ihren Gatten Ausgleichung und Harmonie gefunden hatte, nun aber ſie hin und her reiße und an ihr zehre. „Ich fühle in mir eine Ahndung, die oft jede Grenze der phyſiſchen Welt überfliegt, ſo daß es mir iſt, ich habe die Hölle überwunden und es ſei kein Tod mehr; ich kenne keine Größe, — das heißt keinen Aufwand menſchlicher Kraft, deren ich mich nicht ſo fähig fühle, daß der Größte mir lieb iſt, weil er mir gleicht, — aber in dieſer Berechnung werde ich irre an der Moralität. Der Begriff Wahrheit iſt für mich unendlich, er reißt alle Geſetze um, er wird Möglichkeit, und Möglichkeit iſt eine unbekannte Grenze. Dieſe Anſicht, deren Undeutlichkeit ich kenne, macht mich verſchloſſen; ich fühle ihre Kühnheit und wünſchte dieſen Weg an der Hand eines weiſeren, ſtrengeren Geiſtes zu gehen. Sie ſehen aus dieſem Bruchſtück, daß es mir an Einfachheit des Geiſtes fehlt. Mein Wiſſen iſt ganz Stückwerk. Es iſt weniger, — es iſt eine Drogue, die aus allumfaſſenden Auffaſſungen gebildet, nirgends von ihren Quellen

zeugt. Ich weiß nichts, aber alles Wiſſen reißt mich an ſich, und jeden Fleck, auf den ich treffe, faſſe ich hell, er wirkt auf meinen Geiſt, aber als einzeln erlernt, eigne ich mir keinen Punkt von Wiſſen an, ſchon deswegen, weil ich kein Gedächtniß habe. Dieſe Unvollkommenheit beſchämt mich nicht, ſie iſt weiblich, und hütet uns vor Gelehrſamkeit, die ſehr erlaubt, aber nicht liebenswürdig iſt.“ In anderen Briefen klagt ſie über ihren unerſättlichen Durſt nicht nach Wiſſenſchaft, ſondern nach Wiſſen, und die Unmöglichkeit, dieſen Durſt in ihrer beſchränkten Umgebung zu befriedigen; ſie ſpricht von ihrer brennenden Heftigkeit und von ihrem immer zu reizbaren Gefühl.

Alle ihre mannigfachen Schickſale und ihr vierzigjähriges Alter hatten auch noch nicht die beſondere Lebhaftigkeit und Jugendlichkeit ihres ganzen Weſens zerſtört. Noch 1810 konnte ſie ihrem Vater ſchreiben, als ſie ihm über einen Beſuch in München und über ihren dortigen Verkehr mit alten Bekannten, namentlich einem Geheimrath von Schenk, berichtete: „Ich habe ſehr liebe Stunden mit ihm verlebt, wir trennten uns wie Vater und Kind. Meine Lebhaftigkeit und Kindeskopfsnatur macht mich gegen die vernünftigen Leute immer jung ausſehen, ſo daß er mir auch die Kindesrechte gar nicht ſtreitig machte. Es rührte mich recht, wie er mich einen Abend betrachtete und freundlich ſagte: das ſei ſelten und eine beſondere Erſcheinung, den Sorgen, dem Schmerze, der Zeit widerſtanden zu haben, wie ich es that, — ſo eine erhaltene Jugend ſei eine beſondere Gunſt des Schickſals. — So erkenne ich es auch! Gott muß mir viele Thätigkeit, vielleicht viel Schmerz, für mein Alter aufbewahrt haben; denn ich ſehe wohl, daß er mir im ſechsundvierzigſten Jahre mehr Lebhaftigkeit des Geiſtes und Körpers aufbehalten hat, als es gewöhnlich iſt“.

Allen den zerſtreuenden, aufreibenden, zerſetzenden Eindrücken gegenüber, welchen ſie ſomit ihrer ganzen Natur nach ſeit dem Tode ihres Mannes ausgeſetzt war, hatte ſie aber eine mächtige Waffe in ihrem ſtrengen Pflichtgefühl, das ihr die kleine Arbeit des Hauſes weihte und ſie zu raſtloſer Thätigkeit anſpornte. Wir haben hier nicht blos ihre eigenen Ausſprüche, welche dies

darlegen, ſondern wir können auch das Urtheil Wilhelm's von Humboldt anführen, der im Jahre 1789 den Forſter'ſchen Eheleuten während ihres Aufenthalts in Göttingen nahe getreten war, ſie dann länger in Mainz beſucht hatte und mit Thereſe bis zu ihrem Tode in freundſchaftlichem Verkehr geblieben war. Er ſchreibt von ihr in den Briefen an die Freundin, als er die Nachricht ihres Todes erhalten: „Sie war an Geiſteskräften gewiß eine der vorzüglichſten Frauen ihrer Zeit. Sie wußte auch ſehr viel, hatte unendlich viel in den neueren Sprachen geleſen und beſaß einen ſehr hohen Grad von intellectueller Bildung. Allein das Alles wurde überſtrahlt, geordnet und befruchtet durch die inneren, angeborenen Geiſteskräfte, die keine Erziehung noch Bildung hervorbringen kann, und durch die Fülle einer reichen, ewig geſtaltenden, ſchöpferiſchen Phantaſie. Dabei hatte ſie in ihrem Hausweſen mit ihren Kindern, wie ſie noch klein waren, die liebenswürdigſte weibliche Einfachheit und eine ſichtbare, ihr angeborene Reinheit und Lauterkeit der Geſinnung. Bis an ihr Ende hat ſie mit merkwürdiger Thätigkeit und raſtloſer Anſtrengung gearbeitet".

Und dieſe Arbeit war keineswegs blos die Schriftſtellerei, ſondern ſie nähte, was nur im Hauſe zu nähen war, ſie machte Betten und bügelte, ja gelegentlich erfahren wir auch, daß ſie am Waſchtrog geſtanden und dabei allerlei ſublime Ideen gehabt. Sie bezeugt oft, daß ihr dieſe Arbeiten mehr Freude machten und ihrer Natur mehr entſprächen, als das Bücherſchreiben. Sie unterrichtete ihre Kinder, und nur den erſten Fremdunterricht ließ ſie ihnen von Anderen ertheilen, da ſie fühlte, daß ihr dazu die ſtille Geduld fehlte. Außerdem pflegte ſie Kranke, zumal Arme, ſpendete nach den verſchiedenſten Seiten hin Rath oder Troſt, beſorgte bald dieſes, bald jenes Geſchäft für dieſen oder jenen Hülfsbedürftigen oder ihr Befreundeten, ſchrieb Briefe, fertigte Manuſcripte u. ſ. w. Kurzum, fleißige Arbeit fehlte ihr nicht, und ſie war ihr beſter Bundesgenoſſe gegen das Ueberhandnehmen nagender und quälender Gedanken.

Außerdem liebte ſie es, von einer angeregten, zumal jugendlichen Geſellſchaft umgeben zu ſein. Den Aufenthalt in Ulm

hatte sie schon wenige Monate nach dem Tode ihres Gatten aufgegeben. Dieser hatte auf dem Todtenbette den Wunsch geäußert, daß der Bräutigam seiner Stieftochter Claire diese bald heimführen möge, damit die verlassene Familie ein Anrecht auf seinen Schutz und eine neue Heimath gewinne. So fand die Hochzeit denn auch schon im Mai 1805 statt, und Thereſe zog mit ihren beiden jüngsten Kindern zu ihrem im bayerischen Forstdienst angestellten Schwiegersohn von Greyerz nach Stoffenried, einem kleinen Dorfe im Donauried unweit Ulm, um der damals erst fünfzehnjährigen jungen Frau die ihr noch zu schwere Bürde eines großen ländlichen Hauswesens tragen zu helfen. Hier fast ganz auf den engen Kreis des Hauses angewiesen, bald auch um die Zeit der Ulmer Capitulation von allen Kriegsschrecken heimgesucht, wußte sie dennoch eine anregende und aufheiternde Lebensweise herzustellen. Die jungen Forstleute aus vornehmen Ständen, welche sich zu ihrer Ausbildung bei Greyerz aufhielten, wußte sie in ihrer Weise zuzustutzen und zu beleben, und ihre eigenen Töchter hatten zu viel vom Geist der Mutter, um sie nicht freudig zu unterstützen. Da wird von allerlei kleinen Farcen erzählt, welche aus dem Stegreif aufgeführt wurden, von improvisirten Festlichkeiten, von weiten Reitpartieen, welche die Mutter an der Seite der Forstmänner durch die Wälder machte, von körperlichen Uebungen und Spielen im Freien u. s. w. Aber mitten in den Schilderungen dieser Dinge kann sie auch wieder in die schmerzlichen Worte ausbrechen: „O ja, das Leben hat seine schöne Seite, aber um so schwerer das Gefühl, den eigentlichen Halt doch nicht zu haben! Ich gehöre doch nicht mehr zu ihnen, — sie lieben mich, beten mich an, aber jeder wird auch ohne mich leben können, jeder wird einst einer andern mehr wie mir gehören, oder gehört ihr schon jetzt. Ich bin allein und gehöre dem Grabe".

Wie entwickelte sich nun unter diesen Einflüssen der junge Aimé? Es ist in den zahlreichen Briefen nach dem Tode des Vaters verhältnißmäßig wenig von ihm die Rede. Früh drängt sich der Mutter jedoch die Ueberzeugung auf, daß sie seiner Ausbildung halb[illegible]ine Stadt ziehen müsse, und daß die

ländliche Ungebundenheit, welche er in Stoffenried genoß, auf di Länge der Zeit nicht gut thun werde. Im August 1805 ſchrie ſie an einen vertrauten Freund: „Das Wetter iſt zum erſte Mal göttlich ſchön, meine Geſundheit blüht bei jeder warme Sonne auf, — das hebt mein Herz empor, und wenn das Lich aufflammt, erhellt es doch nur meine einſame Zukunft. Laſſe Sie mich Ihnen mehr klagen — oder nicht eigentlich das, abe Ihnen meine Sorgen mittheilen! Kinder, auch die beſten, habe mitunter Zeiten, in denen ſie unleidlich ſein können. Ich hab das an allen meinen Kindern erfahren, — bei den älteſte machte es mich höchſt ängſtlich, — ich habe noch Briefe gefunden in denen ich die Angſt meines Herzens ausgeſprochen. Jetzt ha mein Sohn ſo eine Epoche. Er iſt ſechſtehalb Jahr, ſeine Ge waltthätigkeit, die Unbändigkeit ſeines Willens, das ſchwankend Bedürfniß nach Thätigkeit bei einem großen Widerwillen gege beſtimmte Beſchäftigung iſt unerträglich. Dabei iſt er gut, un endlich gut, hat immer von Neuem den ſehnſuchtsvollen Trie mich zu befriedigen, aber der böſe Geiſt iſt ſtets ſtärker wie er Fürchten Sie nicht, daß ich zornig ſei, daß ich dieſes Alles mi Leidenſchaft empfinde. Ich vermag es über mich, nicht zu zürnen und meine Kinder machen mich nie bös. Aber bis in das innen Mark des Lebens greifen mich dieſe Epochen an, — dieſer Lärm dieſer Anblick von Unzufriedenheit, die von mir geforderte gewalt ſame Selbſtbeherrſchung und die bittere Sorge, ob ich meine Pflichten genüge und ob ich ſtrenge genug bin. Sonſt, wenn ic müde und zweifelhaft den Abend erreicht hatte, ſchwatzte ich mi das Herz leicht gegen meinen Freund, machte mir meine An ſichten klar, ließ mir gern von ihm beweiſen, daß Mutterſorge mich ängſtlich, Mutterſtolz mich zu ſtreng in meinen Forderunge machte, und dann ward mir die Zukunft wieder hell, und Hoff nung und Ergebung blühten leuchtend und beſchwichtigend au den trüben Bildern des verfloſſenen Tages empor. — Ich bi nicht einig in mir und mit meiner Lage. Ich habe zu viel zu thun, ich erſchöpfe mich, und doch bedarf ich bei dem Mangel a Zerſtreuung des Dranges der Geſchäfte, um nicht Leere un Lähmung zu fühlen. Ich leide von der Einſamkeit meiner Kinder

Aimé hat gar keine Kameraden. Er ſeufzt nach Geſpielen. Louiſe iſt zehn Jahre alt und verläßt mich nicht... O wo hörte ich auf, wenn ich Ihnen alle wunden Seiten meines Herzens ſchildern wollte!"

In anderen Briefen klagt ſie, daß in Folge der Beſchränkung der dortigen Wohnung der Knabe ihr Schlafzimmer theilen müſſe und ihren kurzen Schlaf ſtöre.

Der Gedanke, daß ſie ſich von dem Knaben trennen und ihn in fremde Hände geben könne, ſcheint ihr aber ganz fern gelegen zu haben, bis er von außen an ſie herangetragen wurde. Und er ſollte ihr von einer Seite kommen, von der ſie am wenigſten eine Einwirkung auf ihr Leben hätte erwarten können. Die Huber'ſchen Eheleute hatten ſich in Ulm eines jungen, talentvollen Handwerkerſohns angenommen, der von allen Mitteln entblößt eine höhere Carrière erſtreben wollte. Er hatte den jüngſten Kindern einigen Leſeunterricht ertheilt und dieſelben lieb gewonnen. Huber's Tod zerſtörte einen Theil ſeiner Hoffnungen, — andere Enttäuſchungen mochten hinzukommen, und in einem Anfall von Verzweiflung hatte er ſich bei den Kaiſerlichen als Soldat anwerben laſſen. Damit war er nach damaligen Anſchauungen für die anſtändige Geſellſchaft unwiederbringlich verloren. Aber die verzweifelten Briefe, welche er bald aus dem italieniſchen Lager an Thereſe ſchrieb, bewegten ihr Herz ſo ſehr, daß ſie ſich ſeine Errettung ernſtlich angelegen ſein ließ. Und als es ihm durch die Hülfe eines Dritten möglich geworden war, ſich vom Militärdienſt freizukaufen, und als es ſich darum handelte, ihm einen neuen Wirkungskreis zu verſchaffen, da erinnerte ſie ſich eines alten Bekannten, von Fellenberg in Hofwyl im Canton Bern, welcher als rühriger Philanthrop und als rationeller Landwirth bekannt war. Die Schritte, welche ſie bei Fellenberg that, waren nicht vergeblich; nach kurzer Zeit war der junge Mann als Lehrer der Kinder Fellenberg's in deſſen Haus aufgenommen.

Fellenberg trug ſich damals ſchon mit dem Gedanken, eine Muſter-Erziehungsanſtalt für Knaben anzulegen; er begann ſchon ſich nach Zöglingen umzuſehen, und jener junge Lehrer, der vor

Begierde brannte, ſich ſeiner Beſchützerin dankbar zu beweiſen, und der dem kleinen Aimé perſönlich zugethan war, vermittelte es, daß Fellenberg an Thereſe den Vorſchlag machte, ihm Aimé zur Erziehung anzuvertrauen. Sie ſchrieb zuerſt (1. 12. 1805) einem Freunde darüber: „Peſtalozzi's Methode mag ich nicht, — das hält mich noch auf. Alles Andere überſteigt meine Wünſche. Fellenberg iſt ein edler Menſch, — Aimé wäre auf dem Lande, ſeine phyſiſche Erziehung wäre ſicher, ſein alter Lehrer würde Alles für ihn thun, — meines Greyerz' Familie wäre in der Nähe". — Später (25. 12. 1805) ſchrieb ſie: „Ich muß mich dann von ihm trennen, — und ich liebe ihn unausſprechlich! Mein Herz hängt an ihm, — aber ihm wär's gut". In einem zehn Jahre ſpäter (29. 5. 1816) an ihren Sohn gerichteten Briefe erläuterte ſie den letzten Satz: „Ich brachte das größte Opfer mütterlicher Liebe und gab Dich ſo früh aus meinen Armen — denn bei mir wäreſt Du ein excentriſcher Phantaſt geworden, wenn Du nur mich gehört hätteſt (der kräftigſte weibliche Charakter, wenn er ſich im Manne abſpiegelt, bringt nur excentriſche Phantaſterei hervor) — oder Du hätteſt Dich unſerem elenden Schulgang angeſchloſſen und wäreſt mit Deiner inwohnenden Lebendigkeit ein derber Lümmel geworden, der mich in Verzweiflung gebracht hätte".

Als jedoch dem Plane im Frühjahr 1806 näher getreten werden ſollte, ergab ſich noch ein unerwarteter Anſtand. Thereſe hatte gemeint, ihr Sohn ſolle als einziger Penſionär in Fellenberg's Familie mit deſſen Kindern erzogen werden. Nun erfuhr ſie erſt, daß er Zögling einer Erziehungsanſtalt werden ſolle, und daß der Penſionspreis jährlich fünfundzwanzig Louisd'or betragen werde, wozu noch allerlei Nebenausgaben kämen. Allerdings motivirte Fellenberg dieſe Forderung durch Berufung auf die eigenen Verluſte, die er in letzter Zeit erlitten, und auf die großen Pläne, welche er ausführen wolle, und ſetzte hinzu (11. 3. 1806): „Vermittelſt meiner gegenwärtigen Selbſtüberwindung und Aufopferung darf ich übrigens mit Zuverläſſigkeit darauf zählen, in wenigen Jahren an Ihrem Aimé beweiſen zu können, welch ein Segen aus dem Glücke fließt, Eltern, ſo verdienſtvoll

als die seinigen gehabt zu haben. Ich würde einen ungemeinen Lebensgenuß darin finden, vollauf Vaterstelle an ihm vertreten zu können, und diese Aufgabe sollte sich nach meinem Vorhaben keineswegs mit meinem Leben endigen".

Die Geldfrage schreckte Therese nicht. „Diese ist ein Opfer," schrieb sie an Fellenberg (21. 3. 1806), „und ein schweres Opfer, das ich meinem Kinde bringe, aber sobald ich gesund genug bleibe, um zu arbeiten, vermag ich mein Einkommen dahin zu erhöhen, und ist der Zweck damit erreicht, wird mein theurer Knabe dadurch seines Namens, seines Vaters würdig — o so sei mir das Opfer gesegnet! Also nicht dieses, aber die künftige Lage des Kindes ist es, über die ich Sie mit der Sorge der Mutter, einer Wittwe, die ohne Rathgeber ist, herzlich um nähere Auskunft bitte. Aimé ist ein unendlich liebendes Kind, sein Gemüth ist eben so innig wie heftig, — er ist eben so reizbar wie stolz. Bis jetzt war er von aller Liebe umgeben, die seine Güte, sein Alter und sein frühes Unglück ihm zuzogen. Ich zittere vor der Wirkung, welche sein Gemüth erleiden könnte, wenn er — im ersten Viertel des siebenten Jahres — ohne persönliche Liebe, ohne persönliches Angehören an eine Familie unter eine große Anzahl Knaben käme, unter lauter ganz fremde Menschen. Entweder würde er das Bedürfniß der innigen Neigung zu weisen, gebildeten Menschen verlieren und verschlossen und kalt werden, oder, durch das Bedürfniß verleitet, sich ohne Wahl an Alles, was ihm nahte, hängen und so die schöne Kraft inniger Liebe versplittern. Meine Bangigkeit, ja sogar Abneigung, Aimé schon so jung in der Menge eines Instituts verloren leben zu lassen, ist doch nicht bloße Weichheit, sie ist Zweifel, Nachsinnen, wie dieses psychologische Wagstück gelingen möchte. Mein verehrter Freund, ein Wagstück mit einer Seele, mit meines Kindes Seele! Daß ich ihn wegschicken will, beweist ja, daß ich es nicht für gut halte, daß er von meinem wehmüthig weichen Herzen, meinem stoischen Kopfe, meiner glühenden Phantasie erzogen werde, — aber daß er aus Mutterarmen, welche in ihm die Erinnerung eines ganzen zerstörten Lebens umarmten, in eine Lage komme,

wo ſein Verſorger gleichſam nur eine moraliſche Perſon für ihn iſt, das macht mich bekümmert."

Fellenberg ließ ſofort antworten (31. 3. 1806): „Unſer vorhabendes Inſtitut iſt etwas ganz Anderes, als was Sie ſich davon vorzuſtellen ſcheinen. Aimé wird mit meiner Frau und mit meinen Kindern, mit dem Lehrer und mit mir in der engſten und ununterbrochenſten Familienverbindung leben. Er wird da zuverläſſig finden, was Sie für ihn ſuchen. Reine und volle Herzensgüte zu entwickeln, iſt unſer vorzüglichſtes Geſchäft und beſtändiges Beſtreben". Er fügte noch hinzu: „Sorgen Sie nicht zu ſehr für das Oekonomiſche. Wir wollen mit einander handeln, wie einer höheren Welt angehörend, als derjenigen, in der Geldintereſſen ausſchließlich herrſchen".

Thereſe antwortete (10. 4.): „Sie haben mich ganz beruhigt, und mir bleibt nur Dank gegen Sie. Jeder Gedanke an mein Kind wird ein Dank für Sie ſein und ein Gebet an das allwaltende Weſen um Segen zu meinem Beginnen!"

Zu Anfang Mai 1806 brachte Thereſe ihren ſeit Kurzem im ſiebenten Lebensjahre ſtehenden Sohn nach Hofwyl.

III.

Die Knabenjahre.

Hofwyl. 1806 bis 1816.

Zehn und ein halbes Jahr verweilte Aimé unter Fellenberg's Leitung in Hofwyl. Als ein weiches, bildsames Kind war er dorthin gekommen, — als willensstarker und eigenartiger Jüngling verließ er den Ort, nachdem er Eindrücke empfangen und Keime in sich aufgenommen hatte, welche ihre Einwirkung auf sein ganzes Leben behalten sollten. Es rechtfertigt sich daher, wenn wir von den Personen und Verhältnissen, unter deren Einfluß er dort aufwuchs, Näheres zu erkunden suchen. An Hülfsmitteln fehlt es uns nicht, — zumal uns Theile des Briefwechsels aufbewahrt sind, welchen Thereſe Huber damals mit Fellenberg, mit ihrem Sohne und mit Freunden geführt hat. Außerdem hat auch L. A. Huber noch in seinen letzten Lebensjahren „Erinnerungen an Fellenberg und Hofwyl" niedergeschrieben, welche in Gelzer's protestantischen Monatsblättern (November und December 1867) veröffentlicht sind, — die einzige von ihm hinterlassene biographische Mittheilung, in welcher jedoch seinen persönlichen Erlebnissen nur ein gar bescheidener Antheil gewährt ist, und in welcher die freundliche Milde des Alters die mancherlei Schatten zurücktreten läßt, welche in den gleichzeitigen Berichten gar kräftig hervortreten.

Philipp Emanuel von Fellenberg war 1771 geboren, also um sieben Jahre jünger als Thereſe Huber. Er stammte aus einem alten patrizischen Geschlecht seiner Vaterstadt Bern. Eine

reiche Erfahrung lag hinter ihm, als er ſich 1799 auf dem von ihm erkauften Gute Wolbef oder Hofwyl in der Nähe Berns niederließ. Sorgfältig erzogen und vielſeitig gebildet, war er früh von dem Streben erfaßt, ſeine ariſtokratiſche Stellung zum Beſten ſeiner Mitmenſchen auszunutzen und ſo ſein Leben hohen Zielen zu widmen. Zunächſt wollte er die Welt kennen lernen. „Ich reiſte zehn Jahre lang," ſchrieb er (14. 5. 1807), „nicht nur unter den Reichen und Gewaltigen von Europa herum, ſondern auch als Handwerker unter ſeines Gleichen und unter Bauern, ich wollte alle Menſchenklaſſen meines Zeitalters genau kennen lernen, und je mehr ich die Verſunkenheit wahrnahm, deren Folgen ſich jetzt ſo kränkend und ſchmerzhaft entwickeln, deſto auffallender ward es mir, daß nur auf bis dahin allzu wenig verſuchten Wegen geholfen werden könne." Er hatte in diplomatiſchen Sendungen und als Erziehungsrath im Dienſte des Staats gearbeitet; er hatte 1798 ein militäriſches Commando gegen die aufſtehenden Bauern geführt und durch kräftige Thaten und verſöhnliche Schritte zur Beruhigung beigetragen. Aber er hatte auch erfahren, wie er bei ſeinen Standesgenoſſen kein Verſtändniß für ſeine Lebensauffaſſung finde, und er hatte daran verzweifelt, durch den Staatsdienſt zur Verbeſſerung der allgemeinen Zuſtände beitragen zu können. Früh hatte er durch den ihm an Alter, äußeren Lebensverhältniſſen und Individualität durchaus unähnlichen Peſtalozzi einen nachhaltigen Eindruck empfangen, und er konnte noch 1807 mit Begeiſterung von der tiefen Rührung und den Thränen ſchreiben, welche die in „Lienhard und Gertrud" enthaltenen Wahrheiten in ihm hervorgerufen hätten. Er war ebenfalls zu der Ueberzeugung gekommen, daß beſſere Zuſtände nur zu erreichen ſeien, wenn die junge Generation durch die Erziehung in andere Bahnen gelenkt werde. „Gleich wie Peſtalozzi," ſchrieb er (2. 2. 1807), „habe ich mich auf die Experimentalbahn geworfen, auf welche die Noth unſerer Zeiten Diejenigen hindrängt, welche dieſer Noth abhelfen und die Nachwelt vor der Verſunkenheit unſerer Zeiten verwahren wollen, — Kraft, Behülflichkeit, Vollendung allenthalben und in

en Beziehungen, darnach ſtrebe ich für die Zeitgenoſſen und

die Nachwelt." Die Mittel, welche Peſtalozzi in den verſchiedenen Zeiten ſeines Lebens benutzen wollte: Landbau, Armenpflege und Erziehungsanſtalten, waren auch Fellenberg's Mittel, nur daß ſie in Folge der verſchiedenen Individualität und der verſchiedenen äußeren Lage in den Händen beider Männer eine verſchiedene Geſtalt annahmen.

In der Vervollkommnung und dem rationellen Betrieb des Landbaues ſah er nicht nur den Weg, um die ökonomiſche Lage der Bevölkerung zu verbeſſern, ſondern der Landbau ſollte ihm auch ein Bildungsmittel für die große Menge ſein. Als erſte Aufgabe hatte er es angeſehen, ſein Gut Hofwyl zu einer landwirthſchaftlichen Muſteranſtalt zu machen, und hatte mit großer Energie und gutem Erfolg in dieſer Richtung gearbeitet. Wir vermögen nicht zu beurtheilen, wie weit er ſich durch Thaer leiten ließ, wie weit er ſelbſtändig operirte; jedenfalls ſtand er in Beziehungen zu ihm, ſchätzte ihn ſehr hoch und verwies oft auf deſſen Arbeiten. Als 1804 Peſtalozzi's Erziehungsanſtalt in die nächſte Nähe von Hofwyl, nach Buchſee, verlegt war, wurde er mit der Direction derſelben betraut, — ein Verhältniß, welches ſich in Folge der verſchiedenen Art beider Männer als unhaltbar erwies und bald ſein Ende fand, als Peſtalozzi den Aufforderungen der Stadt Iferten folgte und ſeine Anſtalt dorthin verlegte. Fellenberg, welcher nach wie vor an die Methode Peſtalozzi's glaubte und damals ſchrieb, daß es ihm vorzüglich am Herzen liege, ſie ihrer Vollendung entgegenzuführen, fand nun die erneute Aufforderung in ſich, ſein eigenes Werk, den früheren Vorſätzen getreu, durch Anlegung einer Erziehungsanſtalt und Errichtung einer Armenſchule unter Ausſchluß eines jeden fremden Einfluſſes zu vervollſtändigen und mit ſeinem Ackerbau eine landwirthſchaftliche Lehranſtalt zu verbinden. Alle dieſe Pläne waren ihrer Ausführung nahe, als Aimé Huber zu ihm kam.

Als ſein letztes Ziel bezeichnet er oft die Entwicklung und Vollendung der Menſchlichkeit (Humanität) „in der vollſten Bedeutung des Worts". „Ach der Drang meines Bedürfniſſes, kraftvolle und würdevolle, edle und wohlthätige Menſchlichkeit zu genießen, zu verbreiten, ſiegreich und glorreich machen zu helfen,

iſt unbeſchreiblich," ſchrieb er (27. 8. 1806) an Thereſe. Um dieſes Zieles willen gab er ſich ſeinen einzelnen Unternehmungen mit ganzer Seele und mit rückſichtsloſer Energie hin. Wiederholt ſchreibt er (2. 2. und 14. 3. 1807): „Darnach ſtrebe ich für die Zeitgenoſſen und die Nachwelt mit grenzenloſer Anſtrengung und Aufopferung; ich kenne kein reizenderes Vorbild als Jeſum Chriſtum, und bin bereit, mich jeden Augenblick kreuzigen zu laſſen zur Ausführung meines Planes". Ein anderes Mal ſchreibt er (1. 10. 1806): „Vermehrte Hinderniſſe legen mir auf meiner Bahn nur das Bedürfniß vermehrter Kraftübung an's Herz". Seine ganze Thätigkeit opferte er dieſen Zwecken, und er ließ dadurch ſogar ſein ganzes Fühlen und Denken leiten. Nicht nur, daß er, der das Leben und die Bedürfniſſe der großen Welt kennen gelernt hatte, ſeine ganze Thätigkeit und ſeinen Umgang auf Dinge und Perſonen beſchränkte, welche für ſeine Unternehmungen von Wichtigkeit ſein konnten, ſondern es war auch der einzige Maßſtab, den er bei Beurtheilung Anderer anlegte, ob ſie ſeinem Werke förderlich oder hinderlich ſein würden. Sein für die damaligen Schweizer Verhältniſſe bedeutendes Vermögen ſtellte er ganz in den Dienſt deſſelben; nicht als ob er es dafür gänzlich geopfert hätte, vielmehr ſollen ſich ſeine Unternehmungen in der Folge auch als pecuniär rentabel erwieſen haben, aber er ſcheute ſich nicht, ſein Vermögen und ſeinen Credit rückſichtslos einzuſetzen, als das Gelingen derſelben noch ſehr ungewiß war, und er verzichtete perſönlich auf jeden Genuß, welcher außerhalb der gewählten Sphäre lag. So großartig aber auch das Ziel ſeines Strebens war, ſo mochte Thereſe Huber doch Recht haben, wenn ſie in ſpäteren Jahren, nachdem ſie mancherlei Erfahrungen mit und an ihm gemacht hatte, von ihm ſchrieb (9. 7. 1816): „Der Mann hat, durch Umſtände veranlaßt, eine Idee aufgefaßt, deren Durchführung er gar nicht gewachſen war. Der Lauf der Zeiten ſchärfte ſein Gefühl für die Größe der Idee und die Nothwendigkeit ihrer Verwirklichung. Allein ſeine Lage, Erziehung, Landesſitte boten ihm kein Mittel, ſeinen Verſtand durch ſtrenges Studium aufzuhellen, die Begebenheiten weckten und kräftigten ſeine Leidenſchaft, er dachte ſich trunken

an dem unentwickelten Vorsatz: die Menschen zu bessern. Und so entstand ein Zwiespalt in ihm zwischen Unklarheit und Gewaltsamkeit und dem schönen Zweck seines Lebens".

Von der äußeren Erscheinung Fellenberg's haben uns die erwähnten „Erinnerungen" folgendes Bild gegeben: „Ein fein gebauter, doch nichts weniger als schwächlicher Körper mittlerer Größe mit anmuthigen, elastischen Bewegungen, einfachem, aber sorgfältigem Anzug und im besten Sinne durchaus weltmännischen Manieren. Der im Allgemeinen und vorherrschend ernste Ausdruck der Züge konnte unter Umständen von so freundlichem, gewinnendem, wahrhaft liebenswürdigem Sonnenschein überflogen erscheinen, wie ich es kaum an einer andern Persönlichkeit meiner sehr weiten Bekanntschaft gesehen habe. Freilich lag auch der Uebergang zum Ausdruck finstern Ernstes, Mißtrauens und heftigsten Zornes schon in der Anlage nahe genug. Auch die Stimme lag in ihrem mittleren, gewöhnlichen Ton gleich bereit zu solchen Modulationen nach beiden Seiten. Dazu kam noch, daß er sich in milderen Stimmungen so gut hochdeutsch oder französisch ausdrückte, als es dem Berner Organ gegeben sein mag, während in mißliebiger Aufregung der härteste „bärndütsche" Dorismus seine Donner losließ. Auf der hohen Stirn lag etwas Drohendes, und unter dem freundlichen Blick in dem tiefen Hintergrund des Auges und neben den Gemüthlichkeitsfalten an dem Augenwinkel zeigte sich dem aufmerksamen Beobachter, wie eine glimmende Kohle, der Ansatz gleichsam zu einer düstern, verhaltenen Gluth, die, plötzlich alles Andere verzehrend, hervorbrechen könnte". Huber erzählt weiter, wie ihm bei dem ersten Anblick Fellenberg's eine große Aehnlichkeit mit dem Bilde Napoleon's (aus der ersten Zeit des Consulats) entgegengetreten sei. „Mais, Maman, c'est donc notre général?" habe er seiner Mutter beim ersten Entgegentreten Fellenberg's erschreckt zugeflüstert und dabei des Bildes Napoleon's gedacht, welches in Stoffenried die Stube der Mutter schmückte und in seinen Spielen eine große Rolle eingenommen hatte.

Fellenberg war mit der um etwa acht Jahre jüngeren Tochter eines Berner Patrizierhauses, einer Tscharner, verheirathet, welche

uns in den „Erinnerungen" in einem gar freundlichen Bilde entgegentritt: „Eine im Angesicht, Blick, Gestalt, Haltung, Bewegung und Rede so gewinnende, anmuthige Erscheinung, wie ich mich kaum einer ähnlichen aus meinem langen Leben erinnere. Es lag darin etwas so Einfaches, Natürliches, Heiteres und zugleich Vornehmes und bei durchaus häuslicher Toilette Elegantes, ein so harmonisches Bild der noch jugendlichen Gattin, Mutter und Hausfrau, daß gewiß Keiner von denen, die sie gesehen, sich ohne Wohlgefallen daran erinnert. Bei denen, die sie näher beobachten konnten, war damit jedoch ein leidender und fast scheuer, ängstlicher Zug, wenn auch in leisem Anflug, verbunden, der mit den Jahren zunahm". Dieses Bild wird uns in einem Briefe Theresens (30. 7. 1807) vervollkommnet: „Sie ist seine verwundbarste Seite — das liebe Weib genügt ihm nicht, das ist wahr, nicht als Freundin, Theilnehmerin an seinen Plänen, nicht seinem Ernst, seinem Ausharren, — aber es ist das weiblichste, hingebendste Wesen, — so ganz rein weiblich und in ihrer Art dadurch vollkommen, — denn sie ist vollkommen in ihr. Er ist ihr Alles, was er ihr sein kann, aber er fordert oft nicht mit aller Schonung, — nein, er fühlt mit Härte, was sie ihm nicht sein kann. Sie war ein siebzehnjähriges, reiches, zur Eitelkeit erzogenes, vornehmes Berner Mädchen, als er sie heirathete. Er fand nicht, was er bedurfte, aber ein solcher Charakter konnte auch nur neben der Nichtsbedeutenheit dieser Frau bestehen, — er und ich hätten uns die Köpfe und Herzen zerstoßen oder befremdliche Dinge außer uns angerichtet. Was die Frau aufopferte, schlägt er nicht hoch genug an, da er es stets verachtet hat, und da er das, was er ihr dafür gab, stets für das höchste Gut hielt. Jugend, Putz, Gesellschaft, verwandtschaftlichen Einfluß — kurz ein glänzend müssiges Berner Leben gab sie hin, ward Hausfrau, wie keine ihrer Standes- und ihrer Altersgenossen, — ergriff eine Lebensart, die diesen spartanisch, anachoretisch scheinen muß, — denken Sie nicht, daß er eines unedlen Zuges fähig sei, — aber er sollte sie mehr zu entschuldigen suchen". In späteren Zeiten sprach Therese mit immer größerem Respecte von Frau von Fellenberg, wie wir

denn auch demnächst noch ein solches Zeugniß von ihr bringen müssen.

Als Aimé in das Fellenberg'sche Haus eintrat, fand er darin nur die sechs eigenen Kinder Fellenberg's, von denen das älteste, ein Knabe, neun Jahr, das jüngste Kind drei Monate alt war. Eins dieser Kinder erlag bald darauf einem langen Siechthum. Eine Gouvernante unterstützte die Hausfrau, und zwei oder drei junge Männer, von denen einer jener frühere Lehrer Aimé's war, unterrichteten die Kinder und halfen an den landwirthschaftlichen Geschäften. Die ganze Art des Haushaltes hatte damals noch etwas durchaus Patriarchalisches und Einfaches.

Die schöne landschaftliche Umgebung, welche auch einen nicht geringen Antheil an der künftigen Entwicklung haben mochte, schildern die Erinnerungen, indem sie die erste Ankunft in Hofwyl erzählen: „Im Mai 1806 wurde die Reise angetreten, und den sechsten gegen Abend war es, als wir den von allen Seiten sanft ansteigenden Hügel der Feldmark von Hofwyl und auf der Höhe das Herrenhaus (den sogenannten Herrnstock) mit seinem wunderlichen hohen, dünnen, aus der Mitte des Dachs hervorspringenden Thurm erblickten. Für einen Knaben, der nichts von der Welt kannte als Ulm, die Donau und die Umgebungen auf zwei bis drei Stunden weit und besonders sein einsames Walddörfchen, war die Lage und Umgebungen gleich beim ersten Blick die gewinnendste; wohlbestellte Felder, stattliche Gebäude, in einem Wald voll Obstbäumen halb versteckt, seitwärts ein freundliches Bosquet, am Fuße des Hügels nach der einen Seite ein weites Wiesenthal mit zwei kleinen Seen, an den jenseitigen Abhängen freundliche Dörfer, aus Obstgärten hervorgrüßend, darüber hinaus am westlichen Horizont der blaue, scheinbar wandartige Zug des Jura, nach Norden die Waldhügel des Grauholzes, dessen waldige Ausläufer nach Osten und Süden bis dicht an die Hofwyler Grenze heranreichen, darüber aber am südlichen Horizont, dem ungewohnten Auge des Bewohners der Ebene Anfangs wie phantastische Wolkengebilde erscheinend, die Oberländer Hochalpen, die Jungfrau und Nachbarn in aller unvergleichlichen

Herrlichkeit. — Jenſeits des Grenzſteins ging es in einer Allee alter Kirſchbäume nach dem großen Hof und ſeinen ſtattliche Scheunen mit den eigenthümlichen Berner „Auffahrten". A einem Thorweg links ſtiegen wir aus: nun ging es unter alte Ulmen und Linden auf den kleinen Hof und vor den Perron d „Herrnſtocks" und ſeine von Säulen getragene Vorhalle, die m freilich damals mehr imponirte als ſpäter".

So war der Kreis beſchaffen, in welchen der kleine fremd Knabe hineintrat. Wenn wir aber das Verhältniß, in welche er fortan innerlich und äußerlich zu demſelben ſtand, und d Entwicklung, welche er dort nahm, verfolgen wollen, können w nicht umhin, auch die Beziehungen zu berückſichtigen, welche i ſehr wechſelvoller Geſtalt zwiſchen ſeiner Mutter und dieſe Kreiſe beſtanden; verdanken wir es ihnen doch theilweiſe, da wir ſo genau über die Entwicklung Aimé's unterrichtet ſind, un ſollten ſie doch nicht ohne große Wirkung auf die Atmoſphä bleiben, in der er zu leben hatte.

Zunächſt übten Fellenberg und Thereſe Huber einen höch anziehenden und befriedigenden Einfluß auf einander. Sie blie etwa drei Wochen in Wylhof und lebte ſich in das dortige Lebe ein. Als ſie zurückgekehrt war, ſchrieb ſie einem Freunde (3. 1806): „Nun denke ich ſehr viel an den wunderbaren Menſche — ja gewiß, er flößt etwas der Anbetung Aehnliches ein. Wen Sie mich fragten, iſt er denn vollkommen — nur menſchlich vol kommen? Nein, müßte ich antworten, nein er iſt nicht vollkom men, aber über Alles erhaben in dem Wollen des erkannte Guten, über Alles ſtark im Kampf gegen alle Hinderniſſe auß ſich und in ſich. Er ward wiſſenſchaftlich erzogen, er ſtudir Philoſophie mit der Leidenſchaft eines nach Wahrheit dürſtende Geiſtes, er ſah die große Welt, er lebte verſchiedene Male eine ziemlichen Zeitraum in Paris, er kannte den Glanz der Ehre, – und wahrlich, er muß den Rauſch der Liebe, die Macht de Schönheit gekannt haben, — und nun, durch ſein feſtes Wolle losgeriſſen, lebt er nur ſeinem Plan eines völlig praktiſchen Land manns, eines Erziehers. Ich hatte ihn beobachtet und ſag ihm endlich, er mache ſich einſeitig mit dieſem Leben, er ſtoß

sichtlich jede Erheiterung von sich, ich müsse mich fürchten, in seiner Nähe zu leben, meine vielseitige Theilnahme werde ihn ärgern, mein Analysiren, mein Zweifeln ihn ungeduldig machen, mein oft capriciöser Geschmack an poetischem Wesen ihm eine schlechte Meinung von mir einflößen. Hätten Sie ihn gesehen, wie sein Auge brannte, wie seine sanfte Stimme, die er zum Lautwerden zu fest in die Brust kettet, tief und fürchterlich klang! Glauben Sie denn, dieses Leben sei mein natürliches Leben, rief er. Wissen Sie, wie oft ich versucht bin, mich meinem Durst nach speculativer Wissenschaft zu überlassen, wie ich von einer Idee gefoltert vom Felde heraufaufen möchte auf mein Studirzimmer? Aber der Gedanke hält mich zurück, daß ich mich für das Wohl von Vielen geweiht, daß Alle, die ich hätte beglücken können, Rechenschaft von mir fordern dürfen. Seit sechs Jahren ist mein Leben ein beständiger Kampf, — setzte er langsam hinzu, und das Licht seines Blickes ward dunkler. Und daß er, ohne sich zu vertheidigen, es anhörte, daß ich ihn beschuldigte, er sei ein Despot, — ja daß er es zuließ, daß ich ihm dies mit derselben Ruhe bewies, mit der ich mir einen Fehler, den ich mit meinem Guten unzertrennlich halte, analysiren lasse! Es ist nicht zu leugnen, es ist sehr viel Analogie zwischen uns beiden: diese unendliche Liebe, dieser Stolz, dieser Freiheitssinn, dieses Entfliehen in ein besseres Leben, dieses Herrschen über Andere, da wir gern Alles frei machten, diese Fähigkeit, ohne Fesseln zu leben, — gewiß, — aber er ist besser wie ich, er ist einfacher, er will nur einem Zweck leben und hat den Muth, die Augen abzuwenden von Allem, was nicht dahin führt. Er drückt sich mir in meiner Ansicht zuweilen in Marc Aurel's Zügen aus. So weise, so mit Strenge verpanzert das weichste Herz".

An Fellenberg selbst schrieb sie nach ihrer Rückkehr (31. 5. 1806): „Ich kann nur wenig meine Gefühle bei der Rückerinnerung an Ihr Haus ausdrücken. Der Ausdruck würde schwärmerisch klingen und wäre dann Ihrer unwerth. Sie machten mich besser; ich halte die Ueberzeugung fest, daß ich in Ihrer Nähe würdiger und also ruhiger lebte". Bald darauf (5. 6. 1806) schrieb sie ihm: „Ich fühle mit edlem Stolz, daß meine

Seele fähig ist, die Ihre zu fassen; ich denke mit Zärtlichkeit daran, daß Ihre Seele reiner ist, als die meine. Ich hoffe eben so gut zu sein, wie Sie gerecht sind, — denn bei der Frau tritt die Güte an die Stelle der männlichen Gerechtigkeit. Aber denke ich daran, daß ich Ihnen mein Kind übergab, daß sein Lebenstrost von Ihnen abhängt, so will ich nichts mehr, ich habe nur den einen Wunsch, Ihre Güte für ihn anzurufen".

Fellenberg's Briefe sind kürzer, geschäftlicher. Aber auch er schreibt nach ihrer Abreise (30. 5. 1806): „Der Stoicismus, den ich zwischen uns gesetzt, hilft mir nicht aus. Sie haben eine Lücke in meinem Lebensgenuß zurückgelassen, die mir oft sehr schmerzhaft auffällt". In einem späteren Briefe (3. 8. 1806) heißt es: „Ich danke Ihnen herzlich dafür, daß Sie sich von Ihrem Vorsatz, wieder nach Hofwyl zu kommen, nicht zerstreuen lassen; ich fürchte so oft, meine süßesten Träume seien leere Träume". Ferner (17. 2. 1807): „Ihr Kranksein quält mich! O wie wahr sagen Sie, daß ich mein Herz in eisernen Banden halten muß, ach ja, — ich muß es gegen meine innere und gegen die Außenwelt, oft — oft auf unglaubliche Weise". Und Therese antwortet dann wieder mit überschwenglichen Freundschaftsversicherungen.

Aber die Ahnung, daß dies Verhältniß ein jähes Ende finden könne, zieht auch schon leise durch ihre Briefe hin! „Sie thaten Recht," schreibt sie ihm (2. 10. 1806), als er ihr den Briefwechsel mit einem von ihm entlassenen Gehülfen mitgetheilt hatte, „aber Sie litten tief, das zeigen diese Briefe. Ich habe gezittert bei dem Ton. O Fellenberg, halten Sie Ihr Herz weich! Ich fühle mich — mir selbst ist es dunkel: warum? — bange, bange, wenn Alles so stürmt, um Sie von sich abzulenken. Bleiben Sie sanft gegen die Menschen." Ein ander Mal (11. 6. 1806) verweist sie ihm ein hartes Wort, das er über einen Dritten geschrieben hatte, und schließt dann: „O, zürnen Sie nicht! Ich kann ja fehlen und Aimé kann fehlen, und wenn Sie leidenschaftlich zürnen können, so könnten Sie mir und ihm zürnen, und wahrlich, das könnte ich nicht ohne den Verlust meiner Freudigkeit im Leben ertragen".

Aus Allem, was Fellenberg in dieser ersten, etwa anderthalb

Jahre andauernden Zeit ungetrübter Freundschaft von Aimé schreibt, spricht die herzlichste, väterliche Gesinnung: „Der Gute, Geliebte, ist wohl an Leib und Seele. In der Betrübniß, mit welcher ich meinen Emil, mein hoffnungsvollstes Kind, von Tag zu Tag mehr dem Grabe sich nähern sehe, gereicht es mir zu ungemeinem Trost, daß die Vorsehung mir ein anderes Kind schenkt, das mir nicht weniger Hoffnungen gewährt. Keins meiner Kinder interessirt mich so sehr wie Aimé, weil keins mir so befriedigende Hoffnungen giebt". (30. 5. 1806.) „Aimé ist voller Leben und Liebe und mit dem besten Erfolg fleißig; er harmonirt vortrefflich mit seinen Geschwistern." (17. 8. 1806.) „Daß Aimé sich wohl befindet, gut und fleißig ist, versteht sich von selbst — so lange ich Ihnen nicht das Gegentheil schreibe; — daß aber das, wenigstens für's gut und fleißig sein, nie geschehen wird, glaube ich verbürgen zu dürfen. Er hat einen Thätigkeitstrieb, ein Feuer in seinem Charakter, worüber wir uns sehr zu freuen haben. Er befriedigt mich ungemein." (1. 10. 1806.) „Aimé fährt fort, unseren Wünschen zu entsprechen, nicht durch Treibhausarbeit, aber durch allmähliche, naturgemäße, allseitige Entwicklung. Er hat sich auch singend unseren musikalischen Unterhaltungen angeschlossen. Wenn die Vorsehung ihn uns erhält, so werden wir einen kraftvollen, feurigen, sehr behülflichen, thätigen, intellectuell und moralisch blüthen- und fruchtreichen Mann an ihm gewinnen, vorzüglich geeignet zu der Laufbahn, welche ich für mich selbst gewählt habe." (18. 10. 1806.) Einmal (17. 2. 1807) findet sich eine leise Klage über Aimé's Leichtfertigkeit, aber nur weil er mit den Fortschritten seines um drei Jahre älteren Kameraden nicht Schritt halte, — und es ist hinzugesetzt: „aber sein Alter ist ja das der Leichtfertigkeit, — ein anderes wird nur zu bald kommen".

Mit einer wirklich rührenden Sorgfalt ging damals der mit großen Plänen erfüllte Mann auf die kleinen Vorkommnisse in Aimé's Leben ein. Ausführlich berichtete er über geringfügige Gesundheitsstörungen, über Schärfen der Haut, Würmer, Hustenanfälle, die ihn zeitweilig auch wegen ihrer Dauer besorgt machen. Er fragt umständlich nach seinen früheren Lebensgewohnheiten,

um darnach die neue Lebensweise zu bemessen. Auch über Aimé's Garderobe erstattet er genauen Bericht. Man erfährt aus seinen Briefen, wie Aimé durchaus als ein vollberechtigtes Glied der Fellenberg'schen Familie gelten sollte, so daß der Vater der Frau von Fellenberg sogar als „Aimé's Großvater" erscheint. Oft läßt Fellenberg es auch als selbstverständlich durchblicken, daß Aimé dermaleinst sein Gehülfe und Vertreter bei Ausführung seiner großen Pläne sein werde, und er wiederholt, daß er für seine Zukunft sorgen werde.

Von den Fellenberg'schen Kindern war ein Knabe, wie gesagt, etwa drei Jahre älter als Aimé, ein Mädchen etwa in gleichem Alter mit ihm. Diese Drei wurden gemeinschaftlich unterrichtet. Aus dem Briefwechsel ersehen wir, wie damals ein fester Unterrichtsplan noch nicht feststand. Fellenberg, der selbst nicht unterrichtete, aber den Gang des Unterrichts fortwährend vorzeichnete und überwachte, befand sich noch, wie er selbst schrieb, „auf der Experimentirbahn", und diese drei Kinder waren die nächsten Objecte der Experimente, welche sich durchaus an die Pestalozzische Methode anlehnten. Auch Frau Therese gab mitunter auf Fellenberg's Wunsch ihr Votum ab, und die Art und Weise, wie sie es motivirte, lassen einen Schluß auf die Anschauungen zu, die in Hofwyl herrschten. Sie rügte beispielsweise, daß die Kleinen zu viele Unterrichtsstunden hintereinander hätten. „Nach ein paar Stunden von Uebungen," schrieb sie, „wo der Wille gar keinen Anhalt hatte, scheint es mir, das Kind solle eine Stunde frei handeln, damit die Fibern seines Gehirns, nach eigenem Antrieb bewegt, Willen hervorbringen können. So wie der ganze Körper erstarrt, wenn nur ein Glied von fremdem Willen bewegt wird, so scheint es mir bei Ihrer Erziehungsmethode, welche alle zufälligen Eindrücke auf das Gehirn soviel als möglich entfernt, doppelt nöthig, diesem Gehirn auch wieder oft ganz freien Spielraum zu lassen, damit es sich der Natur gemäß willkürlich entfalte." Sie polemisirte dagegen, daß die Kinder auch in den Spielstunden zu gemeinsamem Spiel angehalten werden. Sie entwickelte, wie dies auf die einzelnen Charaktere der Kinder wirken müsse, und meinte

dabei von Aimé: „Er wird mit Schmerz seinen Beschäftigungstrieb gehemmt, seine kleinen Schöpfungspläne zerstört sehen, die Freude, welche man ihm durch die Allgemeinheit seines Plans aufdringt, dankbar empfangen und, seinem heftigen Charakter nach einer Empfindung bedürftig, Meisterlosigkeit, lärmendes Wesen auf die Unterdrückung seines Schmerzes folgen lassen. Ohne Zweifel soll er und sie Alle lernen, ihren Willen dem allgemeinen Willen zu opfern. Aber dieses Opfer setzt einen Willen voraus, und immer nur angeführt, kann sich kein Wille bilden. Es muß Tage von allgemeinen Plänen geben, aber es muß Menschenrecht bleiben, daß das Kind über seine Freistunden disponirt". Sie setzte dann auseinander, wie auch mit der Freiheit Beaufsichtigung und Leitung bestehen können, und schloß mit den Worten: „Je mehr ich Ihrer Methode nachdenke, je wahrer, wohlthätiger scheint sie mir für den Unterricht. Aber für die Seelenbildung ist es um so nothwendiger, das innere Wirken des Gemüths frei sich entwickeln zu lassen durch öftere willkürliche Bewegung der lebendigen Maschine des Kindes. Ist die Unterrichtsmethode wahr, so muß sie auch ohne Führung und Leitung in der freien Bewegung des Kindes merklich werden. Das Haus, das es baut, muß rechtwinklig, die Mittel, die es wählt, müssen zweckmäßig sein, — kurz sein Treiben muß das Gepräge der Ueberlegung tragen". Es scheint, als ob diese Ausstellungen Theresens volle Beachtung fanden.

Die hauptsächlichste Schwierigkeit, mit welcher Fellenberg damals kämpfte, war der Mangel an tüchtigen, seinen hohen Zielen gewachsenen Lehrern. Jener frühere Schützling Theresens bewährte sich nicht und brachte durch eine unglückliche Leidenschaft für eine Hausgenossin viel Störung und Verdruß, bis er im Herbst 1806 ausschied. Was sich aus der Nähe anbot, erschien Fellenberg mittelmäßig und ungenügend; in der Ferne hatte er noch keine Fäden angeknüpft, und so war es Therese, die aushelfen mußte. Ihren Vater in Göttingen, Böttiger in Dresden, Ammon in Erlangen und noch viele Andere forderte sie auf, geeignete junge Männer nachzuweisen. Die Kriegsstürme erschwerten die Correspondenz oder machten sie zeitweilig unmöglich;

manche angeknüpfte Verhandlungen zogen ſich in die Länge oder blieben reſultatlos, und ſo mußte viel hin und her geſchrieben werden. Fellenberg ward bald ungeduldig. „Ich komme doch nicht zum Ziele, wenn ich nicht ſelbſt Schulmeiſter werde," ſchrieb er nach dem erſten Fehlſchlagen (11. 9. 1806). „Ach die Kraftloſigkeit des Zeitalters iſt ekelhaft ſchmählich!" (6. 12. 1806). In einem andern Briefe (29. 12. 1806) heißt es: „Haben Sie noch keine Nachricht von gefundener Hülfe für Erziehung und Unterricht? Wir müſſen dergleichen finden, es mag koſten, was es will. Ich bin nun entſchloſſen, ſogleich zwei Lehrer anzuſtellen und ſobald noch mehrere, ſo daß ich weniger auf Univerſalität als auf Vollendung in einzelnen Culturfächern zu ſehen habe, damit wir ja alle Stümperei vermeiden. Wenn nur echte Humanität und Erziehungsluſt einen jeden meiner Gehülfen charakteriſirte! O Reinheit, o Vollkraft, o Götter der Erde, ſolltet Ihr denn nirgends mehr zu finden ſein für Werke, die ſo noth thun! Es kommt mir immer vor, ſo mancher edle Sohn des armen zerriſſenen Deutſchlands ſollte jetzt ein Paradies bei mir ſuchen und finden! Möchten ſie doch nur den Wirkungskreis kennen, welchen man hier gewinnen würde, und die hohe Wonne des Lebens! Sie glauben doch auch noch an große Charaktere aus Hermann's Land? Oder ſollte unſer Zeitgeiſt ſie alle getödtet haben? Ich kann's nicht ertragen, wenn ſich dort jetzt keiner zeigen ſollte, Achtung, Zutrauen, Nachfolge gebietend. O möchten ſie doch nur gefangen und nicht hingeſtorben ſein, die Geiſter und Kräfte alle, deren Bedürfniß mir immer dringender wird, werden wird — — nie noch glühte ſo ſehr in Ihrem Fellenberg die Begierde zu beleben und zu erziehen, was noth thut! Und es wird viel Gutes, Edles und Großes gelingen. Aber Sie müſſen helfen, meine Freundin, aus allen Ihren Kräften!"

Neben Lehrern wollte Fellenberg aber auch Zöglinge haben, um ſeine lang geplante Erziehungsanſtalt endlich in's Werk zu ſetzen. Er ſtellte auch in dieſer Beziehung große Anforderungen. „Eine andere Schwierigkeit," ſchrieb er (8. 7. 1806), „auf die ich in meinem Gange ſtoße, geht mir auch ſehr zu Herzen. Unter

einer Menge von Zöglingen, die mir ſeit einiger Zeit angeboten wurden, habe ich noch bei keinem in Hinſicht auf Lebenskraft und Unſchuld zu der Zuverſicht, der ich bedarf, gelangen können, und deswegen auch noch keinen angenommen. Ich will als Erzieher keine Heilkur an meinen Zöglingen bedürfen, ſondern ich verlange, große Charaktere zum Heil des Menſchengeſchlechts aufzuziehen. Dazu bedarf ich aber unentweihter Unſchuld und ungeſchwächter und voller, hoher Lebenskraft. Es wäre mir jetzt ſehr erwünſcht, meinen vorhabenden Familienkreis von zwölf Pflegeſöhnen ſogleich nach dem bewußten Plane bilden zu können."

Wie Thereſe berichtet, ſtellte Fellenberg damals noch den Satz auf, daß er keinen Zögling annehmen werde, von dem er nicht die Ueberzeugung gewonnen habe, daß ſeine Mutter ihn in den erſten Lebensjahren mit Liebe erzogen habe. Thereſe machte nach allen Seiten hin auf Fellenberg's Unternehmen aufmerkſam, und es gelang ihr demnächſt Zuſicherungen zu gewinnen, welche geeignete Knaben für die zu errichtende Anſtalt in Ausſicht ſtellten.

In dem lebhaften Briefwechſel dieſer Zeit tritt immer wieder der Wunſch Thereſens hervor, bald nach Hofwyl zurückkehren zu können. So ſchrieb ſie: „Wie der arme Bramine an die Ufer des Ganges denkt, ſo denke ich an die Bäume vor Ihrem Hauſe. Ach bei Ihnen war ich beſſer wie ſonſtwo!" (23. 6. 1806). „O, ich bedarf es, bedarf in Hofwyl mich zu ſammeln in mich ſelbſt, abgewendet von ſo Vielem, an dem meine Geiſteskraft zerſplitterte! Sie ſind glücklich mit Ihren Lagen, Ihrer Mühe. Sie wollen nur Eins, Sie kennen es, Sie kennen die Mittel zum Zweck" (31. 8. 1806). „Möchte das nächſte Jahr," ſo ſchloß ſie einen Brief vom 27. 11. 1806, „die frommen, einfachen Wünſche erfüllen, die mich und meine Tochter zu Ihnen führen ſollen."

Fellenberg theilte dieſe Wünſche, er hatte Thereſe wiederholt und auf das dringendſte eingeladen. Aber ſie glaubte ihre junge verheirathete Tochter noch nicht verlaſſen zu dürfen, und mitunter kamen ihr auch leiſe Zweifel, ob ſie das Leben in der engen Beſchränkung und in der ſtarren Strenge Hofwyls werde ertragen können. Endlich im Juni 1807 meldete ſie ihr baldiges

kommen. „O Fellenberg, wie kindlich, ſehnſuchtsvoll und vertrauend nahe ich mich dem Augenblick, Sie wieder zu ſehen, — das unverdorbene Weib bleibt kindlich an Gefühl, wie weit auch ihre Laufbahn vollbracht ſei — Sie ſind mir Vater und Führer, indeß meine Jahre mich zu Ihrer älteren Schweſter machen. O nehmen Sie mich gütig auf, haben Sie Nachſicht mit meiner Furchtſamkeit und mit meiner Kühnheit, ertragen Sie meine Weichheit und meinen feſten Sinn, der oft wie Kälte ausſieht. Ich bringe Ihnen einen Kopf, den die Jahre übten, den zu reifen ein glühend Herz wohl auf immer hindern wird. Aber unter Ihren Augen werde ich Ihnen mehr ſein können, als fern von Ihnen. Machen Sie mich zu Allem, was Ihnen lieb iſt, fordern Sie meine Thätigkeit auf und meine Kräfte, — ſie gehören Ihnen und meinen Kindern. Sagen Sie mir, ob ich nicht à tout évenement durch eine beſtimmte Lectüre, durch irgend eine Vorübung Ideen in mir reifen oder anregen kann, die mich zu Ihren Zwecken geſchickter machen könnten. Zum Lehren fehlt mir Geſundheit und das Geſichtsorgan, aber auffaſſen und darſtellen würde ich unter Ihrer Leitung können."

Fellenberg hatte gerade damals mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Seine im Auslande vor Jahren angelegten Capitalien, auf welche er in ſeiner Wirthſchaft gerechnet hatte, waren nicht flüſſig zu machen; er glaubte, daß ſeinen Plänen überall entgegengearbeitet würde, und er trug es namentlich ſchwer, daß er noch immer nicht in der Lage war, die lange geplante Armenſchule zu eröffnen, die, wie er ſchrieb, ſeinem Leben erſt einen befriedigenden Werth geben könne. „Sie werden hier nicht finden, was Sie dort verlieren," antwortete er (10. 6. 1807). „Sie werden mich ſehr ernſt, oft düſter und verſchloſſen finden." Er gab ihr anheim, fern zu bleiben.

Thereſe ließ ſich aber nicht abſchrecken; ſie traf mit ihrer Tochter Louiſe und einem jungen Freunde, Wilhelm Albrecht, einem Studirenden der Kameralwiſſenſchaften, welcher Fellenberg kennen lernen wollte, in Hofwyl ein. Wie ſie es dort fand, und wie ſie dort lebte, ſchildert ſie in folgendem an einen Freund gerichteten Briefe (30. 7. 1807): „Ja, mein Herr, ich bin bei

meinem Helden, ich lebe und leide mit ihm und erreiche jeden Tag das liebe Ziel, ihn froh zu machen, ihm zu seiner Beharrlichkeit auch Freudigkeit zu geben. Er sollte mich immer um sich haben, ich sollte bei ihm leben, jetzt weiß ich es besser wie je, daß es ginge. Denn jetzt habe ich die volle Liebe seiner Frau, und das hebt jede Furcht, die meinem wohlthätigen Einfluß im Wege stand. Hier in Fellenberg's Herzen und in seinem Hause brauche ich nur ich zu sein, hier führe ich offen und froh ein wahres Kindesleben. Ein Mann, der mit brennender Heftigkeit, mit dem verwundbarsten Gefühl, mit der empfänglichsten Seele einen Zweck verfolgt, welcher ihm Ausharren, Ruhe, Entsagung jedes Lieblingsgenusses auflegt, bedarf der Augenblicke, wo er den Panzer, in welchem er sein Wesen zusammenhält, ablegt und, die wundgedrückte Brust an Freundesbrust ausruhend, sich selbst zu sein erlaubt. Er bedarf eines Wesens, welches sein Ideal anzuerkennen fähig ist, damit er es in seiner Seele wieder hell sehe, wenn die ekle Welt es mit ihrem kalten, trüben, schweren Nebel umflort hat. O, sähen Sie doch den Mann in leinenem Kittel von seinen Arbeitern umringt — jetzt ist die Tagesarbeit gethan, nun sitzt er neben uns, seine redenden Züge sind finster, sein trüber Blick widerspricht der Stimme voll Güte, mit der er seine Arbeiter entließ. Doch jetzt wirft er seiner Olimpe einen Kuß zu, zieht Aimé zu sich, frägt nach Wilhelm, und in einer Viertelstunde blitzen die Augen, die Bläße wird belebt, er spricht, ich widerspreche, ich nehme Alles in Schutz, das ihn verletzt, und söhne ihn aus, und er sieht sein Ziel wieder vor sich, und der Tag scheint ihm ein Gewinnst. Und er ist...

den 11. August!!! und er ist? — nach zwölf Tagen! und er ist wieder rüstig auf seinem Weg zum Guten. Das ist recht schön, so in der stillen Gluth eines glücklichen Gemüths vor zwölf Tagen aufgehört zu haben, und heute wieder so fortzufahren. Diese zwölf Tage waren den vorigen ähnlich, statt Ihnen zu schreiben, schrieb ich Briefe in Fellenberg's Geschäften. Ich fand meinen Aimé ganz so, wie meine sorgsamsten Wünsche, meine ängstlichste Liebe fordern konnte. Das Kind ist in Vatersarmen. Er hat Geschwister, Mutter, Vaterhaus. Es ist nicht möglich,

mehr wiederzufinden, wie er kam. Ja sogar Greiſelstern und Verwandte kamt er. Ich muß lächeln, den Sohn des verrufenen Revolutionär Huber von dem trübenden Aristokraten Tschaner von Aegle, von der Bauernwillen wie ihren Angehörigen behandelt zu sehen. Aimé ist heiter und froh und kindlich: ich bin nun fünf Wochen hier, und er zog sich noch keinen trüben Augenblick zu. Jeden Abend kann er des Vaters Fragen über den vergangenen Tag mit einem Engelsgesicht voll Zuversicht beantworten, so daß Fellenberg ihn oft jubelnd in die Arme schließt und ihm zuruft: Du hast mir nur Gutes zu sagen, das sehe ich, — und dann schlüpft er mit seinem federleichten Herzen in's Bett. Er lernt sehr gern, drei bis vier Stunden früh, zwei am Nachmittage, — Rechnen, Sprachlehre, Schreiben, Naturgeschichte. Dann wird geklettert, hausbech an dünnen Stangen, auf dünnen schwankenden Balken gelaufen, im Garten angebaut, Schmetterlinge gefangen, gebalgt, gespielt. Der Tag verfließt, — die Mutter giebt Arbeiten mit Sämereien. So geht ein Tag dem andern gleich dahin. Vormittags komme ich nie zur Familie, frühstücke allein, — meine Gesundheit fordert dies régime. Fellenberg hat zuweilen mit mir zu schwatzen. Ich arbeite wie zu Haus, lese, schreibe, nähe. Um zwölf Uhr sind wir stets achtzehn Personen am Tisch, Kinder, zwei verdiente Knechte, die als Ehrenerhöhung mit am Tische speisen, drei Landbauzöglinge, Buchhalter, Hofmeister u. s. w. Nach Tisch schwatze ich ein bischen mit F. Von drei bis fünf Uhr unterrichte ich Louise. Dann nimmt man das Vesperbrod, dann sitze ich mit F. und wir haben vernünftige Gedanken, Albrecht meistens wie unser Jünger zu Füßen, dann gehe ich eine Stunde spazieren, während F. wieder arbeitet. Um acht Uhr versammeln wir uns Alle um den Vater; er segnet seine Kinder mit liebender, belehrender Wachsamkeit über ihr Gemüth. Er betet nicht mit ihnen, aber er unterredet sich mit ihnen mit einem Ausdruck unendlicher Liebe. Dann wird gegessen, wir lachen und schwatzen bis zehn Uhr — dann geht Jeder in sein Zimmer. Man erstaunt jeden Abend, wo der Tag hin war. Die Kinder, deren jüngstes achtzehn Monate, lieben mich, als gehöre ich von je zu ihnen.

Ich heiße Mama für Alle, muß die Jüngſten füttern, der Zweiten die Naſe putzen, der Dritten das Strickzeug in Ordnung bringen. Zwiſchen jeder Lehrſtunde toben mir die Knaben in's Zimmer, um mich zu ſehen".

Aber der Umgang mit Fellenberg ſollte nicht immer ſo friedvoll bleiben, wie er in dieſer Schilderung erſcheint. Aus einzelnen aus dieſer Zeit aufbewahrten Zeilen ſieht man, daß es mitunter auch im Disputiren zu ſcharfen, verletzenden Worten unter ihnen kam, ſo daß ſie das Bedürfniß hatten, ſich darüber ſchriftliche Erklärungen zu machen. Fellenberg ſcheint auch mitunter die Furcht gefühlt zu haben, daß der Verkehr mit der vielſeitig anregenden, geiſtreichen Thereſe ihm ſeine ſelbſtgewählte, enge Lebensbahn verleiden könne, und obwohl ſie ihm ſchrieb: „Ich will Sie ja nicht aus Ihrem Endzweck herausſchwatzen, — damit würde ich mir ja mein Land der Ruhe zerſtören, wohin ich meinen Blick von dem öden, verworrenen Menſchentreiben wende", konnte er ſich doch plötzlich ſcheu vor ihr zurückziehen. Eine Stelle ſeiner Briefe deutet darauf, daß er noch eine andere Gefahr fürchtete. — „Es kommt mir vor," ſo ſchrieb er, „Sie haben ſich nicht erklärt, weshalb ich mich öfters meinen Arbeiten ergab, um weniger bei Ihnen zu ſein — weil wir uns doch bald wieder trennen müſſen und ich gelernt habe, die Lebhaftigkeit meiner Gefühle durch das régime zu regieren, was für meine Individualität am beſten taugt." Thereſe ſelbſt ſchrieb acht Jahre ſpäter (17. 4. 1816), als ſchon ein tiefer Riß zwiſchen ihr und Fellenberg beſtand: „Er war tief und beglückend ergriffen bei ſeiner Bekanntſchaft mit mir; nicht wie ein Geck, denn das iſt der Mann mit keiner Faſer ſeines Weſens, nicht als ein Wollüſtling, denn darüber hat er ſich von ſeiner Jugendblüthe an erhoben, und ich bin ſo viel älter wie er, — aber er fand ein Weſen, das, ſtärker wie er, ſeinen Starrſinn nicht empörte, weil es ein Weib war. Bei unſerem Beiſammenſein ſtritt ſich in ihm das Gefühl beglückender Freundſchaft und die Furcht, neben ſeinem großen Beruf ein anderes Gefühl in ſich thätig werden zu laſſen".

Thereſe blieb nicht ſo lange in Hofwyl, wie es Anfangs in

ihrer Abſicht liegen mochte, als ſie einen Jahre langen Aufenthalt für möglich erklärte. Ihre verheirathete Tochter wünſchte ihre Rückkehr; die ältere Tochter, Thereſe Forſter, welche ſie ſeither in Günzburg, dem nunmehrigen Wohnort des Oberförſters von Greyerz, vertreten hatte, ſollte als Erzieherin in das Fellenberg'ſche Haus eintreten und mußte daher in Günzburg abgelöſt werden, und vielleicht mochte auch die Wendung mitwirken, welche das Verhältniß Thereſens zu Fellenberg genommen hatte. Genug, im Herbſt 1807 verließ ſie Hofwyl mit ihrer Tochter Louiſe.

Bald darauf ſchrieb ſie einem Freunde (25. 11. 1807): „Wie ich von Wylhof wegging, war ich mehr, als betrübt. Eine große Familie, wo vom Herrn bis zum Hirtenknaben Alle dachten, fühlten oder ahnten, daß ſie glücklicher wären, wenn ich da wäre; ſie ſahen meinen Fortgang als das Ende einer beſſeren Zeit an, ohne ſich deutlich zu machen, woran liegt es. Mein Freund wußte es wohl. Durch tauſend Umſtände iſt er dahin gekommen, ſeiner Tugend zu folgen, — nein, nicht Tugend, das wäre ja das höchſte Schöne, — alſo dem Rechten zu folgen. Niemand war fähig, Niemand wagte, Niemand erlaubte ſich ihn daneben auf das Ideale, auf das Allſeitige hinzuweiſen. Da mußte Leidenſchaftlichkeit, Einſeitigkeit ihm nahen. Edel, ſtark, nur für Andere lebend, hätte es nur dieſes Hinweiſes bedurft, um ihn zu beſtimmen, daß er ſeine Tugend dem höchſten Schönen aufopfere. Ich verſöhnte ihn mit Menſchen, Vorurtheilen, Schickſalen, erlangte Duldung von ihm, lehrte ihn ſanft ertragen, heiter verzeihen, — aber er hätte meiner für immer bedurft. Das Feuer ſeines Charakters muß liebend abgeleitet werden, oder es zehrt in ſeinem Innern. Sein Weib, ſo ein rein weibliches Bild von Güte und Hingebung in ihre Pflicht, kann meine Stelle nicht erſetzen. Sie hat keine Art von Ueberlegenheit; ihre heiligſte Güte entwaffnet den Stärkeren, aber lehrt ihm nicht den beſſeren Gebrauch ſeiner Kräfte. Sie liebte mich mit kindlichem Dank, — ich vergeſſe nicht die ſchmerzvolle, leiſe Stimme, mit der ſie mir, wie ich von ihr ſchied, ihr Geſicht an meiner Bruſt verborgen, ſo einfach ſagte: Jamais, jamais je n'oublierai le bien,

que je Vous dois. Dieſelbe mißverſtandene Selbſtherrſchaft, welche Fellenberg jedes Mal, wenn er das Glück, mit mir zu leben, lebhaft empfunden hatte, vermochte, ſich durch einen Tag Entfernung zu — beſtrafen, gebot ihm jetzt, nicht Abſchied von mir zu nehmen. Er war ſchon den Tag vorher krank von Unruhe, und eine halbe Stunde, ehe ich abreiſte, verſchloß er ſich in der Bücherſtube. Ich weiß, daß er nicht glücklich iſt, ich weiß, daß er ſeine Geſchäfte weniger gut behandelt, wenn ich nicht da bin, und ich muß doch fern von ihm bleiben. Er bedarf zum Gelingen ſeiner großen Pläne, daß er die Menſchen dafür gewinnt. Sein Feuereifer für Recht und Wahrheit, ſeine Starrheit in dem von ihm erkannten Guten entfernt ſie aber von ihm. Ich lehrte ihm, ſie gewinnen, weil ich ein Weib bin, das heißt, weder Haß noch Rache kenne, weil ich eine Art Talent zum Herrſchen habe, wie wir Alle, und weil — ach das iſt zu weitläufig und auch nicht froh".

Seit dieſer Trennung war das Verhältniß Thereſens und Fellenberg's ein gänzlich anderes geworden. Die Briefe der erſteren fehlen freilich für dieſe Periode, aber in Fellenberg's ſeltenen Briefen herrſcht meiſtens ein kühler Geſchäftston, der oft genug bitteren, ſcharfen Bemerkungen Platz macht. Eine der unter ihnen hervortretenden Differenzen reichte mit ihren Anfängen ſchon in die Zeit des Beiſammenſeins zurück.

Um ſeine pecuniären Bedrängniſſe zu überwinden, hatte er den Plan gefaßt, daß die Cantonal- oder die Bundesregierung mit Rückſicht auf die Gemeinnützigkeit ſeiner Unternehmungen ihm auf 25 Jahre ein zinsfreies Darlehn von 30,000 Gulden gebe; auch wollte er ſeine Anſtalten über ſein Leben hinaus ſicher ſtellen und entwarf daher allerlei Pläne von Aſſociationen, — ſo brauchte er ſchon dies Wort, für welches ſein Zögling ein Menſchenalter ſpäter ſo viel arbeiten und kämpfen ſollte, — alſo von Aſſociationen, welche die Garantie und formelle Vertretung der Anſtalten übernehmen ſollten. Allein er fand bei ſeinen Landsleuten nur ſehr wenig Anerkennung, ja ſelbſt nicht einmal Verſtändniß oder Ahnung der Bedeutung ſeiner Pläne. Wie man ihn früher um ſeiner landwirthſchaftlichen Verſuche willen

für einen Verſchwender gehalten hatte, ſo glaubte man jetzt, es handle ſich um egoiſtiſche Zwecke, durch die er ſich bereichern wolle.

Um dieſen Widergeiſt zu bekämpfen, hatte Thereſe während ihres Schweizer Aufenthalts auf Fellenberg's Begehren ſchon alle ihre alten Schweizer Beziehungen wieder anknüpfen und ſich deshalb länger in Bern bei ihrem alten Freunde Ufteri aufhalten müſſen, wobei ſie denn von Fellenberg mit genauen Inſtructionen verſehen worden war. Außerdem begann er die Preſſe für ein ſehr wichtiges Hülfsmittel zu halten. Er hoffte namentlich, wenn alle großen deutſchen Zeitſchriften die Bedeutung ſeiner Unternehmungen feierten, ſo müſſe das auf die Berner Eindruck machen. Er drang deshalb mehr und mehr in Thereſe, daß ſie über ihn ſchreibe und dafür ſorge, daß jeder Artikel durch viele Zeitungen gehe. Sie hatte ſich längſt zu Publikationen über ſein Unternehmen erboten. „Ich will nicht plattes Ausposaunen," hatte ſie früher geſchrieben (24. 12. 1806), „ſondern einfaches Erzählen: ein ſolcher Mann lebt, und das will er. Das Gute iſt ein Zauber, welcher Gutes in Anderen aufruft." Fellenberg, der ſich früher faſt ablehnend dieſem Erbieten gegenüber verhalten hatte, kam während des Beſuchs von 1807 auf daſſelbe zurück. Thereſe bot wiederum willig ihre Hand dazu; aber ſie wollte es mit Beſcheidenheit, Zurückhaltung und Geſchmack thun, und alles Marktſchreieriſche war ihrem feinen Tactgefühl durchaus zuwider. Sie ſcheint Fellenberg bei ihren Disputationen über dies Thema mehrfach an frühere Aeußerungen erinnert zu haben, worin er als Bedingung für die gedeihliche Entwicklung ſeiner Unternehmungen ein von der Welt unbemerktes und gegen Störungen geſichertes, ſtilles Wachsthum hingeſtellt hatte.

Nachdem Fellenberg einmal den Weg der Reclame betreten hatte, konnte ihm darin nicht mehr genug geſchehen; mit dieſem Mittel wollte er allen Bedrängniſſen, auch der Noth an tüchtigen Lehrern und geeigneten Zöglingen abhelfen. „Wir müſſen anfangen, mehr Senſation zu machen," ſchrieb er bald. In Frankreich fand er eine bereitwilligere Hülfe. Ein Herr Pictet ſetzte, wie Fellenberg ſchreibt, von Paris bis Wien Himmel und Erde

für ſeine Unternehmungen in Bewegung. Ihn ſtellte er Thereſe wiederholt als Vorbild hin. „Fehlte die erwartete Hülfe aus Deutſchland nicht ganz, ſo würde es bald durchaus nach Wunſch gehen; auch die Hülfe von Lehrern wäre nicht ſo lange ausgeblieben, wenn ich nicht ſo lange vergebens darauf gedrungen hätte, den Weg einzuſchlagen, zu dem mir nun Pictet die Hand mit ſo vielem aufrichtigen Eifer bietet" (21. 10. 1807). In einem andern Briefe (3. 1. 1808) heißt es: „Aus einer Menge von Zögern, Beſorgniſſen u. ſ. w. ſehe ich, daß Sie weder mich noch mein Werk recht kennen, ſonſt hätten Sie auch Ihrer Kinder Intereſſen zu einem andern Gange vermocht. Ich zählte auf Sie für die deutſche Welt, — nun iſt aber noch nichts dabei herausgekommen. Das ſei nicht Ihre Schuld, ſagen Sie, — Ihre Briefe für den Mercur ſeien Zeuge davon. Ja, hätte ich mich auch ſchon beruhigt, wenn ich nur einmal einige Verſuche gemacht hätte, ſo würde ich ſchon lange bis über den Kopf im Sumpfe ſtecken. Meine Berechnungen und Erwartungen finden von Tag zu Tag mehr thatſächliche Rechtfertigung, und bald, bald werden Sie erkennen müſſen, daß nicht allein der ökonomiſche, ſondern auch der ſittliche und der religiöſe Zuſtand von Europa von den Fundamenten aus, auf denen ich arbeite, umgewandelt werden wird. Niemand hätte mehr dafür thun können, als Sie, und doch konnte ich nicht einmal eine unſchuldige Beſchreibung eines neuen Schweizerfeſtes von Ihnen erhalten. Ich muß nun wiſſen, woran ich bin und worauf ich zählen ſoll. Die Hartnäckigkeit des Kampfes, den ich für eine gute, für eine heilige Sache zu beſtehen habe, erfordert, daß ich mich auf meinem Kampfplatze nur mit Weſen vergeſellſchafte, deren Zweck und Hülfsmittel mit den meinigen harmoniren, und die ferne davon ſind, mich in meinem Gange aufhalten zu wollen, ſondern die ihn vielmehr mit allen Kräften befördern helfen".

Thereſe ſäumte nicht, ihre Feder in der ihr paſſend erſcheinenden Weiſe für Fellenberg's Unternehmungen in Bewegung zu ſetzen; aber ſie wahrte ſich ihre Selbſtändigkeit und ihren Geſchmack. Fellenberg ſchrieb ihr bald (20. 2. 1808): „Ja, theure Freundin, ich habe Ihre lieben Briefe empfangen; da ich aber

aus denſelben ſehen mußte, daß Ihre früheren Träume verſchwunden ſind, und daß Sie nicht in meinem Sinne Hand in Hand mit mir ſchaffen können oder wollen, ſo dürfte ich eben ſo wenig mit Schreiben als mit Schwatzen noch mehr Zeit verlieren. Je iſolirter ich mich befinde, deſto angeſtrengter muß ich handeln, ohne mich durch irgend etwas ſtören zu laſſen". Dann kommen aber dennoch wieder allerlei Wünſche über Veröffentlichungen im Morgenblatt, in der Allgemeinen Zeitung, im deutſchen Mercur, in der Zeitung für die elegante Welt. Ja er ſchickt ihr auch (18. 7. 1808) als Muſter, wie er ſeine Unternehmungen beſprochen zu ſehen wünſche, einen von ihm ſelbſt gefertigten Aufſatz zu, welcher als Bericht eines Reiſenden eingekleidet iſt. Zur Charakteriſirung wollen wir nur ſeinen Eingang mittheilen: „Mag man jetzt in die Schweiz hineinkommen, wohin man will, ſo findet man allenthalben Nachricht von Hofwyl. Jede table d'hôte, jede Zeitung, jede Straße iſt damit beſetzt, ja ſogar in dem großen Münſter von Bern hörte ich bei der Predigt eines der erſten Prediger der Stadt neben mir bemerken: Nehmt Euch in Acht, das geht auf Herrn Fellenberg in Hofwyl". — Nun folgt der Inhalt einer Predigt über das Thema: der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande, mit allerlei durchſichtigen Anſpielungen und Vergleichungen Fellenberg's mit den Apoſteln und Luther. Und in ähnlichem Ton iſt das ganze Schriftſtück gehalten.

Wie Thereſe dies Gebahren beurtheilte, zeigt eine Stelle eines an ihren Vater gerichteten Briefes (4. 7. 1808): „Der äußere Anſtrich von Fellenberg's Unternehmen, was er ſelbſt davon ſchreibt und Andere davon ſagen, der Ton, hat meinen Beifall nicht. Ich kann bei einer Sache, deren Grund heilige Wahrheit iſt, dieſen lauten Poſaunenton nie dulden, der auch der beſten Sache ſchaden muß. Aber welches Werk trägt nicht Spuren von den Gebrechen der Zeit! Dieſer mißfallende Ton wird gewiß aufhören, denn das wirklich Gute in Fellenberg's Anſtalt iſt überwiegend".

Das veränderte Verhältniß, in welches Fellenberg zu Thereſe getreten war, zeigt ſich auch in der veränderten Stellung, welche

Thereſens Sohn fortan in Fellenberg's Briefen einnimmt. Von jener früheren zarten Aufmerkſamkeit iſt keine Spur geblieben, — höchſtens kommt die Bemerkung: „Aimé iſt wohl", oder: „er gedeiht", und mancher Brief geht ab, ohne ſeiner zu gedenken. Ja, wenn Fellenberg recht ärgerlich ſchreibt, ſo pflegt auch eine Aeußerung darüber nicht zu fehlen, daß die Mutter, wenn ſie ſein Unternehmen nicht mit aller Kraft fördern wolle, beſſer thue, den Sohn anderswo unterzubringen, — daß er ihr darüber Vorſchläge machen wolle, und dergleichen. Es handelt ſich dann alſo nicht mehr um ein für's Leben unwiderruflich geſchloſſenes Bündniß.

Wir müſſen annehmen, daß dieſe Mißſtimmung Fellenberg's auch auf ſeinen perſönlichen Verkehr mit Aimé ihren Schatten warf. Hatte ſich doch auch bei dieſem, wie die erwähnten „Erinnerungen" beweiſen, das Bild von dem finſtern, ſtreng gebietenden, heftig aufbrauſenden, zur kühnen That bereiten Fellenberg tiefer eingeprägt, als das des freundlichen, liebevollen, kindlichen Fellenberg, der das Vertrauen und die Liebe des kleinen Knaben genoſſen hatte. Allein zunächſt war Aimé noch durch ſeine Stellung in der Familie Fellenberg's und durch die unwandelbare Güte der Frau gegen Vereinſamung und gegen Verbitterung geſchützt, welche Härte und Liebloſigkeit in dieſem gefühlvollen Kinde hervorrufen mußten. Auch hatte er zunächſt in ſeiner älteſten Schweſter, Thereſe Forſter, welche bis zum Mai 1809 in Hofwyl verblieb, einen beſondern Anhalt. Sie war ein Bindeglied zwiſchen ihm und ſeiner Mutter und hielt das Andenken an ſeine Familie und ſeine Vergangenheit in ihm wach.

Inzwiſchen aber vollzog ſich durch das Inslebentreten der lange geplanten Erziehungsanſtalt eine Wandlung in der ganzen Lage Aimé's. Im Sommer 1808 war es endlich, und zwar hauptſächlich durch die von Thereſe Huber angerufene Vermittelung ihres Vaters Heyne in Göttingen, gelungen, Lehrer und Erzieher zu erhalten, die allen Anforderungen genügten. Der bedeutendſte von ihnen, der auch auf Aimé einen großen Einfluß üben ſollte, war ein Schüler Herbart's, Griepenkerl aus Braunſchweig, „an Geſicht und Geſtalt", wie die „Erinnerungen" ſagen,

„einer der claſſiſch ſchönſten und impoſanteſten Männer, die mir je vorgekommen, und von entſprechend bedeutender geiſtigen und ſittlichen Begabung". „Er trat von vorn herein," wie es dort weiter heißt, „mit aller Sicherheit, Selbſtändigkeit und nach Umſtänden Ueberlegenheit auf, wie ſie bei ſolchen äußeren und inneren natürlichen Vorzügen eine gründliche deutſche wiſſenſchaftliche Bildung geben und rechtfertigen konnte. Fellenberg konnte wohl oder übel ſich der Anerkennung einer gewiſſen Ebenbürtigkeit hier nicht entziehen, und für die übrige Hofwyler Welt hatte Griepenkerl immer eine gewiſſe Unnahbarkeit".

Die Ankunft Griepenkerl's hatte eine eigenthümliche Epiſode in Aimé's Leben im Gefolge. Griepenkerl ſollte ſich zunächſt in Iferten mit Peſtalozzi's Methode bekannt machen, und aus Gründen, welche ſich nicht mehr erkennen laſſen, wurde er von Fellenberg's älteſtem Sohne und von Aimé dorthin begleitet. Sie blieben vom Juli bis September 1808 daſelbſt. In den „Erinnerungen" wird uns Folgendes über dieſen Aufenthalt berichtet: „Welche Früchte Griepenkerl auf dieſem Felde geerntet, blieb uns begreiflich verborgen. Daß er auch dort ſoweit eine Reſpectsperſon wurde, als es überhaupt für die damals noch in vollem Fanatismus der Methode gebundenen und gehobenen Peſtalozzianer möglich war, wurde uns allerdings nicht ohne ſympathiſchen Stolz bemerklich. Wir wohnten nicht in der Anſtalt, ſondern in einem Privathaus (bei Freunden Fellenberg's), und der zahlreiche weibliche Theil unſerer Hausgenoſſen und ihres Kreiſes ergötzte uns nicht wenig durch die mühſamen Verſuche, den barbariſchen Namen mundgerecht und verſtändlich zu machen, wobei man ſchließlich zu dem Compromiß gelangte, ihn auf ein Mr. Gripen zu reduciren. Im Uebrigen erinnere ich mich der alten viereckigen Burg mit ihren dicken Mauern und gewaltigen Eckthürmen nur als des Schauplatzes eines ſo lärmenden, verworrenen, wüſten Treibens, wie von einigen hundert wilden Buben aus allen europäiſchen Nationen der alten und neuen Welt, von fünfzig bis ſechzig Lehrern und anderen nicht viel beſſer disciplinirten Erwachſenen in einem ſolchen, mit dunkeln Gängen, Winkeln und Kellern reichlich verſehenen alten Bau nur

irgend erwartet werden konnte. Ergötzlich genug durch „wechſelſeitige" Naturpädagogik, die jedenfalls an Handgreiflichkeit nichts zu wünſchen ließ, war das Alles ohne Zweifel; aber von einer Frucht des Unterrichts und der legitimen Erziehung durch und nach der Methode bei uns oder Anderen habe ich nicht die leiſeſte Erinnerung. Sehr lebhaft gegenwärtig iſt mir dagegen Peſtalozzi's Perſönlichkeit in ihrer ehrwürdig originellen, etwas cyniſchen Liebenswürdigkeit, als die einzig anerkannte moraliſche Macht in dieſem Chaos. Namentlich ſeine Augen erſchienen mir noch lange Jahre nachher und erſcheinen mir jetzt noch zuweilen im wachen oder ſchlafenden Traume — gleichſam für ſich ſchwebend und ohne die übrige Geſtalt, — wie ein Paar glänzend milde Sterne über dem pädagogiſchen Chaos".

Nach der Heimkehr Griepenkerl's und ſeiner Schutzbefohlenen nach Hofwyl rückten bald etliche Zöglinge der neuen Erziehungsanſtalt ein. Es werden als erſter Beſtand genannt: drei Gebrüder von Biſſing aus Schleſien, zwei Söhne des nachherigen bayeriſchen Feldmarſchalls und Fürſten von Wrede, Henneberg aus Braunſchweig und Schalch aus Schaffhauſen. Trotz des von Fellenberg ſo laut verkündeten Programms, wonach er nur hoffnungsvolle und wohlerzogene Knaben aufnehmen wollte, hatten neben den genannten, welche alle längere Zeit in Hofwyl blieben, auch noch einige bedenkliche Elemente auf kurze Zeit dort Aufnahme gefunden. Fellenberg bat deshalb Thereſe, nochmals öffentlich darauf hinzuweiſen, daß er es „ſeiner heiligen Sache, ſeinen guten reinen Zöglingen, ſeinem häuslichen Glück und den Anſprüchen, welche ſein perſönlicher Charakter auf Reinheit ſeiner Umgebung mache, ſchuldig ſei, weder Wollüſtlinge noch Spieler u. ſ. w. bei ſich oder in ſeinem Wirkungskreiſe zu dulden". In den folgenden Jahren, namentlich ſeit 1812, nahm die Zahl der Zöglinge ſchnell zu und ſteigerte ſich im Widerſpruch zu dem urſprünglichen Programm bis auf etwa fünfzig. Sie ſtammten aus den verſchiedenſten Gegenden Deutſchlands und der Schweiz, und einzelne aus Rußland, Italien, Frankreich und den Niederlanden. Es waren meiſtens Söhne reicher Leute, viele von Adel, manche Prinzen, wie von Würtemberg, Mecklenburg-Schwerin,

Sachsen-Hildburghausen, Thurn und Taxis. Im Ganzen sind es etwa siebzig Zöglinge gewesen, welche successiv mit Aimé dort zusammen waren.

Von den Lehrern, welche schon in der ersten Zeit nach Errichtung der Erziehungsanstalt eintraten, wird uns ein anderer Braunschweiger, welcher zugleich ein naher Freund Griepenkerl's war, Namens Lippe, sowohl in den „Erinnerungen" als in den Briefen als besonders wichtig genannt. Es heißt dort von ihm: „Er gewann sehr bald in der eigentlichen Erziehung einen ganz überwiegenden, fast ausschließlichen Einfluß, indem er uns gegenüber im täglichen Leben und außer den eigentlichen Unterrichtsstunden durchaus in die Stellung des Hausvaters und fast in die der Hausmutter trat. Außer dem Religionsunterricht (soweit überhaupt davon die Rede war) und einigen Rudimentalien bei dem jüngeren Theil der Zöglinge hatte er mit dem Unterricht nichts zu schaffen; dagegen aber theilte er alles Andere mit uns: Arbeiten, Spiele und Vergnügen, Leiden und Freuden und unser ganzes Alltagsleben. Er war recht eigentlich von Natur und Anlage ein Kinderfreund, und sein Verhältniß und Verhalten zu uns, sein Einfluß auf die Zöglinge kann gewiß nicht hoch genug angeschlagen werden und ließ jedenfalls an Treue, Sorgfalt und aufopfernder Liebe nichts zu wünschen übrig. Doch hatte sein Wesen etwas, ich möchte sagen, überwiegend Weibliches, bestenfalls Mütterliches, und eignete sich insofern ohne Zweifel besser zu der Behandlung der jüngeren Zöglinge. Darüber hinaus traten manche Schwächen, z. B. eine gewisse Kleinlichkeit, Willkür und Parteilichkeit, gelegentlich störend hervor und erzeugten bei manchen der Größeren eine gewisse Verbitterung, die er wahrlich nicht um uns verdient hatte".

Lippe verließ Hofwyl, jedoch nur vorübergehend, wenige Wochen vor Aimé, während Griepenkerl schon früher, im Frühjahr 1816, ausschied. Andere Lehrer kamen und gingen nach mehr oder weniger kurzer Zeit. In den „Erinnerungen" werden als besonders wichtig hervorgehoben: der später als Historiker und Professor in Heidelberg bekannte Mecklenburger Kortum, ein vortrefflicher Lehrer voll tiefem Ernst, aber mit manchen Wunder-

lichkeiten behaftet, der Mecklenburger Becker, welcher die lateinischen Classiker lehrte und später zugleich als Fechtmeister fungirte, der Braunschweiger Schacht, Lehrer der Geschichte und eine bedeutende und gewinnende Persönlichkeit, der Darmstädter Hesse, Lehrer der Mathematik, und der Schwabe Schübler, Chemiker und Physiker. Außerdem war jener schon erwähnte Nationalökonom Albrecht aus Rothenburg an der Tauber fast vier Jahre lang von großer Wichtigkeit für die Anstalt, obwohl er nicht eigentlich als Lehrer derselben angestellt war, sondern sich als Volontair dort aufhielt und freiwillig allmählich einen Theil des Unterrichts in den Naturwissenschaften und in der Geographie übernahm, bis seine geschwächte Gesundheit dieser Thätigkeit Halt gebot. Die „Erinnerungen" loben seine vielseitige Bildung und Frische und anregende Weise. Es heißt dort: „Wenn ich und gewiß manche meiner Mitschüler als eine der ersprießlichsten Früchte der Hofwyler Erziehung ein offenes Auge, Interesse, Sinn und Verständniß nicht nur für die Natur in allen Formen und Reichen, sondern auch für Menschenwerk und menschliche Zustände, namentlich des Volkes davontragen konnten, so haben wir es ohne Zweifel vor Allem diesem Manne zu verdanken. Auch die Blicke, die wir gelegentlich in die Welt der deutschen Dichtung und Kunst thun durften, wurden uns größtentheils durch Albrecht eröffnet".

Der ganze Geist des Lehrercollegiums scheint insofern ein einheitlicher gewesen zu sein, als sie Alle auf ideale und hohe Ziele in der Erziehung und in dem Unterricht hinstrebten und mit hingebendem Eifer und mit Treue nach neuen Wegen suchten. Fellenberg beschränkte sich damals auf eine allgemeine Leitung, und wenn es auch an Zeiten der Spannung oder gar des offenen Unfriedens zwischen ihm und den Lehrern oder der Lehrer unter sich nicht fehlte, so war doch Fellenberg's Einfluß auf diese immer mächtig genug, um seinen Grundanschauungen allseitige Anerkennung zu erwerben. Eine unmittelbare Einwirkung auf den Unterricht oder die Erziehung übte er nur ausnahmsweise, wo er ein besonderes Strafgericht oder sonstige exceptionelle Maßregeln für nöthig hielt. Der Menge der Zöglinge war er

deshalb ein Jupiter tonans, der nur durch seine unzweifelhaft Herrschergabe, durch seine, wenn es sein mußte, muthvolle That kraft, von der in den „Erinnerungen" allerlei ergötzliche Beispiel erzählt werden, und durch einen gewissen Nimbus, welchen Ge schichte und Mythe um sein Haupt geflochten hatten, eine un mittelbare Bedeutung für das Gemüthsleben der Einzelnen hatt

Was den Unterricht anbetrifft, so schrieb Fellenberg darüb (24. 8. 1808): „Wir befolgen die Pestalozzi'sche Unterrichts methode in den Fächern, auf die sie bis dahin mit gutem Er folg angewendet wurde". Dies Programm ließ einen weite Spielraum zu, und nach den vorliegenden Mittheilungen schei das Charakteristische der Unterrichtsweise damals nur in de Suchen nach neuen Wegen bestanden zu haben. Der Unterric erstreckte sich auf den ganzen herkömmlichen Umfang des Gym nasialunterrichts, wozu vorübergehend noch italienische Sprach kam. Den Realien wurde, wenigstens zeitweilig, eine größe Bedeutung zugestanden, als es jetzt auf den Gymnasien g geschehen pflegt. Mit der griechischen Sprache, welche Griepe kerl vorzugsweise lehrte, wurde nach dem Vorschlage von Herba noch vor der lateinischen angefangen, und Aimé las schon i seinem zehnten Jahre die Odyssee, im fünfzehnten Aeschylu Die Grammatik scheint dabei nicht zu ihrem vollen Recht g kommen zu sein; wenigstens bestand Aimé darin nicht besonder als ihn Freunde der Mutter in seinem vierzehnten Jahre exam nirten. Die Anzahl der Unterrichtsstunden war nach eine Stundenplan von 1816 recht bedeutend; es erscheinen darin a einem Tage etwa sieben Sprach- und Geschichtsstunden.

Auf den eigentlichen Religionsunterricht wurde nur gering Nachdruck gelegt. Nach den „Erinnerungen" beschränkte er si auf das Lesen einiger Capitel des alten und einiger Capitel d neuen Testaments, welche in einer gewissen gemüthlich fromme vermittelnden Weise, mit allerlei Anklängen an modern ration listische Ausleerung und Auslegung, interpretirt seien. Fern heißt es dort: „Was uns nicht gegeben wurde, konnten wir au nicht haben, und so wüßte ich in der That nicht, daß auch n die historischen Grundlagen christlichen Glaubens und Leben

geſchweige denn dieſe Lehren ſelbſt, ſo weit ſie denn nicht mit denen der allgemeinen humaniſtiſchen Religion und Moral zuſammenfallen, ein irgend erhebliches bewußtes Moment in unſerem Leben nach Innen oder Außen geweſen wären. Die Helden, Thaten und Leiden der Profangeſchichte, und noch mehr jene der Ilias, der Odyſſee und des Nibelungenliedes hatten einen ſehr viel größeren Antheil in unſeren Gedanken und Gefühlen, Sympathieen und Antipathieen, und nach Umſtänden in unſeren Spielen, Parteiungen und Kämpfen, als die Perſonen und Begebenheiten des alten und neuen Teſtaments. Ja, David und die Maccabäer etwa ausgenommen, wüßte ich kaum auch nur eine bibliſche Epiſode, die erheblichen Eingang bei uns gefunden hätte".

Mit dieſem Bericht ſtimmen auch gleichzeitige briefliche Aeußerungen überein. Thereſe Huber ſchrieb ſchon 1808 an ihren Vater: „Der kleine Menſch hängt an ſeinen Römern und Griechen und Perſern mit wahrer Freude. Seine Schweſter ſchreibt mir heute, ſie habe ſoeben ein langes Geſpräch mit ihm über dieſe Gegenſtände gehabt, worauf er ihr aufgetragen, ſo ſolle ſie es mir nur ſchreiben: die alten Menſchen gefielen ihm alle, nur die Ebräer nicht, aber Thereſe gäbe ihm nicht genug zu eſſen". In einem viel ſpäteren Briefe (25. 6. 1816) berichtet Aimé ſelbſt: „Wir ſind in der Religionsſtunde bei der Unſterblichkeit der Seele und von dem Leben nach dem Tode; da hat der Lehrer heute erſt angefangen, uns Phädon von Plato vorzuleſen".

Aehnlich wie mit dem Unterricht verhielt es ſich mit der religiöſen Uebung. „Von einer Theilnahme der Zöglinge," heißt es in den Erinnerungen, „oder auch nur eines Theils derſelben an dem regelmäßigen kirchlichen Gottesdienſt habe ich jedenfalls keine Erinnerung. Habe ich ein- oder zweimal das Innere der Kirche geſehen, ſo muß es bei Gelegenheit einer Taufe oder einer ſonſtigen außergewöhnlichen Gelegenheit geweſen ſein." Dagegen war man Seitens der Anſtalt mannigfach beſtrebt, einen gewiſſen allgemein religiöſen Sinn zu pflegen, der ſich auf Vertrauen und Ergebung in Gottes Führung und auf Streben nach Moralität beſchränkte. Es waren ſonntägliche Andachten mit Geſang

und Anſprache eingerichtet, und Sonnabends fanden beſondere Rundſchauen ſtatt, in denen, wie es in den „Erinnerungen" heißt, die ſchwarze Wäſche der Woche revidirt und, ſo gut es gehen wollte, gereinigt und geflickt wurde. Huber's auf ſeine damaligen Erfahrungen gegründetes Urtheil über dieſe Einrichtung war nicht ſehr günſtig. Spott, Bitterkeit und Mißtrauen ſeien die Folge auch bei den beſſeren Zöglingen geweſen. „Ich erinnere mich beſonders," erzählt er, „einer öfters vorkommenden Procedur, die ich auch jetzt noch als einen großen pädagogiſchen Mißgriff erkenne; nämlich die Aufforderung an dieſen oder jenen zunächſt unbetheiligten Knaben, ſich über das Vergehen eines Andern auszuſprechen, wobei z. B. wohl die Wendung eintrat: „Was würdeſt Du wohl in dieſem Falle gethan haben?" Die ehrliche Antwort konnte meiſt keine andere ſein, als daß man es gerade ſo gemacht haben würde. Aber wenn z. B. ich einmal — freilich nicht aus reiner Wahrheitsliebe — dieſe Antwort gab, ſo wurde es höchſt ungnädig vermerkt. Welcher von uns aber die erwartete deprecirende Antwort gab und ſich ganz unfähig erklärte, ſo arge Dinge zu verüben, der konnte es erleben, ſobald die nothpeinliche Sitzung aufgehoben war, draußen im Dunkel einen ſcharfen Denkzettel von der Hand unſerer Vehm — von den Mitſchülern — zu empfangen."

Fellenberg ſelbſt betheiligte ſich bei den der Erbauung beſtimmten Acten gleichſam nur ſtoßweiße, wahrſcheinlich wenn gewiſſe Kriſen des inneren Lebens der Anſtalt eingetreten waren, welche ihm ein unmittelbares Eingreifen nöthig erſcheinen ließen. So weit dann nicht ein finſterer Zorn ihn beherrſchte, ſo weit ſoll ein tiefer religiöſer Ernſt auch für ſeine Zöglinge nicht zu verkennen geweſen ſein. Und es blieb bei ihm nicht blos bei den Reden von chriſtlicher Ergebung, ſondern er konnte ſie auch durch die That bewähren und dadurch einen nachhaltigen, auch religiöſen Eindruck auf ſeine Zöglinge hervorrufen. „So gedenke ich einiger Momente," heißt es in den Erinnerungen, „wo wir nach einer furchtbaren Nacht von Gewitterſturm und Hagel Fellenberg Morgens früh auf die Felder folgten, wo — bei ohnehin ſchweren Zeiten — die noch Abends vorher in reichem, hoffnungsvollem

Segen ſtrotzende Ernte recht eigentlich in Grund und Boden geſchlagen war. Ich ſehe noch den Mann mit ſchmerzlich-edlem Ausdruck des ernſten Angeſichts, den Blick gen Himmel, mit gefalteten Händen, mit betender Bewegung der Lippen inmitten des Kreiſes der Seinigen, der Zöglinge, des Geſindes und mancher Nachbarn ſtehen, und dann ſogleich zu raſcher, ruhiger, entſchiedener Anordnung deſſen, was noth that, mit eigenem rüſtigen Handanlegen übergehen."

In der letzten Zeit von Aimé's Anweſenheit in Hofwyl ward der ſonſt nicht weiter beachteten Confeſſion der Zöglinge inſofern mehr Rechnung getragen, als ein katholiſcher Geiſtlicher berufen wurde, welcher die Katholiken mit den Lehren ihrer Kirche bekannt machen ſollte, während die älteren proteſtantiſchen Knaben Katechismusunterricht bei einem Geiſtlichen der Nachbarſchaft erhielten. Es ſcheint dies aber nur eine aus äußeren Gründen acceptirte und mit dem Weſen der Anſtalt wenig verwachſene Einrichtung geweſen zu ſein, wie denn Aimé, wie wir ſpäter beſprechen werden, längere Zeit auf eigene Hand zwiſchen beiden Confeſſionen unentſchieden ſtehen bleiben konnte, ohne durch den ganzen Geiſt der Anſtalt zur Entſcheidung getrieben zu werden.

Der Ausbildung des Körpers wurde ein nicht geringes Gewicht beigelegt; deshalb gehörte Gymnaſtik, für welche erſt nach den Freiheitskriegen der Name Turnen üblich wurde, Exerciren, ſpäter auch Scheibenſchießen, Fechten, Reiten und Tanzen zu den regelmäßigen Unterrichtsfächern. Außerdem ward wenigſtens zeitweilig der Betrieb der Landwirthſchaft als ein wichtiges Erziehungsmittel angeſehen und die Knaben wurden ernſtlichſt mit ländlichen Arbeiten beſchäftigt, von denen ſelbſt die Ungunſt des Wetters nicht befreite. In den „Erinnerungen" heißt es darüber: „Da galt es Erde oder Steine oder Raſen im Wald oder ſonſt aufzuleſen oder auszugraben, aufzuladen und mit zehn oder zwölf Doppelgeſpannen heimzufahren. Hierzu wurden begreiflich wir Großen herangezogen, nicht ohne empfindliche Verletzung unſeres ariſtokratiſchen Selbſtbewußtſeins. Dafür fanden wir auch in dem Waldfeuer und Kartoffelröſten, das nicht ſelten damit verbunden war, keine ganz genügende Entſchädigung, obgleich

Lippe jede Arbeit wie jede Ergötzung getreulich mit uns theilte. Jene Zufuhren wurden dann wieder von uns zu mancherlei gemeinnützigen Anlagen und Werken in unserem Gebiete verwendet (z. B. zu einem Kaninchenberg), so daß es nie an Arbeit der Art fehlte, als wenn wir allen Ernstes den Tagelöhnerberuf vor uns hätten, — wie wir uns gelegentlich wohl murrend darüber ausließen". Auch zu handwerksmäßigen Arbeiten wurden die Zöglinge angehalten, wie denn Aimé als Tischler glänzte und in seinen Briefen mehrfach über die verschiedenen Stadien berichtet, in welchen sich das von ihm unternommene fournirte Schreibpult befand. Die von ihm gefertigten Modelle landwirthschaftlicher Maschinen, welche er an den Schwager Greyerz sandte, fanden vielen Beifall.

Dies führt zu einer Seite der Hofwyler Anstalt, welche sie hoch über andere, ähnliche Erziehungsanstalten erhob, — das war die Mannigfaltigkeit der dort zusammenlaufenden Interessen, ihre Berührung mit anderen, auf große Ziele gerichteten Unternehmungen und somit ein Stück Zeitgeschichte, welches sich dort trotz der ländlichen Abgeschlossenheit abspielte. Die Knaben konnten nicht in täglichem Verkehr mit Fellenberg stehen und mitten unter dessen Schöpfungen leben, ohne Interesse an den der Einzel- und der Staatswirthschaft gestellten großen Aufgaben zu gewinnen und die mancherlei Eindrücke auf sich wirken zu lassen, welche Fellenberg's rastlose Versuche auf sie machen mußten. Bald nach der Erziehungsanstalt gelang es ihm auch eine landwirthschaftliche Schule für junge gebildete Männer, eine der ersten Schöpfungen dieser Art, in nächster Nähe von Hofwyl, in Buchsee, in's Leben zu rufen, und auch die lang erstrebte Armenschule, welche sich durch Landwirthschaft mit eigener Kraft erhalten sollte, trat in's Leben. Ferner unternahm Fellenberg die Fabrikation von landwirthschaftlichem Ackergeräth, welches er selbst erfunden hatte oder nach englischem Muster herstellte, um die ganze Gegend mit besseren Hülfsmitteln für den Ackerbau auszurüsten. Dann wurde auch einmal ein Unterrichtscurs für die sämmtlichen Lehrer eines Cantons eingerichtet, um sie mit der neuen Methode bekannt zu machen, und es wurde unter allerlei Scherzen

der ständigen Zöglinge ein förmliches Schulmeiſter-Sommerlager gebildet, in dem die zum Theil alten Knaben ſich mit unendlichem Fleiße in die neue Weisheit einexercirten.

Daß alle ſolche aus der Quelle der barmherzigen Liebe fließenden Beſtrebungen Fellenberg's, auch wenn der Knabe ſich deſſen noch nicht bewußt wurde, in Huber's Bruſt zu Samenkörnern wurden, welche in ſpäterer Zeit aufgehen und manche Frucht bringen ſollten, hat er oft angedeutet.

Ein anderes wichtiges Element in dem Leben der dortigen Jugend war die ſie umgebende ſchöne Natur mit dem großartigen Hintergrunde der Alpen. Und dieſem Elemente wurde auch durch die in Hofwyl eingeführte Lebensordnung ſein volles Recht gewährt. Was im Freien geſchehen konnte, geſchah im Freien, und die freundliche, lachende Umgebung Hofwyls wurde durch die ungebundene Fröhlichkeit und die auch von Oben her möglichſt beförderten gymnaſtiſchen Spiele der Knaben belebt. In den nahen Seen wurde gebadet und gefiſcht. Jede längere freie Zeit wurde zu Spaziergängen der Einzelnen oder ganzer Abtheilungen verwendet, und in jedem Jahre machte der ganze Cötus eine größere, oft Wochen lange Wanderung zu den Schönheiten der Schweiz, — entweder in's Berner Oberland oder zu den Seen oder in die Weingegenden, wo die Freuden der Weinleſe gekoſtet wurden. Dabei wurde denn auch wohl der genoſſene Exercirunterricht verwerthet und die Fiction eines militäriſchen Zuges aufrecht erhalten; der begleitende Eſel mußte mit dem andern Gepäck auch die Beſtandtheile eines Zeltes tragen, das an den Ruhepunkten aufgeſchlagen wurde, und ſelbſt an einem Wachtdienſt fehlte es dann nicht. Huber, der ſelten von ſeiner Vergangenheit zu erzählen pflegte, bewahrte für dieſe Wanderungen eine ſo freundliche und erheiternde Erinnerung, daß er, wo ſich Gelegenheit bot, gern von ihnen berichtete.

Eine fernere Eigenthümlichkeit des Hofwyler Lebens war, zumal in den ſpäteren Jahren, der große Strom beſuchender Fremden. Es war Fellenberg gelungen, die öffentliche Aufmerkſamkeit in weitem Umfange auf ſich zu ziehen, und in Folge davon glaubten Viele von denen, welche die Schweiz bereiſten,

zumal Solche, welche den philanthropiſchen Beſtrebungen näher ſtanden, einen Beſuch in den Hofwyler Anſtalten nicht verſäumen zu dürfen. Um der Menge derſelben willen war es eine nothgedrungene Anordnung, daß die Zöglinge ſich durch die Beſucher nicht in ihren Beſchäftigungen ſtören laſſen durften, ſondern, was ſie vorhatten, ſei es Arbeit, ſei es Spiel, unbekümmert fortſetzten. Das erleichterte auch den Fremden den Einblick in das dortige Leben und trug dazu bei, den Knaben Unbefangenheit und Sicherheit zu gewähren. Gar manche bedeutende und hiſtoriſch wichtige Perſönlichkeit iſt damals vor ihnen vorübergegangen, und einige derſelben hinterließen auch einen mehr oder weniger tiefen Eindruck. In den „Erinnerungen" werden beſonders hervorgehoben: der Kronprinz Ludwig von Bayern, dem Aimé auf den Wunſch ſeiner Mutter als bayeriſches Landeskind beſonders vorgeſtellt wurde, und von dem er, als der Enkel ſeines Göttinger Lehrers Heyne, gnädig begrüßt wurde; — Prinz Auguſt von Preußen, der plötzlich dem in einer mathematiſchen Aufgabe hülflos befangenen Aimé mit dem freundlichen Wort: „Na, mein Sohn, haben wir uns feſtgefahren?" als rettender Engel zu Hülfe kam und auf den rechten Weg half; — die Exkaiſerin Marie Louiſe von Frankreich, von deren Perſon zwar nur eine „etwas zerfloſſene breite Maſſe von bunter Seide und Spitzen und eines mit herrlichen Federn geſchmückten Hutes nebſt einem darunter befindlichen lebhaft gerötheten, beweglichen, freundlichen Angeſicht" in Erinnerung blieb, deren Anweſenheit aber dadurch für das Anſtaltsleben Bedeutung gewann, daß ſie Fellenberg Gelegenheit gab, durch die tapfere Abwehr eines wildgewordenen Stieres in ſeiner männlichen Kraft und ruhigen Ueberlegenheit zu glänzen und dadurch bei den ihm oft heimlich zürnenden Scholaren neues Anſehen zu gewinnen; — ferner der polniſche Freiheitskämpfer Kosciuszko, der durch einfache Erſcheinung und väterlich-freundliche Milde die Herzen der Knaben gefangen nahm; — die engliſchen Philanthropen Robert Owen und Mrs. Fry, welche jedoch durch unmittelbar vor dem Mittagseſſen engliſch gehaltene und dann verdolmetſchte Reden alle Gunſt bei den hungrigen Knaben einbüßten, — und endlich A. W. Schlegel,

deſſen manierirtes Weſen bei den Kindern zwar manchen Spott hervorrief, der aber nicht ohne Einfluß auf die Lehrer und den Gang des Unterrichts blieb; namentlich ward die ſpätere Vorliebe für das Nibelungenlied auf ihn zurückgeführt.

Fragen wir endlich, wie ſich unter allen dieſen Eindrücken der unter den Zöglingen herrſchende Geiſt geſtaltete — bekanntlich in ſolchen Anſtalten ein ſehr wichtiger und unberechenbarer Factor, der ſich oft unter der weiſeſten und treueſten Pflege und unter den günſtigſten äußeren Verhältniſſen ſchon in Folge des Einfluſſes eines oder des andern böſen Buben oder der einmal überkommenen Tradition auf das ungünſtigſte geſtaltet —, ſo liegen uns von Hofwyl aus jener Zeit nur günſtige Berichte vor, ſo daß man annehmen muß, Fellenberg habe es durchgeſetzt, die ſchlechten Elemente fernzuhalten. — Namentlich iſt in den ſchon viel citirten „Erinnerungen" bezeugt, daß der Geiſt ein ganz überwiegend nach Knabenweiſe tüchtiger und geſunder, friſcher und inſofern guter geweſen ſei, der ſich von allen ſchweren Verirrungen freigehalten habe, daß die Menge fröhlich und ohne viele Sorgen und Reflexionen in den Tag hineingelebt und in ſtarkem Corpsgeiſt zuſammengeſchloſſen aller Ueberhebung und aller Gemeinheit tapfer entgegengetreten ſei. Völlige Gleichheit der verſchiedenen Stände wurde nicht nur von Oben her angeordnet, ſondern ward auch im Kreiſe der Zöglinge als ſelbſtverſtändlich geübt, und wollte der neuangekommene Prinz oder Graf eine ariſtokratiſche Abſonderung verſuchen, ſo wurde ihm bald handgreiflich ſein Standpunkt klar gemacht. Desgleichen war aber auch jedes Vordrängen, jeder Verſuch, die Gunſt der Lehrer durch exceptionelle Haltung zu gewinnen, durch den Gemeingeiſt ſtrengſtens verpönt. Fellenberg und die Lehrer mochten oft genug im Kreiſe der Jugend als gemeinſame Gegner angeſehen werden; aber die Oppoſition war nicht boshaft und nie gemein, und was ſie den Lehrern an Pietät entzogen, wurde den fernen Eltern in erhöhtem Grade zugewendet. Alle Zöglinge umſchlang ein feſtes Gefühl der Zuſammengehörigkeit und Kameradſchaft, welches auch über die Zeit des Zuſammenſeins

andauerte und ſich noch in ſpäteren Jahren überall, wo Hofwyler zuſammentrafen, in junger Kraft zeigte.

So war das Leben der Anſtalt geſtaltet, welcher Aimé ſo lange Zeit angehörte. Treten wir nun der Frage nach ſeiner perſönlichen Stellung in dieſer Anſtalt und nach ſeinen äußeren und inneren Erlebniſſen während dieſer Zeit näher.

Wir ſahen ſchon, daß Aimé's Halbſchweſter, Thereſe Forſter, vom Herbſt 1807 an in Hofwyl weilte und als Gehülfin von Frau v. Fellenberg im Haushalt und in der Erziehung wirkte. Ihre zurückhaltende, in ſich abgeſchloſſene Natur konnte aber neben Fellenberg, welcher rückhaltloſe Hingabe und vollſtändiges Eingehen auf ſeine jedesmaligen Pläne forderte, nicht recht gedeihen; die Mißſtimmung über die Mutter kam hinzu, und ſo löſte ſich das Verhältniß auf beiderſeitigen Wunſch im Frühjahr 1809. Dies ward die nächſte Veranlaſſung, daß die Mutter wieder nach Hofwyl kam, indem ſie ihre Tochter abholte, um ſie einer ihr befreundeten vornehmen Familie in Holland zuzuführen, welche ihr ſchon früher eine Stelle angeboten hatte.

Thereſe Huber blieb damals vom 5. Mai bis 15. Juli in Hofwyl. Nach einem Bericht, den ſie einem Freunde über dieſen Aufenthalt erſtattete (23. 7. 1809), war ſie mit der Erwartung, daß ſie viel Unangenehmes erleben würde, gekommen, fand aber, namentlich auch an Aimé's ganzem Weſen, unendlich viel Freude. Sie ſchrieb: „Ich war innig darüber erfreut, wie weit die Lehrer, namentlich Albrecht und Griepenkerl, den Fellenberg gebracht hatten, um endlich eine feſte Form des Unterrichts zu ergreifen, die nun ein Jahr lang befolgt, die angenehmſte Ausſicht gewährt. Ordnung, Reinlichkeit, Frohſinn herrſcht unter dem kleinen Haufen, Liebe und Sanftmuth leiten ihn, ohne daß er es weiß. Die Knaben ſind rüſtig und härten ſich ab und dienen einander, und Aimé iſt — Gott ſei Dank — von Allen geliebt und der Zweite an Fortgang im Lernen, da ihm, dem neunjährigen, nur ein Baron Biſſing von dreizehn Jahren vorſteht — ein intereſſanter Knabe mit röthlichem Haar und einem feinen, kühnen Geſicht. Ich ſah die Furcht, welche ich vor den Hofwyler Angelegenheiten hegte, glücklich vereitelt. Mit Fellenberg zankte

ich mich zweimal tüchtig herum und ſtellte damit unſer altes Verhältniß wieder her. Seine Gabe, glücklich zu ſein und glücklich zu machen, geht unter in dem Drange, mehr zu thun, als er überſehen kann; aber er will das Beſte und leiſtet unendlich viel. Solche Menſchen ſind einzelne Markſteine, von wo aus Glücklichere das Feld anbauen; ſie ſind ſtets verkannte und oft irrende Opfer. — — Ich kann nicht anders, als nach meiner Ueberzeugung und nach meiner innig ſorgfältigen Prüfung anderer Anſtalten Aimé's Erziehung für vortrefflich zu halten. Gott, wie einfach und treu liebt und lebt das Kind — wie bezeigten mir die Knaben ſo ganz ihrem Alter angemeſſen ihre Liebe, — linkiſch, verſchämt, ſtörriſch, oft meine Rede fliehend und doch meine Gegenwart wünſchend! Aimé's Mutter, — der brachte man Blumen mit und Erdbeeren, — geht die mit? fragten ſie Albrecht, wenn ſpazieren gegangen ward, — und die Kleinen brachten mir meſchant unreife Dinger in den Pfoten getragen, und die fünfzehnjährigen Bengel eine einzelne ſchöne rothe Erdbeere am Stiele durch Albrecht's Vermittelung zierlich überreicht. Und die Knaben kommen alle falſch und ſchlecht erzogen dahin".

Der Verkehr Thereſens beſchränkte ſich diesmal nicht blos auf die Fellenberg'ſche Familie, ſondern auch auf die inzwiſchen angeſtellten Lehrer, von denen Griepenkerl ſchon verheirathet war. Sie nahm wiederum lebhaften Antheil an der geiſtigen Arbeit Hofwyls, und wie ſie ſchon zu Albrecht aus der früheren Zeit her, als er ſich zu ſeiner allſeitigen ökonomiſchen Ausbildung bei Greyerz im Stoffenrieder Forſthauſe aufgehalten hatte, und als er ſie demnächſt nach Hofwyl geleitete, das innige Verhältniß einer Mutter zu ihrem erwachſenen Sohne hatte, ſo knüpften ſich jetzt auch zu den übrigen Lehrern nahe freundſchaftliche Bande. Sie redeten ſie fortan in ihren Briefen „geliebte Mutter" an, woraus aber mit der Zeit, als Thereſe zu ganz Hofwyl in ein mehr geſpanntes Verhältniß getreten war, die Anrede „geliebte Mutter unſers Zöglings" wurde. Wie hoch Thereſe die damals in Hofwyl verlebte Zeit ſchätzte, ſprach ſie oft aus; ſie rechnete ſie zu den glücklichen ihres Lebens, und als ſie bald darauf beſuchsweiſe in einem vornehmen Hauſe weilte und bitter über

das geiſtig öde, unthätige, unergiebige und egoiſtiſche Leben der dortigen Ariſtokratie klagte, da bricht ſie in die Worte aus: „Ein Tag meines Lebens in Hofwyl umfaßt ein Jahr des hieſigen Lebens! Es kann keinen größeren Contraſt geben, als den Wylhof mit ſeinen Fehlern und L. mit ſeinen Fehlern. Dort das Uebertreiben der Tugenden, — hier das Verſinken in träger Sinnlichkeit. O wie glüht mein Herz für meinen lieben verkehrten Fellenberg!“

Die Mutter hatte ihre jüngſte Tochter Louiſe auf mehrere Monate bei Frau von Fellenberg zurückgelaſſen, als ſie nach Holland gereiſt war; Albrecht übernahm es, ſie im Herbſt nach Karlsruhe zurückzugeleiten, wo ſie mit ihrer Mutter wieder zuſammentreffen ſollte, und Aimé wurde mitgenommen, um die Mutter wiederzuſehen. Dieſe berichtete einem Freunde über die Zuſammenkunft (14. 12. 1809): „Den 25. October Abends hatte ich die lieben Geſchöpfe in meinen Armen. Louiſe iſt ſehr gewachſen. Aimé iſt ein erfreuendes Geſchöpf. Er lernt Griechiſch und lebt und webt in ſeiner Odyſſee. Er ſchreitet in der Mathematik fort und iſt liebend und treu, wie aus einem beſſern Sterne. Aber unter ſolchen Menſchen muß er's auch werden. Wir waren drei Tage zuſammen in Karlsruhe. Das Friedensfeſt brachte eine Erleuchtung mit ſich, die ich Aimé zeigen konnte. Haben Sie eine Idee von einem Wilden, der zum erſten Mal ſo etwas ſieht. Ich nannte ihn nur meinen Abenaki, — ſo ganz neu und ſo richtig faſſend. Die Inſchriften: Eckmühl, Abensberg u. ſ. w. flößten ihm glühende Neugier ein, — das Mechaniſche errieth er ſogleich. Ich führte ihn in das Schauſpiel — o ſeine Begriffe vom Rang! Nach ſeinem Sinn ſollte der Großherzog durchaus oben in dem Paradieſe, als dem höchſten Orte, ſitzen. Das Schauſpiel divertirte ihn mächtig; er errieth aber die Intrigue auf den erſten Wink und ſchätzte die Schauſpieler ganz richtig. Er iſt ein herrlich geſundes Gemüth. Ich legte ihn eine Nacht in's Bett, — eine andere auf die Dielen mit einem Kiſſen unter den Kopf, das iſt ihm Alles gleich. Er liebt mich mit rührender Innigkeit“.

Sein Lehrer Albrecht erſcheint, ſo lange er in Hofwyl war

(bis 1812), immer als der beſondere Beſchützer und Freund Aimé's. Dieſer durfte ihn mit Du anreden und ſie galten faſt als Brüder. War doch auch zu dem ſeit Jahren ſchon beſtehenden kindlichen Verhältniß Albrecht's zur Mutter Thereſe nun auch noch ſeine leidenſchaftliche Verehrung der damals in erſter Jugendſchönheit erblühenden, kaum vierzehnjährigen Tochter Louiſe gekommen, die, wie man nicht anders dachte, mit der Zeit zu einem Ehebund führen werde. Erſt in ſpäterer Zeit erkannte er, daß er unglücklich liebe, — eine Erkenntniß, an der er ſehr ſchwer tragen und viel von ſeiner früheren Freudigkeit und Kraft verlieren ſollte.

Auf den erſten Mißton in dem Hofwyler Leben Aimé's deutet eine Bemerkung in einem Briefe Fellenberg's vom November 1810, worin es heißt: „Ich höre, theure Freundin, Sie ſeien unruhig in Abſicht auf Aimé, und ich finde, Sie ſollten das nicht ſein. Er iſt zwar nicht ganz ſo, wie er ſollte, aber nach einzelnen Thatſachen und vorübergehenden Epochen ſeine Zukunft zu berechnen, wäre unvernünftig. Wenn wir den geſammten Bildungsgang des Knaben im Auge behalten, ſo können wir nicht unzufrieden damit ſein; ſeine fernere Entwicklung muß nun von Jahr zu Jahr ein größeres Gewicht in die Wagſchale unſerer Wünſche legen, und am Ende wird uns irgend etwas Zuverläſſiges aus ihm werden".

Dieſer Schatten verſchwand auch noch wieder. Im Sommer 1811 reiſte die Mutter von Neuem nach Hofwyl. Sie ſchrieb darüber ihrem Vater (17. 8. 1811): „Da ich meinen guten Knaben in zwei Jahren nicht geſehen hatte und mancher Umſtand eintreten könnte, der fortan meine Schweizerreiſen beſchränken kann, ſo verlangte mich innig, das liebe Kind zu ſehen. In zwei Jahren hoffe ich, daß er ſo kräftig ſein wird, zu Fuß zu mir zu kommen, und ſo vernünftig, allein die Reiſe machen zu können. Es ſchien mir doch nöthig, daß er mich ſähe und mein Bild in ſich erneuere. Da entſchloß ich mich, mit Louiſen heldenmäßig die wohlfeilſte Reiſeart zu wählen, und kam den 22. Juli bei meinen lieben Freunden an. Das Glück, den herzlichen Knaben ganz vortrefflich an Seel' und Leib zu finden,

war unendlich groß. Die Erziehung dieſes Platzes ſcheint mi
doch allen Wünſchen zur beſten Entwicklung des Menſchen fü
unſer Zeitalter am meiſten zu entſprechen. Von zwölf Knabe
(von 9 bis 15 Jahren), die ich nach zweijähriger Abweſenhei
wiederſah, war nicht ein einziger, der nicht um zwei Jahre i
ſeiner Entwicklung fortgeſchritten wäre, was nach meinem Be
denken die Weisheit der Behandlung vollkommen erweiſt. Alm
iſt noch derſelbe offne, innige, für das Heroiſche empfänglich
die Freude auf das lebhafteſte ſchmeckende Knabe. Ihr Unter
richt iſt ernſt und fortſchreitend". Sie berichtet dann allerl
darüber, wie die Lectüre der Claſſiker mit dem Geſchichtsunte
richt verbunden ſei, und fährt dann von Aimé fort: „Ich hal
ihm manche Frage vorgelegt, die er mir mit den richtigſte
Gründen beantwortete. So fragte ich ihn, ob wohl das Me
um den Südpol tiefer ſei, als um den Nordpol. Er ging di
verſchiedenen Punkte ſogleich durch und erklärte mir, warum di
Beſchaffenheit des Bodens auf den Inſeln, die Natur der G
birge, der Umfang des trocknen Landes es nothwendig machte
daß das ſüdliche Meer tief ſei. Das Alles iſt ſo klar in ihn
ſo natürlich, ſo entfernt von pedantiſchem Selbſtbewußtſein. Un
ſein Gemüth! — Er liebt Louiſen und mich mit einer Innig
keit, die keine Grenzen kennt. Das Beſte, was er hat, eilt
mir zu geben. Seine Blumen, ſeine Gurken, ſeine Rettiche, al
ſein erarbeitetes Eigenthum brachte er mir zur Gabe. Mand
Einrichtung in der täglichen Zucht der Knaben iſt dabei herrli
überdacht. Sie haben mancherlei Aemter unter ſich vertheil
die ganz darauf berechnet ſind, jeden in derjenigen Tugend
ſtärken, in der ſeine Schwäche liegt. Der ſorgenfreie Aimé h
den Vorrath der Schreibmaterialien in Commiſſion und m
ihn auf monatliche Rechnung an ſeine Kameraden verkaufe
Sind ſeine Rechnungen nicht richtig, ſo fällt der Schaden a
ſein Taſchengeld. Ein Anderer, der das Handwerkszeug verſchle
derte, hat darüber die Aufſicht. Auf dieſe Weiſe giebt man ihn
Uebung in der ihnen fehlenden Tugend. — Gebe mir Gott n
Mittel, ihn an dieſem Platz zu laſſen, bis er zur Univerſit
oder einer andern Laufbahn reif iſt, das heißt bis in's achtzehn

Jahr, wo, wenn Fellenberg's Plan nicht gestört wird, die Vorbereitung zum selbständigen Leben des Jünglings vollendet sein muß. Viel Freude habe ich daran, daß der Charakter des wackern Fellenberg selbst im Laufe der Zeit gewinnt; die Ecken seines Charakters schleifen sich ab, und sein unseliger Irrthum, daß es beständig der Ruhmesposaune bedürfe, um seine Anstalten zu heben, zerstreut sich immer mehr".

Als die Mutter nach Hause zurückgekehrt war, schrieb sie von ihrem Sohne (28. 11. 1811): „Seine Liebe für mich und seine Schwester, die bei jedem meiner Besuche wächst, beweist, wie sehr seine Erziehung jedes natürliche Gefühl entwickelt. Dabei kam der Gedanke, seine Lehrer zu verlassen, gar nicht in ihm auf. Wie er von mir Abschied nahm (er hatte mich eine halbe Stunde durch den Wald begleitet), ward er todblaß, — aber ohne ein Wort der Klage umarmte er mich und ging allein in den Wald zurück. In der Einsamkeit seines Rückweges mögen seine lieben Augen freilich nicht trocken geblieben sein. Er hat eine Beschreibung ihrer diesjährigen Reise gesandt. Auf dem Schlachtfelde von Sempach, bei den Reliquien von Niklas von der Flühe, überall, wo die Geschichte Belege hergiebt, erwähnt er sie trocken und ohne Bemerkung, sowie überhaupt Alles, was er schreibt, ganz mit den Sachen beschäftigt ist, niemals mit der Empfindung; diese drückt sich nur in der Natur der Sache aus, die er bemerkt. Hector liebt er mehr, wie Achilleus, — der sei ein Zornebock gewesen, Hector aber sei freundlich und hätte sein Kind lieb gehabt. Der kleine Mensch hat Bergprofile aufgenommen, Ansichten an Ort und Stelle gezeichnet, und wie ich ihn befragte, welchen Charakter dieses oder jenes Gebirge hätte, bewies er mir mit Gründen, warum dies Granit, jenes Kalk u. s. w. sei. Gewiß, der Knabe ist in besten Händen. Wenn mir Gott Mittel erhält, seine Erziehung zu vollenden, so hoffe ich, er wird ein wackerer Mensch".

So befriedigt sich die Mutter in diesen Briefen über das ausspricht, was sie in Hofwyl gefunden hatte, so scheint dennoch dieser ihr letzter Aufenthalt nicht günstig auf ihr Verhältniß zu Fellenberg und seinen Gehülfen gewirkt zu haben. Nur durch Albrecht scheint sie von

da an noch in einem regelmäßigen brieflichen Verkehr mit dem Lehrercollegium geſtanden zu haben, und als er im folgenden Jahre ſeiner geſchwächten Geſundheit halber Hofwyl verlaſſen hatte, beſchränkt ſich der Briefwechſel nur auf außerordentliche Vorkommniſſe und hat dann Seitens Fellenberg's oder der Lehrer eine viel kürzere und mehr ceremoniöſe Form. Theilweiſe mag der Schlüſſel für dieſe Erſcheinung in einer Stelle eines nach Jahren an einen Dritten geſchriebenen Briefes (17. 4. 1816) zu ſuchen ſein, wo ſie ſagt, ihr Verhältniß zu Fellenberg habe dadurch ein anderes werden müſſen, daß er nicht mehr allein geſtanden habe, ſondern daß ſechs Männer als ſeine Gehülfen um ihn geſtanden hätten; — wenn ſie ihn nun in alter Weiſe angegriffen, widerlegt, berichtigt habe, ſo habe ſie nicht mehr mit ihm allein zu thun gehabt, ſondern ſie habe als die herrſchſüchtige Frau nicht einem Manne, ſondern den Männern überhaupt gegenübergeſtanden, und dies ſei dadurch nicht anders geworden, daß ſie ſie Alle überſehen habe, da ſie älter als ſie Alle geweſen ſei und in hundert Verhältniſſen gelebt habe, während jene in anderthalb gelebt hätten.

Welches aber damals die eigentlichen Differenzpunkte geweſen ſind, iſt ſchwerer zu ſagen, da nach obigen brieflichen Aeußerungen Thereſens über das bei der Erziehung und der Verwaltung der Anſtalt einzuhaltende Verfahren Uebereinſtimmung geherrſcht zu haben ſcheint. Viele Umſtände deuten darauf, daß der Zwieſpalt hauptſächlich die Stellung zum Deutſchthum, zu der begonnenen nationalen Bewegung Deutſchlands betroffen hat. Aus V. A. Huber's Erinnerungen erfahren wir, daß dieſe auch die deutſchen Elemente Hofwyls erfaßt hatte, daß man, trotz des napoleoniſchen Drucks, der auch auf Bern ruhte, nicht unterließ, die deutſchen Hoffnungen aufrecht zu erhalten, und darum deutſche Volksthümlichkeit und zumal Poeſie gepflegt haben wollte, und daß ſpäter, als der Freiheitskampf endlich begonnen hatte, auch Hofwyl ſein Contingent zu den Waffen ſtellte. Fellenberg ſelbſt ſcheint eine mehr paſſive Stellung hierzu eingenommen und nur Vorſorge getroffen zu haben, daß daraus nicht unangenehme Störungen für die Anſtalt erwüchſen, —

die eigentlich treibenden Elemente waren die Lehrer, zumal die norddeutschen, welche auch nicht unterließen, ihre Freuden und ihre Hoffnungen mit den älteren Schülern zu theilen. In den „Erinnerungen" wird erzählt, wie die ersten Klänge der neuerwachten deutsch-volksthümlichen Dichtung, einschließlich von Grimm's Kindermärchen, und wie die ersten Siegesnachrichten aus dem Befreiungskriege den älteren Knaben bei Nacht und unter dem Siegel der Verschwiegenheit von den Lehrern mitgetheilt seien. Ein Bruder Griepenkerl's barg sich längere Zeit unter fremdem Namen in Hofwyl vor den Nachforschungen der westfälischen Behörden.

Therese Huber hatte dagegen in der Revolutionszeit ihren Glauben an die Hoheit und an die Zukunft des deutschen Volkes dahingegeben, um ihn niemals wieder zu erlangen, und sie setzte daher dem ihr unverständlichen neuen Streben und Hoffen oft genug scharfen Spott und harte Widerworte entgegen. Das Zusammenbrechen Norddeutschlands im Jahre 1806 hatte zwar ihre herzliche Theilnahme geweckt, da so Viele von denen, die ihr nahe standen, zumal ihr hochbejahrter Vater, dadurch in Kummer versetzt und in ihrer Existenz gefährdet oder gar verletzt wurden, — aber sie sah das nächste Resultat als ein unabwendbares und definitives an. „Ich glaube nicht mehr an die deutsche Nation", schrieb sie schon im Januar 1807. Nach dem Kriege von 1809 schrieb sie einem Freunde: „Ich wußte von vornherein, daß die Entscheidung unwiderruflich dieselbe bleiben würde (d. h. daß Frankreich siegen würde). Meine nächsten Lieben haben mich über Alles mißverstanden, was ich als Deutsche gegen sie äußerte. Emil (ihr nachheriger Schwiegersohn von Herder) tadelte meine weibliche Empfindlichkeit gegen deutsches Wesen und lachte über die angeborene Undeutschheit in meinem Wesen, die doch nicht französisch sei. Jetzt in Hofwyl konnte mein guter Albrecht meine Indignation über Deutschland nicht mehr tragen, und eines Abends, wie ich von Fichte's Reden sprach, brach sein deutscher Eifer los, — er konnte es nicht reimen, daß ich von der Wahrheit, die Fichte sagt, durchdrungen sei, und doch über ihn spotte, und wir hatten eine sehr lebhafte Debatte, in welcher

er mich der Apoſtaſie gegen Deutſchland beſchuldigte. Da ich mir meiner guten Sache bewußt war, konnte ich wohl heiter ſtreiten, und ſo ward es ein lieber Streit. Als eine Menge Allgemeines erörtert war, fragte ich ihn endlich, findeſt Du denn in mir eine Deutſche oder nicht? — Nicht immer, ſagte der Starrkopf. — Und wo ich Dir nicht deutſch erſcheine, liebſt Du mich da nicht? — Er ward glühend vor Verdruß und mußte doch lachen. — Vielleicht gerade am meiſten, ſagte er. — Ich triumphirte! Und bin ich dann Franzöſin? — Nein, nein, — dann ſind Sie Sie. Ich mußte den Menſchen doch herzen, ſo albern es iſt, in ſeiner Deutſchheit zu glauben, man könne nur franzöſiſch geſinnt ſein, wenn man keine Stockdeutſche iſt."

So harmlos mochten die Disputationen im Jahre 1811 nicht immer ablaufen, zumal ſich die Gegenſätze ſeitdem noch ſehr geſteigert hatten. Die auch in Hofwyl in den Kreis des Unterrichts und der freien Beſchäftigung hineingezogene ältere deutſche Poeſie widerſtritt ihrer Geſchmacksrichtung, ſie konnte die Helden des Nibelungenliedes als unedel, treulos, menſchenfreſſeriſch bezeichnen, und hatte ſcharfen Spott für Alles, was unter der Fahne des Deutſchthums auftrat. Die Stimmung, in welcher ſie ſich namentlich zur Zeit ihres Hofwyler Beſuchs im Jahre 1811 befand, giebt folgende Stelle eines damals an ihren Vater geſchriebenen Briefes (21. 10.) wieder: „In Bern fand ich A. W. Schlegel. Bei meiner Abreiſe ſchrieb er mir in einem Billet: „Sie gehen nach Deutſchland zurück. Sagen Sie ihm, daß ich meinem Vaterland entſage und es nicht mehr anerkenne, Oeſterreich ausgenommen, an dem ich mit Achtung und Liebe hänge". — Da ſehen Sie nun, wie Sie in Deutſchland fertig werden. Die wichtige Stütze von Schlegel's Wohlwollen haben Sie verloren. Er beſchäftigt ſich mit alter deutſcher Dichtkunſt, edirt die Nibelungen. Das iſt brav; ohne Zweifel, wenn wir einmal wieder ſo ein Siegelindenkind auferſtehen ſehen, ſo wird es beſſer werden. Wenn wir nur erſt wüßten, wo der verzweifelte Drache ſteckt, deſſen Blut hieb- und ſtichfeſt macht. Die Menſchen ſind doch wie beſeſſen, — wenn ich doch nur Einen ſagen hörte: Ich gewöhne mir dieſes Bedürfniß ab, ich befleißige

mich dieſer Abhärtung, jener Entbehrung — ich beſchränke mich in dieſer Ausgabe, — ich erlerne dieſe Wiſſenſchaft, denn die Zeit macht es nöthig! Häuslichkeit, Einfachheit, Muth muß uns helfen. Das ſagt Niemand und es thuts noch weniger Jemand, — aber alte miſerable Gedichte aufſtöbern, Phraſen drechſeln und am Theetiſch oder gar vom Katheder declamiren, — das thun meine theuren Landsleute genug".

Es läßt ſich denken, wie ſolche Reden erkältend und verletzend auf den Kreis der von patriotiſchem Feuer erfüllten Männer wirken mußten, zumal wenn ſie um äußerer Verhältniſſe willen nicht laut widerſprechen und den Fehdehandſchuh nicht aufnehmen durften. Für Thereſe ſelbſt handelte es ſich um eine Nebenſache, — ſie konnte noch 1815 ſchreiben, ihr Sohn werde zwar im Deutſchthum auferzogen, aber das ſei ihr nichts Weſentliches und das hindere ſie nicht, die anderen guten Seiten ſeiner Erziehung anzuerkennen, und ſie machte deshalb auch in ihren zahlreichen Briefen an den Sohn niemals den Verſuch, ihn zu ihrer politiſchen Anſicht zu bekehren, ja konnte es ſelbſt während der Freiheitskriege vollſtändig vermeiden, die politiſchen Ereigniſſe ihm gegenüber zu berühren; für die jungen, patriotiſch bewegten Männer handelte es ſich aber um ernſte und erhabene Angelegenheiten, wie denn auch ſpäter einer von ihnen — freilich zum nicht geringen Aerger Thereſens, die darin eine Verletzung der nächſten Pflicht ſah — ſelbſt die Waffen für Deutſchland ergriff.

Mag es dahingeſtellt bleiben, ob wir den Scheidungsgrund richtig anerkannt haben, — genug, das alte, herzliche Verhältniß war geſtört, und Thereſe erfuhr regelmäßig nur aus den Briefen ihres damals erſt elfjährigen Sohnes, was in Hofwyl vorging, und wie er ſich weiter entwickelte. Um ſo mehr war es ihr Bedürfniß, viel durch ihn zu erfahren, und den armen Knaben traf mancher Tadel wegen der Unvollſtändigkeit ſeiner Briefe. Ja mitunter werden ihm zahlreiche beſtimmte Fragen über alle möglichen Einzelheiten ſeines Lebens zur Beantwortung vorgelegt. Auf der andern Seite war die Mutter nun auch beſtrebt, ihren Briefen an den Sohn einen möglichſt reichen Inhalt zu geben und auf dieſem Wege in ihrem Sinne vielſeitig

und nachhaltig auf ihn einzuwirken. Vieles von dem, was ſie erlebte, ſuchte ſie mit ihm zu theilen, und zugleich wollte ſie ihm einen reichen Denkſtoff zuführen. Mitunter fühlt ſie ſelbſt, daß das, was ſie ihm ſchreibt, noch über ſeine Jahre hinausgeht, und ſie ſchließt dann mit der Ermahnung, den Brief für künftige Zeiten aufzuheben und wieder zu leſen, bis er ihn verſtehe. Allerliebſte, oft leicht angedeutete, oft ſorgfältig ausgeführte Bilder entrollt ſie in ihren Briefen vor ihm, indem ſie etwa ihre Reiſen beſchreibt, Schulen, Fabriken, ja ſelbſt Zuchthäuſer ſchildert, die ſie beſehen hat, von der Menagerie in Stuttgart, von Boiſſerée's Bilderſammlung, von geſtellten lebenden Bildern, von Dannecker's Ariadne*), von den großen würtembergiſchen Hofjagden mit aller ihrer Verſchwendung und Unterthanenbedrückung und von vielem Andern erzählt. Vieles theilt ſie von ihrer Lectüre mit, namentlich wenn ſie das Alterthum betraf; dagegen erwähnt ſie faſt nie ihrem Sohne gegenüber ihre eigenen Schriftſtellereien.

Auch auf die kleinen Dinge in der Erziehung ſucht ſie unabläſſig durch ihre Briefe einzuwirken und auch in der Entfernung die ihr in dieſer Beziehung obliegenden Mutterpflichten zu erfüllen. „Wäſcht Du Dich rein, putzeſt Deine Zähne rein?" — das iſt die oft wiederholte Frage, und ſie weiß ſie in meiſterhafter Weiſe dem Knaben an's Herz zu legen. Wir können uns nicht enthalten, einige dieſer Excurſe als ſchöne Proben ihrer Erziehungsweiſe mitzutheilen. In ſeinem dreizehnten Jahre ſchrieb ſie ihm (24. 6. 1812), nachdem ſie ſolche Fragen geſtellt hatte: „Das iſt nicht ſcherzweiſe, mein Herzens-Aimé. Wenn Du erſt die Bibel leſen darfſt, in welcher viele Weisheit in recht kindlichen Worten ausgeſprochen iſt, da wirſt Du einen

*) Bei Schilderung des Beſuchs bei Dannecker in Stuttgart erzählt ſie ihrem Sohne Folgendes (2. 5. 1815): „Ich mußte beim Eintritt in die Werkſtatt des Künſtlers ſehr lachen. Es ſtank unleidlich nach altem Oel. Wie ich darüber klagte, ſagte ein Aufwärter: „Müſſen's verzeihen, — es iſt der Metternich, der ſo ſtinkt, der wird auf dem Ofen getrocknet". — Das war nämlich die Form zu Metternich's Büſte. Das kam mir recht ominös vor, daß d e r ſtank und aus der Traufe kam".

Spruch finden, der hat mir alle Gewohnheiten, welche die Sorgfalt und Achtung für unſern Körper bezwecken, recht heilig gemacht. Da ſagt einer von denen, welche wir die Apoſtel von Jeſus Chriſtus nennen: unſer Leib iſt ein Tempel Gottes". Dies Wort erklärt ſie ihm dann in verſtändiger Weiſe.

In ſeinem ſechzehnten Jahre ſchreibt ſie ihm in anderer Weiſe (22. 5. 1815): „Halte Dich ja in Wäſche reinlich und im Waſchen ebenſo, — ohne reichliches Waſchen iſt die Wäſche augenblicklich wieder ſchmutzig. Vergiß auch Deine Zähne nicht. Die Wirkungen dieſer Gewohnheiten für Geſundheit und Empfehlung bei Anderen, alſo für das Selbſtbewußtſein des freigeborenen Mannes, ſind unſchätzbar. Wenn Du reinlich biſt, ſo iſt die Abgetragenheit Deiner Kleidung Zeuge Deines Bedürfniſſes, nicht Deiner Schuld. Denn dem Reinlichen, ſelbſt wenn er abgenutzt gekleidet iſt, giebt man nie Faulheit Schuld. Biſt Du Dir nun der Reinlichkeit bewußt, nicht übel zu riechen, nichts durch die Berührung zu verunſäubern, haſt den Willen zu arbeiten, die Fähigkeit Dienſte zu leiſten, ſo ſtehſt Du als ein freigeborener Mann vor König und Kaiſer da, — mögeſt Du die Feder, den Degen, den Pflug führen, und endlich auch ſterben, — denn auch das muß der freigeborene Mann wollen können. Dann iſt arm zu ſein, mühſelig zu wandeln, nicht demüthigend, Du weißt, daß nicht Du, ſondern die Umſtände auf Dir laſten. Die Umſtände aber wechſeln, Du bleibſt Dir. Darum, um frei zu werden, bilde auch Deinen Körper, nicht nur Deinen Geiſt".

In demſelben Briefe findet ſich auch noch eine eindringliche Abhandlung über den Tanzunterricht, welche wir nicht übergehen mögen. Aimé hatte ſeinem für das Leben bewahrten Widerwillen gegen das Tanzen in ſehr deſpectirlicher Weiſe brieflichen Ausdruck gegeben. „Wie ſehr mich vor der Tanzſtunde ekelt," hatte er geſchrieben, „das kann ich Dir nicht ſagen. Es kommt mir ſo läppiſch vor. Wie, — was — da ſoll man ſeinen Leib auf ſo thörichte Weiſe bewegen nach dem Gekratz und dem pfeifenden Geſchrei ſo eines kleinen franzöſiſchen Tanzmeiſters. Wäre er ſonſt nicht ein ſo armes und freundliches Männchen, ſo hätte ich oft große Luſt, ihn zum Fenſter hinauszuwerfen." Darauf ant-

wortet die Mutter: „Das ſchönſte goldene Gefäß muß polirt werden, um ein vollendetes zu ſein; dann erſt erweckt es dem Anſchauenden das Gefühl des Schönen, dann wählt es der kunſtliebende Käufer und wendet es zu Ehren an. Deshalb fürchte Dich auch nicht vor dem Tanzmeiſter. Sieh ihn und jedes Mittel, welches äußere Zucht lehrt, als Handlanger an, welche Dein Arſenal bereichern, in dem Du die Eroberungswaffen für die Reiſe durch's Leben aufhäufſt. Was iſt Dein Zweck, junger Menſch? Du willſt auf dem endlichen Weg des Verdienſtes ein nützlicher, angeſehener, wohlhabender Mann werden, — Du willſt aber auch um des Wahren und Guten willen im Nothfall ſterben — und verderben. Welche Waffen willſt Du nun aus Deinem Arſenal fortweiſen? Keine, welche zum Zweck führt, — und da iſt die Gelenkigkeit und Anſtändigkeit des Tanzes nur eine Modification des Ringens und Voltigirens. Warum, Du Pinſel, trennſt Du das von jeder andern Gymnaſtik? Weil es die Rohheit, das Brauſen und Protzen ausſchließt. He, Herrlein? das wäre ja den böſen Adam recht auf den Kopf geſchlagen. Tanzen an und für ſich iſt mit Geſang und Gebet dem Menſchen angeboren; daß es in Regeln gebracht und nach Regeln gelehrt wird, iſt ſehr natürlich, — Du wirſt demnächſt tanzen, ohne dieſer Regeln noch eingedenk zu ſein. Die Verbindung des Gleichmaßes von Schritt und Muſik mit der lebendigſten Empfindung der frohen Seele iſt ein ſehr ſchönes Geheimniß der Seele, welches die Künſtelei der Geſellſchaft nicht zerſtören kann. Lerne alſo gern tanzen; ſieh das Tanzen als die kleinen Feldſtücke in Deinem Arſenal an, indeß Latein und Griechiſch Deine Sechsunddreißig-Pfünder ſind".

Leider war der letzte Theil des Briefes auf unfruchtbaren Boden gefallen. Aimé hatte, wie er in den „Erinnerungen" berichtet, es vorgezogen, ſich ſelbſt durch einen Beilhieb den Fuß zu verletzen, um der verhaßten Tanzſtunde für einige Zeit zu entgehen. Er hat ſpäter nie Gelegenheit geſucht, das damals Verſäumte nachzuholen. Bei allen anderen körperlichen Uebungen betheiligte er ſich dagegen mit Luſt und Liebe, und er muß, wie der günſtige Erfolg bewies, die Ermahnung der Mutter gut be-

folgt haben, wenn sie ihm schrieb (22. 7. 1815): „Gieb auf Deine Haltung wohl Achtung, da Dein Wuchs den Fehler Deines lieben Vaters zu bekommen scheint — das heißt: Dein Hals ist nicht hoch genug über die Schultern gestellt. Deine glückliche Erziehung kann da Vieles bessern, da sie den Körper ausbildet, während Dein guter Vater durch unverständige Sorgfalt von aller Leibesübung zurückgehalten wurde. Ich hielt deshalb so viel auf Exerciren. Die weichen Knochen eines sechzehnjährigen Jünglings folgen noch der Richtung, welche Uebung ihnen giebt. Du kannst also durch festen Willen noch viel erlangen".

Einem andern, auch früh von der Mutter erkannten körperlichen Uebel gegenüber hat aber die von ihr oft empfohlene Selbstzucht nicht abhelfen können. Wiederholt bittet sie ihn, auf seine Stimme, „die der Seele Töne wiederholt", zu achten, sie viel zu brauchen, nach einem männlichen, milden, festen Ton zu streben. Er hatte hier mit einer Indisposition des Halses zu kämpfen, die ihn im Leben nie verlassen sollte.

Eine oft in den Briefen der Mutter sich wiederholende Mahnung fordert strenges Maß in den Formen des Umgangs, Selbstbeherrschung, Leutseligkeit und Dienstwilligkeit. „Ich weiß wohl," schreibt sie (11. 4. 1815), „daß man heut zu Tage die Begriffe von treuherzig geradem Wesen, welche dann von den Teutschen mit dem Namen Teutschheit bezeichnet sind, sehr leicht bis zur Rohheit und Tölpelhaftigkeit erhöht; davor fürchte ich mich aber ganz erstaunlich. Ich habe wahre Kraft in der poetischen und wirklichen Welt noch alle Mal mit Milde und Sitte gepaart gesehen. Da sich nie sichere Kraft ohne Selbstbeherrschung, Milde ohne das Gefühl für das Schöne bilden kann, so steht jede rohe Aeußerung schon mit ihnen in Widerspruch. Diese Milde und Mäßigung muß aber um Gottes willen nicht eine Höflichkeitsform sein, die man in feiner Gesellschaft übt, deren man sich aber unter seinem Gesinde, vor seinen Kindern, vor vertrauten Freunden überhebt. Sie ist besonders im täglichen, häuslichen, gemeinen Leben nöthig, um dessen rohe Umrisse und dessen ärmliche Gestalt auszuschmücken."

In einem andern Briefe heißt es (Sommer 1816): „Mir thut das Herz weh, wenn ich wahrnehme, auf welche elende Faſchingspoſſen ſich das Deutſchthum unſerer Jünglinge beſchränkt: Schimpfen, Renommiren, altdeutſche Röcke, ſchlechte Verſe,. Verachten aller beſtehenden Form und geſchmackloſes Nachjagen nach neuen Abzeichen. Doch Zucht, Nüchternheit, Milde, Fleiß, Andacht bleibt ihnen fremd. Du liebſt Dein Vaterland, und dieſe Liebe kann ich Dir nicht genug empfehlen. Aber ſie ſei des hohen Begriffs würdig, der mit dieſem Worte verbunden iſt. Strebe Du der edlere Menſch zu ſein, dann biſt Du der beſſere Deutſche. Werde unabhängig durch Kenntniſſe, die es möglich machen, Dich überall hülfreich zu zeigen, damit Du überall Dein Brod findeſt, — das iſt für die Friedenszeit; werde ſtark durch Mäßigkeit und Entbehrung, muthig durch Uebung Deines Körpers, entſchloſſen durch Vertrauen auf Gott und Menſchen, heiter in Gefahr durch die Ahnung, daß etwas iſt, das höher iſt denn dieſes Leben, — das iſt für den Krieg, dem Du Dich, wenn Dein Herr ruft — ſei er Senat oder Fürſt — nie entziehen ſollſt. Aber bekämpfe die Sucht der Schwächlinge, die in Geſchrei und Mummerei ihr Deutſchthum beweiſen".

Die Mutter wollte es aber nicht bei der abſtracten Lehre bewenden laſſen, ſondern ſie wollte ihm auch noch einen nahen Merkſtein geſetzt haben, woran er ſeine Sitten prüfen könne, und ſo verwies ſie ihn noch beſonders an Frau von Fellenberg. „Ich kann Dir verſichern," ſchrieb ſie ihm (3. 9. 1814), „daß ich keine verdienſtvollere Frau kenne, als ſie. Du wirſt mir einen Beweis Deiner Liebe geben, wenn Du dieſer Frau wie ein Sohn begegneſt, wenn Du ihr Vertrauen erwerben kannſt, ihr Dienſte leiſteſt wie ein Sohn, ihr durch angenehmes Betragen zu gefallen ſuchſt. Du wirſt nun ſo erwachſen, daß Du mit Nachdenken um Dich blicken mußt, und da die Vorſehung Mann und Weib neben einander ſchuf, ſo mußt Du früh lernen, die Verdienſte unſeres Geſchlechts zu erkennen und zu ehren. Laß Dir Frau von Fellenberg lebenslang ein Muſter ſein, und Du wirſt niemals Weiber ehren und lieben können, die ihr unähnlich ſind."

Vielfach ist sie bestrebt, ihren Sohn vor einer kleinlichen, egoistischen, genußsüchtigen Lebensanschauung zu bewahren. Mit Schärfe malt sie ihm das enge, beschränkte, öde Leben der großen Masse der sogenannten Gebildeten aus, die mit aller geistigen Arbeit abgeschlossen haben, wenn sie ihre Amtsgeschäfte nothdürftig erledigt haben, — und zeigt ihm als Gegenbild das Erquickliche des Gedankenaustausches unter wirklich gebildeten Leuten. Um in ihm das Gefühl wach zu erhalten, daß er nicht in spießbürgerlichem Kleinleben verkommen dürfe, erinnert sie ihn sehr oft an die Verdienste seines Vaters und noch öfter an die seines Großvaters Heyne und redet ihn mitunter nicht ohne Emphase als Enkel Heyne's an, auf dem die Verpflichtung ruhe, den daraus für ihn erwachsenen Aufgaben gerecht zu werden. Heyne ist ihr, zumal nach seinem Tode, zu einem Heros geworden, dem sie einen förmlichen Cultus weiht.

Sie mahnt eindringlich zur Einfachheit, zur Abhärtung, zum Streben nach Unabhängigkeit. Als Aimé einmal etwas von einer ausgefallenen Mahlzeit erwähnt hatte, kam die Antwort (22. 5. 1815): „Sage, Du Redlicher, hast Du das in Deinem cranium noch nie bedacht, daß freiwillige Uebung im Entbehren mit zur Begründung der Selbstherrschaft gehört? Hast Du solche Uebungen schon mit Dir angestellt, Dir eine Zeit lang Fleisch, dann Wein, dann Abendbrod, dann Frühstück zu versagen und statt dessen mit Brod fürlieb zu nehmen? Ich übte das als hübsches junges Fräulein Jahr aus Jahr ein und habe davon den Vortheil gehabt, keinen Wechsel der Nahrung und keine Beschränkung schmerzlich zu empfinden. Ich habe sogar meine Betten herausgeworfen und heimlich auf Stroh geschlafen, um auch das ertragen zu lernen. Solche Selbstherrschaft ziemt dem freigeborenen Manne".

Sorge für Andere, zumal für die Armen, wird als selbstverständliche Pflicht behandelt. So schreibt sie (16. 6. 1811): „Ich bringe vieles Geld mit, Deine Pension zu bezahlen. Wenn Du bedenkst, theures Kind, wie manchen Armen das Geld nützen könnte, wie viel ich sorgen muß, um es zu sammeln, so wirst Du fühlen, wie kostbar Deine Zeit ist. Du mußt in ihr

Mittel finden, um einſt jedem Armen und Bedürftigen wiede zu geben, was ich ihnen entziehe, um Dich ſo gut erziehen z laſſen, und mir in meinem nahenden Alter die Sorgen zu er ſparen, die ich jetzt auf mich nehme". Ein anderes Mal ſchrie ſie (10. 8. 1814): „Ich hätte Dir ſo gerne etwas geſchenk Aber, wie es kam, daß ich es nicht that? — Sieh, da iſt ei Weib in's Kindbett gekommen und hat nichts, gar nichts; d kaufte ich für 2 Fl. 42 Kr. Leinwand für ſie. Dann will E ſich nie etwas zu Gute thun, da kaufte ich ihr vier Hühne Dann ſoll L. guten Wein trinken, da kaufte ich ihr eine Bou teille Lunel, — das macht 5 Fl., und nun durfte ich Dir nicht ſchenken. Willſt Du damit zufrieden ſein?"

Müſſen wir bei ſolchen Worten der Mutter ſchon unwil kürlich der Mildthätigkeit gedenken, welche der Sohn im lange Leben ſo reichlich geübt hat, ſo finden wir in einem ander Briefe Thereſens ſchon ſein ſpäteres, vielfaches Streben a Hebung und Belehrung des Volks vorgezeichnet. Sie berichte (2. 11. 1814) über die erſte Jahresfeier des achtzehnten Octobers „Ich reiſte in den Tagen von Heilbronn bis Darmſtadt und e blickte nirgends eine Theilnahme des Volks; denn daß die Bauer zuguckten wie die Feuer brannten, das iſt kein Volksfeſt. I Augsburg haben die Zierbengel mit den zarten Fräulein a dem Ball geſchwänzt, das Volk hat kein Glas Bier zum Leb hoch getrunken. In Frankfurt haben die Damen altdeutſc Tracht einführen wollen; da ſind die B.'ſchen und andere reic Weiber in einem Coſtüm zum Balle gegangen, wo die einzel goldene Troddel allein 800 Fl. koſtete, während das Volk keine Trunk that und thun konnte. — Mein lieber Aimé, wenn D größer biſt und der achtzehnte October wird, wie zu erwarten i noch gefeiert, ſo gebe Gott, daß Du Dir einen Kreis ruhige heiterer Freunde gebildet haſt, von denen jeder um ſich her a dieſem Tage wieder ſo viel kleine Kreiſe bildet, wie möglich, u wäre es endlich nur *eine* wackere Familie des Arbeiterſtande nur drei ausgediente Krieger, nur ſechs arme Schüler, — mehr, je glücklicher iſt er, — und unter dieſen Kreis ſetze Di und beſpreche mit ihm, — nicht den Haß gegen den Feind, -

denn Haß iſt Leidenſchaft, und Leidenſchaft Schwäche, — nicht ſeine Kleinheit und Machtloſigkeit, — denn daß er ein Löwe an Kraft war, mindert ja allein die lange Schmach, die wir trugen. Beſprich vielmehr mit ihm, wie jetzt unſerem Volk Raum in der Weite und feſte Wurzel in der Tiefe gegeben iſt, feſt zu ſtehen, Unbilde abzuwehren, das Schöne ſich zuzueignen, ſobald es vereint den abgerundeten, rauhen aber ſichern Boden ſeines Landes bewahrt, und erinnere es an die Geſchichte dieſes achtzehnten Octobers, die in blutigem, zweideutigem Lichte ſchwimmt, (denn von den Strömen deutſchen Blutes, welches dort floß, wie Viele vergoſſen es denn mit Willen und Bewußtſein und Einigkeit) — und wenn Euer Herz höher ſchlägt, ſo ſchwört Euch, daß nie wieder ein achtzehnter October, an dem Deutſcher gegen Deutſche focht, werden ſolle. Und um einen ſolchen Kreis um Dich verſammeln zu können, brich Dir lieber Monate vorher an Deiner täglichen Nothdurft ab, — aber trachte, daß nicht blos in Clubs und unter wohllebigen Geſellen, ſondern daß im Volke ſelbſt Freude werde. Aimé, des Menſchen Thun bleibt ſtets gering und das eines Einzelnen iſt ein bloßer Punkt im dunkeln Unermeßlichen der Menſchengeſchichte. Aber laß Dein Thun ſtets ſo ſein, daß es ein lichter Punkt ſei, der rings um Dich Licht verbreitet. Aus ſolchen lichten Punkten bildet ſich endlich die Garbe von Licht, welche einzelne Augenblicke in der Geſchichte der Völker beſtrahlt. Wenn ich Dir alſo einen recht herzlichen Wunſch über dieſen achtzehnten October zurufen ſoll, ſo ſei es der: feiere ihn fortan würdiger, wie ich ihn dieſes Jahr feiern ſah!“

Es gehörte damals zu den in Hofwyl befolgten Doctrinen, der Entſchluß darüber, welchen Beruf ein Knabe erwählen ſolle, müſſe bis zum achtzehnten Jahre verſchoben werden, bis dahin müſſe er nur ſeine univerſelle Ausbildung im Sinne haben. Thereſe konnte ſich von der Richtigkeit dieſes Satzes nicht überzeugen und kam deshalb in ihren Briefen vielfach auf den künftigen Lebensweg Aimé's zurück. In den erſten Jahren ſeines Hofwyler Aufenthalts ſprach ſie wiederholt Freunden gegenüber die Meinung aus, er werde dort nicht zum Gelehrten, ſondern

zu einem verſtändigen, umſichtigen Land- oder Forſtmann, viel leicht auch zum Soldaten erzogen werden. Immer blieb ſi dabei, er ſolle kein „Bücherwurm" werden, er ſolle durch That ſeinen Mitmenſchen nützen und in unmittelbarem Verkehr auf ſi einwirken. Allmählich trat ihr die Sorge, was Aimé werde ſolle, näher; ſie drängte auf baldige Entſcheidung, bis ſie etw im Frühling 1814 den Plan, daß er Medicin ſtudiren werde, al feſtſtehend annahm, ohne daß ſich aus den uns vorliegende Quellen erkennen läßt, wie weit er von Aimé, wie weit von de Mutter ausgegangen und wann er feſtgeſtellt iſt. Von da a ſucht ſie durch ihre Briefe den Sinn für Naturbeobachtung noc mehr zu ſchärfen und ſein Intereſſe dafür zu erwecken. Beiſpiels weiſe erzählt ſie dem vierzehnjährigen Knaben (19. 3. 1814) wie eine Epidemie alle Bewohner eines Hauſes mit alleinige Ausnahme einer ſchwangern Frau dahingerafft habe; ſie con ſtatirt als eine alte Erfahrung, daß die Schwangerſchaft gege Anſteckungen ſichere und das Fortſchreiten chroniſcher Krankheite hemme, und indem ſie mit beredten Worten das Erſprießen de Pflanzenwelt im Frühling ſchildert, fordert ſie ihn auf, auc ſeiner Seits zu beobachten, wie mannigfach die Natur beſtreb ſei, den jungen Keimen einen beſondern Schutz zu Theil werde zu laſſen und damit die Zukunft ſicher zu ſtellen. Vielfach knüpf ſie fortan ihre Mahnungen zur Ordnung und zum Fleiß a ſeinen künftigen ärztlichen Beruf an, und empfiehlt ihm auf da dringendſte Fleiß und Aufmerkſamkeit für Naturgeſchichte, un beſonders für Mathematik, — eine Disciplin, welche ſtets Aimé' ſchwache Seite blieb. Da die für dieſe Zweige beſtellten Lehre wechſelten, ja auch wohl deren Stellen einige Zeit vacant blieben ſo konnte ſie darüber recht bitter klagen.

Auch an anderen Zweigen des Unterrichts hatte ſie nich ſelten Ausſtellungen zu machen, und je mehr ſich die Hofwyle Lehrer ihr entfremdeten, je mehr hatte ſie an dem, was dort ge ſchah oder nicht geſchah, auszuſetzen und war nur zu oft unvor ſichtig genug, dies auch in ihren Briefen an Aimé auszudrücken Sie war in den griechiſchen und römiſchen Claſſikern von frühe Jugend an zu Hauſe, wenn auch nur durch die Vermittlung dem

scher oder französischer Uebersetzungen. Sie hatte daher volle Freude daran, daß ihr Sohn in diese Welt eingeführt war, und ließ sich genau über seine Fortschritte berichten. Da sie aber nur an dem Stofflichen Interesse hatte und die Bedeutung der Grammatik gering achtete, so waren ihr die Fortschritte viel zu langsam; sie sehnte sich, ihrem Sohne möglichst bald alle Schätze des Alterthums vorzulegen, und sie empfahl ihm oft genug, oder sandte ihm sogar die ihr liebgewordenen Uebersetzungen, — was natürlich mit den Forderungen eines regelmäßig fortschreitenden Gymnasialunterrichts nicht harmonirte. Sehr lebhaft tadelte sie es oft, daß es an Gelegenheit zum Französischsprechen fehle, und mahnte deshalb ihren Sohn, mit Mitschülern französisch zu sprechen. „Das Maul muß gelenkig werden", ruft sie ihm zu, und das komme nur durch die Uebung im Sprechen. Er solle eingedenk bleiben, daß es sich um die Sprache handle, welche sein Vater auf dem Todtenbett gesprochen. Aber auch an dem Geschichtsunterricht und an anderen Disciplinen hatte sie viel zu tadeln, und dieser Tadel mochte oft genug unbillig sein, zumal er sich auf das immerhin unvollkommene Bild stützen mußte, welches ihr der Knabe davon geben konnte. Ja selbst auf den Fechtunterricht bezog sich ihre Kritik, als Aimé ihr geschrieben, daß sie in der deutschen Schule unterrichtet würden, indem sie ihm darauf weit und breit die Vorzüge der französischen Schule auseinandersetzte. Auch was ihrer Meinung nach an Unterrichtssächern fehlte, verschwieg sie ihrem Sohne nicht und forderte ihn z. B. auf, bei Papa Fellenberg recht dringend um Anschaffung von Pferden zu bitten, damit sie den von ihr für nöthig erachteten Reitunterricht erhielten.

Den Lehrern konnte diese Kritik in den mütterlichen Briefen nicht verborgen bleiben, zumal sie oft genug den Auftrag enthielten, diese oder jene Stelle dem und dem Lehrer vorzulesen. Schon 1812 (12. 2) schrieb ihr deshalb Fellenberg: „Die Fortschritte unseres Knaben sind sehr befriedigend. Sie würden es noch mehr sein, wenn Sie Ihre Räthe mit demjenigen, was seine Lehrer für ihn thun müssen, nicht in Widerspruch setzten. Wenn er den hier festgesetzten E[illegible]ng fortsetzen soll, so darf er

der ihm von Ihnen empfohlenen Lectüre nicht hingegeben werden, — namentlich könnte es keineswegs taugen, ihm zuerst durch Ueberſetzungen zu vergällen, was er nächſtens in der Originalſprache zu genießen hat. In der Erziehung und im Unterricht muß wie in jedem geordneten Gang Einheit herrſchen, — da thut es uns um ſo mehr wehe, Sie dagegen verſtoßen zu ſehen, theure Freundin, je mehr wir wünſchen, jedes Wort von Ihnen dem Sohne als ein Orakel geltend machen zu dürfen. Wird Aimé nicht verſchroben, ſo werden Sie zuverläſſig Freude und Ehre in vollem Maße an ihm erleben".

Dieſe verſtändige Mahnung blieb für eine Zeit lang nicht ohne Einfluß auf die Mutter, ſo daß ſie ſich der Kritik mehr enthielt, wie denn auch Fellenberg ſich in nächſter Zeit noch wohlmeinend über Aimé äußerte, indem er z. B. (21. 6. 1812) ſchrieb: „Er macht bedeutende Forſchritte, ſein geiſtreiches Weſen ſpricht ſich oft ſehr witzig aus".

Bald aber zeigte ſich ein tieferer Riß. Aimé fragte an, ob Jemand das Recht habe, wider ſeinen Willen die an ihn gerichteten Briefe der Mutter zu leſen? Wodurch er zu dieſer Frage kam, iſt nicht zu erſehen, da Griepenkerl, an den ſich die Mutter deshalb wandte, ſehr beſtimmt erklärte, daß er und, ſo viel er wiſſe, auch ſeine Collegen es für ein ſchweres Unrecht halten würden, wenn ſie in die den Knaben zuſtehenden Rechte auf unmittelbaren Verkehr mit den Ihrigen eingreifen würden, und daß er ſich nicht erklären könnte, wie Aimé zu dieſer Frage komme. Es ſcheint, als ob letzterer gegen Fellenberg ſelber Verdacht hegte. Die Mutter anwortete in ſchärfſtem Tone (8. 8. 12): „Briefe ſind Stellvertreter des vertrauten Geſprächs; ein zudringlicher Horcher bei einem Geſpräch iſt der ſtrengſten Ahndung ausgeſetzt und mit der entſchiedenſten Verachtung gebrandmarkt. Der unbefugte Leſer Deiner Briefe wäre noch größerer Verachtung werth. Gewalt iſt ganz außer dem Kreis unſerer Anſichten. Dir durch ein Machtgebot Deine Briefe abzufordern, wäre ein eben ſo unvernünftiger und ungerechter Gebrauch der Stärke, als Dir das Athmen zu verbieten .... Jeder rechtliche, kräftige, freigeſinnte Menſch kann es nur alſo anſehen. Es ſind nun

auch noch andere Ansichten, welche verworrene, schwache, furchtsame und schlechte Menschen haben können, mit denen haben wir aber nichts zu thun, sie gehören also nicht hierher".

Thereſe behauptete nach Jahren (10. 10. 1816) einem Freunde gegenüber unter Berufung auf die ihr von dem Lehrer Lippe gemachten Mittheilungen, Fellenberg habe alle ihre Briefe an ihren Sohn heimlich geleſen. Iſt dies richtig, ſo läßt ſich begreifen, wie tief ihn jener Brief verletzen mußte. Jedenfalls müſſen wir aus den Briefen Thereſens ſchließen, daß die uns nicht mehr erhaltenen Briefe Aimé's in der nächſten Zeit allerlei Klagen gebracht haben, daß Fellenberg nicht mehr in alter Weiſe gegen ihn ſei, ſondern etwas gegen ihn habe.

Die Spannung wurde vergrößert, als Aimé im Herbſt 1813 zum erſten Male beſuchsweiſe nach Bayern zurückkehrte, um die Hochzeit ſeiner Schweſter Louiſe mit dem bayeriſchen Forſtrath Emil von Herder, einem Sohn des berühmten Johann Gottfried Herder, im Greyerz'ſchen Hauſe in Günzburg zu feiern. Er ſollte auf dieſer Reiſe nicht viel Freude haben. Die Hochzeit wurde zuerſt durch den Ausbruch einer Geiſteskrankheit bei einem Hausgenoſſen verzögert, dann unvorbereitet und unter allerlei unerfreulichen Nebenumſtänden gehalten. In München, wohin er mit der Mutter dem jungen Ehepaar folgte, ward die Familie durch wichtige Veränderungen in den Verhältniſſen des Herder'ſchen Hauſes auf das lebhafteſte in Anſpruch genommen, ſo daß für Aimé wenig Theilnahme und Freude abfiel. Als die feſtgeſetzte Zeit für die Rückkehr nach Hofwyl gekommen war, machten die kriegeriſchen Ereigniſſe es zweifelhaft, ob Hofwyl ſicher ſein werde. Auf Thereſens Anfrage erwiderte aber Fellenberg (15. 12. 1813.): „Wir ſind hier ganz ruhig und von jeder Seite geſchützt; wir haben von keiner Seite etwas zu fürchten, indem wir uns in keine entzweienden Intereſſen einlaſſen, um ausſchließlich den höheren, allgemeinen ungeſtört zu leben". Als Aimé nach Ankunft dieſes Briefes abreiſen ſollte, wurde der Poſtenlauf der kriegeriſchen Ereigniſſe wegen ganz eingeſtellt, und ſpäter konnte die Mutter lange nicht den Muth gewinnen, den jungen Knaben allein in die Kriegeswogen hinausziehen ...

laſſen, welche ſich damals auch durch die Schweiz gegen Frank
reich wälzten. Anfang Januar 1814 meldete ihr der Lehre
Lippe: „Herrn Fellenberg halten mancherlei Beſchäftigungen ge
fangen. Er führte die jungen Wrede ihrem Vater zu, macht
durch dieſen die Bekanntſchaft mit Fürſt Schwarzenberg, und ſ
nach und nach mit Metternich, Hardenberg, Humboldt, Stein
Statt der vorgenommenen drei Tage blieb er elf in Baſel un
Freiburg. In dem Augenblick ſeiner Rückkehr rief ihn ein Eil
bote zu Kaiſer Alexander. Die Ruhe unſerer Anſtalt iſt ge
ſichert. Fürſt Schwarzenberg verlieh ihr einen Schutzbrief, un
mit demſelben kamen dreißig Mann Schutzwache, welche währen
des Durchzugs des Heeres hier verweilten". Er legte dar, da
die Straßen jetzt ſicher ſeien, und forderte in Fellenberg's Au
trag die Rückkehr Aimé's. Er ſchließt mit den Worten: „Schi
cken Sie uns den Aimé! Sie machen uns, wie ihn glücklich
Mit Aimé's Verluſt ſtirbt mir viele Freude ab; ſeit er fo
iſt, fühl' ich, daß er mir mit all' ſeinen kleinen Fehlern ſehr vie
werth war, ja ich mag mir ihn kaum ohne dieſe denken". Bal
darauf ſchrieb Fellenberg ſelbſt (14. 1. 1814): „Wir haben e
hier nur mit unſerer heiligen Aufgabe zu thun, und werden e
mit lebhafter Theilnahme an Aimé's Loos aufrichtig bedauern
daß er ſeinem ſehr befriedigenden Erziehungsgange und ſo man
chen wohlthätigen Verhältniſſen und vielverſprechenden Ausſichte
entriſſen wird. Es ſind 15 Zöglinge bei uns angemeldet, welch
die volle Penſion bezahlen würden" (für Aimé war die Pen
ſion auf dem alten Satz ſtehen geblieben, während ſie für di
übrigen Zöglinge ſehr erhöht war) „und welche die Anſtalt au
Mangel an Platz nicht annehmen kann. Es iſt alſo keineswegs
um die Zöglinge der Anſtalt und um ihre Einnahmen zu ver
mehren, wenn wir Aimé zurückverlangen, ſondern blos weil wi
ihn lieb haben und ſeinem Beſten gern jedes Opfer, das in un
ſeren Kräften liegen mag, bringen wollen".

Nach Empfang dieſes Briefes mußte Aimé trotz grimmige
Kälte ſofort abreiſen; einige Kaufleute, welche nach Konſtan
reiſten, übernahmen es, bis dahin für ihn zu ſorgen. Als Merk
würdigkeiten dieſer Reiſe erzählte er in einem Briefe an die Mutter

„In Ulm waren wir in einem schlechten Bierhaus, da war die ganze Stube voll Kosacken, die haben auch dem Herrn D. seine Kappe gestohlen. Von Ulm sind wir auf einem Leiterwagen bis Ravensburg und am folgenden Tage im Schlitten bis Mörsburg gefahren. Von da fuhren wir auf einem Schiff über den See nach Konstanz mit 32 österreichischen Dragonern und 4 Pferden. In dem Wirthshaus war auch ein Oberst und sein Sohn, der war so alt wie ich, und war so ein neugebackener Lieutenant. Der hat sich ganz wunder dick gethan. Da hat er mich recht geärgert. Er war gegen alle Leute abscheulich grob. Am Montage bin ich von Konstanz im Postwagen abgereist". So viel von seiner Reise.

Thereſe war nicht gewillt, den Brief Fellenberg's ungerügt hinzunehmen. Sie antwortete ihm nach einiger Zeit (26. 1. 1814): „Mein lieber Freund! Sie haben mir einen ungroßmüthigen Brief geschrieben. Sie hatten in Hofwyl Ihre Ansichten über die Lage der öffentlichen Angelegenheiten, — man gab Ihnen im Hauptquartier die Nachrichten, welche man dort zu verbreiten für gut fand, — und wir hatten die Ansichten, welche wir uns aus unserem individuellen Ueberblick abstrahirten". Sie legt dar, wie sie im vollen Rechte gewesen sei, als sie Aimé auf Grund ihrer Nachrichten über die Kriegslage zurückgehalten habe, und fährt fort: „Als billiger Mann konnten Sie mich also gar nicht tadeln; allein in besonderer Rücksicht, Fellenberg gegen Frau Huber, hatten Sie die Obliegenheit, selbst wenn ich irrte, mich in Güte zurechtzuweisen. Sie vergessen, mein werther F., daß ich alte verjährte Rechte auf Sie habe, daß ich vor acht Jahren einen sehr wesentlichen Einfluß auf Ihr Institut hatte, daß ich ihn ganz zu seinem Vortheil anwendete. Ich sah vom ersten Augenblick, daß bei Ihrem Streben nach dem Besten etwas Gutes zu hoffen sei. Das Gute hat sich so entwickelt, daß Ihr Institut das beste ist, was ich kenne. Allein Sie vergessen, daß ich Ihnen Aimé anvertraute, wie Sie noch gar keinen Zögling hatten, daß ich Ihrem Willen vertraute, wie Ihre Ansichten noch so schwankend waren, daß Sie über zwei Jahre mit schlechten Hofmeistern wechselnd von Methode zu Methode

tappten. Ich vertraute Ihrem feſten Willen, das Gute zu ſuchen, ohne die für meine Mittel anſehnliche Penſion in's Auge zu faſſen, obſchon ich mir nicht ableugnete, daß Aimé's Unterricht noch ganz ungeſichert ſei. Ich wußte Sie zu ſchätzen, Ihre Perſönlichkeit, Ihr Hausregiment, Ihre unſchätzbare Gattin". Sie hält ihm vor, was ſie Alles für ihn und ſeine Anſtalten auf die ſtete Gefahr hin, ſeinen Zorn zu erregen, gethan habe, und wie ſie ſich noch jetzt in der Lage befinde, ſeiner Anſtalt ſehr ſchaden zu können. „Ich brauchte nur die ſtrenge Wahrheit zu ſagen", fährt ſie fort, „die aber, aus dem Zuſammenhang geriſſen, ſehr ſchädlich ſein würde. Ich könnte ſagen, das Local ſei ſo beſchränkt, daß die Knaben auf dünnverſchlagenen Bodenkammern ſchlafen müßten; keiner der Lehrer könne franzöſiſch ſprechen, ja ſie verhinderten ſogar, daß die franzöſiſchen Zöglinge mit den deutſchen in dieſer Sprache ſprächen; die Schilderungen von Familienleben, mit denen man immer in öffentlichen Blättern prunke, ſeien ein bloßes Blendwerk, indem es keine Stunde gebe, in welcher Vater, Mutter, Schweſtern, Brüder, Lehrer in freiem, frohem geſellſchaftlichen Verkehr lebten; die Einigkeit der Lehrer ſei eine Mähre, das Verhältniß des Hauptes zu den Gliedern ſei von Auftritten unterbrochen, die beſſer ſei zu ignoriren; — wenn ich das Alles den Menſchen ſagte, die mich ſo oft um meine Meinung fragen, würde ich nur die Wahrheit ſagen, aber eine treuloſe, indem ich das tauſendfach überwiegende Gute zur Nebenſache machte. Allein das ſieht Ihr Verſtand ein, daß ich als ein gutes oder böſes Weib Rückſichten verdiene." Sie hält ihm dann allerlei Widerſprüche und Inconſequenzen vor und ſchreibt nun: „Daß Sie mir ſchreiben, daß Ihnen 15 Zöglinge angeboten ſeien, welche den vollen Penſionspreis bezahlen, erinnert mich unſanft an meine Armuth. Sie ſind der einzige Menſch, von dem ich eine Geldwohlthat angenommen habe, und ich habe es mit Recht thun zu dürfen geglaubt. Die Wohlthat galt meinem Knaben; was er bezahlte, entſchädigte Sie für Ihre Unkoſten. Aimé iſt für das Inſtitut kein gleichgültiger Zögling. Er iſt mit ſchönen Anlagen geboren und aus guten Händen am früheſten in die Ihren gegeben worden. Sie müſſen wünſchen, ihn zu voller

da er einst als Beispiel Ihrer Methode dastehen wird, und nicht als ein von den schalen Plänen seiner Familie abhängiger Baron, sondern als Heyne's Enkel, zur Selbstthätigkeit unter Deutschlands ehrwürdigen Namen berufen. Der Vorwurf, den Sie mir aus Ihrer Wohlthat machten, hat mich sehr kränken müssen. Das war Ihr Zweck, den haben Sie erreicht... Diese Erörterung ist mir schwer geworden; aber Menschen von Charakter müssen sich mit Zuversicht behandeln. Meine Anhänglichkeit an Sie ist unwandelbar. Denn ich nahm meine Empfindung für Sie noch aus den letzten Sonnentagen meines Lebens in den Spätherbst hinüber, der mich nun immer stiller und stiller hinabführt. Dann sind Sie als Mensch im abstracten Sinn ein merkwürdiger Gegenstand meines Nachdenkens. Als Schöpfer Ihres Instituts endlich bewache ich Sie mit nie zu schwächender Theilnahme. Sie können diese Bande nie lösen".

Fellenberg scheint diesen Brief nicht beantwortet zu haben, — aber vergessen wird er ihn auch nicht haben. Bei Thereſe wird der Vorgang mitgewirkt haben, um ihr den Gedanken nahe zu legen, Aimé aus Hofwyl fortzunehmen und nach München zu ziehen. Sie meldete (19. 3. 1814) an Fellenberg, daß sie für Aimé um eine Freistelle am Münchener Seminar einkommen werde und im Laufe von sechs bis acht Monaten Erfüllung der Bitte erwarte. Als Motive giebt sie zuerst ihre pecuniäre Lage an: die ihr seither vom König von Bayern gewährten Erziehungsgelder seien ihr aufgesagt; der litterarische Erwerb stocke, und die fünfzigjährige Großmutter habe nicht mehr die Einbildungskraft der vierzigjährigen Wittwe, und was die Großmutter an Ernst gewonnen habe, das bedürften die deutschen Leser nicht, das müßten Männer ihnen sagen, nicht Weiber, wie sehr die Zeit sie auch stählte. Als zweiten Grund führt sie an, daß die bayerische Schuldirection, deren Examen und Zeugniß Aimé nicht entgehen könne, es für nöthig finde, daß er die letzten Jahre seines Schullebens eine bayerische Schule besuchte.

Fellenberg wollte den Knaben nicht fahren lassen. Er scheint zunächst den Versuch gemacht zu haben, um Aimé zu überreden, daß er versprechen [illegible] dem Dienste der Anstalt [illegible]n. Es liegt

uns ein Brief der Mutter vom 17. Mai 1814 vor, worin
ihm ſchreibt: „Mein braver Knabe, da haſt Du ſehr Recht
habt, daß Du dich gegen Herrn Fellenberg zu nichts verpflich
haſt, wie er Dir den Vorſchlag that, Dich unter der Bedingu
in Hofwyl zu behalten, daß Du ſollteſt nachher dort Lehrer w
den. Die Gründe, die Du haſt: mehr die Welt zu ſehen, u
etwas Beſſeres finden zu können, reichten an und für ſich hi
allein die Hauptſache iſt, daß Du in Deinem Alter ein ſolch
Verſprechen nicht ablegen darfſt, noch kannſt. Du darfſt es nic
weil Du unmündig biſt und Deine Mutter allein mit Gen
migung der Vormünder beſtimmen kann, wo Du bleiben ſoll
— und kannſt es nicht, weil Du viel zu jung biſt, um die V
hältniſſe zu beurtheilen. Allein Herr Fellenberg hat ſich
wohl auch nicht recht deutlich gemacht. Wenn er wirklich wünſ
Dich einſt als Lehrer in Hofwyl zu ſehen, ſo kann dies doch n
erſt dann ſein, wenn Du ein vollendet ausgebildeter Mann bi
um aber das zu werden, bedarfſt Du noch anderer Bildun
mittel, wie den Unterricht in Hofwyl. Du biſt Herrn F. Da
barkeit dafür ſchuldig, daß er Dich für würdig hält, einſt Leh
an ſeinem Inſtitut zu ſein. Dabei bleibe Du auch! Lerne n
beſten Kräften, ſo lange Du daran Theil nimmſt, damit Du i
bei Deinem Austritt Ehre machſt".

Monate vergingen; dann ſchrieb Fellenberg der Mut
folgenden Brief (26. 7. 1814): „Nachdem ich einmal die V
pflichtung übernommen habe, in Vaterſtelle für Aimé's Erzieh
zu ſorgen, und ſo wie ich nun bald neun Jahre dieſer Verpfl
tung gewiſſenhaft gefolgt bin, kann ich mich nicht entſchließ
den Aimé von Hofwyl zu entlaſſen, bevor das an ihm bere
ſo weit fortgeführte Werk vollendet iſt. Am allerwenigſten k
ich mich dazu in einem Moment entſchließen, in welchem ſich
für ihn nöthigen Bildungsmittel auf das befriedigendſte in mei
Anſtalten vereinigt befinden. Nach dem mit meiner Ueberzeug
ganz übereinſtimmenden Urtheile aller meiner Gehülfen mü
beſonders bei Aimé's ganz eigener Individualität ſeine ſittl
und intellectuelle Bildung in gleichem Maße unter dem Wegg
von hier leiden, und ſeine wiſſenſchaftlichen Fortſchritte

dadurch auf keinen Fall gewinnen. Ich nehme es also über mich, bei meinen Anstalten dasjenige zu ersetzen, was Aimé's Vermögensumstände Sie verhindern für ihn zu thun. Es soll ihm dafür in Zukunft keine Verbindlichkeit irgend einer Art zur Last fallen, und daß für Aimé daraus auch in Bayern keine Nachtheile entstehen, dafür bürgen uns einerseits die Resultate, welche aus seinem hiesigen Unterricht hervorgehen müssen, und andererseits die Aufklärung und der Edelmuth des Königs und des Kronprinzen von Bayern".

Hierauf ließ die Mutter ihre Pläne wegen der anderweitigen Unterbringung ihres Sohnes fallen, — ein Resultat, über welches dieser sehr glücklich und befriedigt schrieb. Die Briefe der nächsten Zeit enthalten nichts, was auf ein ungünstiges Verhältniß Aimé's zu Fellenberg deutet; erst im folgenden Jahre kommt die Klage, daß Fellenberg ihm Undankbarkeit vorgeworfen und eine Ohrfeige gegeben habe, als er ihn bei einem Streit mit Kameraden betroffen. Die Mutter machte in ihrer Antwort (25. 3. 1815) dem Sohne sehr lebhafte Vorwürfe über diesen Streit (der übrigens nach Aimé's Erwiderung nur harmlos gewesen war) und fuhr dann fort: „Herr Fellenberg hatte Recht, Dich zu strafen; in der Art folgte er anderen Begriffen, wie den meinen, da ich nicht ohrfeigen und Dich nicht undankbar nennen würde. Hier ist aber zweierlei. Handelte er aus Grundsatz, so ehre die Grundsätze eines Mannes, der hier Vater ist, dessen Thun Dich also nie beschimpfen kann, gegen den Deine duldende Ehrerbietung Dich aber immer in der Würde des Sohnes erhält. That er aber aus Uebereilung also, so ehre seine Schwachheit und bereue, einem Manne, den Du ehren und dem Du danken sollst, die Wachsamkeit über sich selbst auf einen Augenblick entrissen zu haben. Hast Du es in den Gesprächen mit ihm an offenem Eingeständniß Deines Unrechts fehlen lassen, so eile dieses Geständniß sogleich nachzuholen. Hast Du den Muth nicht, es mündlich zu thun, so schreibe ihm, was Du mir schriebst, und bitte ihn, Dich nicht undankbar zu nennen, gütig gegen Dich zu sein um Deines Vaters Andenken willen. Habe Muth diesen traurigen Vorgang zu ertragen". Der folgende Brief der Mutter

(11. 4. 1815) beginnt mit den Worten: „Nun, mein kreuzbrav Junge, ſo iſt ja Alles in Ordnung und Frieden", und es ſchei alſo volle Verſöhnung ſtattgefunden zu haben.

Daß aber das Verhältniß bald wieder kein glückliches w ergiebt ein Brief der Mutter vom Mai (30.) 1815. Schweſt und Schwager von Greyerz hatten Hofwyl beſucht und d Mutter über den Befund berichtet. Sie ſchrieb ihm darüb „Deine Geſchwiſter haben die allerinnigſte Freude an Dir habt. Der gute, redliche Greyerz nimmt einen ſo warmen A theil an Dir, daß ich Dich in Allem, was Mann gegen Ma betrifft, an ihn verweiſe. Wo Du mir nicht trauſt, glaube ih Auch Deine Schweſter Claire hat eine ſo innige Freude Deinen Fortſchritten und Deinem Wohlergehen, daß ſie Louiſ ſchrieb, ſie baue einen großen Theil ihrer Lebensfreude auf Di Sie hatten in Hofwyl das Beſte von Dir gehört, und auf i ernſtes Befragen, wozu ſie als Geſchwiſter und ältere Verwan berechtigt waren, hat man ihnen nur e i n e beſorgliche Bemerku über Deine Gemüthsart gemacht, welche ihre Beobachtungen b ſtätigte. Du betrübſt Deine Lehrer und Freunde durch zu gro Empfindlichkeit, Schmollen und hartnäckigen Widerwillen, D Unrecht durch ein freiwilliges Eingeſtändniß zu verſöhnen. D erſte dieſer Eigenheiten iſt von einem empfänglichen Gemü unzertrennlich, und deren fehlerhafte Ausſchweifung muß du den redlichen Gebrauch der Vernunft im Zaume gehalten werd Arbeite an Dir, den ernſten Moment zu ertragen, als Dir ſel aufgelegtes Gebot, als Selbſtherrſchaft, ohne alles Nachdenk ob Du Recht oder Unrecht haſt, — einzig weil dieſer er Moment Dein Despot zu werden droht. Im zweiten Mome hat dann ſchon die Vernunft Platz gefunden, um der Empfin lichkeit die Menſchenliebe, die Klugheit, die Männlichkeit vor halten. Das Schmollen, das Feſthalten einer verdrießlich Empfindung, die Gewalt, die wir ihr über Geſicht, Geber Stimme einräumen, iſt geradezu ein weibiſcher Fehler, und we ich ihn ſo bezeichnet habe, wird ein werdender Mann ihn n die Schande fliehen". Nachdem ſie ſodann weitläufig ausgefüh welche verſöhnende Kraft darin liege, wenn man ſein Unre

eingeſtehe, fährt ſie fort: „Mein Aimé, laß mich denken, daß Du mein Andenken einſt ſegnen wirſt, wenn ich es über Dich gewonnen habe, Dich von dieſem Fehler zu heilen. Er und Dein Schmollen und Dein Auffahren drücken beſonders auf Herrn Fellenberg, der gegen Greyerz mit recht einfach aufrichtiger Treue und Hoffnung von Dir geſprochen hat. Im Verhältniß der Kinder zu den Eltern kommt früher oder ſpäter der Zeitpunkt, wo Gehorſam und Ehrerbietung in der Kinderſeele ihre Geſtalt ganz verändern. Sie werden zu etwas Höherem und Heiligerem, als Unterwerfung und Glaube iſt, ſie werden zur Erkenntniß des Rechts. Dann wägt das Kind ſeine Rechte und die des Vaters ab, es erkennt ſein Unrecht und das des Vaters, und muß glücklich ſein, zu ertragen und zu dulden, weil es wahrnehmen muß, wie viel es für die Jahre abzuzahlen hat, wo es nicht rechnen konnte. Ich weiß es, und wir wollen uns nicht darüber täuſchen, Herr Fellenberg hat Dich entfremdet durch ein paar Momente von Mißkennen, — denke Dir aber dieſen Mann von ſeltenem Verdienſt, der mit angeſtrengten Kräften ſein Leben für das Wohl Anderer verlebt, deſſen verſchiedene Eigenſchaften ihm bei einem ſehr empfindlichen Gemüth wenig Zeit zum Lieben laſſen, und der doch im inneren Grunde der Seele fühlt, daß die Liebe *eines* Weſens mehr erfreuen würde, wie alle Ehre der Welt — denke, wie es dieſem Manne weh thun muß, wie es ihm ſchaden muß, wenn gerade der Jüngling ihm Empfindlichkeit, Schmollen, Hartnäckigkeit zeigt, den er früher als Alle liebte, von dem er, mit geringen Ausnahmen, mehr wie von Allen hofft (denn das hat er Greyerz geſagt), den er als Sohn verſorgt und begünſtigt. Nicht weil Du Unrecht hatteſt, ſondern weil *er* Dir Unrecht that, ſei ſtets ſeinen Befehlen freudig ergeben; nicht weil er untrüglich iſt, ſondern weil Du bewußt biſt, kein Unrecht zu wollen und keins zu thun, weil Du als ein freies, moraliſches Weſen den Umſtänden nachgiebſt, aber in Deinem Innern nur die Vernunft zum Herrn haſt, deshalb ſei vertrauenvoll und frei in ſeiner Gegenwart, wie es der freie Mann ſein ſoll, und wie es der Vater, auch der irrende, fordern kann. Ich für meinen Theil ſcheue mich nicht, auch

meine Kinder um Nachsicht zu bitten. Wenn ich einmal gege
Euch irre, gegen Euch Unrecht habe, so vergebt es mir. Denk
Herr Fellenberg habe jetzt mit mir gebeten, und Du wirst frohe
Muth in seiner Nähe haben und seine Eigenheiten tragen; den
er hat Verdienste um Dich, und that viel mehr für Dich, wi
ich habe thun können".

Die nächste Veranlassung, durch welche wir wieder von der
Mißverhältniß hören, in welches Aimé seinem Pflegevater gegen
über getreten war, sollte seine confessionelle Stellung bilden
Wie schon erwähnt, gehörte sein verstorbener Vater äußerlich de
katholischen, seine Mutter der lutherischen Kirche an, währen
seine verheirathete Schwester, Frau von Greyerz, als reformi
bezeichnet wird. Die Mutter hatte von jeher sehr geringe
Werth auf die Zugehörigkeit zu der einen oder andern Confe
sion gelegt und sich nicht gehindert gefühlt, gelegentlich auch k
tholische Ceremonien mitzumachen. Als ein kleiner Enkel vo
ihr gestorben war, ließ sie für das Kind reformirter Eltern ei
Hochamt halten. „Die frommen Töne, die mit den Weihraud
wolken von dem kleinen Sarg hinaufstiegen, der nun Alles un
schließt, hoben den Schmerz mit sich zum Himmel auf", hatte s
darüber an Fellenberg geschrieben (24. 12. 1806). Von de
Taufe eines andern Enkels hatte sie mit besonderer Freude e
zählt, daß dies Kind reformirter Eltern von einem katholische
Priester getauft sei, während ein lutherischer Geistlicher, ein wü
tembergischer Prälat, als Gevatter gestanden hatte, und so d
drei Confessionen vereint gewesen wären. Sie sprach oft ein
Vorliebe für die katholische Kirche aus, aber begründete sie dami
daß sie für die menschlichen Bedürfnisse am menschlichsten sorg
und daß ihre Cultushandlungen eine so mannigfache tiefsinnig
Deutung zuließen, daß auch der Aufgeklärte sie mitmachen un
ihnen dabei den besondern, seinem Bedürfniß entsprechende
Sinn unterlegen könne. Wie sie nicht dagegen gewesen, ja wol
gar dazu mitgewirkt hatte, daß ihre Tochter Louise sich trotzden
daß sie mit einem Lutheraner verlobt war, der katholischen Kirch
anschloß oder, wie die Mutter später schrieb, aus freier Be
standeswahl, abgerechnet von allem Kirchenglauben, das schö

Symbol der Kirche ihres Vaters wählte, so behandelte sie es auch als ein Selbstverständniß, daß Aimé demnächst, wenn er sich einmal zu entscheiden habe, katholisch werde, ja in der Zeit, als sie seine Aufnahme in eine bayerische Erziehungsanstalt betreiben wollte, stellte sie in ihren Briefen mit ganz besonderer Geflissenheit die evangelische Kirche der katholischen gegenüber in Schatten. Sie schilderte ihm z. B. (19. 4. 1814) die „herrlichen Kirchenfeste", die sie in der Osterzeit in München erlebt. „Die Todeszeit des Erlösers wird in Deiner Kirche durch bildliche Darstellung ausgedrückt, — wie die Griechen das Adonisfest oder die Aegypter den Osiris, — ich hatte nie ein so ergreifendes Gemisch von Feier und Schmerz gesehen." Und dann entwickelt sie mit großem Aufwande von Kunst und in fesselnder Weise die ganze Scenerie in den verschiedenen katholischen Kirchen, schildert deren Ausschmückung, die großen Kirchenmusiken und die einzelnen Ceremonien, und fährt dann fort: „Ich war am Grünen Donnerstag auch in meiner Kirche, um das Abendmahl zu nehmen. Da mußte ich vier Stunden sitzen und hörte eine unpassende Predigt, sang eben so unpassende Lieder, und die lutherische Gemeinde sah mit eben der Ehrerbietung auf die Königin, die mit uns communicirte, wie die frommen Katholiken auf ihren Christus". Als sie bald darauf von dem Begräbniß eines Bekannten und dem ihm gehaltenen Requiem schreibt, setzt sie hinzu (2. 8. 1814): „Ich erfreute mich auf's Neue des schönen Kirchenthums, zu dem auch Du gehören wirst". Ebenso knüpfte sie an die Schilderung einer in der katholischen Kirche vorgenommenen Weihe einer bayerischen Landwehrfahne die Bemerkung an (24. 6. 1815): „Das war recht schön, und der Gebrauch ist in der katholischen Kirche vorzüglich herrlich wegen der sinnvollen Symbole, die nur der pfäffisch und sinnlos finden kann, der das Alterthum und die Mythe der Völker des Alterthums nicht kennt".

In Hofwyl hatte es einstweilen ganz dahingestellt bleiben können, welcher Confession Aimé einst angehören werde, und wie schon erwähnt, hatte er es möglich gemacht, sich längere Zeit von dem für jede Confession eingerichteten besondern Unterricht

fernzuhalten. In einem Briefe der Mutter vom December 1814 finden wir unter ſehr vielen anderen Fragen, welche Aimé über ſeinen Unterricht, ſeine Kameraden, ſeine Bedürfniſſe an Kleidung vorgelegt wurden, auch die Frage: „Hat man ſchon davon geſprochen, Dich in Deine Kirche einzuführen? (Ich bin gar nicht ungeduldig, daß das in Hofwyl geſchieht. Das iſt eine bürgerliche Handlung, zu der viel ſpäter Zeit iſt)". Aimé's Antwort lautete darauf (Januar 1815): „Wir haben noch immer Religionsunterricht wie vorher, und es iſt noch nicht davon geredet, mich in die katholiſche Kirche einzuführen". Im Sommer 1815 wird dann einmal beiläufig erwähnt, daß er am katholiſchen Religionsunterricht Theil nimmt, da er ſich doch nicht zu einer Kirche bekennen könne, ehe er ſie kenne. Die Theilnahme an dieſem Unterricht ſcheint aber nicht lange gedauert zu haben. Denn im Mai 1816 ſchreibt Aimé wieder, er habe bis jetzt wenig daran gedacht, welcher Kirche er beitreten ſolle, habe aber ſeinen Kameraden gegenüber immer ſo geſprochen, als ſtehe es feſt, daß er katholiſch werde, da ja ſeine Mutter immer in dieſem Sinne geſchrieben habe. Nun beginne der Confirmandenunterricht für die Reformirten, und Herr Fellenberg fordere, daß er ſich beſtimmt entſcheide. Die Mutter antwortete (29. 5. 1816): „Dein Anſtand wegen des Entſchluſſes über ein Kirchenbekenntniß, mein guter Sohn, muß Dir nie die geringſte Sorge machen. So lange Dich bürgerliche Verhältniſſe zu keinem Entſchluß nöthigen, habe ich nicht den geringſten Beweggrund, Dich zu einem Entſchluß aufzufordern. Meiner Anſicht nach muß ich das Kirchenthum ganz von der Religion trennen, und ich kann keine Unruhe darüber haben, was über das Kirchenthum beſtimmt wird, ſo lange ich über Deine Religion ſehr ruhig ſein kann. Siehſt Du die Frage nach dem Kirchenthum zweifelhaft an, ſo warte, bis Zeit und Umſtände Dir die Entſcheidung nahe legen. Das iſt alſo unter uns abgethan. Ich mache nur den Rechtsvorbehalt, daß Du ohne mein Mitwiſſen nichts beſchließt. Die Sache hat in meinen Augen nur die Wichtigkeit, welche ihr die Individualität eines Gemüths giebt. Hoffnung, Liebe, Glauben iſt nicht auf Kirchenthum begründet, aber wohl iſt die Kirche die

edelſte und tröſtlichſte, welche ihre Stützen am meiſten auf Hoffnung, Liebe und Glauben gebaut hat".

Fellenberg war mit dieſer Antwort nicht zufrieden. Während er nach dem Bericht Aimé's kurz vorher beſtimmt hatte, daß dieſer in beiden Confeſſionen Unterricht erhalte, damit er ſich dann nach beſtem Wiſſen, ohne durch äußere Verhältniſſe gedrängt zu ſein, und nach reiflicher Ueberlegung entſcheiden könne, ſo nahm er jetzt, wie Aimé in einem tiefunglücklichen Brief berichtete, ſchon wieder eine andere Stellung ein: „Da fängt Herr Fellenberg auf einmal ganz das Gegentheil zu ſprechen an, als früher. Jeder ſolle ohne viele Grübeleien der Religion ſeiner Väter folgen, und ich hätte jetzt etwas Beſſeres zu thun, als mich darüber zu plagen. Da ſag' ich ihm, welche Religion er denn für die meiner Väter halte, es ſeien ja auch alle meine Geſchwiſter von verſchiedenen Religionen, — was meine Väter geweſen ſeien, wiſſe ich ja nicht. Bayern, das ich als mein Vaterland zu beobachten mich gewöhnt habe, ſei katholiſch. Da ſagte er, mein Vater ſei reformirt geweſen, Du ſeiſt es auch, habeſt aber dann mehr Gefallen an dem Katholicismus gefunden, habeſt die Louiſe verleitet, auch katholiſch zu werden, daraus ſei all' deren Unglück entſtanden (und das ſpricht er immer ſo weg, als wenn Du mich blutwenig angeheſt, und dabei ſoll ich ruhig bleiben). Dann ſetzte er mir wieder mit ein paar Worten den Unterſchied zwiſchen den Katholiſchen und den Anderen auseinander. Am Ende ſagte er, er begreife nicht, wie gerade ich von Allen dazu komme, zweifelhaft darüber zu ſein, welcher Kirche ich beitreten ſolle. (Das weiß ich ja ſelbſt eigentlich nicht, aber kann ich etwas dafür?) Dann kam er wieder auf Dich zu ſprechen, — am Ende ward er ärgerlich, — das hörte ich an ſeiner Sprache, und ſagte, wenn ich denn beide Religionen kennen lernen wolle, warum ich nicht dabei geblieben wäre, als die Andern auf die Confirmation vorbereitet wurden. (Da hatte ich freilich Unrecht, allein ich habe es Dir ja ſchon geſagt, warum es geſchah.) Und bei jedem Worte, das ich ſprach, wurde er immer hitziger. Am Ende ſchickte er mich fort, und anſtatt mir herauszuhelfen und zu ra-

then, hatte er mich nur verwirrter gemacht. (Und da fühle ich denn recht, wie abhängig ich hier bin)".

Die Mutter antwortete (16. 6. 1816), indem sie ihn über „die Religion seiner Väter" historisch belehrte und ihre Ansicht von Religion und Kirche nochmals weitläufig darlegte. Für den vorstehenden Unterricht in den verschiedenen Confessionen gab sie ihm folgende Verhaltungsmaßregeln: „Laß Dir Alles sagen, was Dein Lehrer zu sagen für gut findet; sobald Du eine Anzahl Stationen erfaßt hast, so gehe damit wie beim Verkleinern der Brüche zu Werke. Schneide alle Hälften ab von $\frac{1}{1000}$ Theilen, bis auf $\frac{1}{175}$ Theile (sic!) das heißt: schneide von jeder Kirchenlehre die menschliche Darstellung ab, so findest Du in allen die Bemühung des Menschen sich Gott durch Gutsein zu verähnlichen, das Bedürfniß und daher die Sicherheit der Unsterblichkeit". Später kommt sie zu dem Schluß: „Das ist ja das Göttliche der Religion, daß sie in jeder Form das glaubensbedürftige Gemüth befriedigt. Ich ehre den Lutheraner, der seine Lehre der Erlösung *glaubt*; ich ehre den Katholiken, dem seine Absolution zum Pfand der Gottversöhnung dient, — ich hätte die Töchter Sions geehrt, die ihre Opfer dem Gott ihrer Väter darbrachten. Erlaubt Dir Deine Denkart, die Lehre der katholischen Kirche zu glauben, so findest Du die menschlichste Beruhigung in ihren väterlichen Lehren; kann Deine Vernunft ihr großes dichterisches Symbol umfassen, so wirst Du in ihr Raum zu aller Freiheit des Geistes gewahr werden. In beiden Fällen wirst Du mit Freuden die Verbindlichkeit eingehen, in der Gemeinschaft mit Deinen Brüdern Dein Betragen nach der angenommenen Form dieser Gemeinschaft einzurichten. Ist in Deinem Gefühl ein Widerstreben, so bitte um die Erlaubniß, Deinen Beitritt zu verschieben, bis Du älter bist. Ich autorisire Dich dazu als Mutter auf den Rath würdiger und angesehener Geistlichen, die ich zu Rathe zog. Nimm die Sache nicht schwer, dann wird sie Dich nicht drücken. Nimm auch Herrn Fellenberg's Betragen nicht schwer — dann wird es Dich nicht erbittern. Mein theurer Freund, Du mußt in der Geschichte gelernt haben, daß

bnete Menschen sich oft mit Mühseligkeiten neben aus-

gezeichneten Menſchen vertragen, welche feſt auf ihrem Platze ſtehen. Wenn ich eine gewöhnliche Frau wäre, würde Fellenberg mich mit gewöhnlicher Achtung gegen Dich erwähnen. Wenn zwei hölzerne Kübel einen Bach herunterſchwimmen, ſo ſchupſen ſie ſich und ſchwimmen nebeneinander her; ein paar eiſerne Keſſel prallen gegeneinander, tönen, verändern im Abſtoßen ihren Lauf. Laß das Deinem Herzen nicht weh thun. Wenn Herr Fellenberg ſagt: Du allein habeſt Bedenklichkeit, Grübeln, ſo muß Dich das nicht kränken. Fellenberg ſelbſt muß ſich bewußt ſein, daß er damit Dein Lob ſpricht. Ich fühle wohl, daß Deine Lage jetzt Dornen hat, aber, theures Kind, ſie entkeimen nicht für Dich, ſondern weil Du in das Alter trittſt, wo Dein Weg durch Dornen geht, — es iſt der Zeitpunkt der Reife objectiv und ſubjectiv, — es iſt Dornenzeit. Mache es wie tüchtige Holzhauer, wenn ſie Reißbündel aus Dornbüſchen binden, faſſe ſie kräftig, daß ſie brechen, ſo verwunden ſie weniger".

Wir erfahren nicht, ob Aimé in den wenigen Monaten, welche er noch in Hofwyl blieb, wirklich noch einen ſolchen doppelten Religionsunterricht erhalten, und welcher Art derſelbe geweſen iſt.

Ein anderes Verhältniß, welches dieſe letzten Zeiten ſeines Hofwyler Aufenthalts trübte und zur immer größeren Entfremdung von Fellenberg beitrug, war ſeine, wie es ſcheint, allmählich zur Leidenſchaft gewordene Freundſchaft für einen, um drei Jahre jüngeren Zögling der Hofwyler Anſtalt, Wilhelm von S. aus Oeſterreich. Zu den Beſtandtheilen, aus denen ſich das geiſtige Leben eines guten Jünglings zuſammenſetzen müſſe, gehörte nach der Mutter Meinung auch ein glühender Freundſchaftsbund. Wiederholt finden wir in ihren Briefen die Frage: „Wer iſt denn Dein Phlades?" oder: „Wer iſt Dir der Liebſte Deiner Kameraden?" Aimé antwortete dann gleichmüthig, ſie wären ihm alle gleich lieb, jeder hätte ſein Gutes und ſein Schlechtes, der und der ſei ihm nicht luſtig genug, ſäße immer und arbeite, und wenn ſie einmal mit einander Spaß machten, ſo bringe er alte, wohlweiſe Sprüche hervor. „Ich habe ihn aber doch recht gerne", ſetzt er hinzu. Seit dem Sommer 1815 nimmt „Wil-

helm", welcher ſich ſeit 1814 in der Anſtalt befand, eine wichtige Stelle in den Briefen an die Mutter ein, ohne daß man aus den uns vorliegenden erkennen kann, wann und wie dieſe beſondere Freundſchaft entſtanden iſt. Aimé ſchließt z. B. einen Brief mit dem ſchwärmeriſchen Ausruf: „Freue Dich, Mutter, Du haſt zwei Söhne!" Die Mutter ſcheint dies Verhältniß mit Freuden begrüßt und in dieſem Sinne auch an den neuen Freund ihrer Sohnes geſchrieben zu haben. Aimé bemerkt wenigſtens einmal in einem Briefe: „Vielleicht ſchreibt Dir Wilhelm, vielleicht nicht; — es iſt ja aber auch natürlich, denn ich wüßte ja ſelber nicht recht, was Dir ſchreiben. Dein Brief hatte ihn ſehr überraſcht. Es ſcheint mir, Du denkſt ihn Dir noch zu wenig, als ein Kind".

Aber auch dieſem Verhältniß fehlten die Schattenſeiten nicht. Denn Aimé ſchrieb ſeiner Mutter (25. 1. 1816): „Ich bin vor einiger Zeit lange recht traurig geweſen meines Wilhelm wegen; da war's ſo wunderlich, wir konnten gar nicht mit einander auskommen — nicht daß ich ihn nicht eben ſo lieb hatte wie ſonſt — ich dachte, es werde bald aus ſein mit ihm und mir. Da habe ich denn noch eine Menge anderer Gedanken in den Kopf gekriegt, und Abends habe ich denn endlich bei ihm geweint, wie ein kleines Kind. Das hat mir ordentlich wohl gethan. Jetzt ſind wir wieder recht gut mit einander (das mag ich eigentlich nicht ſagen, — 's iſt gerade, als wenn wir uns ausgezankt hätten, das iſt aber nicht wahr). Ich glaube wirklich, daß es daher kommt, daß ich drei Jahre älter bin, wie er. Aber das thut Alles nichts. Jetzt bin ich wieder recht froh, wenn ich nicht an Euch denke, — denn dann wird mir ganz ſonderbar. Ich weiß nicht recht, wie ich's Dir ſchreiben ſoll. Ich bitte Dich, ſchreib mir doch ein wenig mehr von Euch Allen, damit ich doch recht weiß, wie es iſt".

Man fühlt aus dieſem Briefe und aus vielen anderen ſeiner damaligen Aeußerungen heraus, wie der werdende Jüngling, anſtatt in ſeinem langjährigen Aufenthaltsort feſtzuwachſen, dort unter den 50 Zöglingen und den vielen Lehrern immer vereinter wird, und wie er immer lebhafter nach Freiheit und Selb-

ſtändigkeit, aber auch nach Liebe und eingehendem Verſtändniß ſich zu ſehnen beginnt. Es waren auch nicht blos die Hofwyler Verhältniſſe, welche ſchwer auf ſeinem Gemüthe ruhten, ſondern auch die Nachrichten, welche er von ſeiner Familie erhielt, drückten ihn nieder. Die Ehe ſeiner Schweſter Louiſe war nicht glücklich geworden; ſie lebte von Herder getrennt, ſchwer krank bei der Mutter, und nichts deutete damals darauf, daß ſie ſich, wie es nach ſieben Jahren wirklich geſchah, wieder mit Herder verbinden und mit ihm zum vollen, befriedigenden Eheglück gelangen werde. Damals deuteten vielmehr die Briefe der Mutter oft genug dahin, daß dieſe wegen Schönheit und Liebenswürdigkeit vielgeprieſene Schweſter dem Grabe zueile. Und noch andere Sorgen bedrückten damals die Mutter und ließen ſich dem Sohne nicht verſchweigen, ſo ſehr ſie auch darnach ſtrebte, ihm Jugendfriſche zu erhalten und vorzeitigen Druck von ihm fern zu halten. Sie mußte ihren ſeitherigen Wohnſitz aufgeben und noch eifriger nach litterariſchem Erwerb ſuchen, zumal ſie ein Capital ihrer Kinder durch einen unglücklichen Concurs verloren hatte und von anderer Seite die Zinſen ausblieben.

Die quälendſte und aufregendſte Seite im Leben Aimé's war aber damals ſein Verhältniß zu Fellenberg. So ſehr es auch den getroffenen Verabredungen und den beſtimmten Verſprechungen Fellenberg's widerſtritt, und für ſo unwahrſcheinlich man es deshalb halten möchte, ſo läßt ſich doch nicht bezweifeln, daß Fellenberg noch immer nicht von dem Plane laſſen mochte, Aimé unwiderruflich für ſeine Anſtalten zu gewinnen, und daß er immer wieder von Zeit zu Zeit den Verſuch machte, ihm das Verſprechen abzupreſſen, daß er immer bei ihm bleiben wolle. Es zeigt, welchen Ernſt und welche Treue er ihm beimaß, wenn er mit ſolcher Energie und Conſequenz von ihm, dem ſechzehnjährigen Knaben, ein Verſprechen zu erlangen ſuchte, von dem er meinte, daß es für den Knaben eine lebenslängliche Feſſel ſein ſolle. Immer wieder mußte die Mutter in ihren Briefen Aimé in dieſer Beziehung beruhigen und ihn darin beſtärken, daß er ſich ſeine Freiheit bewahren müſſe. Noch in ſpätem Alter nannte er jene Stunden, in denen Fellenberg auf ihn eingeredet, die

ſchrecklichſten ſeines Lebens, die ihn oft bis nahe an Verzweiflung gebracht hätten.

Um Fellenberg's Verhalten einigermaßen verſtehen zu können, muß man ſich vergegenwärtigen, wie es der leitende Gedanke war, der ihn zur Gründung einer Erziehungsanſtalt getrieben hatte, Männer zu bilden, die ſeine Ideen für die Hebung der Menſchheit durchführen würden. Seine Anſtalten waren für ihn mit der Zeit der Inbegriff aller berechtigten Humanitätsbeſtrebungen geworden, und er konnte ſich die Erfüllung jenes erſten Ziels nur ſo denken, daß die von ihm erzogenen Männer in ſeinen Anſtalten ihr Arbeitsfeld fänden. In Betreff aller der vornehmen oder reichen Knaben, die ſeine Erziehungsanſtalt füllten und durch hohe Penſionen die Aufwendung großer Mittel für ſeine Anſtalten möglich machten, konnte er auf ihre künftige Mitwirkung verzichten. Aber in Betreff Aimé's war es anders; er war ſein erſter Zögling, er hatte ihn mit dem beſtimmten Plane aufgenommen, ſich an ihm einen Gehülfen nach ſeinem Sinne zu bilden. Mit ſeiner großen Willenskraft hatte er im Weſentlichen immer an dieſem Plane feſtgehalten, und ſelbſt damals, als er ausdrücklich erklärte, ihn ſolle keine Verpflichtung binden, mochte er dies nur gethan haben, weil es ihm augenblicklich das beſte Mittel ſchien, um den projectirten Austritt Aimé's zu hintertreiben. In der auch ihm nicht entgehenden, glücklichen Entwicklung des Knaben, ſowie in deſſen hervortretender ſtarrer Willenskraft wird er nur neue Beweggründe geſehen haben, um an ſeinem Plane feſtzuhalten, während er andererſeits ſelbſt zu ſehr dem finſtern Geiſt des Zorns und der Ungeduld verfiel, um den ihm von Seiten Aimé's entgegentretenden trotzigen Widerſtand mit Sanftmuth und Milde behandeln zu können. Durch Heftigkeit und finſtern Unmuth verſcheuchte er den Knaben immer mehr, den er an ſich zu feſſeln leidenſchaftlich verlangte.

Das wichtigſte Hinderniß ſah er in der Mutter, und auf ſie richtete er mehr und mehr ſeinen Zorn, zumal er aus ihren an Aimé gerichteten Briefen wußte, wie ſehr ihr Pläne von den ſeinigen abwichen. Es ſoll ihn namentlich ſehr erbittert haben, daß Thereſe wiederholt ihren Sohn bat, ihm, Fellenberg, das

begangene Unrecht mit Rücksicht auf seine väterliche Stellung zu verzeihen, und daß sie ihn somit vor ihrem Sohne compromittirt habe. Fellenberg glaubte deshalb am leichtesten zum Ziele zu kommen, wenn er zwischen Mutter und Sohn eine möglichst starke Scheidewand aufzurichten suche. So nur wird es sich erklären lassen, wenn er im Sommer 1816 jeden Verkehr zwischen Thereſe und Hofwyl zu hindern suchte und namentlich, wenn anders das von Thereſe in einem Briefe (19. 10. 1816) angeführte Zeugniß Lippe's richtig ist, seinen Lehrern bestimmt verbot, die vielen dringenden Briefe der besorgten Mutter, an welche nur die leidenschaftlichen Klagebriefe des Sohnes gelangten, irgendwie zu beantworten. Indem Fellenberg sich aber nicht hütete, auch in den beregten Gesprächen mit Aimé der Mutter mißachtig zu gedenken, vergrößerte er nur noch den schon bestehenden Riß und erschütterte den mit leidenschaftlicher Liebe an der entfernten Mutter hängenden Jüngling auf das Tiefste. Mit großer Erbitterung schreibt er davon, daß Fellenberg ihm einmal mit gleichgültiger Miene gesagt habe, was er seine Mutter in die Angelegenheit hineinziehen wolle, die lebe ja doch nicht lange mehr.

Eine Besserung des Verhältnisses schien im Juni 1816 eintreten zu sollen, als Fellenberg, der wahrgenommen haben mochte, daß er den Knaben durch verschiedene Auftritte zu heftig erschüttert habe, und daß Alles auf dem Spiele stehe, die Vermittelung Lippe's, des einzigen Lehrers, welcher nach dem inzwischen erfolgten Abgange Griepenkerl's in einem näheren Verhältniß zu Aimé stand, in Anspruch genommen hatte. Aimé schreibt (25. 6. 1816) im vollen Glück, daß nun eine neue, bessere Zeit begonnen: „Herr Fellenberg hat gesehen und geglaubt, daß es besser sei, um mir meine Ruhe wieder zu geben, da ich ja doch gegen ihn nie recht frei sprechen konnte, (ich hab' Dir ja darüber schon viel geschrieben) — kurz ich bespreche jetzt Alles, was ich so auf dem Herzen habe und was mich angeht, mit dem Herrn Lippe, und das freut mich recht sehr, und ich danke es Herrn Fellenberg. Noch hat Herr Fellenberg, da er glaubt, ich sei in Unruhe wegen der Ansprüche, die er späterhin an mich machen könnte, mir versprochen, daß ich deshalb ganz ruhig sein könne

und daß ich nach Vollendung meiner Bildung ganz mir selber überlaſſen werden ſolle. Auch dafür danke ich Herrn Fellenberg, obgleich es mir wehe thut, daß er glaubt, die Verpflichtungen, die ich gegen ihn habe, ſeien mir läſtig. Ich nehme es aber an und denke, dankbar zu ſein kann mich ja nachher doch Niemand hindern. Noch etwas habe ich Dir zu ſagen, wegen des Wilhelm; ich bitte Dich darum, ſchreibe ihm nicht. Ich habe ſelbſt ſeither nicht recht bedacht, ob mein bisheriges Verhältniß zu ihm ihm ſchaden könne. Herr Lippe hat mich darauf aufmerkſam gemacht; ich begreife es jetzt ſelber und der Gedanke erſchreckt mich. Alſo nehme ich mich jetzt in Acht. Bis jetzt ſuchte ich nur einen Platz, wo ich wenigſtens vergeſſen konnte, was mich ſo drückte. Jetzt will ich mich freuen, wenn es mit Wilhelm gut geht. Das thue ich ganz freiwillig, und wird es mir etwa ſchwer, ſo brauche ich ja nur zu denken, daß ich ihn nicht lieb habe, wenn ich ihm auch nur das Geringſte ſchade".

Es mag dahingeſtellt bleiben, wie weit dieſer Brief ein ganz freiwilliger geweſen, wie weit er unter dem unmittelbaren Einfluß von Lippe's freundlichem Zureden und einer dadurch hervorgerufenen Rührung entſtanden iſt. Es liegt noch ein Brief Aimé's aus dem Anfang Auguſt 1816 vor, worin er ſchreibt: „Herr Lippe hat ſehr lange krank zu Bett gelegen. Ich bin jetzt ruhig und es geht mir gut, und ich hoffe, da Herr Lippe wieder geſund iſt, wird es auch mit mir noch beſſer gehen. Ich ſehe wohl, ich kann den Wilhelm immer noch eben ſo lieb haben wie vorher, wenn ich ſchon das, was vorher nicht recht war, geändert habe, und es ſcheint mir, ſeitdem ſei er auch beſſer gegen mich, d. h. freundlicher, oder — wir kommen eben beſſer mit einander aus. Und ich glaube doch immer, es ſei ein wenig meine Schuld, daß er ſo iſt, wie er iſt, d. h. ſo gut. Ueberhaupt iſt es mir nimmer leid geworden, daß ich ihn am liebſten habe. Ob es wahr iſt, daß ich Schuld daran habe, weiß ich nicht. Ich denke wenigſtens gern daran. Nur weiß ich nicht, wie es werden ſoll, wenn wir beide älter ſind: ganz zu Nichts kann das Alles nicht werden".

Aber bald ſollte der Sturm wieder von Neuem losbrechen;

was Ende Auguſt vorgefallen iſt, läßt ſich aus dem vorliegenden Material nicht erſehen. Die Mutter erzählte ſpäter, Aimé habe ſich damals, durch Fellenberg auf das tiefſte gereizt, mit Fluchtplänen getragen, die Lehrer hätten ſie gekannt und wären ihm nicht zu Hülfe gekommen, um ihn vor ſo ſchwerer Verſündigung zu bewahren. Jedenfalls hat er die Fluchtpläne nicht auszuführen verſucht. Ein Brief der Mutter vom 9. September lautet: „Dein Brief vom Zweiten muß mich zur herzlichen Theilnahme auffordern. Deine Reizbarkeit ſtellt Dir Alles in ein zu grelles Licht. Ich erkenne die Unmöglichkeit, mit H. Fellenberg auf einem zutraulichen Fuße zu ſtehen, völlig an, aber Du mußt Dich nicht von Deinem Gefühl zum Sklaven machen laſſen. H. Fellenberg kann Dich nicht verſtehen und kann nicht lieben. Er liebt keinen Menſchen in der Welt, nur ſeine Idee, und der opfert er alle Gefühle. Ich bin überzeugt, daß Du ſeine Meinung von Dir falſch beurtheilſt. Er iſt Dir abgeneigt, wie einem, mit dem ſeinen im Gegenſatz ſtehenden Weſen; aber alles Andere ſieht Dein verletztes Gefühl in Rieſengeſtalt. Ich bitte Dich innig, mein gutes Kind, halte Deine Heftigkeit im Zügel". Man erſieht ſodann aus dem Briefe, daß Aimé auf's höchſte darüber empört geſchrieben hat, daß man an ſeinem Verhältniß zu Wilhelm von Neuem Anſtoß genommen und ſie beide mit Zwangsmaßregeln umgeben habe, um ſie von einander fern zu halten. Die Mutter ſchreibt darüber weiter: „Liebe Du Deinen Wilhelm ungeſtört, hebe aber Euren Verkehr, der den Andern unverſtändlich iſt, bis auf die Zukunft auf. Aimé, der Mann hat Verachtung gegen Unrecht und Ertragen gegen Uebermacht und Widerſetzlichkeit, wenn Klugheit und Umſtände es gebieten. Dies thun ſie jetzt nicht. Du ſollſt nicht Schuldner bleiben; Du ſollſt, wie ſpät es ſei, mit Deinem erſten Erwerb das Inſtitut bezahlen und Dich frei fühlen. Herrn Fellenberg's wunderliche Ausdrücke ſind die Folgen von einer eben ſo ungezügelten Heftigkeit, als die Deine iſt. Lerne daraus, wie unentbehrlich nothwendig es iſt, ſeine Leidenſchaften zu zügeln. Sieh, wie dieſer Mann mit herrlichen Eigenſchaften von Unrecht zu Unrecht fortſchreitet. Wie würde er beſtürzt ſein, wenn er wüßte, wie Alle, die ihn kennen

lernen, voll Abneigung vor ſeiner Herrſchſucht zurückkommen. Ach wenn er hätte wollen geliebt ſein! ich liebte ihn herzlich. Rechne ihm nicht an, was er von mir geſagt hat, das ſprach blinde Leidenſchaft aus ihm. Er weiß ja nichts von mir als Gutes, — ſo ſage er, was er will!"

Noch in einem zweiten Briefe (29. 5. 1816) ſuchte die Mutter beruhigend auf Aimé einzuwirken. Sie redet ihm eindringlich zu: „Du ſollſt keines Mannes, keines Dinges Sklave ſein, alſo ſei auch nicht Sklave Deiner Freundſchaft. Du ſollſt mäßig auch in der Tugend ſein, denn es giebt deren keine, die übertrieben oder am unrechten Platz nicht Unrecht würde. O, ich bitte Dich, mein geliebter Sohn, helfe mir die Zeit unangenehmer Irrungen muthvoll tragen. Ehre Du den Ort, wo Deine Kindheit und erſte Jugend gedieh, mit Sohnes Ehrfurcht, der das augenblickliche Unrecht ſeines Vaters mit Geduld erträgt".

Die Mutter wußte, daß Lippe ſeit Mitte September von Hofwyl abgereiſt ſei und nach Stuttgart kommen werde; ſie erwartete ihn mit um ſo größerer Unruhe, als alle ihre an andere Lehrer gerichteten Briefe, in denen ſie Auskunft über die Lage ihres Sohnes forderte, unbeantwortet blieben. Endlich Anfang October traf Lippe in Stuttgart ein. Nach dem, was ſie einem Freunde über dieſe Zuſammenkunft ſchreibt, erkannte Lippe an, daß Aimé abſichtlich von Fellenberg auf das unwürdigſte gequält werde, um das Verſprechen ſeines Bleibens in Hofwyl zu erpreſſen, und daß er den nichtswürdigen Verleumdungen unterlegen. Lippe ſelbſt gab Aimé das beſte Zeugniß. Er machte Thereſe darauf aufmerkſam, daß ſie durch ihre an Aimé gerichteten, Fellenberg bekannt gewordenen Briefe zu deſſen Erbitterung beigetragen habe. Dennoch konnte ſie ſich noch nicht entſchließen, den einmal für die Erziehung ihres Sohnes gefaßten Plan aufzugeben. Sie hoffte noch immer, daß es möglich ſei, ihn bis zu ſeinem achtzehnten Jahre in Hofwyl zu laſſen, und ſo entſchloß ſie ſich, wahrſcheinlich auf Lippe's Rath, an Fellenberg ein begütigendes Wort zu richten. Sie ſchrieb (1. 10. 1816): „Lippe's Beſuch ſei tauſendmal geſegnet, weil er mir durch ſeine redliche Zurechtweiſung gezeigt hat, wie viel Unrecht ich gegen Sie hatte.

Unwiſſenheit über alle Verhältniſſe Aimé's, die ich bei meiner Sorge für ihn nicht paſſiv ertragen konnte, hatte mich zu Irrthümern verleitet. Ich habe Sie verletzt als Menſch und als Pflegevater. Lippe hat mir alle meine Mißgriffe erklärt" u. ſ. w. Sie verſpricht, nur vorſichtig an ihren Sohn zu ſchreiben, und bittet auf das dringendſte um künftige regelmäßige Nachrichten. Auch an Aimé ſchrieb ſie, daß Lippe ihm das beſte Zeugniß gebe, daß ſie einſehe, Fellenberg Unrecht gethan zu haben, und daß ſie ihn deshalb um Verzeihung gebeten habe.

Aber kaum waren dieſe Briefe abgeſandt, ſo lief ein Brief Aimé's ein, der auch der Mutter das Verhältniß als unwiderbringlich zerſtört zeigte: „Ich habe Deinen letzten Brief am Sonntag bekommen. Bis jetzt hat Herr Fellenberg noch kein Wort mit mir geſprochen. Ach hoff' doch davon nichts mehr; was einmal ſo weit gekommen iſt, kann nicht mehr gut werden. Ich muß fort, glaub' mir doch. Wüßteſt Du nur, wie es in meinem Innern ausſieht. Ich muß wieder zu Jemandem, mit dem ich mich recht herzlich über Alles, was mich drückt, ausſprechen kann. Hier kann es nicht wieder gut werden. Wenn ich etwa einmal luſtig bin, ſo iſt es nur einen Augenblick, wie im Traume, wo ich nicht an alles das denke. Dann erwache ich aber ſogleich wieder. Oft lege ich mich ſobald als möglich in's Bett, um zu träumen. Ich muß fort, ich kann kein Zutrauen mehr zu Herrn Fellenberg gewinnen. Ich weiß wohl, wie Herr Lippe es ſich denkt, — ſo gut und ſo herzlich, wie er ſelber iſt. Aber Herr F. iſt für mich ſo kalt wie ein Todter. Wäre Herr Lippe noch an ſeiner Stelle, da wäre Alles anders, der hatte mich lieb, mit dem konnte ich ſprechen. Gott, wenn ich mich oft ſo umſehe und keinen Menſchen finde, dem ich mich ſo recht und ganz hingeben und ausſchütten konnte, da wird mir es ganz ſchwarz vor den Augen. Mit meinem Wilhelm kann ich ja nur weinen, und das darf ich ja nicht einmal mehr. Auch deshalb muß ich fort. Ich fange auch an einzuſehen, wir müſſen erſt noch beide älter werden; dann werden wir uns wohl verſtehen und recht verſtändig lieb haben, — freilich lieber, als ich ihn jetzt habe, nie. Da ſind jetzt die Eltern der Biſſings und

ſonſt noch viele Eltern hier. Wenn ich dann ſo ſehe, wie die mit ihrer Mutter ſprechen, ſo möchte ich mich immer auch hineindrängen, und da, wenn ich mich beſinne, wird mir's, als führe mir Jemand mit einer eiskalten Hand über's Geſicht. Du biſt das einzige Weſen, dem ich mich vertrauen kann, ich muß zu Dir. In dieſer Stimmung hier zu bleiben, würde mir alle Kraft nehmen oder mich zum Böſen führen. Glaube mir, ich muß fort! Mit meinem Wiſſen dadurch ſo ſehr zurückzukommen, dafür iſt mir nicht bange. Das hängt von mir ab. Gewiß, ſpräche Herr Fellenberg wieder mit mir, dann müßte ich ſagen, daß es nicht mehr geht. Denn lügen kann ich nicht!"

Gleichzeitig mit dieſem Briefe kam einer von Fellenberg, der erſte, welchen er ſeit drittehalb Jahren an die Mutter ſchrieb. Von dem Inhalt dieſes Briefes iſt nichts erhalten. Die Mutter ward aber durch beide Briefe überzeugt, daß das fernere Verbleiben Aimé's in Hofwyl unmöglich ſei. Sie forderte daher die ſofortige Entlaſſung deſſelben und ſandte Anweiſungen auf Reiſegeld. In zwei in dieſen Tagen (7. und 9. October) geſchriebenen Briefen ermahnte ſie Aimé zur Ergebung und zu einem würdigen Abſchluß ſeines Hofwyler Aufenthalts. „In Dir und in mir," ſchrieb ſie, „lagen die Urſachen, uns in dieſes Mißverhältniß mit Herrn F. zu ſetzen. Inſofern wir fehlten, iſt es unſer Wohl und eine Güte Gottes, uns durch Leiden zu beſſern; verſtehen wir die Züchtigung, ſo ruft ſie mich auf zur Milde, zur Demuth, zur weiblichen Kraft; läßt ſie in Dir jede Tugend erſtarken, ſo wird ſie uns zur Wohlthat. Die erſte Wohlthat ſei, daß wir uns um ſo inniger lieben; die zweite laß es ſein, daß Du um ſo eifriger in allem Guten fortſtrebſt; die dritte, daß Du durch ehrerbietigen Dank Herrn Fellenberg's Seele beſänftigſt." Ferner ſchrieb ſie: „Nach den ſtattgefundenen Auftritten mißbillige ich jeden Tag, den Du ohne Noth noch dort verweilſt. Sorge nicht für die Folgen des jetzigen traurigen Augenblicks. Ehre und Dankbarkeit werden Dich ſtärken, um dem Platz Deiner Erziehung und der Welt zu beweiſen, daß Du ein würdiger Schüler und Zögling geweſen biſt. Bedarfſt Du einen Rathgeber für Deine Abreiſe, ſo geh mit Dir zu

Rathe, ob Du nicht Herrn Fellenberg zuerſt befragen willſt, — ruhig wie das gute Gewiſſen, was Du in Dir trägſt. Bezeige der herrlichen Mama Fellenberg Deine Dankbarkeit, wie Du ſie fühlſt".

Aber noch ehe die Entſchließung der Mutter und das Reiſegeld nach Hofwyl gelangten, war es dort zur ſchnellen Kataſtrophe gekommen. Nach ſpäteren mündlichen Erzählungen hatte Fellenberg neue Verſuche gemacht, um von dem tief unglücklichen und vereinſamten Knaben die gewünſchte Zuſage zu erhalten. Als ſie wieder vergeblich geweſen waren, ſagte er ihm plötzlich in Gegenwart der Mitſchüler, er wiſſe nicht, was Aimé noch in Hofwyl wolle, er habe nichts mehr mit ihm zu thun. Aimé glaubte damit ſeine Freiheit erlangt zu haben, und erklärte ſich zur Abreiſe bereit. Fellenberg ließ den Knaben, der nur wenige Gulden beſaß, ohne Abſchied in die weite Welt hinausziehen. Die Lehrer und Mitſchüler mieden es um Fellenberg's willen, dem Scheidenden das Geleit von Hofwyl aus zu geben, — aber als er auf ſeiner einſam begonnenen Wanderung über die nächſten Felder hinweggekommen war, da fand er den ganzen Cötus, welcher, auf einem Spaziergang begriffen, ihn hier erwartete, um ihm ſeine volle Zuſtimmung und Anerkennung auszuſprechen. Es wurde ihm noch eine Strecke Wegs das Ehrengeleit gegeben, worauf er einſam weiter nach Norden zu ſeiner Mutter wanderte.

Fellenberg ſchrieb dieſer noch zwei Briefe (vom 9. und 27. October 1816), welche bezeugen, mit welchem Haß und welcher Leidenſchaft er dieſe Angelegenheit betrieben hatte, und wie er da, wo er ſeine Anſtalten gefährdet glaubte, ſich über alle Rückſichten, ſelbſt über die der Ritterlichkeit, hinwegſetzen konnte. Es heißt in dieſen Briefen: „Als Sie mir ſchrieben, daß dasjenige, was ich für Aimé that, ihm keine Verbindlichkeiten gegen mich auflegen könne, — daraus mußte nothwendig die Aufhebung jedes Verkehrs zwiſchen uns hervorgehen. Indem Sie den Aimé um alles Zutrauen zu ſeinem zehnjährigen, gewiſſenhaften Pflegevater und um alle Dankbarkeit gegen ſeinen größten Wohlthäter gebracht haben, machten Sie es auch un-

möglich, Verhältniſſe fortzuſetzen, die nur auf einer rein ſittlichen Grundlage fortbeſtehen konnten und durch Aimé's ſittliche Verwirrung geradezu zerriſſen ſind. Es iſt leider leichter, Uebles zu thun, als es wieder aufzuheben oder ſeine Folgen zu verhindern. Ich bedauere unendlich, Aimé's Ausbildung auf dieſe Weiſe geſtört und zugleich ſeinen Charakter ſo ſehr gefährdet zu ſehen. Aber mir bleibt nach allen, ſeinem Beſten vergebens gebrachten Opfern nichts übrig, als meine Hände in Unſchuld zu waſchen". Damit nicht genug, bedrohte er ſeine geweſene Freundin in klaren Worten mit Schmähſchriften für den Fall, daß er irgend eine ſeinem Unternehmen nachtheilige Wirkſamkeit Thereſens wahrnehmen werde.

Dieſe antwortete ihm nicht, ſondern übergab die Briefe ihrem Schwiegerſohn Greyerz. Aber ſie wollte nicht, daß ihr Sohn unter dem Bewußtſein leide, auf Koſten dieſes Mannes gelebt zu haben, und ſie ließ daher Fellenberg wiſſen, daß ſie die von dem Inſtitut während der letzten Jahre genoſſenen Vortheile zu erſtatten wünſche. Man ſtellte ihr eine Rechnung über 1600 Gulden zu, die ſie ohne Widerrede bezahlt hat.

Aimé hatte die Achtung und Liebe der Lehrer und Schüler Hofwyls nicht verloren. Wo er mit ihnen künftig zuſammentraf, war es ein herzliches und freudiges Wiederſehen.. Der Lehrer Schacht, welcher noch längere Zeit mit ihm in Briefwechſel ſtand, ſchrieb nach Jahresfriſt der Mutter: „Ich habe meine Anſicht von Aimé's Charakter, von der Fülle und Wärme, wie von der eigenthümlichen Eckigkeit und Verſchloſſenheit ſeines Weſens und von den Urſachen derſelben beſtätigt gefunden. Gern wäre ich der Entwicklung einer ſo bedeutenden Natur gefolgt". Wie Huber mit den Jahren zu einer milderen Beurtheilung ſeiner Hofwyler Erlebniſſe gelangt war und für die bedeutenden Seiten in Fellenberg's Charakter Intereſſe und Verſtändniß gewonnen hatte, werden wir ſchon bei Erzählung eines Beſuchs, den er 1829 in Hofwyl abſtattete, zu berichten haben.

IV.

Studentenjahre.

Göttingen. Würzburg. 1816 bis 1820.

Thereſe Huber hatte wenige Wochen zuvor mit ihrer Tochter Louiſe von Herder ihren Wohnſitz nach Stuttgart verlegt, als ihr Sohn dort am 20. October 1816 eintraf. Er ſollte ſich nur wenige Tage des Zuſammenſeins erfreuen, da die Mutter eilte, um ihn dem neuen Lebenswege zuzuführen, der längſt für ihn vorbereitet war. Die Großmama Heyne, Thereſens Stiefmutter, hatte ſchon ſeit Jahren begehrt, daß Aimé während ſeiner Göttinger Studienzeit, als Kind des Hauſes, bei ihr wohne, und es war immer als ſelbſtverſtändlich von Mutter und Sohn angeſehen worden, daß Göttingen ſeine erſte Univerſität ſein müſſe. Als die Hofwyler Schulzeit jetzt ein ſo unerwünſchtes, vorſchnelles Ende genommen hatte, war zwar der Zweifel gekommen, ob der ſechzehnjährige Jüngling ſchon reif für das Univerſitätsſtudium ſei, — das officielle Schulzeugniß „der Reife“ galt ja damals noch nicht als ein nothwendiges Requiſit eines vollberechtigten Jüngers der vier Facultäten — aber Frau Heyne, die ſchon während aller Fellenberg'ſchen Händel ihrer Stieftochter treulich als Beratherin zur Seite geſtanden hatte, ſetzte ſich mit dem in Braunſchweig weilenden Lippe in Verbindung, zog den Rath der Göttinger Gelehrten, namentlich ihres Schwiegerſohns Heeren ein, und meldete bald, daß das einſtimmige Urtheil aller Befragten dahin gehe, daß Aimé ſchon jetzt von dem Göttinger Aufenthalt viel Gutes haben könne, wenn

er ſich zunächſt auch noch auf Vervollſtändigung ſeiner Schulſtudien beſchränken und der gewählten Fachwiſſenſchaft noch einige Zeit fern bleiben müſſe.

Das kurze Zuſammenſein Aimé's mit Mutter und Schweſter war nicht ſo erquicklich, wie beiderſeits gehofft war. Thereſe ſchrieb ihm demnächſt (17. 11. 1816): „Haſt Du es auch geſpürt, mein Herzens-Aimé, daß wir gar nichts Ordentliches geſprochen haben. So geht es uns armen Menſchen oft: wir ſehnen uns nach einem Gut, und wenn es erlangt iſt, wiſſen wir es nicht zu gebrauchen. Ich habe Dich oft und viel gefragt, habe Dich zum Erzählen aufgefordert — Du aber kamſt nie dazu, beantworteteſt immer nur meine Fragen, ohne Deine Ideen daran zu reihen. Darüber wollen wir uns nun jetzt keine Bekümmerniß machen. Es war wohl von beiden Seiten Linkheit daran Schuld. Unſer gegenſeitiges Verhältniß hat gewiß nicht dabei gelitten, und wir wollen es brieflich nachholen, ohne viel zu unterſuchen, wie die Sache zuging".

Auch an poſitiven Verſtimmungen hatte es nicht gefehlt. Aimé fühlte ſich gedrungen, in ſeinem erſten Brief der Mutter zu ſchreiben (2. 11. 1816): „Jetzt muß ich Dir noch was ſagen über die Abende, wo Du glaubteſt, ich ſei brummig. Sieh mal, — wie ich da den Nachmittag allein ſpazieren ging, da dachte ich an weiter nichts, als an den Wilhelm, und da wurde ich denn recht traurig, und wie ich dann zu H. kam und Ihr da herumſaßet und bald über Den, bald über einen Andern ſpracht, da war das ſo ganz meiner Stimmung entgegen und wurde mir recht widerlich, und wenn Ihr mir dann noch ſo mit Höflichkeitsregeln kamt, da hat es mich vollends unmuthig gemacht. Kurz, ich war ſo recht von Herzen traurig. So war es den andern Abend auch, wo der W. da war. Davon kam es". Die Mutter antwortete (8. 11. 1816): „Du haſt mir recht herzlich die Urſache Deines Unmuths entdeckt. Das iſt hübſch von Dir. Laß uns aber doch, mein guter Sohn, klare Anſichten von den Dingen haben. Niemand kann es tadeln wollen, daß Du Kummer haſt; allein die Männlichkeit, Menſchlichkeit und Höflichkeit erfordert, ſeine Gefühle immer zu bemeiſtern, damit man einen freien

Geiſt für ſeinen Beruf behalte, und zumal im geſellſchaftlichen Leben, damit man die eigenthümlichen Pflichten erfüllen kann, die dieſer, den cultivirten Menſchen eigenthümliche Verein uns auflegt. Du kommſt alſo herein und findeſt Hs., Frau v. W. und uns verſammelt; Du biſt ſehr betrübt, weil Du auf dem Spaziergang an Wilhelm dachteſt. Ich bin da und denke an meine kranke Louiſe, die ich nicht heilen kann, an Deine Zukunft, für die ich arbeiten muß, an vieles Uebel, das auf mir laſtet, und bin auch traurig. Louiſe denkt an ihr Unglück und iſt auch traurig. Mama H. denkt, wie ihr Mann ſo viele böſe Leute zu Feinden hat, wie ihre Töchter älter werden und keine Männer kriegen, wie ihr Haushalt mehr Geld koſtet, als ihr Mann einnimmt, und iſt auch traurig. Frau v. W. hat viele Hausſorgen, viele Schulden, iſt ſehr kränklich und iſt auch traurig. Nun hat doch ein jeder dieſer Menſchen das Recht, ſeine Traurigkeit ebenſo zu äußern, wie Du. Frage nun ſelbſt, wie es mit der Geſelligkeit ausſieſe, wenn ſich das Jeder erlauben wollte. Denke doch dieſem nach, mein lieber Sohn, und Du wirſt die Nothwendigkeit einſehen, Deinen Kummer beim Eintritt in das Geſellſchaftszimmer bei Seite zu legen, wie ein geiſtreicher Mann ſeine Geſchäfte bei Seite legt, wenn er vom Schreibtiſch aufſteht"

Trotz dieſer Störungen hatte die Mutter große Freude an dem Wiederſehen des Sohnes gehabt, wie ſie denn einem vertrauten Freunde darüber ſchrieb (22. 11. 1816): „Aimé kam den 20. v. M. Er iſt ſehr ein wackerer Jüngling. Schon größer wie ſein Vater, ſchlank aber feſt, blühend, einfach, treu blickend, geſunde Zähne, lebhafte Augen, mir ganz ähnlich, aber noch unentwickelte Züge, wie ich ſie auch bis in's ſechzehnte und ſiebzehnte Jahr behielt. Seine Lage während der letzten Zeit in Hofwyl hatte ihn ſcheu gemacht, und er hat wohl überhaupt die der kräftigen Jugend eigene Ungeſchicklichkeit, ſich in ruhigen Stunden mitzutheilen. Er iſt grenzenlos neu im Weltumgang, aber nicht linkiſch, — ohne Zierlichkeit, aber nicht ungeſchliffen, — ein Weſtindier voll gutem Willen, aber leicht beleidigt. Reiner, ſittlicher kann es nichts geben. — Unter ſeinen Habſeligkeiten waren Stöße von Aufſätzen vielfältigen Inhalts, von denen einige

hiſtoriſche, die ich las, ſehr brav waren, — Alles reinlich ge
ſchrieben, alle Schulbücher reinlich gehalten. Den 29. Octobe
ſchickte ich ihn (zu ſeiner Schweſter Greyerz) nach Günzburg
den 12. November reiſte er von da nach Göttingen. In Günz
burg hat er alle Herzen gewonnen, — hier konnte er auße
Louiſen und mir Niemandem nahe kommen, da unſere Verhältniſſ
nicht ſo vertraulich, wie die Günzburger. Nun ſehne ich mich
von ſeiner Ankunft zu erfahren. Ich glaube nicht, daß er frühe
als heute ankam. Ich erwachte manche Nacht und dachte, er iſ
auf dem Poſtwagen und konnte mein Bett nicht mehr genießen
O da beneide ich den exaltirten Beter! Meine ruhige Ueber
zeugung, daß Gottes Wille der beſte iſt, kann mein Herz nich
ſo hinreißen, wie es der Glaube thun würde, daß mein Gebe
ihn ſchütze. Ich kann mich wenig darüber ausdrücken".

Die Reiſe von Günzburg nach Göttingen dauerte tro
mancher Nachtfahrt, und trotzdem, daß ſie zuletzt mit Extrapoſ
beendet wurde, — denn ſonſt hätte er drei Tage in Langenſalz
liegen bleiben müſſen — zehn volle Tage. In den trüben No
vembertagen, auf ſchlechten Wegen im engen Poſtwagen war den
jungen Studenten das Herz oft gar ſchwer geworden, und e
hatte ſich mächtig nach den Schweizer Bergen zurückgeſehnt. In
Nürnberg erlebte er ein Abenteuer, indem er ſeinen alten Lehre
und Freund Albrecht, der inzwiſchen den Krieg gegen Frankreic
als Offizier mitgemacht hatte und ein Gut eine Tagereiſe vo
Nürnberg beſaß, unerwartet wiederſah, aber auch nur ſah. E
ſchrieb darüber ſeiner Schweſter (17. 11. 1816): „Aber jetzt denk
einmal, was mir in Nürnberg begegnet iſt. Da bin ich in'
Theater gegangen, weil ich wußte, daß es recht ſchlecht war. D
iſt ein ſehr rührendes Stück gegeben. Wie es nun bald zu
Ende war, geht auf einmal der Albrecht an mir vorbei. Ich
erkannte ihn gleich, aber er mich nicht, und ich wollte keinen
Spectakel anfangen, weil es gerade bei einer herzbrechenden
Scene war; Albrecht ſtellte ſich zehn Schritt von mir hin, und
ich behielt ihn immer im Auge. Wie es nun aber aus war und
ich ihn anreden wollte, verlor ich ihn auf einmal unter den Leuten
und habe ihn nicht mehr erwiſcht. Er iſt noch gerade ſo, wie

er war, lacht auch noch so und macht solche Gesichter. Es freute mich: ich wußte immer im Voraus, bei welchen Stellen des Schauspiels und bei welchen Dummheiten der Schauspieler er lachen werde, und habe es immer recht getroffen".

Die Universität Göttingen, der Huber — so müssen wir ihn, den jungen akademischen Bürger, von jetzt an wohl nennen, — drei und ein halb Jahre angehörte, stand damals in schönster Blüthe. Hugo, Heyse, C. F. Eichhorn, Blumenbach, Himly, Langenbeck, Heeren und Andere waren, ein jeder auf seinem Gebiet, Anziehungspunkte erster Größe, und die Zahl der Studenten belief sich auf etwa 1200. Die wichtigste Bedeutung hatte für den sechzehnjährigen Studenten zunächst das Haus seiner Großmutter, in welchem er fortan als Sohn leben sollte. Seine Mutter Therese war diesem Hause selbst lange fremd gewesen — aber das letzte Jahrzehnt hatte sie wieder in nähere Beziehung gebracht. Nach zwanzigjähriger Abwesenheit hatte sie es 1808 möglich gemacht, bei der Rückkehr aus Holland ihren damals noch lebenden, alten Vater zu besuchen. Sie hatte dabei zu ihrer Stiefmutter von Neuem eine herzliche, innige Stellung gewonnen und war auch der seit ihrem Fernsein herangewachsenen jüngeren Generation, namentlich ihren Halbschwestern und anderen Verwandten, nahe getreten. Die bekannte Schriftstellerin, die gewandte Gesellschafterin, die liebenswürdige Freundin hatte alle Herzen gewonnen, und das Eintreffen ihrer häufigen Briefe wurde in dem ganzen Kreise als ein glückliches Ereigniß gefeiert. Bei Reisen der Verwandten nach Süddeutschland oder in die Schweiz galt ein Besuch bei Therese von da an als ein nothwendiger Theil des Programms. Ihre Tochter Louise hatte die Bande noch enger geknüpft, als sie sich im Jahre 1814 längere Zeit zur Erholung bei der Großmutter aufgehalten und die Herzen der jungen und zumal der alten Glieder des Familienkreises im reichsten Maße gewonnen hatte.

Der Sohn Thereſens und Bruder Louisens konnte daher von vornherein der herzlichsten Aufnahme und des lebhaftesten Interesses gewiß sein. Frau Heyne war eine kluge, verständige, freundliche Frau; sie hatte schon in ihrem elterlichen Hause in

Hannover, dann durch engen herzlichen Verkehr mit ihrem
der, dem bekannten antirevolutionären Schriftſteller Ernſt Br
und als Gattin Heyne's reiche Gelegenheit gehabt, manni
Menſchen und Zuſtände kennen zu lernen und Erfahrung
ſammeln. In ihren Briefen, in welchen ſie mit gleicher Le
keit franzöſiſche, engliſche und italieniſche Schriftſteller
ſpiegelt ſich eine klare, nüchterne Auffaſſung, ein verſtä
Urtheil, eine Neigung, jedem Ding die beſte Seite abzugew
und ein mitunter an Selbſtzufriedenheit ſtreifendes Bewu
von dem Werth ihrer ganzen Stellung. Thereſe ſcheint ſi
treffend geſchildert zu haben, als ſie nach einem ihr in Stu
gemachten Beſuch ſchrieb (18. 7. 1819): „Mütterlein ha
unendlich erfreut. Es iſt ein lieber, edler, ſchöner Cha
Wäre ſie mehr mit Menſchen kühneren Charakters zuſa
gekommen, hätte ſie an ſich ſelbſt Großes erlebt, ſo wür
eine gewiſſe Beſchwerlichkeit, in's Allgemeine einzugehen, b
verloren haben, während ſie jetzt ihr Intereſſe auf einzelne
ſchen und auf den jedesmaligen Augenblick heftet. Ich f
mich bei ihr ſehr wohl. Und jene Beſchränktheit iſt die
eines ſoliden bürgerlichen Lebens, und das iſt wieder die A
vieler Tugenden, die ein umgetriebenes Kind der Erde, w
nicht haben kann, wenn wir ſie gleich zu ehren wiſſen, j
nach trachten". Für ihr Verhältniß zu ihrem jungen Sti
war es noch von beſonderem Werth, daß ſie die Art j
Männer kannte und ihre Beſonderheiten zu tragen und
zu ſchätzen wußte. Sie hatte nicht nur lange genug mit o
Blick in der Univerſitätsſtadt gelebt, ſondern hatte auch
Söhne erzogen, welche damals ſchon in die Beamtenla
eingetreten waren.

Bei Frau Heyne lebten zwei unverheirathete Töchter,
über die erſte Jugend hinaus waren; eine ältere Tochte
in glücklicher, aber kinderloſer Ehe mit dem berühmten Gö
Hiſtoriker Heeren, eine andere Tochter mit dem Ka
rath Krieger in Arnſtadt, und eine Stieftochter, eine
Schweſter Thereſens, mit dem Bibliothekar und Profeſſor
in Göttingen verheirathet. Eine Schweſter von Frau

wohnte ebenfalls in Göttingen als Gattin des berühmten Naturforschers Blumenbach.

So vielversprechend die ganze Lage des jungen Huber in Göttingen zu sein schien, so wenig erfreulich klingt der erste Brief, den er von dort seiner Mutter schrieb. Er hatte schon am ersten Abend das Unglück gehabt, einen gröblichen Verstoß gegen die Hausordnung zu begehen. Er hatte einen alten Hofwyler Genossen getroffen, sich in dessen Wohnung den Erinnerungen an die alte Zeit so vollständig hingegeben, daß die Uhr plötzlich, nicht, wie er meinte, halb zehn zeigte, sondern ein Uhr Nachts, und da war denn das Haus der Großmutter, in welchem vergeblich Stunden lang auf ihn gewartet worden war, fest verschlossen, so daß er bei dem Hofwyler Freunde campiren mußte. Da gab es denn nicht nur von der Großmutter und den Tanten einige spitze Bemerkungen, sondern auch die Mutter, der er sofort ehrlich sein Unglück beichtete, schrieb ihm sehr erschreckt über seine Rücksichtslosigkeit und machte ihm sehr ernste Vorstellungen.

Hatte ihn dieser Vorgang schon verschüchtert, so daß er schwermüthig schrieb: „Es ist nicht die erste Freude, die mir hintennach verbittert ist, es wird wohl jetzt hübsch so fort gehen" — so wollte es ihm auch gar nicht gefallen, daß die gewünschte akademische Freiheit für ihn noch nicht beginnen sollte, sondern daß sich die Großmutter vorbehielt, unter Beirath ihrer Verwandten zu bestimmen, was der sechzehnjährige Jüngling zunächst zu treiben habe. „Ich will ja nicht Freiheit, um tolle Streiche zu machen," schrieb er (23. 11. 1816), „dazu habe ich nicht die geringste Lust. — Bei lautem Lärm werde ich immer traurig — ich weiß ja selber am besten, wo es mir noch fehlt, und möchte darin nicht irre gemacht werden."

Nachdem aber einmal im Familienrath festgesetzt war, daß Huber zwar sofort als Student zu immatriculiren sei, jedoch im ersten Winter nur ein Colleg über alte Geschichte bei Heeren zu hören und im Uebrigen Sprachstudien zu treiben habe, zu welchem Zweck er griechischen und, wie er wünschte, auch englischen Unterricht nehmen müsse, und nachdem er sich in diese Anordnung gefunden hatte, war das Verhältniß zur Großmutter bald

ein sehr gutes. Sie schrieb der Mutter nach wenigen Wochen (12. 12. 1816): „Er ist ein braver, richtig fühlender junger Mensch, aber um sich sehen und Alles zur rechten Zeit bedenken, das fehlt ihm noch. Man merkt es, das haben bis jetzt Andere für ihn gethan. Was er versprochen, hält er unverbrüchlich. So ist er nicht ein einziges Mal wieder ausgeblieben. Ich beobachte ihn genau und fand vor einigen Tagen nöthig, ihm einige gutgemeinte Erinnerungen zu machen. Ich nahm einen Vorwand, um ihn in seinem Zimmer zu besuchen, und sprach freundlich, aber ernsthaft mit ihm. Er hörte mir aufmerksam zu, aber ich merkte, daß der junge Kopf einige Dinge, die ich an ihm tadelte, für Kleinigkeiten ansah und sich wunderte, wie man sie bemerken könne. Sein richtiges, gesundes Gefühl wird ihm aber schon helfen. Ich habe es immer so gerne gehabt, wenn junge Leute durch eigenes Nachdenken sich zurecht zu finden wußten. Das stete Predigen thut nicht gut, und in Aimé's Alter muß man auch anfangen, auf eigenen Füßen zu stehen. Er ist gut und rechtschaffen und bescheiden; nun kömmt es darauf an, daß er auch geschickt, gewandt und recht gefällig werde. Noch ist er mir nicht ordentlich genug in seinen Umgebungen. Den Werth des Geldes kennt er auch noch nicht. Er ist anscheinend gleichgültig gegen äußere Verhältnisse, — ich glaube aber, daß er dennoch innig und tief empfindet. In seinem Alter pflegt man das Gefühl sorgfältig in sich zu verschließen, weil man fürchtet, mißverstanden zu werden, auch Andere nicht fähig, vielleicht nicht einmal würdig hält, es zu fassen, — er hat ja auch schon bei Fellenberg traurige Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht, da dieser liebloſe Mensch die enthusiastische Freundschaft eines Jünglings nicht verstehen konnte, und deshalb sie verleumdete und verfolgte. Aimé ist äußerst verschwiegen und erwähnt mit keinem Worte seine Liebe zu Wilhelm. Ich lasse mir auch nicht merken, daß ich davon weiß. Auch das ist hübsch, daß er wenig und schonend von Fellenberg spricht, obgleich es in ihm brausen und kochen wird, wenn er an ihn denkt".

Dasselbe Wohlwollen, dieselbe herzliche Theilnahme und dasselbe Streben, ihm freie Bahn zu lassen und nur etlichen

üblen Gewohnheiten vorzubeugen, ſpricht aus allen anderen Briefen der Großmutter. „Dein Sohn iſt ein braver, redlicher Junge," ſchreibt ſie zwei Jahre ſpäter (16. 11. 1818), „der ſeine Bahn mit Luſt und Eifer durchläuft. Es freut mich, daß er mir gut iſt und fühlt, daß ich es gut mit ihm meine. Auf ſeine Entwicklung aber habe ich nur inſofern Einfluß, daß ich ihr nichts in den Weg lege und nichts von ihm verlange, was außer ſeinem Charakter iſt. Du kennſt mich, daß ich nicht hofmeiſtern und nicht an den jungen Leuten ſchnitzeln kann, — wie ich es nenne, — ich ſchiebe nur gelaſſen und ſanft zurecht, wo es mir ſcheint, daß der Verſtand ein wenig vom rechten Wege abweicht, und ich weiß, daß ich mit meiner Methode am weiteſten komme, zumal bei feſten, lebhaften Charakteren." Ein Jahr ſpäter ſchreibt ſie (13. 10. 1819): „Er iſt kein Breimenſch, kein Zuckerſchaum, wie Du es nennſt, ſondern es ſteckt Kraft in ihm. Sie wird ſich gewiß immer mehr entwickeln, auch in dem Tone ſeiner Stimme, die, wie Du ſehr richtig bemerkſt, noch nicht feſt und männlich genug iſt". Daneben wiederholen ſich denn freilich auch wieder die Klagen über Unordnung, und es kommen draſtiſche Schilderungen von dem in ſeinen Schiebladen herrſchenden Wirrſal vor.

Die Großmutter behielt Anfangs die Kaſſe in Händen, und es mußte ihr über jede Ausgabe Rechnung gelegt werden. Das gefiel dem jungen Herrn gar nicht, und er klagte bitter, daß er ſo nicht lernen könne, mit Geld umzugehen, daß er nicht überſehe, was er ausgeben dürfe, und daß es ihm demüthigend ſei, jeden Thaler, den er brauche, ſich erbitten zu müſſen. Nach Jahresfriſt wurde ihm ſelbſt die Verfügung über die von der Mutter geſandten Gelder überlaſſen. Aber die Großmutter blieb die ſtete Beratherin und oft auch die gütige Geberin in Allem, was den Anzug betraf, und wir finden in den Briefen der Großmutter ſehr ausführliche Berichte über den Zuſtand ſeiner Garderobe und die deshalb getroffenen Maßregeln. Ein weißer Flausrock, der ſich die ganz beſondere Ungnade der alten Dame zugezogen hatte, ſpielt darin eine große Rolle. Wir können uns nicht enthalten, aus einem dieſer Briefe einen culturhiſtoriſchen

Beitrag zum damaligen Studentenleben mitzutheilen. Es wa
zur Sprache gekommen, daß dem Enkel ein eigentlicher Gesell
schaftsanzug fehle und beschafft werden müsse. Sie schreibt dar
über (30. 1. 1818): „Bis jetzt hielt ich es für unnöthig, ihn
mehrere Kleidungsstücke anschaffen zu lassen; denn die, welch
er hatte, waren durchaus so, wie er sie brauchte, um mit An
stand in kleinen Gesellschaften zu erscheinen, wo hübsche lang
Beinkleider und Stiefel an der Tagesordnung sind, zumal i
Winter. Es war meine Schuld, daß ich nicht den Fall voraus
gesehen, daß er auch zu größeren Partieen, zu sogenannten grand
thés oder gar Bällen könnte eingeladen werden, wo die junge
Leute in full-dress sein müssen, und dieser Fall ist nun mehr
mals eingetreten. Als neulich Blumenbachs einen Ball in de
Krone gaben, hätte es mir leid gethan, wenn Aimé nicht hätt
hingehen können. Wir überredeten ihn, seine Freunde anzu
sprechen, ihm das Nöthigste für den Abend zu leihen. Di
Studenten sind in dieser Rücksicht sehr gefällig und kommen o
in den Fall, sich Kleidungsstücke, ja sogar Wäsche zu borgen. Je
ließ schnell von einem Mädchen die weiße Weste waschen, die i
ihm zum Weihnachten geschenkt habe, sie wurde am Ofen g
trocknet, und den Abend, wie die vergoldeten Talavera-Knöpf
wieder hineingehängt waren, nahm sich Aimé darin wie ei
English gentleman aus. Sein Rock ist noch recht gut; weiß
Halstücher besitzt er, und in seinen feinen Hemden vom selige
Vater sind Jabots. Da er dunkles Haar und etwas bräunlich
Gesichtsfarbe hat, steht ihm nichts besser, als wenn viele weiß
Leinwand an ihm zum Vorschein kommt. Es läßt so frisch, s
reinlich, und darauf wird bei uns besonders geachtet. Er wa
mit den erborgten seidenen Beinkleidern, schwarzen seidene
Strümpfen und Schuhen so anständig und hübsch gekleidet, wi
irgend Einer. Großer Aufwand in Kleidern wird hier nicht ge
macht, nicht so wie in unserer Jugend, wo die Studiosen seiden
Röcke mit Lioner Stickerei trugen. Es muß nur fein un
sauber sein à la manière anglaise, das Kleid schwarz ode
dunkelblau, das Gilet weiß mit vergoldeten Knöpfen, und da
Uebrige, wie es Aimé jetzt bekommen soll. So geht der Graf im

der Paſtorenſohn gekleidet und ſieht ordentlich aus, wie rechtlicher Leute Kind — ſagt Blumenbach. Dieſe Kleidung iſt auch nicht ſo der Mode unterworfen, und man kann überall ſich damit ſehen laſſen. Ich habe das Alles mit Aimé bedacht, und nachdem einige ſeiner Zweifel widerlegt ſind, haben meine Pläne wegen Anſchaffung dieſes Anzugs ſeine Beiſtimmung erhalten, ſo daß ich freie Hand habe".

Weniger günſtig geſtaltete ſich Huber's Verhältniß zu anderen Verwandten. Die jüngeren Tanten hatten mancherlei an ihrem Hausgenoſſen auszuſetzen und klagen in ihren Briefen an Thereſe gar viel über ſeine Verſchloſſenheit, ſeinen Mangel an Theilnahme für ihre Intereſſen, ja ſelbſt ſeine Rückſichtsloſigkeit, — ſie würden es ihm anders geben, wenn ſie die Großmutter wären, — und er ſpricht auch nicht gerade reſpectvoll von ſeinem „Großtantenkreuz". Auch die Tante Heeren hatte mehr zu klagen, als zu loben. Ihr Gatte, der damals den Sechzigen ſchon nahe war, hatte den Neffen freundlich empfangen und mit wohlwollendem Intereſſe deſſen erſten Studiengang geregelt; aber der junge Mann konnte damals kein rechtes Herz für den vorſichtig abwägenden, jede ideale Ueberſchwenglichkeit meidenden, oft tadelnden und mitunter pedantiſchen Gelehrten gewinnen. Die Frau klagte bald, daß Aimé ſich ihrem Manne nicht recht anſchließen wolle. Als er einmal während einer längeren Reiſe der Großmutter bei Heerens hatte eſſen müſſen, ſchrieb ſie (4. 11. 1817): „Mit der Geſprächigkeit geht's immer noch nicht beſſer. Es kann doch unmöglich an uns liegen, daß der wunderliche Menſch ſeine Empfindungen und Gefühle ſo faſt gar nicht äußert. Das bringt ihm vielen Schaden, da wir nicht wiſſen, ob er an irgend etwas Intereſſe nimmt, und er uns immer kalt und untheilnehmend vorkommt. Ich kann mir oft gar nicht denken, daß unſere zarte und luſtige Louiſe die Schweſter dieſes ſtarken und vierſchrötigen Menſchen iſt".

Huber klagt dagegen oft genug in ſeinen Briefen darüber, daß die Onkels glaubten, ihm über Alles Rathſchläge und Ermahnungen geben zu müſſen, und daß er mit ſolchen, weil ſie von den Onkeln kämen, nicht kurzen Proceß machen dürfe. Im

Laufe der Studienzeit entfremdete er ſich immer mehr
Heeren'ſchen Hauſe, und während er in ſpäteren Jahren ſ
eine tapfere Lanze für den Ruhm des gelehrten Hiſtorikers g
öffentliche Angriffe unreifer Kritiker eingelegt hat, äußerte
ſich als Student ſeiner Mutter gegenüber in der härteſten V
über den Realismus in Heeren's Geſchichtsauffaſſung.

Beſſer ging es ihm mit Blumenbach, der als Schw
von Frau Heyne ebenfalls die Qualität als Onkel in Anſp
nahm. Bei ihm machte Huber ſeine naturgeſchichtlichen Stu
die er mit lebhaftem Intereſſe begann, und die es ihm n
machten, dem anregenden Lehrer und ſeinen weltberühmten Sa
lungen oft nahen zu können. Blumenbach benutzte ihn mitu
als Gehülfen, indem er ſich von ihm, wenn ſeine Augen
waren, vorleſen ließ und ihn anſtellte, ſeine Sammlunge
Ordnung zu bringen, — was aber, nach Huber's Zeugniß, in
nur für wenige Tage geholfen haben ſoll, da dann Alles w
in größter Unordnung geweſen ſei. Blumenbach ſcheint den ju
Verwandten gern um ſich gehabt und ſeine wiſſenſchaftliche T
tigkeit nicht gering geachtet zu haben. Er bezeugte es nicht
in Briefen an die Mutter, ſondern gab ihm ſpäter auch mar
warmen Empfehlungsbrief an auswärtige Freunde mit,
ſeine Tochter Adele, welche mit Thereſe Huber in einem
haften Briefwechſel ſtand, meldet immer nur, wie ſich der T
der Entwicklung Aimé's freue, wofür ihm die Fragen, die
an ihn richte, der vollgültigſte Beweis ſeien.

Dieſe Tochter Adele ſcheint ihm das Blumenbach'ſche
beſonders lieb gemacht zu haben. Sie, die einſt viel ge
und umworben war, hatte ſich nach einer ſchweren Herzense
rung reſignirt, ganz der Pflege der alternden Eltern zu l
Sie war damals über die erſte Jugendblüthe hinaus.
Jahren hing ſie mit enthuſiaſtiſcher Liebe an Thereſe und
Tochter Louiſe, und ſie war daher von vornherein in ein
ſchweſterliches Verhältniß zu Huber getreten. Auch ſie b
wohl einmal leiſe der Mutter an, daß ſie ihm etwas mehr
lichkeit wünſche, aber ſie lobt auch, wie er jeden ihm deshal
gebenen Wink gern beachte, und ſchreibt immer in Ausdr

herzlicher Freundschaft und Wohlwollens von ihm. Wir werden noch sehen, wie er mit ihr die Resultate seiner Lieblingsstudien theilte, und wie er zu ihr, so lange sie lebte, in dem herzlichsten Freundschaftsbündniß blieb, zumal seitdem sie beide zu denselben Ueberzeugungen über das letzte Ziel alles Lebens gelangt waren.

Noch zu einer anderen Verwandten trat Huber im Laufe der Studienzeit in ein näheres, jedoch gänzlich anders geartetes Verhältniß, — nämlich zu seiner Tante Reuß. Sie war kinderlos und war dem übrigen Familienkreise fast entfremdet. Huber schrieb schon in der ersten Zeit seiner Anwesenheit in Göttingen (29. 11. 1816), er werde sehr gut mit ihr fertig, sie freue sich sichtlich, wenn er komme. Er fügt hinzu: „Es scheint mir immer, sie habe so einen heimlichen Schmerz, denn oft, wenn ich komme, hat sie Thränen im Auge, — und solche Menschen gehen mir sehr zu Herzen". Er war bald regelmäßiger Gast im Reuß'schen Hause, und war die Großmutter verreist, so hatte er dort zeitweilig seinen Mittagstisch. In den Briefen der übrigen Familienglieder wird oft erwähnt, daß die Reuß mit vieler Liebe an dem Neffen hänge und ihn künftig sehr entbehren werde. Sie selbst schreibt an Therese (15. 10. 1818): „Ich hoffe, Du sagst ihm jetzt, wo er Dich besucht, Manches, was ihm gut thun wird; ich habe Dir schon geklagt, es geht mir, wie allen alten Tanten, wenn ich ihm recht im Eifer etwas sage, so kommt er mit einer Posse dazwischen, und so böse ich manchmal bin, so albern muß ich lachen. Ich habe ihn recht herzlich lieb, und eben deshalb möchte ich ihm so gerne Manches sagen, und wenn es zum Treffen kommt, schweige ich still".

Die Großmutter sah den nahen Verkehr mit der Tante Reuß nicht gerne; sie hielt sich aber nicht für befugt, ihm hinderlich zu sein. Als er im Lauf seines Göttinger Aufenthalts sich über seine Lehrer unzufrieden zu äußern und an allen dortigen Universitätszuständen scharfe Kritik zu üben begann, — was mit der eigenthümlichen Art der Göttinger Gelehrten, die immer bereit waren, gegenseitig ihre Bedeutung anzuerkennen und herauszustreichen, arg contrastirte, — da meinte die Großmutter, daß der Umgang mit der Tante die Neigung zu solcher Kritik

ſehr gefördert habe. Einſam und zurückgezogen, wie ſie lek
habe ſie doch eine eigene Kunſt, Alles, was Anderen nachtheil
ſei, zu erfahren und zur Auffindung der Unvollkommenheit
Anderer zu verwerthen. Auf alle Göttinger Gelehrten ſei
ſchlecht zu ſprechen. Nicht ohne Witz könne ſie über die Schw
chen Anderer ſpotten und finde leider an dem Neffen ein
ebenfalls witzigen und deshalb gelehrigen Schüler. Iſt dieſ
Urtheil der Großmutter richtig — gelegentliche mündliche A
deutungen Huber's aus ſpäterer Zeit ſcheinen darauf zu deute
— ſo war es gewiß nicht ohne Einfluß auf ſeine geſamm
geiſtige Entwicklung, daß er ebenſo, wie er in Hofwyl früh dur
die Briefe der Mutter zur Uebung einer ſcharfen Kritik an sein
Lehrern und Erziehern ermuntert war, er wieder hier in Göttin
durch die Tante an den ſteten Reiz einer ätzenden Kritik gewöh
wurde, von der keine Größe anerkannt wurde. Nur Angriffe a
die Großmutter ſcheint er ſich bei Zeiten ernſtlich verbeten
haben.

Huber war ſomit in Göttingen mitten hinein in einen v
herrſchend aus älteren Damen beſtehenden Familienkreis geſe
welche alle auf ihn einen erziehenden Einfluß zu üben und d
jungen Berner Bären, wie er oft ſcherzhaft genannt wur
zurechtzuſtutzen ſuchten. Daneben fuhr aber auch die Mutter
ihrer Weiſe fort, brieflich auf ihren Sohn einzuwirken, und dal
wußte ſie alle die Winke zu verwerthen, welche ihr Seitens d
Verwandten über dieſe oder jene Gefahr zukamen. Wir könn
uns nicht enthalten, von dieſen, wie wir meinen, pädagogiſch
Meiſterſtücken wiederum das eine oder andere zur Probe mit
theilen. Vor Allem iſt ſie bemüht, gegen Schroffheit, geg
geſellſchaftliche Rückſichtsloſigkeit anzukämpfen und ihn zu eine
entgegenkommenden Verhalten gegen Verwandte und Freunde
nöthigen. So ſchreibt ſie (8. 11. 1816): „Ich begreife ſe
wohl, mein ehrlicher Junge, daß die Höflichkeit Dir ſchwer wi
Denke aber doch nur immer, daß ſie die Form iſt, welche
Menſchenliebe in der geſellſchaftlichen Welt trägt. Ich drang
oft und ernſt darauf, daß Du Dir dieſe Form aneigneteſt, w
ich vorausſah, daß Dir deren Mangel künftig im Wege ſteh

würde. Wenn Du mit klarem Verſtande die Nothwendigkeit einſiehſt und mit liebendem Willen dieſe Form zu erlangen ſtrebſt, ſo findeſt Du ſie bald. Du haſt manchen Vortheil voraus: Du biſt gut gewachſen, haſt Deinen Körper durch eine weiſe Erziehung geſtärkt, Gott gab Dir, daß Dein Geſicht Güte und Aufmerkſamkeit ausdrücken kann. Die Natur legt Dir alſo nicht die Nothwendigkeit auf, Dich zurückzuhalten. Du haſt das Bewußtſein, von edlen Vätern zu ſtammen, wackere Geſchwiſter zu haben, Du brauchſt alſo auch deshalb nicht zu zagen. Nun ſcheue nicht die Aufgabe zu lernen, was höflich heißt: Anderen jede Mühe nehmen, dem Alter und den Frauen jede Achtung leiſten, ſanft antworten, — wo Dir etwas mitzutheilen einfällt, es einfach mittheilen, und ſoviel wie möglich und überall in Anderer Intereſſen eingehen. Aber nie ängſtlich, ſondern mit Wohlwollen, — mit dem Wunſch, Liebe zu gewinnen. Sei nie ſchüchtern, — denke an Gott, dann liebſt Du die Menſchen und ſcheuſt keinen. Wie ich dem König von Polen präſentirt werden ſollte, fürchtete ich mich ſehr; da dachte ich, Gott iſt ſein und mein Vater und ſo weiter, und ward ganz ruhig".

Ein anderes Mal ſchrieb ſie (5. 9. 1817): „Du ſagſt mir ſo recht treuherzig, Deine Verwandten möchteſt Du nicht. Das iſt freilich Etwas, was uns beide weniger glücklich macht, was ich aber, da es einmal iſt, mit in meine Rechnung aufnehmen muß. Ich begreife wohl, warum das ſo ſein muß. Sie ſind keine ſolche Burſche gewohnt, wie Du biſt, und Du biſt gar keine Frauen, alſo auch keine, wie ſie ſind, gewohnt. Sie wollen herzwohlmeinend Dich meiſtern. Weil ſie aber nur immer ein kleines Fleckchen von Dir überſehen, ſo bohren ſie in dem kleinen Fleckchen herum. Sie vergeſſen vielleicht, daß ein geſunder Geiſt vor dem achtzehnten Jahre ſo wenig reif iſt, wie ein geſunder Apfel vor Johannis, und daß ſich ein Aepfelchen nicht treibhäuſeln läßt. Wenn ſie mit Umſicht zu Werke gingen, leicht das Leichte nähmen, würden ſie Dir Vertrauen einflößen, — und wenn Du Menſchenkenntniß und Fügſamkeit hätteſt, würdeſt Du ihren Wink benutzen. Sagte meine gute, liebe Mutter heiter und ruhig: Aimé, räuspere nicht immer, ſpräche L.: mein guter

Vetter, man ſagt, Du gingſt zum Confiſeur Chocolate trinken, — einmal iſt's Recht, thäteſt Du es oft, ſo wäre es Unrecht, da Du von Deiner Mutter Fleiß lebſt, — ſo würdeſt Du im erſten Fall lächelnd gehorchen, im zweiten mit rechtlichem Erröthen ſagen: Liebe Tante, ich that es, oder ich that es nicht, aber ich werde es nicht thun, wenn es nicht ein Ehrenpunkt fordert, und ich werde nie um eines Gelüſtes willen der Mutter ſauren Erwerb verthun. Statt deſſen winken die Guten, weil ſie wahrſcheinlich von Anderen in ſolchen Fällen Trotz, Maulen oder Leugnen gewohnt ſind. Du aber fühlſt Dich beengt und bewacht. Ich aber, mein treues Kind, traue Dir und ſorge nicht, — ich ermahne Dich nur, weil ich Dir erſparen will, daß die, welche Dich gerne lieben möchten, nicht falſch über Dich urtheilen. Wenn es Dir auch einerlei wäre, ob ſie Dich lieben, ſo iſt es mir doch nicht einerlei, und ich geſtehe gern, daß ich mich ſehr glücklich halten würde, wenn Du durch mildes Betragen, durch Theilnahme an den Freuden und Leiden des täglichen Lebens Deiner Umgebung, den Menſchen wohlthäteſt. Du haſt ja den Wunſch, mich in meinem Alter zu erfreuen, zu unterſtützen, zu laben. Warte damit nicht, bis Du mir eine Heimath in Deinem Hauſe bieten kannſt, ſondern fange jetzt an, — jede Stunde Deines Lebens iſt ja Freude oder Leid für mich. Ich bitte Dich nun, daß Du gegen die Störrigkeit, Verſchloſſenheit und Theilnahmloſigkeit Deines Aeußern arbeiteſt. Ich kenne Dich wohl, Du haſt keinen dieſer drei Fehler, aber Du haſt den Schein davon. Du biſt mild im Herzen, möchteſt gern ſprechen und helfen, — aber an dieſem und jenem Fleck fällt es Dir nicht ein. Darum mache ich Dir auch keinen Vorwurf, ich bitte Dich nur, paſſe die äußere Form Deinem Gemüthe an".

„Wenn Du jetzt das Leben ſo abgeſchmackt findeſt," heißt es in einem andern Briefe (2. 6. 1817) „ſo wundere ich mich gar nicht. Das entſpricht der Jahreszeit, in welche jetzt Dein Leben eingetreten iſt. Aber Du mußt Dein eigener Gärtner ſein, der bei ſeinen Pflanzen dem eintretenden Fehler der Jahreszeit entgegenwirkt. Deine Abneigung gegen geringfügiges Geſpräch in gewöhnlichen Geſellſchaften, gegen Demonſtration durch äußeres

Betragen hat seine Wurzel in der warmen Jugendkraft, die sich nach Willkür ausbreiten möchte; aber da muß der Gärtner sich fein umschauen, daß diese sich kräftig ausbreitende Pflanze nicht andere Pflanzen, deren es auch geben muß, zerschlage oder beenge. Höre, mein lieber Freund, greife fein in Deinen Busen und bekenne Dir selbst, ob es Dir nicht überhaupt an Liebe fehlt, — ob die Lust an Freudegeben in Dir erwacht ist. Ich kenne keinen Antrieb zum gesellschaftlichen Leben, als Liebe und Klugheit, und in dem Herzen, in welchem Liebe lebt, wird die Klugheit immer zur Liebe und die Liebe zur Klugheit. In der Alltagsgeselligkeit sich verlieren soll der denkende Mensch nie; aber dem Menschen, der, wenn er in der Alltagsgeselligkeit ist, keinen Punkt findet, der sein Interesse weckt, dem fehlt die Theilnahme an den Leiden und Freuden Anderer, — mögen diese sich um die Seelenseligkeit, oder um eine Nadelbüchse bewegen. Und es fehlt ihm an der Klugheit, die ihm sagen muß, es besteht ein Zusammenhang zwischen diesen Köpfen da und meinem Vortheil, sei es weil sie mir unmittelbar helfen können, sei es, weil sie mir ermöglichen, Anderen nützlich zu sein, sei es auch nur, weil sie das Bild: Welt und Menschen, in mir vervollständigen. Ist die Liebe in Dir lebendiger, so wirst Du gerne unter den Verwandten sein, weil Du ihnen dadurch Freude machst und diese Freude das Einzige ist, was Du ihnen geben kannst. Und dann, Du meinst, Du könntest Deinen Weg finden, ohne die Gunst der Gesellschaft? Du, der Arzt? Wenn Du durch lärmenden Gang den Kranken störst, ihm durch undeutliches Reden den Bericht erschwerst, durch fahrige Bewegungen Alles um Dich wirfst, — wenn Deine unordentliche Kleidung dem gemeinen Mann keinen Respect, dem Bedienten keine Egards einflößt, wenn vermögende Leute Dich für einen rohen Menschen halten, wenn Du vor dem Magistrat, vor dem Minister, vor dem Fürsten, von dem Dein Wirkungskreis abhängt, wie ein trotziger Bauer oder ein alberner Sonderling stehst, — dann, so meinst Du, wärest Du nicht abhängig von der Gesellschaft? Und wenn Du unter die barmherzigen Brüder gingest oder unter die fréres des ponts, und um Gotteswillen das Gesindel kurirtest, so würde der Scheerenschleifer auf

dem Stroh lieber den ſeiner freundlichen Formen wegen beliebten Bruder Hilarion, als den rußigen, ſchnurrenden Pater Zelotes rufen. Laufe doch nicht mit dem Kopf durch die Wand, Du Guter."

Gelegentlich läßt die Mutter es nicht fehlen, ihm auch abſchreckende Exempel zur Unterſtützung ihrer Lehren vorzuführen, wozu denn auch einmal — der Dichter Rückert dienen muß. Sie ſchreibt (4. 5. 1817): „Ich habe in dieſem letzten Winter einige Geſellſchaftserfahrungen gemacht, die ich Dir erzählen will, weil daraus für Dich, Du Herzensjungesblut, ein ſehr nützliches Beiſpiel hervorgeht. Es ſind mir drei Perſonen umgänglich geworden, welche alle drei in unſerer Litteratur genannt ſein wollen oder ſchon ſind: — Oehlenſchläger aus Copenhagen, — Ludwig Robert aus Berlin und Friedrich Rückert, bayeriſcher Rentbeamtenſohn". Sie ſchildert darauf die litterariſchen Leiſtungen dieſer drei und fährt dann fort: „Das iſt alſo die poetiſche Perſönlichkeit dieſer Leute. Nun die geſellſchaftliche. Oehlenſchläger iſt ein wohlgebildeter, geſund ausſehender, lebhafter Mann, der anſtändige Manieren hat, im Eintreten, im Sitzen, bei Tiſch, im Ton der Stimme. Er hat nicht die Tournüre der großen Welt, aber der guten Geſellſchaft, und das Geiſtvolle ſeines Weſens erſetzt jene überall. Seine allerdings große Eitelkeit iſt anſpruchslos, — denn er äußert ſie wie ein Kind, — wie wenn ſein Dichterruhm unausſprechlich in Fels und Stein gegraben wäre; aber da er ein dichteriſcher Menſch iſt, ſo incommodirt es nicht. Er ſagt: ich bin ein anerkannter Dichter, eben ſo einfach wie: ich bin ein Jütländer. — Robert iſt häßlich, er hat mehr die Tournüre der großen Welt, als angenehmen Anſtand. Seine Eitelkeit iſt ſtörend, weil er ſie ſtets zu bewahren und ſchlagfertig dazuſtehen ſcheint, er iſt cauſtiſch, ſelbſt wenn er ſchmeichelt, im geiſtreichen Geſpräch, wie im Spiel, — aber er iſt in der beſten Geſellſchaft an ſeinem Platz und ſetzt Niemanden in Verlegenheit. — Rückert iſt einer der längſten, häßlichſten Menſchen, die ich je geſehen; er iſt ſich bewußt, die roheſten, ungezogenſten Manieren zu haben, er vergißt es aber in dem hochmüthigen Wahn, daß ſolche äußere Formen den Mann nicht

ausmachen, daß seine Sitte Franzen-Wesen sei. Ganz wie ein ungesitteter Mensch nur mit sich beschäftigt, fühlt er nie, wie manche seiner Reden beleidigen, er fühlt keine der Unanständigkeiten, die er begeht, — wenn er zwischen dem Theetisch und den Damen, diesen den Rücken zuwendend, sich durchdrängt, — wenn er seine Beine unter ihren Stuhl streckt und damit trommelt, wenn er den Bart über die Tasse hält und löffelt und hundert solche Unbilde, — ja er bemerkt den Eindruck, den er macht, um so weniger, da er sehr gutherzig und sittlich ist und gar nicht beleidigen will. Ein hier anwesender Schweizer fragte mich neulich nach diesem Dichter Rückert. Ich sagte: Mit dem müssen Sie ja täglich in Ihrem Gasthaus speisen, bemerken Sie nicht einen langen, häßlichen Menschen u. s. w. Wie! rief er, dieser Handwerksbursch ist der berühmte Dichter. Der verdrießt die ganze Tischgesellschaft mit seinem Schmatzen beim Kauen, mit der Art, wie er seine Suppe aus dem Löffel träufeln läßt. Er liegt mit beiden Ellbogen auf dem Tische und zerrt an seinem Bart herum. — Kurz, der Mann hatte Rückert's Manieren aufgefaßt, wie sie mich seit Monaten plagen. Um dieser Manieren willen wird Rückert gering geachtet, ja nur am Tische geduldet, weil er bezahlt, während er an Geist und Kenntnissen mehr werth ist, wie der ganze table d'hôte, und während sein sittlicher Charakter alle Achtung verdient. Oehlenschläger und Robert sind hier in die ersten Cirkel aufgenommen, wohin sie wegen ihres Talents und ihres Betragens so wohl wie Fürsten und Grafen gehören, — während man Rückert einmal einlud und dann von ihm sprach, wie von einem Zeiselbären, der die Hausfrau in Verlegenheit setze. Hätte Rückert Freunde, die ihm zusprächen, ihn überzeugten, — so könnte er noch an sich arbeiten. Aber unglücklicher Weise ist sein Mäcen, der Minister von Wangenheim, selbst ein Jenenser Student und enthusiastischer Germane aus dem Mittelalter, und H.'s, in deren Hause er stets liegt, haben selbst keine feine Sitte. Oehlenschläger reist jetzt mit einem reichen dänischen Jüngling, dessen Eltern es für ein Glück halten, ihrem Sohne diesen Gesellschafter verschafft zu haben. — Ich sehe recht wohl, wie Du jetzt ein mokantes Gesicht,

Karpfenmaul genannt, machſt, aber ich weiß doch, daß Dein geſunder Verſtand Dich nicht umſonſt in dieſen Spiegel blicken läßt".

Gar häufig finden ſich auch in den Briefen der Mutter Bemerkungen über die von den Tanten gerügte Unordnung. Da iſt denn der wiederkehrende Gedankengang: Wer unordentlich iſt, entſchlägt ſich der Möglichkeit, in jedem Momente über jede ſeiner Sachen zu disponiren, — und iſt er an der Verfügung über ſeine Sachen verhindert, ſo iſt er auch oft genug an der Verfügung über ſeine Perſon behindert. Er hat alſo ein Stück ſeiner Unabhängigkeit eingebüßt, — und Unabhängigkeit muß das ſtete Ziel jedes freigeborenen Mannes ſein. Alſo laß Dir nicht durch Unordnung ein Stück Deiner Freiheit rauben!

Wir haben, indem wir von den Einflüſſen erzählten, welche der Verwandtenkreis auf den jungen Studenten zu üben ſuchte, ſchon Verhältniſſe berühren müſſen, welche erſt in der ſpäteren Zeit ſeines Göttinger Aufenthalts für ihn von Bedeutung wurden, und es iſt an der Zeit, daß wir zu ſeinem Eintritt in das Göttinger Leben zurückkehren.

Die Hofwyler Erlebniſſe ſollten noch lange ihren Schatten in daſſelbe hineinwerfen. Schon der Uebergang aus dem Landleben und aus der herrlichen Natur der Schweiz in die Enge eines Göttinger Stadthauſes ſcheint ſchwer auf Huber gelaſtet zu haben; aber das Heimweh nahm in ihm die Geſtalt einer heftigen Sehnſucht nach ſeinem jungen Freunde Wilhelm an. Oft wiederholt er in ſeinen Briefen, daß Niemand die Tiefe ſeines Gefühls verſtehe, daß alles Glück von ihm genommen ſei, daß er ſeinen Freund nie vergeſſen könne. „Nenne es nicht Schwäche, daß ich ſo lange traurig ſein kann," ruft er aus, „Schwäche wäre es, wenn ich ihn vergäße." In einem andern Briefe ſchreibt er (3. 2. 1817): „Ich wollte, ich könnte Dir frohere Briefe ſchreiben, aber ein Leben ohne Freund iſt für mich gar kein Leben. Was nützt es, wenn ich Dir ſchreibe, heute bin ich im Concert geweſen, geſtern war ich ſpazieren, u. ſ. w. Freude hat es mir doch nicht gemacht, denn ich war a ſehe ich wohl, mit den C. und den anderen hieſigen

Bekannten kann ich nicht als Freunde leben, und ſolche halbe Freundſchaften ſind mir recht zuwider. Das ewige bei den Damen Sitzen bin ich auch bald ſatt. Ich ſchäme mich faſt vor mir ſelber, wie ich da immer ſo ſitze und vor langer Weile arbeite, und eigentlich doch nichts thue. Da fällt mir immer ein, was Götz von Berlichingen vom Studiren ſagt. Am wohlſten iſt mir immer beim Fechten, und wenn ich ſchlafe. Ich komme eben immer wieder auf den Gedanken, für mich wünſche ich einen Krieg, um mich auszutummeln und all' das Zeug zu vergeſſen, und um etwas zu thun und dann zu ſterben. Mag ſein, das iſt auch Kleinmuth, das nicht tragen Wollen, — aber das Leben kommt mir nun einmal ſchrecklich ekelhaft vor. Aber das iſt immer wieder das Alte: ich kann ohne Wilhelm nicht glücklich ſein. Morgen fahr' ich fort und will ſehen, ob ich etwas Anderes vorbringen kann". Und der Brief vom folgenden Tage kommt doch wieder auf ſeine Sehnſucht zurück.

Aehnliche Stoßſeufzer wiederholen ſich noch Jahre lang in ſeinen Briefen. Namentlich klagte er oft bitterlich, daß er ſich das Verſprechen habe abdrängen laſſen, nicht an Wilhelm zu ſchreiben, ſo lange er in Hofwyl ſei, und noch im Frühjahr 1818 konnte er ſeiner Mutter den abenteuerlichen Vorſchlag machen, ſie möge ihm geſtatten, für ſein mühſelig erſpartes Geld nach Hofwyl zu reiſen, wo er es unter Verkleidung ermöglichen werde, ſeinen Freund unerkannt wenigſtens zu ſehen und ſich ſo ein Bild davon zu verſchaffen, wie ſich dieſer entwickelt habe. Die Mutter verwies ihm dergleichen Abenteuerlichkeiten ſehr ſtreng. Allmählich wuchs die Sorge in ihm, daß Wilhelm andere Bahnen gehen werde, als er, und daß, wenn ſie ſich einmal wiederſehen würden, ſie ſich fremd und kalt gegenüberſtehen würden. Seit dem Herbſt 1818 wird der Freundſchaft in keinem Briefe mehr gedacht. Ja er gab der Mutter bald ſelbſt in ſeiner überaus aufrichtigen Weiſe einen Commentar zu ſeinen früheren traurigen Briefen, indem er ſchrieb: „Das habe ich an mir ſelbſt gemerkt, daß die Briefe, wenn man nur halbwegs klagen will, gleich viel trübſeliger werden, als Einem eigentlich zu Sinne iſt. Da, wie ich zuerſt hierher kam, war mir ſo

trübſelig zu Muthe, wie möglich, und da ſchrieb ich auch wohl ſo. Nach und nach ward ich dann wieder munterer, — aber ich machte mir weis, ich thue nur ſo, als wäre ich froh, und es kam mir ordentlich unanſtändig vor, wenn ich mich über dem Luſtigſein ertappte. Schrieb ich dann einen Brief, ſo ging es wieder im alten Ton, weil mir dann natürlich Alles einfiel, was mich betrüben konnte, — und dann war es auch bequemer, im alten Ton fortzufahren, als alle die Uebergänge hinzuſchreiben, deren ich mich am Ende ſelber nicht recht bewußt war. So ein trübſeliger Brief klingt auch weit ſtattlicher und wird länger wie ein anderer".

Dem eigentlichen Studentenleben blieb er immer ziemlich fern. Schon im erſten halben Jahre ſchrieb er (1. 4. 1817): „Bei F.'s Abreiſe war ich bei einem ſogenannten Commers, — ein eigener Spaß, da ſetzen ſie ſich hin und trinken Punſch oder Biſchof oder beides, und dann geht es an's Singen, bis ſie heiſer ſind. Da ich nun bekanntlich ſo wenig ſinge, wie ein heiſeres Huhn, ſo kannſt Du Dir denken, ob ich mich amüſirt habe. Mein Lebtag gehe ich nicht wieder hin. Viele von den Studentenliedern ſind übrigens recht ſchön". Hauptſächlich verkehrte er in den erſten Jahren mit Schweizern. „Das ſind doch die beſten Menſchen von der Welt," ſchrieb er. „Es wird mir ordentlich wohl, wenn ich ſo mit ihnen ſchwitzertütſch ſprechen kann." Wenn er mit irgend einem ſeiner Hofwyler Kameraden zuſammentreffen konnte, ſo war es eine wahre Feſtfreude. Weil „Einer, der in Hofwyl war," wie er der Mutter ſchrieb, Göttingen zu paſſiren gedachte, blieb er einmal eine lange Ferienzeit dort allein zurück, um ihn ja nicht zu verfehlen. Die Reiſen wurden auch möglichſt darnach eingerichtet, um hier und da einen Hofwyler zu ſehen. Wir ſehen hier ſchon, was wir noch oft an ihm wahrnehmen werden: wer einmal ſeinem Herzen nahe getreten war, an dem hing er mit unwandelbarer Treue.

Die Berichte über die manchen mit Commilitonen ausgeführten Wanderungen zeigen übrigens, daß Huber ſich keineswegs gegen alle Aeußerungen des jugendlichen Frohſinns ablehnend verändern daß er auch ein fröhlicher, leichtblütiger Student

sein konnte, wenn sich das Studentenleben in die ihm zusagenden Formen kleidete. So schreibt er mit Freuden über eine Reise nach Kassel, wo er mit 400 zu allem Scherz aufgelegten Studenten die Pfingsttage 1817 verlebte. Bald darauf, in der Johannisnacht, bivouaquirte er mit einer frohen Schaar bei Musik und Becherklang auf der schönen Burgruine Plesse. Im Herbst wanderte er mit fünf Schweizern durch Thüringen, bei entsetzlichem Wetter, aber dennoch mit ungetrübtem Humor. Von dem Besuch auf der Wartburg registrirt er nur: „Luther's Zimmer hat man den albernen Einfall gehabt, ganz neu anzuweißen. Dabei liegt eine Menge Dreck drin herum, und nicht einmal alter Dreck, was mich sehr ärgerte".

Ein halbes Jahr darauf wandert Huber schon wieder nach Jena, diesmal allein, um dort den Hofwyler Genossen Eduard Böcking (den späteren Professor des Römischen Rechts in Bonn und Herausgeber der Werke Ulrich's von Hutten) abzuholen, und nachdem noch ein anderer Hofwyler, Graf Uxküll, in Tharand hinzugestoßen war, zogen die Drei durch das sächsische Erzgebirge und verlebten dann glückliche Wochen in Dresden. Hier ging ihm zum ersten Male die Herrlichkeit der Kunst auf; während er ein Jahr zuvor aus der Kasseler Galerie nur über etliche Curiositäten zu berichten wußte, sind ihm die Schätze der Dresdener Galerie, zu welcher er sich den ersten Zugang mit einem Ducaten erkaufen mußte, sehr an's Herz gewachsen. Er ringt aber noch nach einem Ausdruck für die empfangenen Eindrücke und schreibt, als er von Raphael's Madonna, von Dolce's heiliger Cäcilie u. s. w. berichtet: „Darüber läßt sich nun gar nichts sagen. In den Stücken aus der Niederländischen Schule weiß ich schon eher, warum mir das und das gefiel und konnte sie eher beurtheilen". Vom Grünen Gewölbe meint er, es sei im Grunde ein langweiliger Spaß. Dagegen erzählt er mit Behagen von dem lustigen Treiben der zwanzig Studenten, die sich von verschiedenen Universitäten in demselben Wirthshaus zusammengefunden hatten und bei einem höchst frugalen und sparsamen Leben alle Freuden mit einander theilten, ohne den Einzelnen in seiner freien Bewegung zu hindern.

Huber erlebte in Dresden auch noch das eigene Geſchick von der Polizei verfolgt zu werden, aber in wohlwollendſter Abſicht. Ein langjähriger Freund ſeiner Eltern, mit dem die Mutter in fortwährendem litterariſchen und freundſchaftlichen Verkehr ſtand, der bekannte Archäologe und Aeſthetiker Karl Auguſt Böttiger, lebte damals als Studiendirector und Oberaufſeher über die Königlichen Muſeen der Antiken in Dresden. Daß ihr Sohn nicht in Dresden ſein dürfe, ohne ſich dieſem ihrem Freunde vorzuſtellen, galt der Mutter als unabweisliches Gebot; aber der junge Herr, der nicht viel Neigung hatte, berühmte Leute mit Beſuchen, wie er ſagte, zu plagen, meldete der Mutter ſchon bei ſeiner Abreiſe aus Göttingen, er werde in ſeinen alten Reiſekleidern nicht zu Böttiger gehen können, und es ſei ihm zu theuer und umſtändlich, beſſere Kleider mitzunehmen. Die Mutter war aber nicht gewillt, vor dieſem Grunde ſchon die Segel zu ſtreichen, — ſie ſchrieb alſo an Böttiger, ihr Sohn ſei in Dresden, und dieſer ſetzte alsbald die Polizei in Bewegung, um den Widerwilligen auszuſpüren und ſich zuführen zu laſſen. Huber, der übrigens ſchon incognito mit einer Schaar anderer Studenten in der Antikengalerie Böttiger's Belehrung genoſſen und einen anziehenden Vortrag von ihm gehört hatte, machte gute Miene zum böſen Spiel und hatte Gefallen an der Bekanntſchaft mit dem geiſtreichen Freunde ſeiner Eltern. Dieſer ſchrieb darauf der Mutter: „Aimé habe ich herzlich lieb, verſtändig oder wiſſend und reiner Sitten gefunden; einfältig wie ein Kind. Ich ſprach von ſeinen künftigen Studien mit ihm. Noch zeigt ſich, was auch recht iſt, in ihm keine vorherrſchende Neigung für ein beſtimmtes Fach; um deſto wohlthätiger und wirkſamer wird es für ihn ſein, wenn er ſich noch ein bis zwei Jahre den vorbereitenden Studien widmen kann. Beim Abſchied, bei welchem ich ihm einige ernſte Worte mit väterlicher Liebe ſagte, war er bewegt, es war aber etwas Stummes, beinahe Starres in ſeinem Weſen; nur der heftige Händedruck gab mir zu erkennen, daß das Wort in ſein Innerſtes gedrungen ſei. Grüßen Sie ihn herzlich. Sagen Sie ihm die mütterliche Ermahnung, aufmerkſamer auf Dinge zu ſein, die er zu beſorgen

hat. Denn 1) er ging nicht zu Schad, was freilich auch mir erſt ſpäter beifiel; 2) beinahe hätte er einen Brief an Fr. v. O., der ihm mitgegeben war, verſchleudert; 3) hat er in dem Wirthshaus, wo er auf's Pferd ſtieg, ein Stammbuch liegen laſſen, welches er hier gekauft hatte. Hat das Huber in ihm gethan?" Die Mutter ſchickte dieſe Zeilen ihrem Sohne mit den zugefügten Worten: „Mein Sohn, der Segen dieſes Mannes iſt wie eines Vaters Segen".

Im Sommer 1818 war Huber mit einigen Commilitonen eine Woche lang im Harz. Inzwiſchen hatten ſich im Göttinger Studentenleben große Ereigniſſe entwickelt; allerlei Reibereien mit der Obrigkeit hatten das Einrücken einer Cavallerieabtheilung herbeigeführt, und nachdem es hierauf zu einer kleinen Emeute gekommen war, der gegenüber das Militär einigen Ernſt gezeigt hatte, war die Studentenſchaft nach altem Brauch in corpore ausgezogen und hatte ſich in dem heſſiſchen Städtchen Witzenhauſen niedergelaſſen. Huber fand alſo, als er nach Göttingen zurückkam, die Stadt verödet. Seine Reiſegenoſſen hielten ſich verpflichtet, ebenfalls ſogleich nach Witzenhauſen abzugehen; Huber's Verwandte, welche über die Haltung der Studentenſchaft ſehr aufgebracht waren, forderten von ihm, daß er in Göttingen bleibe und ſich von dem Treiben der Uebrigen losſage. Der Corporationsgeiſt war aber zu mächtig in ihm; er ging ebenfalls nach Witzenhauſen und ſchrieb von da aus der Mutter (Juli 1818): „Wäre ich in Göttingen geblieben, ſo hätte ich nachher eine ſolche Menge langweiliger, Geld und Zeit koſtender Erklärungen und Duelle gehabt, daß ich das Vierteljahr bis Michaelis faſt gar nicht hätte benutzen können, während ich in den jetzigen Badeferien hier nicht viel Zeit verliere. Das wäre aber doch kein Grund für mich, wenn ich es für Recht hielte, in Göttingen zu bleiben. Aber ich müßte wahrlich kein Gefühl haben, wenn ich da, wo wir ſo behandelt ſind, bleiben könnte, ſo lange das Militär nicht fortgeſchickt iſt. Entweder ſie oder wir müſſen fort. Sollten ſich 1200 Studenten mit 200 Huſaren vertragen, die ihnen als Zuchtmeiſter geſetzt ſind, ſo müßten ſie naſſe Strohwiſche ſein. Alſo kurz, ich bin hier in Witzenhauſen; ſobald es

gut Wetter wird, gehe ich nach dem Meißner und betrachte den Auszug als eine Fortſetzung meiner Harzreiſe. Ich brauche Dir wohl nicht zu ſagen, wie fatal mir die Geſchichte iſt; wir liegen hier und ſchlagen die Zeit todt, wie wir können; den ganzen Tag wird geſpielt, und da ich nie ſpiele, wird mir die Zeit noch länger. Bücher haben wir nicht, und wegen der Ungewißheit kann man ſich gar nicht zum Arbeiten einrichten".

Da die von den Studenten geforderte Genugthuung nicht erfolgte, ſo wurde in Witzenhauſen der Beſchluß gefaßt, Göttingen bis Oſtern 1820 in Verruf zu erklären. Nur den Hannoveranern und denen, die an Göttingen geknüpfte Stipendien bezögen oder ſich der akademiſchen Laufbahn beſtimmt hätten, ſollte geſtattet ſein, dort weiter zu ſtudiren, — jeder andere, der dort bleibe, ſolle ſelbſt dem Verruf verfallen. Für Huber entſtanden aus dieſem Beſchluß große Bedenken; er war kein Hannoveraner und bezog kein Stipendium, und dennoch war die ihm von der Großmutter gewährte freie Station von der größten ökonomiſchen Bedeutung für ihn, und mußte er eine andere Univerſität beziehen, auf welcher die ihm in Göttingen gewährten Vortheile wegfielen, ſo war es für ſeine Mutter, die ohnehin ſchon angeſtrengt arbeiten mußte, um die Studienkoſten zu beſchaffen, eine noch größere Laſt. Die zahlreichen Briefe aus dieſer Zeit zeigen, wie ſehr er darüber mit ſich und Anderen zu kämpfen hatte; endlich entſchloß er ſich zum Bleiben, und nachdem er einem Verſuch, ihn deshalb ungebührlich zu behandeln, kräftig entgegengetreten war, ſo daß ein ernſtes Duell nur durch Zurückweichen der Gegner verhindert ward, hatte er keinerlei Nachtheile von dem ſeiner Mutter gebrachten Opfer zu leiden.

Im Herbſt war er ſchon wieder auf Reiſen. Er beſuchte zuerſt ſeinen früheren Lehrer Albrecht, welcher jetzt Director einer landwirthſchaftlichen Lehranſtalt in Idſtein bei Wiesbaden war, wanderte mit ihm am Rhein auf und nieder und ging dann zur Mutter nach Stuttgart. Dieſe war aber, weil ſie die Hoffnung auf das Kommen des Sohnes ſchon aufgegeben hatte, kurz zuvor nach Günzburg aufgebrochen; durch einen tüchtigen Nachtmarſch ward ſie noch eingeholt, und es folgten dann einige frohe

Wochen, welche die Mutter und die Geſchwiſter zuſammen im Greyerz'ſchen Hauſe verlebten. Thereſe ſchrieb damals einem Freunde (29. 12. 1818): „Aimé hat ſich in dieſen letzten zwei Jahren ſehr glücklich entwickelt. Er ſoll mir ſehr ähnlich ſein, und ich glaube es. Nur iſt er häßlicher, denn ich galt in der Jugend für hübſch. Er iſt das Bild eines blühenden Jünglings mit röthlich braunem, krauſem, heranwachſendem Barte; eine ſchöne Kopfform, kein deutſcher Rundkopf, ſondern oval und ſchmaler als breit, wie die Armenier. Reinheit und Feinheit ſpielt um ſeinen Mund, und die ſichtbarſte Blüthe der Sittlichkeit glüht auf ſeinen Wangen. Er iſt ausgelaſſen luſtig durch Bemerkungen und Darſtellungen, lacht heillos viel, nimmt dabei aber auf Anderes bedacht und iſt beim Ernſthaften ernſt. An Weltſitte fehlt es ihm, aber gegen Frauen iſt er dienſtwillig und ritterlich, obwohl ſie ihm alleſammt etwas thöricht ſcheinen in den Salons. Wir hatten nichts zuſammen zu ſtreiten, da wir in den meiſten Dingen des Geſchmacks und des Menſchenthums einig waren. Wo wir es nicht ſein konnten, ſagten wir es loyalement und behielten unſere Meinung. Natürlich hat er von ſeiner Weisheit eine günſtigere Anſicht, wie ich. Dann giebt es Punkte, in denen er mir heiter gehorcht, ohne ſeine Meinung zu ändern. Wir waren froh an einander. Man liebte ihn, wohin er kam".

Huber ſchrieb weniger befriedigt über das Zuſammenſein. „Das iſt doch recht wunderlich," heißt es in dem erſten Briefe (2. 11. 1818), „daß wir nie dazu kommen, ordentlich mit einander zu ſprechen, — diesmal nicht und vor zwei Jahren auch nicht. Ich denke aber, wenn man ſo kurze Zeit zuſammen iſt, muß man ſo froh ſein wie möglich, und im Grunde iſt es doch nicht immer wahr, daß man ſich mündlich beſſer verſtändigen kann, wie ſchriftlich. In einem Briefe muß einer den Andern hübſch ausreden laſſen, und das geht mündlich nicht immer, wenn man es auch gern möchte, — kurz ein Brief hat noch mehr gute Eigenſchaften, als daß er nicht roth wird, wie, glaube ich, Cicero ſagt. Es iſt mir aber doch aufgefallen, wie luſtig ſein und froh ſein von einander verſchieden iſt, denn in Günzburg war ich ſehr luſtig und doch nicht froh."

Im April 1819 machte Huber die letzte Ferienreise von Göttingen aus; sie sollte nach Hamburg gehen, — kam aber nur bis Tietenwiese, einem Posthause in der Lüneburger Haide, von wo aus Huber seinen Reisegefährten allein weiter ziehen ließ und in dem schrecklichen Wetter, welches ihn auf der ganzen Reise begleitete, allein wieder nach Göttingen wanderte. „Denn," so schreibt er, „1) ich hatte keine Lust, weiter zu gehen; 2) der College fand eine für ihn allein benutzbare Fahrgelegenheit; 3) mein Rock war unwiederbringlich zerrissen; 4) wie ich die entsetzliche Haide vor mir sah, und nicht so viel von einem Berg, als eine Fliege wegtragen kann, hatte ich längst genug; 5 und 6) ich hatte eben keine Lust. Es ist doch ein gottloses Land, die Häuser von Dreck, mit Mist gedeckt, — die rothen Ziegeldächer sehen fast noch schlechter aus, wie ein hochmüthiger Bettler mit einem abgetragenen rothen Rock. Dagegen sehen die Schweizer Bauerhäuser aus, wie ein Schweizer Bauer mit einem ehrbaren, ganzen Zwillichkittel, — und der Schmutz, — und nichts wie Schnaps, wie unter Kalmücken."

Diese vielen Reisen waren dem auf einen geringen Wechsel angewiesenen Studenten nur dadurch möglich, daß er ein sehr ausdauernder Fußgänger war, der Tag für Tag die größten Strecken ohne Ermüdung durchwandern konnte, und daß er sich auch früh mit aller Energie an eine große Bedürfnißlosigkeit gewöhnte. Er meldet mitunter mit Stolz, wie wenig ihm seine Reisen kosten, oder wie er z. B. während des mehrwöchentlichen Aufenthalts in Dresden täglich nur einmal, des Abends, gegessen und im Laufe des Tages höchstens ein Glas Limonade getrunken habe, und letzteres auch nur, um dadurch die Möglichkeit zu gewinnen, sich einmal an einem öffentlichen Orte auszuruhen. Es zeigte sich schon das Streben nach möglichster Unabhängigkeit von persönlichen Bedürfnissen und nach strenger Selbstzucht, das ihm während seines ganzen Lebens treu bleiben sollte.

Was nun die eigentlichen Studien betrifft, so hatte er mit dem Sommer 1817 den regelmäßigen Cursus eines Mediciners begonnen und nahm die nächsten fünf Semester in der üblichen

Reihenfolge an den naturgeſchichtlichen und mediciniſchen Collegien und Uebungen Theil. Außerdem zeichnete er manche naturhiſtoriſche Gegenſtände, welche Blumenbach dazu herlieh, und machte ſich in deſſen Sammlungen allerlei zu thun. Auch fehlt es nicht an Anzeichen, daß er das Studium mit aller Pflichttreue betrieb, und die Unterbrechungen deſſelben durch Badeferien und dergl. waren gar nicht nach ſeinem Geſchmack. Mitunter klagt er auch, daß die Profeſſoren zu wenig mit den Studenten arbeiteten, und daß er nicht ſo viel Objecte für anatomiſche Uebungen erhalten könne, wie er wünſche. Aber daß ihm ſein Fachſtudium ſolche volle Freude gemacht habe, wie die anderen daneben betriebenen Studien, davon iſt wenig zu merken. Nur in der allererſten Zeit ſchreibt er einmal von der Herrlichkeit der Naturwiſſenſchaft, welche über allen anderen Wiſſenſchaften ſtehe, ja er meint, wer Prediger werden wolle, thäte weit beſſer, Naturgeſchichte zu ſtudiren, als ſich mit Gelehrſamkeit anderer Art zu füllen, denn fromm ſein und fromm machen ließe ſich doch nur dadurch lernen, daß man das Leben der Natur erkenne; aber bald verſtummt dieſer Ton und ſein Fachſtudium wird verhältnißmäßig ſelten in ſeinen Briefen erwähnt. Hatte er ſich doch auch niemals ganz auf daſſelbe beſchränken können und immer ſchwer daran getragen, daß ſeine mediciniſchen Commilitonen, auf deren Umgang er vorherrſchend angewieſen war, ihr Studium ſo einſeitig betrieben. Schon in der allererſten Zeit erzählt er mit großem Unwillen, daß, als er ein Buch, er meine es ſei Joſephus geweſen, von der Bibliothek geholt habe, man ihn gefragt, was er damit wolle, er ſtudire ja Medicin. Ebenſo war er ſehr verſtimmt darüber, daß ihn Heeren im erſten Sommer nicht zu ſeinen Vorleſungen über neuere Geſchichte habe zulaſſen wollen, weil es noch zu früh für ihn ſei. „Ich ſtopple mir indeſſen meine Geſchichte ſelbſt zuſammen, wo ich ſie finde," fügt er hinzu (1. 4. 1817). Als die Mutter ihn einmal fragte, ob er denn auch die Claſſiker nicht ganz vernachläſſige, erwidert er (10. 11. 1817), er leſe fleißig in der Iliade, im Aeſchylos, ja die Hiſtorien des Tacitus gewiß ſchon zum hundertſten Male. Denn „Tacitus denkt wie ich, und ſpricht, wie ich ſprechen möchte".

Noch ein ander Mal ſchreibt er: „Tacitus bleibt mein Lieblingsſchriftſteller; auch gefällt mir gerade das Finſtere und Bittere, was er oft hat; deſto ſchöner ſcheint es mir, wenn er ſo jeden kleinen Strahl von Tugend unter dem Schutt hervorſucht und erhebt". Auch ſeiner alten Liebe zu den Nibelungen blieb er treu und brach ab und zu eine Lanze für ſie gegen die ihnen immer ungeneigt bleibende Mutter. Auch ließ er ſich durch deren Widerwillen gegen das deutſche Mittelalter nicht von dem begonnenen Studium allerlei alter Chroniken, der Volksbücher und der Minneſänger abhalten.

Hauptſächlich beſchäftigte er ſich aber in ſeinen Nebenſtunden mit dem Studium neuerer Sprachen. Im Juni 1817 meldet er ſchon, daß er in dem erſt in Göttingen begonnenen Engliſchen ſo weit gekommen ſei, um Gibbon's Römiſche Geſchichte ohne viel Anſtoß in der Urſprache leſen zu können, und nach einiger Zeit ſpricht er von der Freude, die ihm nun das Studium Shakſpeare's mache. Das in Hofwyl begonnene Italieniſch ward fortgeſetzt, und Arioſt und Taſſo wurden zu lieben Bekannten, während Dante einſtweilen noch als zu dunkel wieder bei Seite gelegt wurde. Im Sommer 1817 berichtete er auch ſchon, daß er bei ſeinem Onkel Reuß eine ſpaniſche Grammatik erwiſcht habe, und von da an tritt das Studium des Spaniſchen in den Vordergrund. „Das brauche ich beſonders," ſchreibt er, „wenn ich einmal eine ordentliche Reiſe machen will, — und Reiſen oder Krieg oder ſo was, das gehört für mich zum Leben." Aber die ſpaniſche Litteratur hat auch als ſolche eine große Anziehungskraft für ihn. Bald hat er eine Sammlung ſpaniſcher alter Romanzen in der Univerſitätsbibliothek entdeckt, — dann eine ausführliche Schilderung Madrids von 1663, und Calderon wird zu ſeinem Lieblingsſchriftſteller. Mit der Sprache gewinnt er aber auch das ſpaniſche Volk lieb, und er fängt an mit Eifer deſſen Geſchichte und Charakter zu ſtudiren. „Daß Calderon Spaniens Volksdichter werden konnte," ſchreibt er (2. 2. 1820), „und daß ſeine Stücke ſo aufgeführt wurden, wie wir ſie leſen, iſt gewiß ein großer Beweis, wie ſehr das damalige

ſpaniſche Volk in der eigentlichen Bildung höher ſtand, als unſer jetziges gebildetes Zeitalter."

Das Spaniſche führte weiter zum Portugieſiſchen, und er berichtete (13. 2. 1818) über ſein Studium von Camoens. Und als er auf eine Sammlung alter ſchottiſcher Balladen ſtößt, reizt es ihn, ſie mit den ſpaniſchen Romanzen zu vergleichen, — er meint (27. 1. 1819), ſie verhielten ſich zu einander wie eine alte zackige Eiche zum blühenden Apfelbaum. Ein ſtarker Sammelband von allerlei Poeſieen, auf deſſen erſter Seite „Göttingen 1816" ſteht, liegt vor uns; er enthält in bunter Folge von Huber's Hand Italieniſches und Engliſches, Spaniſches und Portugieſiſches, und dazwiſchen nicht Weniges an Mittelhochdeutſchem; emſig hat er zuſammengetragen, was ihm irgend Freude gemacht hat.

Bei dieſen Studien fängt denn auch das Schriftſtellerblut an, ſich in ihm zu regen; er theilt Adele Blumenbach, der Einzigen aus ſeinem Göttinger Kreiſe, bei der er eingehendes Intereſſe und Verſtändniß finden mochte, und der Mutter die gefertigten Ueberſetzungen mit, und Letztere bringt ſchon Einzelnes, nachdem ſie es etwas zurecht gerückt und zugeſtutzt hat, durch das Morgenblatt in die Oeffentlichkeit. Das ermuthigt ihn, die Publication einer größeren Sammlung von Ueberſetzungen ſpaniſcher Romanzen in's Auge zu faſſen, die aber vorläufig in Ermangelung eines Verlegers beruhen bleibt. Dagegen ſchließt er, noch nicht neunzehn Jahre alt, einen Verlagscontract über eine von ihm zu fertigende Ueberſetzung eines engliſchen Werkes, für welches Blumenbach ihn intereſſirt hat (Medical logic von Sir Gilbert Blanc, Leibarzt des Prinzregenten). Huber nennt es ſelbſt bald ein albernes Buch, aber er freut ſich doch mit vollem Behagen der vierzig Thaler, die es ihm an Honorar einträgt, und Adele Blumenbach ſchreibt (Juli 1819): „Aimé's Ueberſetzung der Schrift von Blanc macht ihm große Freude, — er ſagt, ſie ſei ſehr brav. Ich habe tauſend Scherz mit ihm über ſein Unternehmen, — er denkt, der alte Blanc werde ihm eine goldene Doſe oder ſo etwas ſchicken, und macht Pläne, was er dann will aufgehen laſſen. Das Erſte

iſt, daß er mir ein Exemplar verehrt in rothem Maroquin mit Atlas ausgefüttert".

Aber trotz der äußeren günſtigen Verhältniſſe, trotz aller regen Arbeitsluſt, trotz ſeines vielſeitigen Intereſſes, trotz der reichen wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel, welche ihm Göttingen und ſeine Reiſen boten, — dennoch fühlte er auf die Dauer keine Befriedigung in ſich und gerieth mehr und mehr in eine unzufriedene und ſelbſtquäleriſche Stimmung. Verhältnißmäßig am wenigſten ſcheint ihn damals die unklare Stellung, in welcher er in Betreff der Zugehörigkeit zur Kirche geblieben war, innerlich bedrängt zu haben. Als die Mutter bald nach ſeiner Ankunft in Göttingen zu mahnen begann, er möge ſeinen Eintritt in die Kirche nicht zu lange verſchieben, hielt er es kaum für nöthig, eingehend darauf zu antworten. Aus Aeußerungen, welche er bei Gelegenheit der Feier des dreihundertjährigen Jubiläums der Reformation im Herbſt 1817 that, ſcheint hervorzugehen, als habe er bis dahin einen Zug zur lutheriſchen Kirche gehabt, — aber die Art und Weiſe, wie dieſe Feier in Göttingen verlief, hatte ihn wieder mehr abgeſtoßen. „Thut mir eigentlich recht leid, daß mir das Feſt nicht gefallen hat," ſchreibt er unter ſeine der Mutter gemachte Schilderung des langweiligen Gottesdienſtes, in dem Niemand die dreiſtündige Predigt verſtehen konnte, der akademiſchen Feſtrede, aus der ihm nur die immer wiederkehrenden Worte Lutherus und sensim sensimque in Erinnerung geblieben, und des ſechsſtündigen Feſteſſens mit ſeinen unſchönen Nachklängen. Gleichzeitig ſchrieb die Mutter (2. 11. 1817): „Das Reformationsfeſt, welches mich zum Tode gelangweilt hat, und wobei die Unweisheit unſeres politiſchen Geiſtes, ſowie die Geſchmackloſigkeit unſeres belletriſtiſchen ſich vielfältig erprobt hat, hat mich an Dein Kirchenthum erinnert und mich aufmerkſam gemacht, daß Du nun doch eine Kirche wählen ſollteſt. Ich bitte, Dich darüber zu entſcheiden und Dich dann durch Beſuchen der gewählten Kirche zu legitimiren. Ziehſt Du die lutheriſche Kirche vor, ſo begieb Dich zu dem Prediger, der Dir das meiſte Zutrauen einflößt, und ſage ihm, durch welche Verhältniſſe Du bewogen ſeiſt, Deinen Eintritt in ſeine Kirche zu verſchieben; er

möge die Güte haben, Dir die nöthigen Fragen zu thun und Dir auf ſeinem Zimmer die Confirmation zu ertheilen. Ziehſt Du vor, in die katholiſche Kirche zu treten, ſo bedarfſt Du gar nichts, als daß Du beichteſt und communicirſt und zuweilen Meſſe hörſt. Handle nun ganz frei. Es thut mir leid, wenn Dich das jetzt beſtürzt macht, da Du Deinen Kopf zum Studiren brauchſt. Das habe ich aber nun gelernt, daß es in der Erziehung nicht taugt, wenn man die Kinder nicht früh ihr Kirchenthum üben läßt. Den Beſchränkten oder Zerſtreuten feſſelt nur Gewohnheit an ſeine Kirche, und dem Nachdenkenden, Strebenden macht nur Gewohnheit ſie erträglich".

Der Sohn antwortete darauf (10. 12. 1817): „Deine Frage wegen der Religion kommt mir nicht ſo ganz unvorbereitet. Ich mag mir da wohl meine eigenen Anſichten gemacht haben, aber ich denke, es hat wohl zuletzt jeder Menſch ſeine eigene Religion. Die Secten ſind mir alle nur Mäntel, welche man um ſich ſchlägt, — und der katholiſche Mantel gefällt mir noch am beſten, obgleich ich lieber gar keinen nähme. Ich glaube was jeder Chriſt glaubt, wenn er das wegthut, was er als Katholik, Reformirter u. ſ. w. glauben muß, — denn das abgerechnet, iſt wohl nichts einfacher und natürlicher, als die chriſtliche Religion, wie ſie Chriſtus gelehrt hat. Aus der Bibel erinnere ich mich immer ſo gern deſſen, was zu Petrus geſagt wurde: Unter allem Volk, wer Recht thut u. ſ. w. iſt Gott wohlgefällig, — die Worte weiß ich nicht. Doch wer könnte von einem von den Sprüchen ſagen, der gefalle ihm am beſten. Schreibe mir doch etwas über die Beichte, — oder nenne mir ein Buch darüber, — ſie will mir noch nicht recht einleuchten. Nein, je mehr ich die Leute in die Kirche gehen und wieder herauskommen ſehe, je mehr Predigten ich höre und je mehr ich verſtehe, wie die Sachen behandelt werden, deſto unnützer finde ich ſie, als bloßes Formenweſen. Wenn Einer ſich über etwas Schönes freut, ſo iſt er, glaube ich, frömmer, als wenn er ſich ſechs Stunden in der Kirche langweilt. Ueberhaupt alle die Sachen, die man ſo mitmachen ſoll, weil die Anderen es ſo machen, obgleich ſie meiſt nicht wiſſen, warum, kann ich meiſt

nicht leiden. Ich weiß wohl, daß Kirchen und Prediger auf der Welt ſein müſſen, wäre es auch nur, damit die Leute glauben, ſie ſeien fromm, wenn ſie hineingehen, und damit der Bauer ein Schläfchen halten kann, — doch das hätte ich wohl lieber nicht ſagen ſollen".

In ihrer Antwort ſuchte die Mutter ſeinen Widerwillen gegen die katholiſche Beichte zu überwinden. Sie ſchickte ihm das von ſeiner Schweſter benutzte Formular, ſtellte ihm vor, wie heutzutage kein vernünftiger Geiſtlicher dem Beichtkinde Fragen vorlege, wenn daſſelbe nicht etwa ſelbſt dazu provocire, ſondern auf die vorgeleſene oder auswendig hergeſagte Formel des Beichtkindes die Abſolution ausſpreche. Aus ſpäteren Briefen ſieht man, daß Huber dabei beharrte, es widerſtrebe ihm, einem Menſchen zu beichten, und daß die Mutter ihn vergebens zu überzeugen ſuchte, daß der Menſch hier nur Symbol des Prieſterthums ſei, wie auch im Abendmahl nur ein Symbol gegeben werde. Sie fühlte ſich gedrungen, wiederholt zu bekennen, daß es ein Fehler geweſen, ihren Sohn in dieſe ungewiſſe Stellung hineinzuſetzen. „Ich dachte in meinen jüngeren Jahren anders," ſchreibt ſie. „Da konnte ich der Liberalität nicht genug haben, und wußte noch nicht, daß die eigentliche Freiheit immer *erlangt* werden muß, daß jede *angewöhnte* kein bewußtes Beſitzthum ſein kann, und jede *gelehrte* nun vollends nur eine Form der Knechtſchaft iſt."

Nach Jahresfriſt mahnt die Mutter wieder: „Willſt Du denn nicht einmal ein Ende mit Deinem Separatiſtenweſen machen, — oder iſt Dir's ſo Recht und biſt Du beſtimmt darin, daß Du eine äußere Veranlaſſung erwarteſt, um Dich ohne alle Wahl und Zweifel für eine Kirche zu erklären?" Er antwortete lakoniſch (29. 6. 1819): „Was die Kirchen betrifft, bin ich jetzt und ſchon lange ganz feſt, und bleibe wie ich bin". So iſt denn auch während der Studentenzeit nicht weiter unter Mutter und Sohn davon die Rede. Nur einmal fügt er einem Briefe hinzu: „Sage doch an Schweſter Louiſe, ſie möge ſich beruhigen, ich wollte nächſtens artig ſein und in die Meſſe gehen". Die Schweſter ist also wieder an die Entſcheidung gemahnt zu haben.

Schwerer und ſchmerzlicher als an den kirchlichen Dingen hatte Huber damals an den geſammten politiſchen und ſocialen Zuſtänden zu tragen, — wenigſtens waren ſie es, die dem Stück Weltſchmerz, welches in ihm wohnte, und dem Sehnen, für die Ueberfülle ſeiner jugendlichen Kraft ein anderes Feld der Thätigkeit als das Studirzimmer zu gewinnen, Form und Geſtalt gaben. Man darf aber nicht glauben, daß er dem damals auf den Univerſitäten erwachenden Demagogenthum verfallen ſei, — im Gegentheil, er war nicht einmal Mitglied der Burſchenſchaft, und das politiſch demonſtrirende Studententhum war ihm durchaus unangenehm. Schon ſogleich nach ſeiner Ankunft in Göttingen ſchreibt er: „Hier laufen ſchrecklich viel von den großen Bengeln herum mit den langen Haaren und der deutſchen Tracht, — es ſieht ſcheußlich aus". Später erzählt er von einer Promotion, bei welcher der Doctorand „mit altdeutſchen Jünglingshaaren" erſcheint, — „wie ein Seehund oder Einer, den man eben aus dem Waſſer zieht". Ein Aufenthalt in Jena, im Frühjahr 1818, gab ihm Gelegenheit, ſich mit dem unter der Burſchenſchaft herrſchenden Ton innerlich noch mehr auseinanderzuſetzen, und ſeine damaligen, der Mutter mitgetheilten Betrachtungen ſind um ſo merkwürdiger, als ſich darin bereits jene Parteiloſigkeit und jene Unabhängigkeit des politiſchen Denkens und Fühlens findet, welche im ſpäteren Leben ein hervorſtechender Charakterzug ward. Er ſchrieb (18. 4. 1818): „Der neue altdeutſche Ton unter den Studenten iſt zum Tollwerden, — ſolch' eine erbärmliche Einſeitigkeit kann man ſich gar nicht denken. Das verrückteſte Zeug, wenn es auf die neue Art geſchrieben oder geſagt wird, muß nothwendig ſchön und gut ſein. Sie fragen kaum mehr, was oder wie hat Einer geſagt oder gethan, ſondern — hat es ein Franzoſe, Kotzebue u. ſ. w. gethan, und darnach urtheilen ſie, wenn das urtheilen heißt. Es iſt ordentlich lächerlich, wenn ſie von anderen Dingen in ganz vernünftigem Deutſch geſprochen haben, und man kommt auf ſo ein paar Stichwörter, ſo geht es los, als predigten ſie. Ich komme den Leuten wohl wunderlich vor; denn wenn Einer die Deutſchen heruntermacht, ſo ſtreite ich mit ihm, und ebenſo wenn

Einer die Franzoſen heruntermacht, — oder wenn Einer gegen die Fürſten ſchwatzt, wie jetzt Mode iſt, und ebenſo wenn Einer für ſie ſpricht. Da meinen ſie, ich thue es blos, um zu zanken. Aber was kann ich dafür, daß ſie immer Lob und Tadel übertreiben! Sieh, ich kann es eben nicht begreifen, warum die Leute nicht haſſen und lieben können, ohne in ihrem Urtheil parteiiſch zu ſein. Neutral zu ſein, kann ich eben ſo wenig leiden. Ich kann ja Einen haſſen, weil er ſchlecht iſt, — aber ich brauche ihn nicht für ſchlecht zu halten, weil ich ihn haſſe". In einem zweiten Briefe (8. 5. 1818) fügt er noch Folgendes zur Erläuterung hinzu: „Es iſt ja nicht die Sache, die ich nicht leiden kann, ſondern die ſchlechte Art, die aber wohl leider ſchon zur ſchlechten Sache geworden iſt — bei den neudeutſchen Herren. Ich haſſe auch den Franzoſen nicht und Napoleon auch nicht, — aber das hindert mich nicht, Alles gegen die Franzoſen zu thun, was nöthig iſt, und ihnen zu ſchaden, wo ich kann. Aber ich nehme es auch den Leuten nicht übel, die haſſen, wenn ſie zu ſchwach ſind, ihre Schuldigkeit ohne dieſen Antrieb zu thun. Ich habe freilich kein Verſtändniß für ſolche Schwäche und ſehe nicht ein, warum man damals ein ſolches Gerede machte, von Haß und Vaterlandsliebe und was weiß ich, um etwas ganz Natürliches zu thun — die Feinde herauszujagen. Aber da es einmal nöthig war, habe ich nichts dagegen. An dem übrigen Altdeutſchthum ärgert mich nur, daß ſie Dinge, in denen ſo viel Herrliches iſt, wie die alten Dichtungen u. ſ. w., ſo veräffen und verpumfeien, daß man in Gefahr kommt, ſie mit den Sachen dieſer jungen Herren zuſammenzuwerfen und ſich daran zu ekeln".

Man ſieht, ſeine Schweſter Louiſe beurtheilte ihn richtig, als ſie 1819 unmittelbar nach der Nachricht von der Ermordung Kotzebue's der Mutter ſchrieb: „Wie kannſt Du um Aimé beſorgt ſein! Er hat uns doch ſchon bewieſen, daß ſein klarer Verſtand ſich ſelbſt die Bahn bricht, und daß der Strom ihn nicht fortreißt. In Hofwyl hörte er ſchon vom Deutſchthum faſeln, er kam nach Göttingen, wo ſeine Kameraden auch faſelten und unſere guten Verwandten in Erinnerung an die franzöſiſche Herrſchaft mit den Zähnen knirſchen, — und dennoch hat er ſich

ſeine eigene Anſicht gebildet, die um ſo mehr ſeine eigene iſt, weil ſie gewiß nicht ganz mit Deiner und meiner übereinſtimmt".

Aber mittenhinein zwiſchen die beſonnenen und unparteiiſchen Beurtheilungen der öffentlichen Verhältniſſe tritt mitunter das wilde Ungeſtüm des ſich nach Thaten ſehnenden und gefeſſelt fühlenden Geiſtes. „Mit dem Bundestag iſt es etwas Lumpiges," ſchrieb er der Mutter (1. 4. 1817), „aber die Schurken dort ſind nicht das deutſche Volk, die größte Schande für das deutſche Volk iſt ſolche Vorſteher und Vorſteller zu haben. Ueberhaupt, aufgeräumt muß werden, — Krieg oder Revolution! Es ſcheint mir ehrenvoller für ein Volk, ſchnell zu Grunde zu gehen, als unter ſolchen — ſo fort zu ſterben." Als 1818 die bayeriſche Verfaſſung publicirt wurde und ſeine ſüddeutſchen Verwandten damit eine neue Zeit beginnen wähnten, meinte er (18. 6. 1816), der König behalte doch die Macht, und die Stände hätten nur Ja zu ſagen. „In der Hauptſache," fährt er fort, „iſt wenig geändert, wer die Macht hat, drückt, und ſo ſtufenweis bis zum Hund unter dem Tiſch, — auf dem Papier mag es noch ſo hübſch ſtehen. Wie kann eine Verfaſſung, die der König dem Ding, das ſich Volk nennt, wie ein Almoſen aus übergroßer Gnade hinwirft, wirklich liberal und frei ſein! So leicht gewinnt ſich die Freiheit nicht!"

Aber nicht blos die politiſchen, mehr noch die geſellſchaftlichen Zuſtände erregen den Unwillen und den Zorn des Jünglings. Als er von einer im Verwandtenkreiſe gefeierten Hochzeit berichtet, ruft er aus (18. 6. 1818): „Mein Gott bewahre mich, wenn die Menſchen ſchon ſo weit ſind, daß ſie ſich nicht gehörig freuen können, wenn ſie keinen Augenblick das elende Ceremonienweſen vergeſſen, die Freude ſie keinen Augenblick aus ihrem wäſſerigen Weſen herausheben kann. Aber von dem Capitel will ich lieber ſchweigen, da geht mir die Galle über. Es ſollte Einer ein Buch ſchreiben über die wäſſerige Conſtitution unſeres Zeitalters. Wenn die Welt jetzt durch Feuer untergehen ſollte, müßte der liebe Gott ein tüchtiges Feuerchen anmachen. Es iſt aber auch toll; wohin man ſieht und hört, viel Worte, wenig Sinn und noch weniger That".

Je länger er in Göttingen war, deſto mehr nahm dieſer Geiſt der Unzufriedenheit in ihm überhand. Immer wieder klagt er, wie die Geſelligkeit alle Menſchen zu Puppen mache, wie Alles lebern und langweilig ſei. „Wäre es nicht ſo gemein," ſchreibt er (27. 1. 1819), „ſo ſagte ich, ich ſei melancholiſch, aber jeder Narr ſagt, er ſei es auch, und Jeder denkt, er ſei es doch allein recht. Ich weiß wohl, daß ich den Leuten unerträglich vorkomme, und wenn ſie Dir anders ſchreiben, — ſo denke ich immer, ſie machen es Dir nur weis. Zu große Beſcheidenheit iſt das nicht bei mir, — denn die iſt nicht mein Hauptfehler. Bei den meiſten Menſchen iſt es mir auch ganz einerlei, ob ich ihnen gefalle, ſie gefallen mir auch nicht."

Insbeſondere wendet ſich ſein Unmuth oft genug gegen das Treiben der nächſten Umgebung, gegen das „Hannoverthum", gegen Norddeutſchland überhaupt; mit Abſcheu weiſt er den Gedanken zurück, noch ein Jahr in Berlin zu ſtudiren. „Ich glaube, ganz im rechten Norden wäre mir ſchon beſſer — unter Eis und Schnee, aber in dem norddeutſchen Dreck, — es iſt ein elendes Weſen, ich mag nur nicht ſchimpfen" (10. 6. 1819). „Ich muß wieder unter liebe luſtige Leute, — nach Süden," ſchreibt er ein ander Mal. Ja, die Schweiz oder Rom ſind die Stätten, wohin er allein Luftſchlöſſer bauen mag. Dort will er prakticiren. „Und wenn ich mein Heimathli habe, ſo kommſt Du mit Louiſen zu mir, — im Ernſt, das habe ich im Sinn," — ſo ſchrieb er der Mutter noch am 10. Juni 1819.

Bald ſind es aber Pläne ganz anderer Art, mit denen ſich ſeine Phantaſie beſchäftigt. Die Kämpfe, welche damals in Südamerika für die Unabhängigkeit von der ſpaniſchen Herrſchaft geführt wurden, hatten ihn ſchon längſt lebhaft intereſſirt, und er hatte auch wohl halb ſcherzhaft den Gedanken ausgeſprochen, ſeine künftigen Reiſen dorthin zu richten, und nicht blos zu ſehen, wie ſich die Dinge in der Nähe ausnähmen, ſondern ihnen ſelbſt zum Ende zu verhelfen. Je mehr aber die Unzufriedenheit mit ſeiner Umgebung in ihm zunahm, deſto mehr Gewalt erhielten dieſe Ideen über ihn. „Wenn ich nur daran denke," ſchreibt er im Juli 1819, „ſo zuckt jeder Nerv in mir; es iſt mir, als ſähe

ich das Meer vor mir und müßte mich hineinwerfen und schwimmen, — ich kann Dir das nicht so gut beschreiben, wie Du es Dir denken kannst."

Im Herbst 1819 war er von einer schweren Krankheit befallen, welche ihn längere Zeit an's Bett fesselte und von allen Arbeiten abhielt. Als er genas, war schon ein gutes Stück des Wintersemesters verstrichen und er mochte deshalb nicht mehr die theuren Collegien belegen. Nachträglich nahm er nur noch ein Practicum an und beredete sich, im Uebrigen sei es besser, für sich zu Hause zu arbeiten. Aber, wie er später selbst gestand, die Arbeitslust war dahin, und seine Fachwissenschaft insbesondere blieb brach liegen. Umsomehr konnte er seinen Träumen nachhängen, die eine immer festere Gestalt annahmen, seitdem am 1. Januar 1820 in seinem Lieblingslande Spanien Riego die Constitution von 1812 proclamirt und damit dort der offene Kampf gegen den Absolutismus begonnen hatte.

Von allem dem, was in dieser Zeit in ihm vorging, scheint er seiner Schwester Louise am meisten Rechenschaft gegeben zu haben. Der Briefwechsel mit ihr ist leider nur sehr stückweise erhalten. Ein zugleich auch an die Mutter gerichteter Brief aus dem Februar 1820 setzt uns aber mitten in die Kämpfe und Wirrnisse hinein, von denen damals Huber's Herz erfüllt war. „Ich glaubte in meinem Entschluß für meine Bestimmung fest zu sein," schreibt er, „Dein Brief hat mir die Möglichkeit meiner Schwäche gezeigt; — denn Schwäche wäre es, wenn ich den Weg, welchen ich nach meiner vollsten, innigsten Ueberzeugung für den mir bestimmten halte, da er allein meinem innersten Wesen entspricht, wenn ich diesen Weg nicht einschlüge, möge ich es immerhin aus Liebe zu Dir und der Mutter unterlassen. Die Schwäche würde an uns gestraft werden. Die entscheidende Frage ist: kann ich die Hoffnung, welche Ihr, Du und die Mutter, auf mich gesetzt habt, nur als Arzt erfüllen, und muß ich nothwendig die Bahn gehen, die Ihr bis jetzt als die meinige anzusehen pflegt, — muß ich es auch dann, wenn Ihr einsehet, daß sie für keinen Menschen auf der Welt weniger gemacht ist, als für mich, daß sie uns zwar einen großen Schmerz erspart, aber

daß ich ihr nur mit dem Bewußtſein folgen kann, nicht den Muth gehabt zu haben, meinem Gott zu folgen, und daran langſam zu Grunde zu gehen? Kann es Euch nicht beruhigen, wenn Ihr mich auf einem Wege wißt, den ich mit voller Ueberzeugung und mit dem Bewußtſein meiner Menſchenwürde wähle, weil nur er meinen Kräften einen Wirkungskreis verſpricht, wenn er mich auch eine Zeit lang von Euch fern hält, aber Euch das Bewußtſein läßt, daß ich Eurer werth bin? Kurz — muß der Adler durchaus im Staube kriechen, weil Ihr ihn vorher nicht erkanntet, und wenn Ihr ihn dann erkennt, wird es Euch nicht jammern, ihn im Staube verfaulen zu ſehen, ſtatt daß er frei der Sonne zufliegt? Es giebt zwei Arten von Menſchen, — die einen handeln und leben, die anderen beſchwatzen und bedenken, was jene gethan haben. Iſt es denn ſo entſetzlich, daß ich fühle, ich gehöre zu den erſten? Die Wiſſenſchaften verachte ich, und vor Allem die ſogenannten Naturwiſſenſchaften; ein wahres Grauen habe ich davor, wenn ich dieſe Jämmerlichkeiten höre und dagegen die Herrlichkeit der Natur bedenke, wie ich ſie ſo tief fühle. Aber eben ſo tief fühle ich, daß ſich die Natur nur im Leben in der Natur begreifen läßt. Doch wozu ſoll ich Dir hier den Fauſt abſchreiben, — wenn Du den verſtehſt, mußt Du mich auch verſtehen. — Die Geſchichte? — jede große That für Freiheit, für irgend etwas Großes ſchneidet mir tief in's Innerſte. Ich fühle wirklich einen Schmerz im Kopf, wenn ich bedenke und ſo innig fühle, daß auch ich dieſelbe That thun kann. — Als Arzt ſoll ich der Menſchheit wohlthun? Da müßte ich mein ganzes Leben erheucheln! Ich verachte die meiſten Menſchen, alle die blos leben, um zu leben, die nichts Höheres kennen als leben, nur leben, — es iſt ein Jammer! Und mit dieſem ingrimmigen Gefühl ſoll ich daſtehen, wenn Menſchen, die nie gelebt haben, im Tode jammern, während in mir die Luſt lebt, mit dem, was man Tod nennt, zu ſpielen, mich in die Fluth zu werfen und dem Sturm zu ſpotten. Ich kenne keinen Tod, denn was einmal lebte, kann nie ſterben, — ich kenne keine Trennung, als die des Mißverſtehens. Und ſo wie ich bin, wo ſoll ich hin — ohne Vaterland, ohne irgend eine Idee, für die ich leben könnte, nichts wie todte Formen,

aus denen der Geiſt gewichen iſt, — unter Menſchen, die wenig mehr als Formen ſind, — daneben ein Haufen betrunkener Knaben, die nicht wiſſen was ſie wollen? Und ſo wie ich bin, was bleibt mir anders als: entweder ohne Beſtimmung mir und Anderen mit Klagen und Unmuth zur Laſt zu ſein, und ſo endlich mir ſelbſt und Anderen verächtlich unterzugehen — oder Arzt zu bleiben, alſo ein elendes Halbding, ohne Intereſſe für die Sache, beſtändig heuchelnd, ohne nur den Willen zu haben, etwas in der Sache zu leiſten, mit Verachtung für dieſes Affenſpiel, das ſie Wiſſenſchaft nennen, — kurz ein elendes, verkrüppeltes Ding, — oder als dritter Ausweg, die Gelegenheit benutzen und Gott danken, daß ſie da iſt, und hingehen und für das Höchſte, was der Menſch hat, für die Freiheit nicht zu ſterben, ſondern zu leben. Wo? — das iſt mir einerlei, ich habe kein Vaterland, als das, wo ich meiner Idee leben kann, — ich kann mich nicht mit ſchönen Gedanken und Sentiments abſpeiſen, was in mir iſt, muß ich auslaſſen. Doch was helfen alle Worte, und gebe ſie mir Gott ſelbſt ein, wenn kein Vertrauen da iſt; — und iſt Vertrauen da, ſo reichen wenige Worte aus, — und wo ſoll ich Vertrauen finden, als bei Euch. Alſo ſage ich blos: Ich weiß, wie ſchmerzlich Euch die Trennung ſein wird; ich fühle in mir verbunden den Schmerz, den Ihr einzeln tragt, und doch ſage ich vor Gott und nach meiner innigſten Ueberzeugung: es muß ſo ſein. Ich weiß, daß dieſer Brief Dich, Mutter, wie ein Blitz aus heiterem Himmel treffen wird, und doch ſchreibe ich ihn. Iſt das nicht Beweis genug, daß es ſein muß? Ich weiß, daß Euer und mein Schmerz in unſer ganzes Leben hineinſchatten wird, und doch ſage ich, es muß ſo ſein. Es iſt beſſer, als wenn ich Eure und meine Achtung verliere, indem ich etwas aus mir zu machen ſuche, was ich nicht ſein kann. Iſt es nicht beſſer, einen fernen Sohn zu achten und zu lieben, als einen gegenwärtigen zu bedauern. Von Eurem Vertrauen verlange ich, daß Ihr mir glaubt: Hielte ich es für möglich, daß ich Euch als Arzt glücklich machen könnte, ſo wäre mir das genug, um alle meine Pläne zu vergeſſen, und dieſer Zweck wäre mir heilig geweſen, um Alles, was unheilig und gemein iſt, zu tragen, und

ſtatt des klaren Waſſers, was meiner Gluth ſich darbietet, den Sumpf zu wählen und mit Glauben, Liebe und Hoffnung hindurchzuwaten; aber ich fühle es zu tief, ich kann Euch ſo nicht glücklich machen, ſchon weil ich ſelbſt zu unglücklich wäre. Ihr müßt mir nur glauben, daß es kein augenblicklicher Einfall iſt, wie ihn ein Knabe hat, — ich bin mehr Mann, als alle Männer, die ich kenne, — ich habe Jahre lang darüber nachgedacht, bis es mir endlich klar vor Augen ſtand, was meine Beſtimmung ſei. So lange ich in den Wiſſenſchaften noch etwas Höheres zu finden hoffte, ſo lange habe ich redlich und nach Kräften gelernt. Iſt es denn ſündlich, daß ich früher zu der Erkenntniß gekommen bin, die doch das Ende alles Wiſſens iſt, daß wir nichts wiſſen können? — Ich dächte der Worte wären genug — dies iſt meine Anſicht, vielleicht bin ich ſchwach genug, anders zu handeln, aber dann bedenkt wohl, was geſchehen muß. — Auf jeden Fall iſt das Nächſte und Nöthigſte, daß wir uns ſehen und ſprechen, um uns zu verſtehen, und deshalb werde ich in vierzehn Tagen zu Euch abreiſen. Bis dahin hoffe ich Antwort zu haben. Es iſt doch nicht daran zu denken, daß Ihr mir wie einem Knaben antworten werdet, der einen dummen Einfall hat, — doch daran iſt kein Gedanke, verzeiht mir! Genug — in Spanien und Amerika wird für die Freiheit gefochten, und ich ſitze noch hier. Lebt wohl!" —

Die Mutter erhielt dieſen, ſie tief erſchütternden Brief kurz vorher, ehe ihre Tochter Louiſe eine Reiſe antreten wollte; ſie hatte Kraft genug, dieſer den Inhalt zu verſchweigen, weil ſie der einſam Reiſenden den Schmerz erſparen wollte. Sie antwortete an demſelben Tage (29. 2. 1820): „Nein, mein armer Sohn, ein Blitz aus heiterem Himmel war mir Dein Brief nicht, denn mein ganzes Leben war mit ſchwarzen Wolken umhüllt, und nur daß ich lernte, das Haupt über ſie zu heben und die ewigen Sterne zu ſchauen, konnte mich vor Untergang ſchützen. Ich habe es längſt wahrgenommen, und Du haſt es mir redlich nicht verborgen, daß Deine Wiſſenſchaft Dir nicht lieb war. Da ich aber ſah, daß keine andere Dir lieber war, erwartete ich von der Zeit und Deiner Einſicht Dein ernſtes Anſchließen an dieſelbe. So lange Du fleißig warſt, — Kenntniſſe ſammelteſt,

konnte ich warten. Nun kommt Alles zur Sprache, alſo ſprechen wir! — das heißt: ſchreiben wir!" Sie legt ihm dann dar, daß die Angelegenheit ſich beſſer zur ſchriftlichen Verhandlung als zur mündlichen eigne, daß ſie ſich ſeine Reiſe nach Stuttgart für jetzt verbitte, und daß er ihr zunächſt umſtändlich ſeinen ganzen Plan vorlegen müſſe, den ſie dann im Einzelnen berathen wollten. Sie fährt fort: „Wenn Du Deinem Willen folgſt, ſo ſtehe ich als eine betrogene Mutter und als eine Närrin vor der Welt da, und die Ruhe meines Alters iſt dahin. Ich werde dem unſeligen Verdacht ausgeſetzt, meinen Sohn zu einem der verächtlichen Milchbarts-Revolutionäre und After-Republikaner erzogen zu haben, deren unreifer Eifer jetzt das Beſtreben redlicher Bürger zerſtört. Meine Ehre iſt dann dahin, — ich erzog einen gewöhnlichen Brauſekopf, — ich flößte ihm irrige Grundſätze ein, oder ich ward von ihm, für den ich Alles that, aufgeopfert, — und wie man auch urtheilen mag, die bald ſechzigjährige Mutter iſt zum Gegenſtand des Spottes geworden, denn ſie ward ſonſt beneidet, und zum Gegenſtand des Mitleides, denn ſie ward ſonſt geachtet. Dieſem Satz wirſt Du die Pflicht entgegenſetzen, nicht auf das Gerede der Leute zu achten; dagegen frage ich, ob Du wirklich glaubſt, daß es Deinem ſelbſtgewählten Wege zum Segen dienen werde, wenn Dir von Allen, die Deinen Namen kennen, ſolche Geſinnungen nachgeſandt werden". Sie legt ſodann dar, wie ſie ihn nur mit geringen Mitteln bei ſolchem Vorhaben werde unterſtützen können, wie ſich Alles anders ſtelle, wenn er erſt promovirt ſei und dann als Feldarzt ausziehe, um Krieger zu pflegen und zu retten. Sie ſchließt mit den Worten: „Bete Du um Erleuchtung Deines Geiſtes, — denn auf irgend eine Art beteſt Du, das weiß ich, — Du biſt fromm!"

Am folgenden Tage fühlte die Mutter ſich gedrungen, noch einmal zu ſchreiben. In dieſem Briefe heißt es: „Von Allem, was ich geſtern ſagte, ändere ich kein Wort, — aber ein paar Dinge ſetze ich gerne hinzu. Zuerſt daß Du mir durch dieſe Entdeckung, ſo ſehr ſie auch meine ganze bürgerliche Exiſtenz bedroht, noch mehr lieb und werth wurdeſt, wie ſchon immer, weil, wie Desdemona ſagt: Mitleid mehrt die Fluth der Liebe,

und ſo niedergeſchlagen ich bin, fühle ich Deinen Schmerz, mich ſo unglücklich machen zu müſſen, noch viel mehr wie mein eigenes Unglück. Mein brennendſtes Weh iſt gedemüthigter Mutterſtolz. Ich bin bald ſechsundfünfzig Jahre alt, Niemand ſteht mir dafür, daß ich lebe, bis Du ein gemachter Mann biſt, — ich liebe Dich für jenes Leben, und ſo unendlich glücklich ich wäre, wenn meine immer kränker werdenden Augen vollends dunkel ſind, von Zeit zu Zeit Deine Stimme zu hören, ſo gäbe ich ja die paar Freuden leicht für Deine weitere Laufbahn hin; auch Louiſe, die einſam und hülflos daſteht, findet ja wohl in ſpäterer Zeit einen Halt, — alſo nicht, daß Du von uns getrennt ſein wirſt, iſt was mir Kummer macht; — aber daß man Dich mit den armen unruhigen Knaben in eine Klaſſe ſetzen wird, deren Briefe jetzt in den Zeitungen ſtehen, deren Eltern, deren Lehrer jetzt dem Verdacht der Regierungen ausgeſetzt ſind, das ſchlägt mich nieder. Daß ich Dich nicht mehr nennen darf, — nirgends, nirgends — daß man mich anſchauen und Dich ſchmähen wird, das nagt an meinem Leben. Ja, ich bin ſtolz und ehrgeizig und erliege je länger je mehr dem Schmerz, meiner Kinder Bahn verwirrt zu haben. Du, Dein Wille, Dein ganzes Sein hat meine Achtung und Liebe, aber Deinem Entſchluß widerſtrebt meine Vernunft". Sie ſetzt dann noch einmal auseinander, wie viel höher er ſeine Kräfte verwerthen könne, wenn er als fertiger Arzt ausziehe, und ſchließt dann mit den Worten: „Aber lieb bleibſt Du mir, und Deine Abſicht iſt edel, — alſo wie unglücklich ich bin, ſo liebe und achte ich Dich".

Huber antwortete nach Empfang des erſten Briefes (3. 3. 1820): „Tauſendmal war ich im Begriff Dir zu ſagen: nimm mich hin und vergiß Alles, und thue, als wenn es ein böſer Traum geweſen wäre! Aber es darf nicht ſein! Hier kommt es nicht darauf an, einen einzelnen Schmerz zu vermeiden, ſondern es handelt ſich um unſer ganzes Lebensglück, und da darf nur Wahrheit unter uns ſein, damit uns das Bewußtſein, daß wir wahr gehandelt haben, in jedem Falle aufrecht erhalte. Alſo ehe ich Deine Fragen beantworte, thue ich Dir die Frage, worauf Alles ankommt: hängt das Glück Deines Lebens davon ab, daß

ich als Arzt meinen Weg fortgehe, und iſt dies Glück zerſtört, wenn ich nach Spanien gehe und dort für die Freiheit fechte? Kann ich Dich nur als Arzt glücklich machen, ſo will ich es auch. Dich glücklich zu machen, iſt ein Zweck, für den zu leben es der Mühe werth iſt. Ob ich es kann, iſt ungewiß, allein wenn es gewiß iſt, daß ich Dich auf dem andern Wege unglücklich mache, ſo will ich ruhig und gerne den alten Weg fortgehen. Das heißt: ich will ſo viel Medicin lernen, als dazu gehört, um unabhängig leben zu können, damit wir ſobald als möglich zuſammen leben können. Fürchte nur nicht, daß ich mich darin ſehr tragiſch anſtellen werde und von verlorenem Lebensglück u. ſ. w. jammern, kurz daß ich mich anſtellen werde, wie ein Knabe, dem ſein Spielzeug genommen iſt. Nein, ich weiß recht gut, was ich thue; Du ſollſt mich als Mann ſehen, der ruhig und mit Ueberzeugung ſeinen Weg gewählt hat. Nur ſpreche mir dann Niemand von Wiſſenſchaft, Wohlthun, Menſchenglück u. ſ. w. Mein einziges Ziel iſt dann, Dich glücklich zu machen. Meine Anſichten von dem ganzen Jammerweſen, was wir Staat und Wiſſenſchaft nennen, und von den Affen, die ſich Menſchen ſchelten laſſen, bleibt ganz dieſelbe; aber Glaube, Liebe, Hoffnung ſoll mich durch den Sumpf führen, und Gott gebe, daß es gut gehe. Aber, liebe Mutter, verwechſele nicht den augenblicklichen Schmerz und Schreck mit verlorenem Lebensglück, kurz ſei eben ſo wahr wie ich. Auch die edelſten Menſchen urtheilen nach dem Ausgange. Daß auch auf dem Wege, den ich für den meinigen halte, eine erfreuliche Zukunft denkbar iſt, ſoll Dich eben ſo wenig beſtechen, als die Gedanken an den traurigen Ausgang. Denke mich auf einem Wege, auf welchem ich alle meine Kräfte, kurz das, was ich eigentlich bin, nicht das, was ich lernen kann oder gelernt habe, an eine Sache ſetze, die Du gewiß billigen mußt, — und dann ſage, ob ich Dich nicht glücklich machen kann, wenn ich — ob auch fern von Dir — etwas Tüchtiges leiſte. Ich wiederhole: darauf allein kommt es an, — alles Andere iſt Nebenſache. Gründe giebt es für Alles, und beweiſen läßt ſich Alles. Sobald alſo der Hauptgrund für meinen Vorſatz, daß ich es in meinem innerſten Selbſt fühle, wie ich

dorthin gehöre, nicht gelten ſoll, ſo habe ich weiter keinen. Die Sache iſt zu wichtig, als daß der Witz, der Scharfſinn und was Ihr ſo Gründe nennt, darin entſcheiden könnte. Nur Vertrauen und Wahrheit und Liebe kann hier entſcheiden, und wahr iſt Alles, was aus dem Innerſten kommt. Wer an den Gott des Innern nicht glaubt, mit dem habe ich nichts zu thun, — alles Andere iſt blos Schall und Worte. Ja gewiß, ich bin fromm und bete. — Als Antwort auf Deinen Brief Folgendes: Mein Plan iſt im Allgemeinen dieſer: Ich will den kürzeſten Weg nach Spanien gehen, (früher wollte ich nach Amerika, da ich es aber in Spanien näher habe, gehe ich dahin. Denn ich wiederhole es, wo iſt mir einerlei; das eine Volk und das eine Land iſt mir ſo nahe, wie das andere, ſobald es ſich dadurch für die Freiheit werth gemacht hat, daß es für ſie kämpft) — alſo durch die Schweiz, das ſüdliche Frankreich, dann zu Waſſer nach dem Hafen, der dem Kriege am nächſten iſt. Dann ſchließe ich mich ganz einfach den Inſurgenten an, wie, wo und als was es ſich eben machen läßt, und dann thue ich eben ſo einfach meine Schuldigkeit, — wie, kann ich von hier aus nicht ſagen, — nur auf jeden Fall wirklich als Soldat. Die Mittel, die ich brauche, ſind ſo viel Geld, als nöthig iſt, um zu Fuß nach Marſeille und von da zu Waſſer nach einem ſpaniſchen Hafen zu kommen. An fernere Unterſtützungen habe ich nicht gedacht. Avanciren werde ich durch mich ſelbſt, d. h. dadurch, daß ich thue, was ich kann, und Gott weiß es, ich kann etwas. Welches Ende ich meiner Laufbahn geben will? Wie kann ich das beſtimmen! Soll ich mir hier einen Roman erdenken? — Das habe ich Gott vertraut. Was ich hoffe? Mit Ehren zurückzukommen oder Dich bei mir zu ſehen, ſobald Spanien frei iſt. Glaube mir, von dem Verhältniß zu Dir abgeſehen, an und für ſich iſt die Sache ſo einfach wie möglich, und ich frage blos, was denn ein braver Soldat bei den Inſurgenten in Spanien gegen einen Arzt in Deutſchland verliert. Du frägſt, von welchem Gewicht ich meine Individualität für den Krieg halte? Von ſo großem, als überhaupt eine Individualität dabei ſein kann. Ich fühle es, daß ich für den Krieg, für das beſtimmte Leben und Handeln gemacht bin; ſobald ich

den Zweck feſt im Auge habe, ſo kenne ich keine Rückſichten. Doch dieſe Frage kann nur der Erfolg beantworten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in der Ausführung alle Schuld auf mich fallen muß. Uebrigens urtheilt die Welt blos nach dem Erfolg. Es kommt darauf an, daß man erſt, wenn ich weg bin, erfährt, wohin ich gegangen. Die Welt ſchwatzt dann eine Zeit lang davon und vergißt es bald. Für mich iſt das Urtheil der Welt von gar keiner Bedeutung. Segen und Fluch auf meinem Wege können blos aus meinem Innern kommen. Achten mußt Du mich, ſo lange ich mich ſelbſt achte".

Die Antwort der Mutter (10. 3. 1820) wiederholt in ſehr ernſter Weiſe alle Bedenken und Einwürfe, und ſtellt die beſtimmte Forderung, daß der Sohn zunächſt ſein mediciniſches Studium durch die Promotion abſchließe, was in ſechs Monaten geſchehen ſein könne. „Auf Deine Beſtimmung zum Arzt," ſchreibt ſie, „hätte ich nie mit Eigenſinn beſtanden; allein da Du dieſer Bahn Jahre lang folgteſt, halte ich es für nöthig, daß Du ſie vollendeſt. Was Du jetzt beginnen wollteſt, iſt keine Laufbahn, ſondern eine Epiſode. Sie hat Dich wahrſcheinlich in dem Verfolg Deiner Laufbahn ſchon lange geſtört. Bringe nun dieſe Störung durch männliches Beſtreben ein. Du ſiehſt nun klar vor Dir, daß Dein Wunſch, wenn auch erſt in einiger Zeit, erfüllt werden ſoll. Der Weg, der jetzt von Marſeille nach St. Leon geht, führt immer wohin, wo ein wackerer Arm noth thut. Alſo iſt der Aufſchub kein Verluſt. In Deinen Nebenſtunden lerne in dieſen ſechs Monaten den Theil Mathematik, der Dir nützen kann, — denn weiter ſtreben, als zum Fauſtkampf, willſt Du doch?"

Der Sohn war beſiegt, — er nahm ſein mediciniſches Studium wieder auf. Er ſchrieb (16. 3. 1820): „Die einzige Bitte, die ich jetzt an Dich habe, iſt die, daß Du es als den für unſere Zukunft feſtſtehenden Plan anſiehſt, daß ich meine ärztliche Laufbahn verfolge und daß wir zuſammenleben. Ich verſpreche Dir noch einmal, daß ich dieſen Plan nicht eher verlaſſen will, als bis Ihr, Du und Louiſe, dahin gelangt ſeid, auch in jener andern Bahn Ruhe und Glück und eine frohe

Zukunft zu ſehen. Der Aufſchub, und wäre er noch ſo lang, wird meinen Sinn nur bewähren. Aber ich werde mich nicht durch zwei Ziele irre machen laſſen, ſondern werde jetzt nur im Auge haben, bald ein ganzer Arzt zu ſein. Es reut mich nicht, ſeither einen andern Plan gehabt zu haben. Jede Prüfung und jeder Schmerz bringt unſern Geiſt weiter, und deſto mehr, je bitterer dieſer war; das ſind die eigentlichen Promotionen zu unſerem Leben; all that is, is right".

In den Briefen, die in dieſer Zeit des Sturmes und Drangs geſchrieben ſind, bietet die Handſchrift ein beſonderes Intereſſe dar: während ſie kurz vorher noch einen ſchwankenden, unfertigen Charakter hat, nimmt ſie in dieſen Sturmbriefen plötzlich die eigenthümliche, allen Freunden Huber's ſo wohlbekannte ſteile Haltung an und zeigt ſcharf ausgeprägt genau dieſelben Formen, welche er bis zu ſeinem Tode unverändert beibehielt. Nur in vereinzelten, ſichtlich in Aufregung geſchriebenen Briefen aus den Jahren 1818 und 1819 zeigen ſich verwandte Elemente. Es mag dies auch ein Beweis ſein, wie die damals beſtandenen inneren Kämpfe ihn zum Manne reiften.

Von den Göttinger Verwandten war keiner in dieſe Kämpfe eingeweiht geweſen; nur die Großmutter ward nachträglich durch Thereſe in's Vertrauen gezogen und konnte nun ihrerſeits berichten, wie ſie längſt an dem in letzter Zeit über den Enkel gekommenen, verſchloſſenen, finſtern Weſen, an der Unluſt, mit der er das früher ſo fleißig betriebene Fachſtudium jetzt behandle, an der Bitterkeit und dem Abſprechenden ſeines Urtheils erkannt habe, daß große Kriſen in ihm vorgingen. Sie habe aber gewußt, daß ſein Umgang der beſte ſei, und daß er bei ſeinen Genoſſen in hohem Anſehen ſtehe; gegen ſie habe er niemals die nöthigen Rückſichten verletzt, und ſo habe ſie ſicher vorausgeſetzt, er werde ſich auch allein wieder zurechtfinden, und ſie habe es verſchmäht, ſich in ſein Vertrauen eindrängen zu wollen. Sie ſprach ihre volle Zuſtimmung und ihre herzliche Freude zu der gefundenen Löſung aus. Zugleich wies ſie aber auch auf die Quelle hin, aus welcher ihrer Meinung nach ſolche Gefahren, wie die eben überſtandenen, hervorgehen mußten. Thereſe ſelbſt hatte es

schon als einen Fehler des Hofwyler Instituts bezeichnet, daß es die Knaben nicht rechtzeitig ihrer künftigen Laufbahn zuleite. Die Großmutter stimmt dem lebhaft bei und setzte unter Berufung auf die Autorität ihres Bruders hinzu: „Das kosmopolitische Wesen in der Erziehung schadet der wahren Vaterlandsliebe und schwächt den Trieb, in einer bestimmten Sphäre nützlich zu sein. Es ist wirklich nicht übel, die Gedanken der Kinder von früh an auf einen bestimmten Plan zu richten. Die Umstände thun dann das Ihrige, — aber der freie Wille bekommt die Richtung und zugleich die Festigkeit, deren er bedarf".

Mitten unter den Kämpfen und Sorgen war zwischen Mutter und Sohn festgestellt worden, daß dieser nunmehr Göttingen zu verlassen und sich nach Würzburg zu begeben habe, um als bayerischer Staatsangehöriger auf einer bayerischen Universität zu promoviren und sich dadurch seine Heimathsrechte zu wahren. So verließ er denn Ende März 1820 die Georgia Augusta, der er drei und ein halbes Jahr angehört hatte. Wir erfahren nichts von besonderer Rührung, die er dabei gefühlt hat. Die Großmutter gab ihm noch das gute Zeugniß auf den Weg, daß ein gewisser Geist der Ordnung, den sie früher nicht so recht deutlich gewahr geworden sei, sich in allen seinen Vorbereitungen für die Uebersiedelung kundgethan habe. Sein Koffer namentlich sei musterhaft gepackt.

Aber Göttingen sollte ihm noch einen bittern Kummer nachsenden. Schon als er abreisen wollte, reichte das Geld wider Verhoffen nicht aus, um alle geltend gemachten Ansprüche zu befriedigen. Er mußte bei der Großmutter ein Darlehn machen. Nun kam noch eine große Forderung hinterher, und er konnte es nicht leugnen, er hatte Schulden hinterlassen. Die Entstehung derselben war freilich charakteristisch genug. Er hatte nämlich während der viertehalb Jahre alle Kleider, welche er zu bedürfen glaubte, bei einem Schneider bestellt, dem er es überließ, das nöthige Zeug vom Tuchhändler zu entnehmen, und er hatte die ihm vom Schneider gestellten Rechnungen gewissenhaft bezahlt. Es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß die von dem Schneider geforderte Summe zu gering sei, als daß dafür die

ganze Kleidung geliefert werden könne, ſondern, indem er den Schneiderlohn bezahlte, glaubte er den Rock bezahlt zu haben. Der Lieferant des Tuchs hatte ſich geſcheut, dem Enkel der als reich geltenden Frau Geheime-Juſtizräthin Heyne unverlangt eine mahnende Rechnung in's Haus zu ſenden, und er hatte gewartet, bis der Vogel ausgeflogen. Nun meldete er ſich mit einer hochaufgelaufenen Forderung. Da half denn nichts, von der Mutter, die ohnehin ſchon ſtreng arbeitete, um die Mittel zu dem Würzburger Studium und zur Promotion zu beſchaffen, mußte nun auch Geld für die Göttinger Schuld begehrt werden. Er thut es in einem kurzen Briefe, der den Hergang erzählt, kein Wort der Entſchuldigung enthält und doch das tiefe Gefühl der Beſchämung und des Schmerzes erkennen läßt, welches den Schreiber erfüllt. „Das ſind Nachwehen," ſchreibt er (9. 5. 1820), „wenn man ſeine Sachen einmal anders machen wollte, als alle Welt, — nun habe ich darüber wie ein alberner Junge Schulden gemacht. Das fehlte mir noch!"

Den 9. April 1820 war er in Würzburg eingezogen. In einem in der erſten Zeit von dort aus geſchriebenen Briefe ſchildert er ſeinen Zuſtand dahin (22. 4. 1820): „Wenn Du bedenkſt, daß ich von allem dem, was ich in den vorigen Briefen Dir ſchrieb, nichts zurücknehmen kann, ſo wirſt Du Dir wohl denken können, daß ich eben nicht ſehr zufrieden bin, — doch das habe ich ja auch nicht erwartet, — aber die Sachen ſehen und ſagen, wie ſie ſind, und ſich nichts weismachen, heißt noch nicht ſich beklagen. Uebrigens iſt es jetzt hier wunderſchön, man genießt jeden Tag, als wenn er nun nicht ſchöner werden könnte, und den folgenden Tag iſt er doch noch ſchöner. Die Zeit her habe ich eigentlich zum erſten Mal Natur und Poeſie als Erholung und Troſt betrachtet, — ſonſt war mir es wie Athemholen. Gott Lob, daß ich den Shakeſpeare habe! Ich habe mir nun zwar vorgenommen, mich hier etwas mit honnetten Leuten abzugeben, aber — ſo lange ich ſelbſt kein Philiſter bin, wird mir unter ihnen nicht froh ſein. — Worte, Worte, Worte! ſagt Hamlet. Auf jeden Fall bin ich froh, wieder in Süddeutſchland zu ſein".

Die Briefe der nächsten Zeit zeigen, wie schwer er noch immer mit den in ihm aufgewühlten Mächten zu ringen hatte; aber sie lassen auch erkennen, daß er mehr in die Tiefe der Dinge einzugehen begann, und indem die Mutter den mancherlei Extravaganzen seines Gefühllebens tapfer und mannhaft entgegentrat, nöthigte sie ihn, die von ihm eingenommene Stellung Schritt für Schritt zu vertheidigen und dabei mancherlei Ueberschwenglichkeiten fahren zu lassen. So hatte er geschrieben (22. 5. 1820): „Ja, wenn ich mich erst einmal überzeugt hätte, daß die Bestimmung des Mannes die sei, hier und da, wo sich ihm die Gelegenheit bietet, einzelnes Gutes zu thun und so seinen Kahn sicher in den Hafen zu leiten, dann wollte ich gern Kohl pflanzen und dergl. Aber laß uns den Menschen, das Ebenbild Gottes, als den Gipfel der Pyramide unserer Natur ansehen! Die Bestimmung des Bibers, der Biene u. s. w. ist, in einem Staate nach ihrer Art zu leben, — das ist ihr Naturgesetz. Eben so gut ist es auch für den Menschen Naturgesetz, in einem Staate nach seiner Art zu leben. Wenn Du mir das zugiebst, so mußt Du es auch für meine Pflicht halten und für die Lebensbestimmung eines Jeden, einen Staat zu suchen oder zu schaffen, der besser ist als eine Bibercolonie. Ich frage Dich selbst, ob unsere deutschen Staaten über oder unter einem Biberstaat stehen, — was sind sie mehr als wohleingerichtete (?) Maschinen. Ich wüßte keine einzige Wahrheit der Bibel, die meiner Lebensauffassung widerspräche. Im Gegentheil ist mir das ein Beweis für ihre Göttlichkeit, daß sie für Jeden wahr ist und in jeder Lage, also auch für den, der — kein Biber sein mag. Sie ist wahr, wie die Natur wahr ist, und ihre scheinbaren Widersprüche sind gerade Beweise ihrer Wahrheit und Göttlichkeit, was dasselbe ist".

Der Mutter ging die Aeußerung, daß ihm das einzelne Gutesthun keinen Werth habe, sehr zu Herzen. Sie schrieb (29. 5. 1820): „Wenn Brutus Cäsar mordete, so begreife ich das, er liebte Rom mehr; wenn der starre Krieger Heere opfert, so begreife ich es, er liebt den Ruhm, — aber wenn ein Mensch, den keine hinreißende Leidenschaft beseelt, ohne den Trieb ist, Gutes zu thun, so muß ich glauben, seinem Gemüth mangele

die Liebe, ohne welche die Größe kein Herz befriedigen kann. Ich verſtehe wohl, wie ein junges Gemüth das Gute, was ihm zu thun etwa im Wege liegt, klein finden und ganz anderes, größeres Gutes thun möchte, — aber wie kann es fragen, ob überhaupt Gutes zu thun Pflicht ſei? — kannſt Du es denn laſſen?"

„Verwarf ich denn das einzelne Gute," antwortet er (15. 6. 1820), „oder ſchließt das allgemeine Gute, wonach ich ſtrebe, das einzelne Gute aus? — oder dieſes jenes? — Gewiß nicht! Die Frage iſt nur, welches höher ſteht. Ich muß wieder ein abſonderliches Bild brauchen. Jenes, das allgemeine Gute, iſt das Ziel unſeres Marſches, dieſes ſind die Verhaltungsbefehle unterwegs. Giebſt Du zu, daß der Menſch in einem ſeiner Natur entſprechenden Staate leben muß, daß er dieſem die Geſtalt giebt, die ihm als dem Tempel Gottes geziemt, ſo mußt Du es auch für die Beſtimmung des Mannes halten, darnach zu ſtreben und das zu ſuchen, — und Du mußt zugeben, daß dem Manne ſeine Axe fehlt, wenn er dieſes Streben aufgiebt. Gieb mir einen Staat, von dem Du mit gutem Gewiſſen ſagen kannſt, er iſt ein Tempel Gottes, oder gieb mir auch nur einen, in dem ein Mann — von dem Shakeſpeare ſagen kann: Er war ein Mann — ſich nicht ſchämen muß, zu leben; und wenn ich dann nicht ruhig bin, ſei es als Arzt, oder als Handwerker, oder als was man mich brauchen kann, wenn ich dann noch nach etwas Anderem ſtrebe, als einzelnes Gutes zu thun, ſo glaube, daß es mir an Liebe, an Trieb zum Guten überhaupt fehle. Ob ich jenes Ziel erreichen werde, ob es überhaupt erreichbar iſt, ob ich auf jenem Wege ſtraucheln werde? Sollen mich dieſe Zweifel abhalten, darnach zu ſtreben? — Erreichen werden wir das Ziel gewiß, — denn was denkſt Du Dir unter dem Himmel, — oder nenne es, wie Du willſt, anders als einen Tempel der Wahrheit und Freiheit? Daß ich darüber nachdenke, was denn eigentlich mein Lebensweg ſei, kannſt Du doch wahrlich nicht Grübelei nennen. Worüber ſoll man denn eigentlich denken, wenn das nicht der Mühe werth iſt? Hätteſt Du mich lieber ſo, wie Tauſende, die nichts wollen, als ſich möglichſt ehrlich und fromm durch das

Leben zu ſchieben, — die ſich das Gute oder Böſe, das ihnen durch Solche wird, welche nicht für ſich allein leben, ruhig gefallen laſſen, wenn dieſe ſtark ſind, — die ſie verfolgen, wenn ſie ſchwach ſind, und dabei immer Gott danken, daß ſie nicht ſind wie dieſer Einer. Oder ſollteſt Du mir vorwerfen, daß meine Anſicht zu ſubtil und nicht für das Leben ſei? Ich denke, bei der Ausführung jeder Idee kommt Irdiſches genug hinzu, und da kann es nicht ſchaden, ſich ſeine Idee etwas hoch zu hängen. Wer beim Auslaufen in's Leben ſchon ſeine Idee nicht höher ſetzt als den Brodkorb, der iſt wahrlich in Gefahr, ſie während der Reiſe im Dreck zu verlieren. Den heutigen Tag nützen und auf dem angewieſenen Wege fortzurücken, das iſt auch mein Geheimniß. Tauſende ſind aber ſo glücklich, ſchon in der Geburt auf den Weg zu fallen, der nach ihrem Ziele führt. Sie brauchen blos der Naſe nachzugehen und es kommt ihnen mit dem Eſſen und Trinken, daß ſie am Ende die beſte Gelegenheit kriegen, ſich für was Geſcheidtes erſchießen zu laſſen, — und brauchen gar nichts dazu zu thun. Das ſind die eigentlichen Glückskinder! Zeig' mir in meinem ganzen Weſen nur eine Ecke, die in dieſe Wirthſchaft um uns her paßt! Und das Schlimmſte iſt, wenn ich ein ſogenannter Schwärmer wäre, ſo könnte ſich das bald geben nach einigen kalten Tropf- oder Sturzbädern, — aber für einen Schwärmer bin ich zu proſaiſch, knorrig, hart — kurz inkurabel."

Aber er fand dennoch in Würzburg ein Heil- oder wenigſtens ein kräftiges Linderungsmittel für ſeine Schwermuth, das war tüchtige Arbeit. Er hatte ſich von Neuem überzeugt, daß er der Medicin treu bleiben müſſe, um durch ſie einen Erwerbszweig und ſomit einen ſichern Halt im Leben zu haben, und er ſetzte ſich deshalb jetzt mit aller Kraft daran, ſein Studium zum Abſchluß zu bringen. Er hörte noch einige, ihm nöthig erſcheinende Collegien und wiederholte, was er früher getrieben hatte. Seine meiſtens kurz gehaltenen Briefe klingen auch bald fröhlicher. Dazwiſchen improviſirte er im Auguſt eine Erholungsfahrt nach Darmſtadt, zu welcher ihn ein junger Künſtler, der Architekt Zabig (genannt Zanth), verlockte, der von einem Freunde empfohlen ihn einige Tage beſucht hatte. „So habe ich doch einmal wieder

ſchöne Bäume, Berge, Gemälde und alles Mögliche geſehen — ſchrieb er der Mutter (5. 8. 1820), „und dazu ſehr viel luſtige — nebſt ein paar braven Leuten. Wir ſind ſehr vernünftig gereiſt — haben überall Kirchen und Grabmäler angeſehen und viel Vernünftiges über Kunſt geſchwatzt, — aber noch mehr dummen Spaß gemacht und vor Allem ſehr viel gelacht."

Sein Würzburger Umgang befriedigte ihn wenig; er ſchätze ihn nur, meint er einmal, weil er ihm eine heilſame Quälerei ſei; nur weil er die Menſchen nicht möge, zwinge er ſich mit ihnen zu verkehren. Uebrigens trat er damals ſchon mit Friedrich Julius Stahl in Berührung, der ihm im ſpäteren Leben trotz mancher aus ihrer verſchiedenen Art hervorgehenden Differenzen ein naher Freund werden ſollte. Sie ſcheinen damals wenig Anziehungskraft auf einander geübt zu haben. Auch die freundſchaftlichen Beziehungen zu dem jetzigen Reichsrath Döllinger ſcheinen in jener Zeit ihre erſten Anfänge gehabt zu haben.

Der Erwerbung des Doctorgrades ſtellten ſich unerwartete Schwierigkeiten entgegen. Von den bayeriſchen Landeskindern, für welche die Promotion auf einer bayeriſchen Univerſität eine der Bedingungen für die ärztliche Praxis war, wurde der Nachweis über Beſuch eines bayeriſchen Gymnaſiums und über das Hören einer beſtimmten Zahl von Collegien erfordert. Huber hatte das Alles nicht beachtet und auch wohl vorher nie etwas von dieſen Vorſchriften erfahren, und nun war guter Rath theuer. Wäre es nach ſeinem Wunſch gegangen, ſo hätte er auf ſeine bayeriſche Zugehörigkeit verzichtet und ſeine Eigenſchaft als geborener Stuttgarter geltend gemacht. Dann hätte er ohne Weiteres zur Promotion zugelaſſen werden können. Aber die Mutter wollte ſeine Zukunft in Bayern gewahrt haben, zumal ſie ſchon die Zuſage für ein Reiſeſtipendium in München erwirkt hatte. Sie ſetzte daher alle ihre dortigen Hebel in Bewegung, und nachdem ſeine Hofwyler und Göttinger Lehrer, und zumal Blumenbach, das Beſte atteſtirt hatten, erlangte ſie es, daß ihr Sohn von der Beibringung der vorgeſchriebenen Zeugniſſe unter der Bedingung entbunden ward, daß er ſich einem beſondern Exa-

über Geschichte, Philologie und Mathematik unterwerfe. Darüber waren aber die Herbstferien herbeigekommen, und nun konnte er wiederum nicht zur Prüfung gelangen. Da schreibt er denn trübselig (26. 9. 1820): „Da sitz ich immer mutterseelenallein in meiner Kajüte und sehe wie der Wind die Bäume zerrt; ich höre den ganzen Tag, wie er durch die Stube pfeift, als wenn er hinter meinem Stuhl stände, — und davon wird man so dumm im Kopfe, — noch viel dümmer wie vom Studiren. Erträglichen Umgang habe ich gar nicht, — kurz „es möchte kein Hund mehr länger so leben". Und „der Magie" kann man sich doch heute nicht mehr ergeben, — also muß man den Wind blasen lassen. Das Alles ist aber deshalb nur so ärgerlich, weil ich hier nur noch an einem Faden hänge, und dann gleich bei Euch sein könnte. Außerdem bin ich jetzt gerade in der höchsten Blüthe oder Reife meiner Weisheit, — auf dem Punkte, von wo es nur abwärts geht; ich bin so vollgepfropft, daß, wenn das Examen mir nicht bald hilft, sehr zu fürchten ist, daß der Schuß in die Luft geht. Ich kann mich schon sehen, wie ich um Hülfe rufe, weil ich die Menge nicht mehr halten kann. Schreibe doch recht bald, mir oder dem Minister oder sonst Jemandem".

Endlich am 26. October ward er erlöst. Die vielseitige Prüfung wurde bestanden, und am 4. November hatte die öffentliche Disputation statt, die wie gewöhnlich als bloße formelle Ceremonie verlaufen zu sein scheint, obgleich einzelne der von Huber aufgestellten Thesen herausfordernd genug waren und die ketzerische Stellung, welche er zur Arzneiwissenschaft einzunehmen begonnen hatte, hinreichend kennzeichneten. So stellte er die Sätze auf: „Der Act der Zeugung und somit der Anfang des Lebens wird immer in Dunkel gehüllt sein, und muß es der Natur der Sache nach sein. Da uns also eine genaue Kenntniß dieses Actes abgeht, so ist es mit der ganzen Naturwissenschaft sehr schwach bestellt, — dem ganzen Gebäude fehlt das Fundament. Die Erfahrung ist die einzige zuverlässige Rathgeberin für den praktischen Arzt; die Theorie ist durchaus trügerisch u. s. w."

Wenige Tage ſpäter eilte der junge Doctor zu einem
wie er damals meinte, kurzen Aufenthalt nach Stuttgart,
Mutter und Schweſter ihn mit Ungeduld erwarteten, und v
wo er dann zur Vollendung ſeiner ärztlichen Ausbildung n
Paris gehen wollte.

V.

Wanderjahre.

Stuttgart. Paris. Spanien. Liſſabon. Edinburgh. London. Göttingen.
1820 bis 1824.

Den Winter 1820 auf 1821 blieb Huber in Stuttgart. Seine Mutter führte dort ſeit 1819 die Redaction der im Cotta'ſchen Verlag erſcheinenden Zeitſchrift „Morgenblatt für gebildete Stände", des damals unzweifelhaft am meiſten angeſehenen und ſehr verbreiteten belletriſtiſchen Blattes. Ueber die Art und Weiſe, wie ſie dies Amt verwaltete, ſpricht ſich ein nach ihrem Tode in dem Morgenblatt erſchienener, aus ſachverſtändiger und competenter Feder ſtammender Nachruf (1829 Nr. 194) ausführlich aus. Dort heißt es: „Man konnte fürchten, der Kreis der Gegenſtände, deren Mannigfaltigkeit bisher einen beſondern Vorzug des Blattes ausgemacht hatte, möchte ſich unter den Händen einer Frau verengen, das Wiſſenſchaftliche, was hier mehr als in anderen Unterhaltungsblättern beſprochen wurde, möchte von den Arbeiten einer Erzählerin von Profeſſion allmählich verdrängt werden; — das Gegentheil geſchah. Mit wirklich männlichem Geiſte ſuchte die neue Redaction aus allen Fächern des Wiſſens dasjenige in ihren Kreis zu ziehen, was für denſelben irgend paſſend, was zur Belehrung, zur Erhebung des Geiſtes ihrer Leſer, ohne intellectuelle und moraliſche Pedanterie, dienen konnte. Sitten und Inſtitutionen, Erfindungen, Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, nach Allem ſah der gebildete und wißbegierige Geiſt dieſer Frau ſich um, zog, was

in dem Bereich ihres Blattes war, herein in daſſelbe, und erweiterte die Rubriken: Reiſen, Länder- und Völkerkunde, Naturwiſſenſchaftliches, während der Raum für Erzählungen und Romane, ſelbſt unter dem Tadel des nach leichterer Speiſe verlangenden Publikums, beſchränkt blieb. Jenes Streben nach Univerſalität wurde bei ihr begünſtigt und unterſtützt durch eine ausgebreitete Kenntniß der auswärtigen Litteratur, die ſie jedoch nie zu mageren Auszügen und trockenen Notizen benutzte, ſondern immer mit ihrem eigenen Geiſte zu amalgamiren und, wie in ihren Werken, ſelbſtändig zu behandeln wußte. Sie brachte aus den unter politiſchen Stürmen verlebten Jahren ihrer Jugend und ihres beſten Alters zu dieſem Geſchäfte der Matrone eine reiche Lebenserfahrung, einen bei einem weiblichen Geiſte höchſt ſeltenen Ueberblick von Welt und Zeit, und jenen allgemeinen Freiheitsſinn, jenes Unabhängigkeitsgefühl, die Begeiſterung für Wahrheit und Recht, die jeder Schriftſteller haben ſoll, mit. Mit dieſen Eigenſchaften war eine, unter den Erfahrungen einer Zeit, welche in Manchen die Intoleranz beſtärkt hatte, erworbene und ſtets wachſende Duldſamkeit gegen anders Denkende verbunden, und dieſe äußerte ſich auch beſonders in der Würdigung der ihrem Blatte angebotenen Arbeiten, welche, ſobald ſie an und für ſich tüchtig waren, auch mit Selbſtverleugnung aufzunehmen ſie ſich zur Pflicht machte, ſo lange ſie nicht fürchten durfte, daß jene Toleranz zur Charakterloſigkeit führen würde".

Die Art und Weiſe, wie Thereſe Huber die Redaction des ſechsmal wöchentlich erſcheinenden Blattes führte, forderte ſtete Hingabe und angeſtrengte Arbeit, und da ſie fortfuhr, als Novellenſchreiberin zu produciren und bald dieſes, bald jenes Unternehmen durch die erbetenen Beiträge zu unterſtützen, ſo mußte ſie große Anforderungen an ihre Arbeitskraft ſtellen. Ihre bei ihr weilende Tochter war eine Meiſterin auf dem Gebiete weiblicher Handarbeiten und trug damit ihrerſeits zum Erwerb bei, während ſie zugleich umfaſſende Kenntniſſe in neueren Sprachen und Litteratur einſammelte und ſich gelegentlich auch an litterariſchen Arbeiten, namentlich Ueberſetzungen, helfend betheiligte. Daneben wurden beide Frauen von einer mannigfachen und be-

lebten Geſelligkeit in Anſpruch genommen. Von ihrem erſten Aufenthalt in Stuttgart her (1802) hatte Thereſe Huber enge freundſchaftliche Beziehungen zu einer Anzahl Familien behalten, die jetzt in hohen Würden und Anſehen ſtanden. Nach ihrer 1816 erfolgten Rückkehr hatten ſich bald zahlreiche neue Beziehungen geknüpft, und Alles, was geiſtig oder geſellſchaftlich eine hervorragende Stellung im Stuttgarter Leben einnahm, hatte ſie in ſeine Kreiſe zu ziehen geſucht. Am königlichen Hofe wurde ſie mit Auszeichnung empfangen, — zu mehreren Häuſern von Miniſtern und Diplomaten ſtanden beide Damen in nahen freundſchaftlichen Verhältniſſen, und die Männer der Kunſt oder Wiſſenſchaft, ſowohl die einheimiſchen wie der alte Matthiſſon und der junge Guſtav Schwab, als die zahlreichen Fremden, welche ſich in Stuttgart aufzuhalten pflegten, gingen in ihrer beſcheidenen Häuslichkeit aus und ein.

Hiernach geſtalteten ſich die Einflüſſe, unter welchen Huber den Winter verbrachte. Ueber ſeine perſönlichen Erlebniſſe, namentlich über ſeine weitere geiſtige Entwicklung in dieſer Zeit, erfahren wir nur wenig; — er war ja mit der Mutter und mit der Schweſter, welche ſeither ſeine brieflichen Geſtändniſſe erhalten hatten, vereinigt, und es liegen uns keinerlei Briefe von ihm aus jener Zeit vor. Die Mutter ſchrieb ihrer Tochter Thereſe Forſter bald nach ſeiner Ankunft (1. 12. 1820): „Aimé iſt ſehr brav, iſt viel weniger empfindlich, von einer Kindlichkeit und Wahrhaftigkeit der Aeußerungen, die ſehr achtenswerth iſt. Er hat eine Menge Kenntniſſe und eine natürliche Abneigung gegen alles Gemeine. Gegen Frauen iſt er ſehr verbindlich, gauche aber mit ingenuité, nicht mit embarras. Er iſt blühend, geſund, entſtellt ſich durch ſtete Faxen und Farcen, die oft zum Todtlachen ſind, die er aber nie am unrechten Orte anbringt. Seine Anſichten von Menſchen und Dingen ſind zu ſcharf, aber ſehr richtig, vorurtheilsfrei und parteilos. Vom Deutſchthümler iſt keine Spur in ihm, aber er überſieht ebenſo jede andere Sucht und hält ſich allein. An Ordnung iſt nicht bei ihm zu denken. Seine Wäſche, ſeine Kleider ſind alle delaborirt; doch putzt er ſich gern und ſieht gut aus".

Am Ende seines Stuttgarter Aufenthalts schrieb die Mutter: „Wahrhaftig, die Zeit, welche Aimé hier zubringt, ist nach keiner Seite hin eine verlorene. Er ist vom Morgen bis zum Abend occupirt; er hat Gelegenheit, mehr von der Welt zu sehen, als seither, und gewinnt gesellige Bildung, ohne seine Jugendlichkeit und Einfachheit einzubüßen, die ihm so gut steht. Sein Gesichtsausdruck, der ein wenig satyrisch und nachdenklich ist, hat mehr Charakter, als man nach seiner großen Jugend erwarten sollte. Er beobachtet gut, — so noch am letzten Montag, als wir auf einer Soirée des östrreichischen Gesandten waren, — und stellt hernach das, was er gesehen hat, mit viel Bonhomie und Komik dar".

Seine nächste Aufgabe war, die ihm wegen seiner Promotion noch obliegende Pflicht zu erfüllen und eine medicinische Dissertation zu schreiben. Er hatte die Gesichtspunkte, welche er bei der Wahl eines Themas nehmen wollte, der Mutter schon in einem Briefe von Würzburg aus dargelegt. Er hatte geschrieben: „Abgesehen davon, daß mir der ganze Bau lächerlich ist, weil er kein Fundament hat und nie eine Spitze kriegen kann, so glaube ich, daß ein Lehrbursche und Handlanger nichts Gescheidteres thun kann, als einzelne Steine zuzutragen, — z. B. die genaue Beschreibung irgend eines Thieres, — damit die Baumeister und Gesellen den Stein hinsetzen, wo er nach ihrer Ansicht hingehört, — der Lehrbursche müßte denn irgend einen außerordentlichen Einfall haben, was bei mir gar nicht der Fall ist, wenigstens keinen, den die Baumeister verbrauchen (verdauen) können. Hinwiederum könnte man leicht mit der Kelle an die Ohren geschlagen werden, und das ist doch fatal, so lange man noch mitbauen muß".

Durch Blumenbach's vergleichende Anatomie angeregt, hatte er sich die Untersuchung des eigenthümlichen Schnabelbaues des Spechts zur Aufgabe gestellt. Da es ihm in Stuttgart an litterarischen Hülfsmitteln fehlte und er doch in Uebereinstimmung mit dem dringenden Wunsche der Mutter dort einige Zeit bleiben wollte, so hatte er Blumenbach's Hülfe zur Beschaffung des litterarischen Apparats in Anspruch genommen; als diese

einige Zeit ausblieb, so mahnte die Mutter in einem an Adele Blumenbach gerichteten Briefe. Sie schrieb dabei (19. 12.): „Die Tage und Wochen, in denen Aimé auf Deines Vaters gütig versprochenen Bescheid wartet, verfließen recht schmerzlich. Wegen seiner Zeitbenutzung habe ich keine Sorge, denn der Mensch kennt keine unnütze Ausgabe oder Zeitversplitterung. Er hat für Cotta gearbeitet, übersetzt vielerlei für mich und liest Geschichte (Romane las er in den ersten vierzehn Tagen, nun ist er es satt); er geht, um Zeitungen zu lesen, auf's Museum und bringt jeden Abend bei uns oder in unserer Gesellschaft zu. Aber mir liegt es sehr am Herzen, daß er seine Dissertation schreibt, ehe er nach Paris geht, schon um seiner Reputation in München willen. Indeß anatomirt er Spechte, die mir von allen Seiten in's Haus fliegen, weil ich meinen Jäger-Gönnern, vom Oberforstdirector bis zum Oberförster Auftrag gab, dergleichen schießen zu lassen".

Blumenbach's Mittheilungen über die Litteratur gingen endlich ein, und es kam eine kurze, dem Onkel Blumenbach dedicirte, lateinische Dissertation: De lingua et osse hyoideo pici viridis, in Quart gedruckt Stuttgardiae 1821, zu Stande, der zwei von Huber selbst auf Stein gezeichnete Tafeln mit anatomischen Abbildungen beigegeben sind.

Bis die Dissertation aber von der Würzburger Facultät approbirt, bis die verschiedenen nothwendigen oder für nothwendig gehaltenen Atteste ertheilt und allerlei formale Schwierigkeiten, die aus Huber's langer Abwesenheit aus Bayern entstanden waren, beseitigt, und bis dann endlich auf Grund dieser Papiere ein längst von der bayerischen Regierung bewilligtes Reisestipendium von 1000 Gulden wirklich zahlbar geworden war, vergingen viele Monate, worüber sich in den Briefen der Mutter manche bittere Klage befindet. Huber benutzte die dadurch gegebene Muße, um zu seinen spanischen Sprachstudien zurückzukehren. Die Frucht derselben war ein kleines Heft, welches unter dem Titel: „Sammlung spanischer Romanzen aus der früheren Zeit" anonym bei Sauerländer in Aarau 1821 erschien. In der von der Mutter geschriebenen Vorrede heißt es: „Der Uebersetzer lernte die spanische Sprache

mit dem Eifer, wie der Liebende die Sprache der Geliebten lernen würde, wenn ſie eine ihm fremde ſpräche, denn er hielt ſie in ſeinem jugendlichen Muth für die Sprache der Freiheit. So wie der Liebende ward er auch von dem Eigenthümlichen, was ſie ihm ſagte, lebhaft durchdrungen und ſprach es freudig in ſeiner Mutterſprache nach".

Die Sammlung enthält allerlei Scherzgedichte, Liebeslieder und Balladen, zum Theil in einem ſehr derben Ton, aber alle von charakteriſtiſch nationaler Färbung. Die Ueberſetzung läßt das Streben erkennen, das Original genau wiederzugeben, und unter dieſem Streben hat hin und wieder die Eleganz der Form gelitten. Als Probe mögen die erſten Verſe des erſten Liedes „Der Knabe und das Mägdlein" folgen:

„Mein Bruder Bartolo
Zieht nach England 'nüber,
Den Dragon zu tödten,
Die Königin zu fangen
Und alle Lutheraner.
Die ſind ſchlimme Ketzer!
Und er ſoll mir bringen
Aus dem Krieg zurück
n'en kleinen Lutheraner
An einem Kettelein
Und der Frau Großmutter
Eine Lutheranerin" u. ſ. w.

Noch von einer andern Arbeit Huber's aus dieſer Zeit erfahren wir. Die Mutter ſchrieb (1. 5. 1821): „Seit Aimé's Abreiſe habe ich eine infernale Arbeit gehabt, indem ich ſein Manuſcript über die Eingeborenen von Süd-Amerika corrigirte. Er hat zwölf ſpaniſche Werke excerpirt, um daraus ein Bild der amerikaniſchen Volksſtämme zu gewinnen, welche auf den Gang der dortigen Revolution und die neue Ordnung der Dinge von größter Wichtigkeit ſind. Es mag ſelten genug ſein, daß ein junger Enthuſiaſt von einundzwanzig Jahren, der von den Schönheiten der Poeſie durchdrungen iſt, ein paar Dutzend Blätter ohne alle Declamation und Gefühlsäußerung ſchreibt, — ſein Styl iſt klar und präcis. Gubitz will dieſen Aufſatz (im Geſellſchafter) drucken laſſen".

Aus diesen Beschäftigungen geht schon hervor, wie seine Fachwissenschaft alsbald wieder bei ihm in den Hintergrund getreten war, nachdem er ihr den durch die Promotion gebotenen Tribut dargebracht hatte. Das bestätigt auch die Mutter, indem sie schreibt (1. 12. 1820): „Er liebt keine positive Brodwissenschaft, aber er ist fest entschlossen, durch sie sich zum selbständigen und womöglich auch sorgenfreien Manne zu machen. Ich hoffe, wenn er seine Wissenschaft erst in ganz heterogenen Beziehungen betrachten wird, wenn er sie in dem fremdnationalen Gewande und gehoben durch ihre Stellung in einem großen Staatskörper erkennen wird, wenn er, mit anderen Worten, aus dem deutschen Professorenkram heraus ist, so wird sie auch ein größeres Uebergewicht in seinem Kopf und Herzen gewinnen". Wir werden sehen, wie sehr sich die Mutter in dieser Annahme täuschte.

Ohne alle innere Stürme scheint auch der Stuttgarter Aufenthalt nicht verflossen zu sein. Seit dem Sommer 1820 hatte eine von unzufriedenen Militärs und dem Geheimbunde der Carbonari angezettelte unblutige Revolution Besitz von Neapel genommen und den König durch Aufdrängung der ultraliberalen Verfassung — einer vollständigen Copie der spanischen Verfassung von 1812 — völlig machtlos gemacht. Im October tagten deshalb die Großmächte in Troppau, und im Januar 1821 trat der Congreß in Laibach zusammen, worauf Oesterreich die Herstellung des monarchischen Regiments in Neapel mittelst eines Einmarsches seiner Armee übernahm. Daß der König von Neapel, welcher mit Genehmigung seines Parlaments dem Congreß beiwohnte, nicht, wie man ihm vorgeschrieben und von ihm gehofft hatte, die von ihm beschworene Verfassung energisch vertrat, sondern sich in das gegnerische Lager begab, rief in der öffentlichen Meinung große Entrüstung gegen ihn hervor. Man erwartete, daß die Neapolitaner tapfer für ihre Freiheit kämpfen würden, und Aller Augen waren im Februar und März nach Süden gerichtet. Auch Therese Huber schrieb damals ihrer Tochter (20. 3. 1821): „Unser Interesse ist jetzt Neapel, — allgemeiner und also wirksamer war lange kein Interesse wie dieses. Neapel hat so viele Parteigänger, wie Constitutions-Menschen sind. Ohne

über die Weise zu urtheilen, wie Neapel sich constituirte, ruft ihm Alles Heil! Heil! zu. Es ist merkwürdig, wie das Böse der Fürsten, welches man ehemals still duldete, jetzt ihr Ansehen auflöst, und wie alle alten Bande verrotten. Der Schwurbruch des unseligen Königs von Neapel hat den Königen mehr geschadet, als eine neue Revolution. Der Verdacht, daß der Papst ihn des Eides entbunden, hat der Hierarchie mehr geschadet, wie es eine Kirchenversammlung thun würde. Mir ist, als sähe ich die Throne herabrollen in zunehmender Schnelle und das Meer neuer Gestaltungen".

Es läßt sich denken, wie es in diesen Monaten auch in dem Sohne gekocht hat und wie er mit dem alten Wunsch: mit drein zu schlagen und für die Freiheit zu kämpfen, hat ringen müssen. In einem Briefe der Mutter vom 28. März klagt sie, daß sich die Abreise nach Paris so verzögert habe und er deshalb jetzt, anstatt wieder in Mitte seiner medicinischen Studien zu sein, sich den aufregenden Tagesereignissen mit ganzer Seele hingeben könne. Nach diesem Briefe scheint der Entschluß, wenigstens als Militärarzt auszuziehen, bereits gefaßt zu sein. Die sehr bald eintreffende Nachricht von dem unendlich kläglichen Ausgang des neapolitanischen Widerstandes mußte solche Pläne aber bald zu Schanden machen. Auch scheint er sich dann wieder zu dem festen Entschluß durchgerungen zu haben, der Medicin treu zu bleiben und sich baldmöglichst eine sichere Existenz zu verschaffen, um mit Mutter und Schwester vereint leben zu können.

Das Glück eines solchen Zusammenlebens war ihnen allen Dreien während dieses Winters zur vollen Gewißheit geworden, und in ihren Briefen tönt noch lange die Freude nach, welche sie daran empfunden hatten. Die Schwester sprach es geradezu aus, durch den Hinzutritt des Bruders sei erst das seither nur zwischen Arbeit und Geselligkeit getheilte Leben der beiden einzelnen Damen zum rechten Familienleben geworden, und so hatte er ihnen einen Segen gebracht, den er reichlich erstattet erhielt. Er hatte aber auch gesehen, wie die alternde und oft kränkelnde Mutter unter der schweren Bürde der täglichen Arbeit und der Abhängigkeit von den Verlegern seufzte, und wie sie sich

nach einer Zeit des ſtillen Ausruhens ſehnte, — und er mußte einſehen, daß er nicht ſäumen dürfe, wenn er ihr noch eine ſolche Zeit verſchaffen wollte. Man merkt es aber auch den nach ſeiner Abreiſe von Stuttgart geſchriebenen Briefen an, daß er während dieſes Zuſammenſeins trotz ſeiner Jugend die dem erwachſenen Manne gebührende Stellung in der Familie gewonnen hatte; er iſt von da an der Mitwiſſer und der Berather auch in den ſchwerſten und delicateſten Dingen, und er darf da, wo er im Thun und Leben der Frauen etwas anders geſtaltet haben möchte, als wie er es gefunden, offen und rückhaltlos ſeine Wünſche ausſprechen und findet freundliches Eingehen und herzliches Erwidern.

Im April war endlich Alles bereit und er verließ Stuttgart, um in Paris ſeine Studien zu vollenden. Von der Stimmung, mit welcher er den neuen Weg betrat, giebt ſein erſter, der Mutter geſchriebener Brief Kunde. Darin heißt es (7. 5. 1821): „Der Schmerz des Augenblicks iſt wohl zu ertragen und eine Reiſe von acht Tagen im Poſtwagen betäubt die Seele, — deſto bitterer iſt dann das einſame Erwachen. Ich mag nicht klagen, aber glaube mir, ich bin recht von ganzer Seele betrübt und Alles, was ich ſehe, höre und thue, nimmt denſelben Weg. Daß mir die Einſamkeit jetzt ſo weh thut, iſt mir ein Beweis, daß unſer Zuſammenſein für mich das geweſen iſt, was es ſein ſollte. Meine Beſtimmung ſehe ich recht feſt vor mir, die Mittel dazu nicht, — zwar ſage ich mir ſelbſt tauſendmal, daß es unmöglich iſt, in den erſten Tagen meines Hierſeins ſchon einen Ueberblick der Wege zu haben, die zu meinem Ziele führen, — aber wenn ich denke, daß vielleicht noch ein halbes Jahr und darüber hingehen kann, ehe ſich mir eine Ausſicht auf eine lohnende Beſchäftigung eröffnet, die es mir möglich macht, Dir und Euch Allen nicht mehr eine Laſt zu ſein, dann überfällt mich eine Angſt und eine Ungeduld, die ich kaum ertrage. Was zunächſt nöthig iſt, weiß ich recht gut, und ich hoffe, angeſtrengte Arbeit und der Glaube, daß Du mir vertrauſt, und daß Du ohne Sorge für das Ende biſt, ſoll mich ruhig machen. Bete und arbeite! iſt da der beſte Spruch, — wenn man nur erſt anfangen könnte, eigentlich zu arbeiten''.

Dieſe ernſte Stimmung hatte aber dem heitern Humor keinen Abbruch gethan. Schon in dieſem erſten Briefe ſchildert er ganz ergötzlich, wie ihn in Karlsruhe ein Diplomat, ein Freund ſeiner Mutter, eindringlich vor den entſetzlichen Blutmenſchen in Paris gewarnt habe, wie er in Straßburgs Herrlichkeiten unter der Führung eines begeiſterten Alterthümlers geſchwärmt habe, und wie er in Paris im quartier latin in einem ſo kleinen Zimmer Wohnung genommen habe, daß der Schuhmacher, der ihm habe Maß nehmen wollen, vor der Thür habe bleiben müſſen, während er ihm ſeinen Fuß herausgeſtreckt habe, — denn drinnen ſei kein Raum für dieſen Act geweſen. „Wie viel Treppen hoch ich eigentlich wohne," heißt es dort, „darüber ſind die Angaben ſehr verſchieden; doch hoffe ich in dem nächſten Briefe glaubwürdige Nachrichten mittheilen zu können."*) Von dem Eindruck, den das Geſammtbild von Paris auf ihn gemacht habe, äußert er: „Im Ganzen kann ich Dir nur ſagen, daß es mich weiter nicht aus meinem Gleis gebracht hat, — ich ſehe dem Ding nur ebenſo zu".

Huber war durch die Vorſorge ſeiner Mutter mit zahlreichen und nachdrücklichen Empfehlungen an die verſchiedenartigſten Leute in Paris ausgeſtattet. Die Mutter hatte ihn ſelbſt an ihren alten Bekannten Alexander von Humboldt gewieſen, der ſich denn auch des jungen Mannes mit ſeinem gewohnten Wohlwollen annahm. Er machte ihn ſogleich mit einem deutſchen Arzte, Dr. Friedländer, bekannt, der ihn in die dortige mediciniſche Welt einführte, und an den Huber ſich bald näher anſchloß. Humboldt brachte ihn ſelbſt in das Inſtitut, eröffnete ihm den Zugang in Bibliotheken und war ihm, wie wir ſpäter erwähnen werden, bei manchen wiſſenſchaftlichen Arbeiten und

*) In den 1855 erſchienenen „Reiſebriefen aus Belgien, Frankreich und England" erzählt Huber in einer, ſeinem früheren Aufenthalt in Paris gewidmeten Reminiscenz noch eine ergötzliche Scene, wie er einen Geſandten, der ihm einen Gegenbeſuch in dieſer kleinen Wohnung machte, bitten mußte, ſo lange auf der Treppe ſtehen zu bleiben, bis er mit der Procedur des Stiefelanziehens, zu welcher er neben dem Zimmer auch den ganzen Flurraum bedürfe, fertig ſei.

durch Förderung seiner Reisepläne behülflich. Huber äußert in seinen Briefen vielfach Dankbarkeit und Bewunderung für ihn. „Humboldt thut weit mehr für mich," schreibt er (11. 6. 1821), „als ich je hätte erwarten können, und hilft mir in jeder Hinsicht, wo er kann. Er ist so eminent gescheidt oder eben gebildet, daß es gar nicht verlegen machen kann, neben ihm dumm zu erscheinen; ich bin doch überzeugt, er weiß, was an mir ist. Recht interessant war es mir neulich, Humboldt und Schlegel zu vergleichen. Humboldt hatte mich mit Schlegel allein zum Essen gebeten. Ich hatte mich bald entschlossen, nur zuzuhören. Der Vergleich fiel nicht zum Vortheil Schlegel's aus, obgleich sie sich auf seinem eigenen Grund und Boden bewegten (von Sprachen, besonders orientalischen, war die Rede). Sein ganzer Ideengang, sein Werkzeug hatte etwas so Vages, ich möchte sagen Latsches, Weichliches, während Humboldt immer bei der Klinge blieb, immer den Hauptpunkt im Auge behielt, und obgleich er in diesen Sachen gewiß weniger positive Kenntnisse hatte wie Schlegel, leitete er doch immer die Discussion, faßte die Fragen zusammen und zeigte offenbar Schlegel neue Seiten des Gegenstandes. Ich fühlte recht den Unterschied zwischen einem Geiste, der sich im eigentlichen großen Leben der Menschen, der Natur und der Ideen gebildet hat, und einem, der sich nur in der Studirstube und im Salon gebildet hat. Auch ihr Aeußeres ist schon ganz verschieden."

Am Schlusse seines Pariser Aufenthalts schrieb Huber (28. 9. 1821): „Ich glaube der Abschied von Humboldt wird mir ordentlich schwer werden, — es ist freilich was curios — Humboldt ist vielleicht der erste Mann, den ich ganz achte und den ich willig als mir überlegen ansehe, ohne daß es irgend etwas in mir kränkt. Ich wartete letzthin eine Viertelstunde auf ihn in seiner Stube, fünf Treppen hoch, und mit die steilsten in Paris, und lauter kleine Strohstühle und ganz simple Tische, woran er arbeitet, — er kam endlich von seinem persischen Lehrer, der etwa dreiviertel Stunden weit von ihm wohnt, — er geht immer zu Fuß, oft mit Büchern unter dem Arme oder einem ungeheuren Blumenstrauß in der Hand, — kurz er ist noch gar nicht wackerlich".

An andere bedeutende Naturforscher und Aerzte war Huber durch Blumenbach empfohlen. Namentlich war es Cüvier, der ihn anzog, und in dessen Salon er sich oft einfand. Aber er klagt einmal, es sei schwer, dort rechtzeitig wieder fortzukommen, denn der alte Herr sei sehr darauf versessen, seine Salons voll zu sehen, und er wache mit Argusaugen darüber, daß man sich nicht zu früh empfehle. „Ich ging mit Friedländer fort," schreibt er, „das hatte Cüvier kaum gemerkt, so fuhr er die Treppe hinter uns her. Friedländer schien das Terrain schon zu kennen und retirirte hinter ein seltenes Gebüsch (die Scene spielt im jardin des plantes, wo Cüvier wohnt) und ließ mich allein den Rückzug decken. Ich mußte mich vor lauter Zartgefühl beinahe mit der Excellenz prügeln, bis er mich gehen ließ. Dann kam Friedländer wieder hervor und demonstrirte mir, wie und wo. Uebrigens ist es hübsch da, und ich werde öfter hingehen." Auch in dem Salon des großen Malers Gérard hatte er Zutritt und freute sich der dort befindlichen Kunstwerke.

Hauptsächlich waren es aber die Häupter der damaligen liberalen Opposition, zu denen er sich hingezogen fühlte, und von deren ihm eröffnetem Umgang er Vieles zu lernen hoffte. Benjamin Constant, der bedeutendste Redner der Deputirtenkammer, hatte zu Huber's Vater freundschaftliche Beziehungen gehabt und Jahre lang lebhaft mit ihm correspondirt. Als er sich in der Napoleonischen Zeit lange in Göttingen aufgehalten hatte, war er auch mit der Heyne'schen Familie bekannt geworden. Ihn suchte Huber also vor Allen auf. Es scheint aber, als wenn er von der persönlichen Begegnung von Anfang an nicht sehr befriedigt war; dagegen schrieb er schon in seinem ersten Briefe von einer bei Constant erlebten Gesellschaft: „Daß ich dort Lafayette, Foy und eben die meisten unserer braven Leute von der Linken sah, fühle ich als eine Ehre, und Du weißt, daß ich eben nicht sehr demüthig bin. Eine rechte Erquickung ist es, eine solche Menge gescheidter, freier Männer mit gescheidten Gesichtern auch gescheidt und frei reden zu hören. Wußtest Du, daß auch Humboldt einer der Besten ist? Uebrigens haben sie für die nächste Zeit wenig Hoffnung, besonders was die thätige Theilnahme des Volks be-

trifft". Ueber eine ſpäter bei Conſtant erlebte Geſellſchaft ſchrieb er (11. 6. 1821): „Daß ich eben dort nicht viel mitſprechen kann, finde ich ſehr natürlich — theils wegen der Art der Geſellſchaft, theils weil gerade dort die Bekannten unter ſich zu ſehr beſchäftigt ſind, als daß ſie gerade daran denken ſollten, einen Fremden mit hineinzuziehen. Human ſind dieſe politiſchen Geſellſchaften nicht, — das iſt auch nicht möglich und nicht nöthig".

Auch bei Laffitte, Caſimir Perier und Anderen war er eingeführt. Dennoch ſchreibt er 1855 in den Reiſebriefen, und gelegentliche Andeutungen in den Briefen von 1821 ſtimmen damit zuſammen, daß er ſich in der Geſellſchaft dieſer Männer eines Gefühls dürrer, doctrinärer Einförmigkeit auf die Dauer nicht habe erwehren können, — wie ihm denn auch in der Erinnerung mehr der Eindruck von Wachsfiguren, als von lebendigen Menſchen geblieben ſei. Er hatte Anfangs den Sitzungen der Deputirtenkammer oft beigewohnt, zumal ihn einige deutſche Geſandte, denen er empfohlen war, mit Eintrittskarten für die diplomatiſche Loge verſahen, aber bald war ihm auch dieſes verleidet; er ſchreibt von den Verhandlungen, in welchen die Oppoſition gegenüber der damals mächtigen und geſchloſſenen Partei der Rechten immer in der Minderheit blieb: „Man hat das Gefühl, als mühten ſich Menſchen ab, um eine ſchwere, unbehilfene Maſſe fortzuſtoßen und noch dazu auf glattem Boden, wo man leicht auf die Naſe fällt. Da lernt man die eigentliche vis inertiae kennen. Auf dieſem Wege können die Leute wenig mehr thun, als reden, um ihr Gewiſſen zu ſalviren, — und wer wird es auf ſich nehmen, die Dinge einmal einen andern Weg zu führen!"

Einen viel tieferen und nachhaltigeren Eindruck empfing er von Grégoire, der in der Revolutionszeit als Biſchof von Blois einer der hervorragendſten Führer geweſen und jetzt als Mitſchuldiger am Königsmord aus dem Inſtitut und aus der Deputirtenkammer geſtoßen und als Feind der Kirche excommunicirt war. Huber ſchreibt von ihm (19. 6. 1821): „Bei Grégoire bin ich geweſen; er betete gerade, als ich kam, gab mir ein Buch in die Hand und betete laut weiter. So hatte ich

mir G. nicht gedacht. Es hat etwas wirklich Ehrwürdiges, eine ſolche auch äußerlich katholiſche Frömmigkeit mit einer ſolchen geiſtigen Freiheit und Freiheitsliebe verbunden zu ſehen. Gottlob, er ſchämt ſich der Reden nicht, die er einſt in der Nationalverſammlung gehalten hat". Einige Zeit ſpäter ſchrieb er (27. 8. 1821): „Bei Grégoire bin ich öfter geweſen. Der iſt mir in ſeinem ſchneeweißen Schlafrock und mit ſeiner ſtillen Lebhaftigkeit ein wahres Bild eines frommen Hirten. Es iſt mir immer merkwürdig, wie ein Mann bei ſo viel echt chriſtlicher und ſtreng katholiſcher Frömmigkeit für den Tod des Königs hat ſtimmen können. Er ſitzt immer unter einer Menge Briefen, die er Einen gerne leſen läßt, — ich glaube wirklich nicht aus Eitelkeit, obgleich ſie alle gewaltig ſchmeichelhaft ſind. Ich las da auch einen Brief von der Pichler in Wien; Grégoire freute ſich ſehr, daß Du auch mit ihr correſpondirſt. Dann zeigte er mir auch einen gar rührenden Brief von einer Negerin in Hayti, der er ein Erbauungsbuch geſchickt hatte. Sein ganzes Weſen ſcheint eine recht ſchöne, thätige Frömmigkeit zu ſein und Alles, was Menſchenwürde und Menſchenwohl betrifft, iſt ſein eigentliches Element, er lebt recht eigentlich davon und darin. Außerdem hängt er einem immer eine gewaltige Menge Brochüren aller Art und aller Zeiten auf, — ich ſehe immer wie ein Bücherträdler aus, wenn ich von ihm komme. Stelle Dir vor, er muthet mir zu, ich ſollte ihm Anmerkung machen zu dem Capitel über die würtembergiſchen Separatiſten in der bevorſtehenden zweiten Auflage ſeiner histoire des sectes religieuses — ich und Separatiſten und Pietiſten! — aber da half alles Proteſtiren nichts. Wenn Du mir irgend etwas über dieſe und andere deutſche Religionsſachen ſchicken könnteſt, würde ich ihm Freude damit machen".

Auch in den Reiſebriefen gedenkt Huber mit warmen Worten des tiefen Eindrucks, welchen ihm Grégoire's ganze Perſönlichkeit, ſeine reine und ſchwärmeriſche Frömmigkeit gemacht habe. Er ſtellt ihm dort eine andere bekannte Perſönlichkeit gegenüber, der er damals ebenfalls näher getreten war, den Grafen von Schlabberndorf, jenen alten deutſchen Edelmann, welchen die Revolution

vor dreißig Jahren nach Paris gelockt hatte, und welcher ſich ſeitdem trotz aller Wandelungen dort nicht wieder losgeriſſen hatte, ohne deshalb ſeine eckige, gemüthvolle, deutſch-patriotiſche Kernnatur einzubüßen, und ohne den nicht gering anzuſchlagenden Einfluß zu verlieren, den er auf das geiſtige Leben Deutſchlands übte.

Im Allgemeinen fühlte ſich Huber am wohlſten im Verkehr mit den deutſchen Landsleuten, und hier zuerſt wurde die Landsmannſchaft für ihn zu einem bewußten Lebenselement. „Nur mit den Deutſchen und den Schweizern, die ich in den Collegien treffe, kann ich verkehren," ſchrieb er (19. 5); „mit Franzoſen von der Klaſſe des pays latin Bekanntſchaft zu machen bin ich noch nicht verſucht worden; denn beſonders die Mediciner präſentiren ſich als ein wahrer fluxus canalliorum, und der gemeinſte, niedrigſte Ton herrſcht unter ihnen." Durch den Architekten Zanth (Zadig), mit welchem er ein Jahr zuvor von Würzburg nach Darmſtadt gereiſt war, ward er in einen Kreis junger Künſtler eingeführt, — „Maler, Architekten, Muſici und dergl. arme Teufel", wie er ſchreibt, unter denen ein idealeres Streben vorherrſchte, und denen er manche Anregung verdankte. Mitunter ward er auch von alten Hofwyler oder Göttinger Genoſſen aufgeſucht, mit denen er dann in jugendlich fröhlicher Weiſe verkehrte. Auch war er in manchen Häuſern der deutſchen Colonie eingeführt und verbrachte einzelne der Erholung gewidmete Tage in den ſchöngelegenen Villen wohlhabender deutſcher Bekannten.

In ſeinen Briefen iſt oft von Madame Mendelsſohn aus Berlin die Rede, ferner von dem Architekten Gau, der als Reiſender, ſowie als Beſchreiber der Bauwerke des Orients und ſpäter als Baumeiſter der Stadt Paris bekannt geworden iſt, von dem Orientaliſten Olshauſen und dem Mediciner Michaelis (ſpäter Profeſſoren in Kiel).

Man darf aber aus dieſem vielfachen und zum Theil vornehmen Verkehr nicht folgern, als ſei Huber's damaliges Leben rein dem Vergnügen und der Geſelligkeit gewidmet geweſen; im Gegentheil, es war ſchon ſeiner geringen Geldmittel

willen sehr knapp zugeschnitten, und er mußte jeden Genuß durch große Entbehrungen erkaufen. Er berichtet der Mutter ausführlich, wie er mit zwei Franks täglich seinen Unterhalt bestreite, und wie er sich dabei sehr wohl befinde, wenn er auch den größten Theil des Tages entsetzlich hungrig sei. Theater und dergleichen durfte er nur sehr selten aufsuchen. Vor Allem aber drängte sich ihm die Nothwendigkeit auf, die Zeit auszukaufen und auf baldigen eigenen Erwerb bedacht zu sein.

Zuerst warf er sich mit großem Eifer von Neuem auf sein medicinisches Studium. Er besuchte täglich die von den bedeutendsten Lehrern gehaltenen Kliniken, nahm noch einen Operationscursus an und suchte sich in der französischen medicinischen Litteratur heimisch zu machen. Er meinte damals besondern Beruf zur Chirurgie zu haben und wollte sie zum speciellen Gegenstand seines Studiums machen.

In der Litteratur glaubte er aber bald nicht viel Ausbeute für seine medicinischen Kenntnisse zu finden, — er meinte, jede deutsche Universitätsstadt werde ihm dasselbe oder mehr bieten, und er beschloß daher, die ihm nach dem Besuch der Kliniken verbleibende freie Zeit für andere Studien zu verwenden. Aber daß er in den Kliniken auch nur zusehen sollte, wie Andere kurirten, wollte ihm bald nur wenig gefallen. „Was mir in der Medicin noch fehlt," schrieb er, „ist eigene Erfahrung, und die werde ich hier doch nicht gewinnen, und darum darf ich hier nicht lange bleiben. Wenn ich Andere herumkuriren sehe, so merke ich nur, wie ich es nicht machen muß".

Je weniger ihn die Medicin fesselte, desto eifriger gab er sich anderen Arbeiten hin, zumal solchen, durch welche er seiner Mutter einen Theil seines Unterhaltes abzunehmen hoffte. Gleich Anfangs faßte er den Plan, die Erfahrungen, welche er bei Aufsuchung der einzelnen medicinischen Anstalten sammelte, zu einem Führer durch Paris für deutsche Aerzte zusammenzustellen. Als er aber bald erfahren hatte, daß schon ein solches Buch existirte, schrieb er in Folge einer ihm von Brockhaus in Leipzig zugegangenen Aufforderung für dessen Zeitschriften einzelne medicinische Berichte, sowie für Brockhaus'sche oder Cotta'sche

Zeitschriften allerlei Auszüge aus neueren französischen oder spanischen Werken. In dieser Beziehung war ihm namentlich Humboldt sehr förderlich, der ihn auf wichtige Erscheinungen aufmerksam machte und mit manchem Material versah. Durch Humboldt ward er auch zu einer größeren Arbeit über den Sklavenhandel angeregt, die ihn längere Zeit beschäftigte. Sie hatte insofern eine politische Bedeutung, als sie auf Grund des von Humboldt beschafften Materials den Nachweis führen sollte, daß die damalige französische Regierung den Sklavenhandel begünstigte. Cotta hatte den Abdruck in seinen politischen Annalen zugesagt; sie blieb aber bei der Redaction Jahre lang liegen und kam erst 1825, wie wir später sehen werden, nachdem Huber sie vervollständigt hatte, zum Abdruck.

Die Mutter mahnte oft, Huber möge seine Eindrücke und Erlebnisse in Paris zu Papier bringen. Er lehnte es wiederholt ab, — über alle Sehenswürdigkeiten von Paris, zumal über Bilder und Sculpturen sei schon genug geschrieben. Aber nicht an eine Veröffentlichung denkend, sondern um der Mutter allerlei Eindrücke und kleine Erlebnisse mitzutheilen, an denen sie, wie er meinte, Freude haben werde, begann er kurze Skizzen, gleichsam Genrebilder aus dem Pariser Leben, unter dem Titel „Guckkastenbilder und sonst Allerlei aus Paris" zu Papier zu bringen und sie mit anderen Arbeiten der Mutter zu senden. Diese hatte volle Freude daran, denn es war das eigenste Wesen ihres Sohnes, welches ihr aus diesen kleinen Aufsätzen entgegenleuchtete, und sie erkannte darin, was sie früher an ihm zu vermissen glaubte, seine herzliche Theilnahme und darum seinen offenen Blick für die Leiden und Freuden seiner Mitmenschen. „Du wirst fortan Vieles sehen, was Anderen entgeht," schrieb sie ihm (9. 9. 1821), „halte solche Züge fest und zeichne sie auf." Aber nicht blos die Mutter, auch die Redacteurin des Morgenblatts wußte, was ihr geboten wurde, und sie beeilte sich, diese Guckkastenbilder zum Abdruck zu bringen. Vom August bis zum October 1821 erschienen 28 derselben. Sie sind so charakteristisch für ihren Verfasser, daß wir einzelne als Proben mittheilen müssen:

An der Ecke der Rue des nathurins ſitzt ein Schuhputzer mit ſeinem Kaſten, Bürſten u. ſ. w. Wenn er gerade nichts zu putzen hat, ſo macht er mit der größten Mühe ſeine Buchſtaben auf ein Stück Papier mit einer Feder, die er gewiß im Kehricht gefunden hat, ſowie ein zerbrochenes Arzneiglas, worin er ſtatt Dinte dünne Stiefelwichſe hat. So habe ich ihn ſchon mehrere Male ſehr emſig ſeine Schreibübungen treiben ſehen; dabei kniet er auf den Steinen vor ſeinem Wichskaſten, und die Wagen und Leute fahren ihm beinahe über den Leib weg.

Eins der grimmigſten Hökerweiber auf dem Pont Neuf die immer mit aller Welt ſich herumſchimpft, hat einen kleinen Jungen neben ſich ſtehen, dem ſie mit der größten Mühe und Freundlichkeit leſen lehrt, mitten unter dem ärgſten Gedränge Koth und Staub. Dazwiſchen findet ſie immer Jemanden, den ſie heruntermachen kann.

Geſtern Abend war ich in der Abbaye St. Germaine. Die Kirche iſt in ſchlechtem gothiſchen Styl; in der einen Hälfte wurde gebaut in der andern ſollte eben Vesper geleſen werden; es war faſt dunkel, der Regen ſchlug an die Fenſter, Blitze erhellten zuweilen die Kirche. Um den Altar knieten einige ſehr alte Frauen, einige andere gingen ab und zu. Ich dachte an die Septembertage, an die Ermordung der Gefangenen in derſelben Kirche. Manche von den Frauen beteten vielleicht für jene Schlachtopfer, — ein altes Mütterchen ging auf ihren Stab geſtützt und zitternd an mir vorbei. Sie ſagte immer leiſe vor ſich hin: ils dorment, — ils dorment, — ils dorment tous.

Soyez raisonnable, monsieur, et faites ce que madame vous dit, — n'oubliez pas les égards qu'on doit aux femmes. Aus dem Ton könnte man bei uns gewiß nur auf die beſten Honoratioren ſchließen, — point du tout, — ein betrunkener Schiffer will in's Waſſer ſpringen, ſein Mädchen, das ohnehin ſchwanger iſt, hält ihn mit der größten Geduld und Mühe davon ab, wobei ſie ihn laut ſo anſtändig tractirt, als man's verlangen kann, und leiſe ſagt ſie zuweilen: coquin je vais te baille un coup de poing u. dergl. — mais mon bon ami pense

donc à ton enfant. Jene Admonition hält aber auch ein Menſch aus der gemeinſten Volksklaſſe.

Auf dem Quai de l'Ecole liegt ein Hund und nagt ſehr vergnügt an einem Knochen. Ein armer Teufel kommt und ſchlägt ihm den Knochen mit ſeinem Suchſtock aus dem Maul, ſie zanken ſich eine Zeit lang um ihn. Eine brillante Equipage fährt dazwiſchen und quetſcht den beſtrittenen Knochen dermaßen in den Koth, daß weder der Hund noch der Menſch ihn mehr mag. Der Hund hat bei der Geſchichte einige Tritte gekriegt und heult erbärmlich; gleich laufen alle Hunde aus der Gegend zuſammen, ſtellen ſich um den Hund und den armen Teufel und condoliren ſehr; ſogar die kleinen Hunde, die längs des Quais in Käfigen ausgeſtellt ſind, wimmern aus Zartgefühl mit. Der arme Chiffonnier zieht ab, wird ausgelacht und ſucht im nächſten Kehrichthaufen mit ſeinem Harkenſtock nach neuen Schätzen. Die Hunde verlaufen ſich auch wieder. — Zuletzt kommt ein gar zerlumpter ſchäbiger Hundebettler oder Bettlerhund, nimmt den Knochen in's Maul und trägt ihn fort.

Dies mag als Probe der „Guckkaſtenbilder" genügen. Sie erwieſen ſich alsbald als ein glücklicher Schuß in's Schwarze, indem ſie dem Autor viele Theilnahme und reichen Beifall erwarben. Namentlich werden wir es ihnen zuſchreiben dürfen, wenn der Verleger des Morgenblatts, der große Stuttgarter Buchhändler und württemberg'ſche Staatsmann, Freiherr von Cotta, unaufgefordert und unerwartet ſich bereit erklärte, einen Theil der Koſten einer projectirten ſpaniſchen Reiſe zu tragen, und wenn er ihn wiederholt zur Mitarbeit an ſeinen Unternehmungen aufforderte.

Um aber verſtehen zu können, wie man dieſen kleinen Schilderungen des jungen Mannes einen beſondern Werth beilegen konnte, muß man ſich daran erinnern, wie ſie ganz außerhalb der damals in der ſchönen Litteratur üblichen Wege lagen; die ſociale Frage ſtand überall noch nicht auf der Tagesordnung, nur in ganz vereinzelten Fällen war es bis dahin verſucht worden, das alltägliche Leben der Armen und Niedrigen mit der Feder zu fixiren und künſtlich zu verklären, und wer über fremde Völker

und Länder berichtete, glaubte von allem Andern eher als v
dem Denken und Fühlen des Volks der Gasse erzählen zu müsse
Diese Guckkastenbilder, seine Reiseschilderungen aus Spanien u
noch mehr das spätere und größere Werk Huber's: „Skizzen a
Spanien" sind die Vorläufer und zum Theil auch Vorbilder einer je
sehr zahlreichen und umfänglichen Litteratur geworden, welche dadur
mit fremden Zuständen und Sitten bekannt zu machen sucht, daß s
charakteristische Einzelzüge aus dem Volksleben vorführt. Man hat i
diesem Genre mit der Zeit eine größere Virtuosität erreicht; m
hat gelernt, solche Bilder mit allerlei Reizmitteln auszustatten, u
ist bis zum Sensationsstyl fortgeschritten, — aber in der Wahrheit d
Bildes, in dem sichern Tact, mit dem das Zufällige, das Vereinzel
bei Seite gelassen und nur das wirklich Typische und Charakteristisc
festgehalten wird, und in der Unbefangenheit des Urtheils könne
Huber's Jugendarbeiten noch immer als Muster gelten.

Diese Guckkastenbilder können uns aber auch als Merkzeiche
dienen, daß in Huber seit Jahresfrist eine Wandelung vorgegange
war. Jener verbitterte, in heftigem Kampf mit den inneren Mächte
begriffene, von Mißachtung gegen seine Umgebung erfüllte Jün
ling, welchen wir in Göttingen und zum Theil noch in Würzbur
kennen lernten, hätte nicht mit so offenem Blick um sich schaue
und solche Freude an kleinen Dingen empfinden können, wie s
dem Verfasser der Guckkastenbilder eigen war. Und dies finde
wir auch in einem in dieser Zeit an die Mutter geschriebene
Briefe (27. 8. 1821) offen ausgesprochen. Da heißt es: „B
allem dem fühle ich mich recht wohl und frei hier, und ich kan
es mir gar wohl denken, wie gescheidte Leute und Narren nirgend
lieber leben, als in Paris. Ich glaube, die Ursache davon lie
in der gesellschaftlichen Freiheit, die geblieben ist und sich nicht s
leicht nehmen läßt, als die andere. Es ist zwar mit mir Alle
anders geworden, als ich dachte, als ich hier ankam, — ich glaubt
hier gewaltig viel Medicin profitiren zu können, und war em
schlossen, recht eigentlich dumpf und trübselig zu leben und beson
ders die Leute bongré malgré zu kuriren, — war überhaup
etwas muthlos und herunter und mehr muthig, als fest. In de
Medicin gelernt habe ich nun eben nicht viel, wenigstens nich

was man ſo mit Händen greifen und ſchwarz auf weiß nach Hauſe tragen kann, — ich habe mehr gemerkt, wie man es nicht machen muß, wie umgekehrt. Dagegen fühle ich, daß ich an geiſtiger Freiheit gewonnen habe, beſonders weil mir die Welt und die Menſchen immer mehr ganz erträglich vorkommen. Ich bin es zufrieden, den Leuten, ſo viel ich kann, wohl zu thun und ihnen das Leben leicht zu machen, ohne eben ſehr viel von ihnen zu erwarten. Ich weiß, was ich will, und kenne meine Mittel, hoffe auf guten Zufall und Glück und bin auch bereit, das Schlimme guten Muths mitzunehmen. Ich bin überzeugt, daß in allen Menſchen erſchrecklich viel Gutes und Schlimmes bei einander ſein kann; auch freut es mich jetzt, viele verſchiedene Leute kennen zu lernen und mich mit dem Leben herumzuſchlagen, und was ich dann nicht reimen kann, darüber will ich mich nicht grämen, ſondern überlaſſe es dem lieben Gott, — ich denke, damit mein Schiff tief genug geht, hat er mir ſchon hinlänglichen Ballaſt mitgegeben. Ich will auch keine Luftſchlöſſer mehr bauen, ſondern mein Leben ganz ordentlich, verſtändig zuſchneiden".

In einem andern Briefe erläutert er den letzten Satz, indem er ſchreibt: „Ich fühle in mir noch immer das Vermögen und den Willen, in dem großen Streit der Freiheit mit der Knechtſchaft zu handeln, zu leben und zu ſterben, und ich kenne keinen höheren Ruhm, als den der Vorkämpfer der Freiheit, — aber ich habe begriffen, daß ich auf die eine oder andere Art in jeder Lage für meine Sache wirken kann. Ich habe meine früheren Pläne ruhig und ohne irgend eine bittere Empfindung aufgegeben, ohne mich weder der Pläne noch des Aufgebens zu ſchämen".

Von dieſen Anſchauungen aus hielt er an dem Plane feſt, ſich in der Kürze als praktiſcher Arzt niederzulaſſen, und zwar, wie er ſich während des Pariſer Aufenthalts entſchloß, in Neuenburg in der Schweiz. Hierzu ward er durch den vieljährigen Freund ſeiner Eltern, den Generalprocurator Rougemont, beſtimmt, der bei ſeiner Anweſenheit in Paris zufällig von Huber hörte und ihn zu ſich einlud. Er ſchilderte ihm die Neuenburger Verhältniſſe als für einen jungen Arzt höchſt günſtig und ſtellte ſeinen weitgreifenden Einfluß als Bundesgenoſſen für Erwirkung einer

guten Praxis in Aussicht. Solcher Lockungsmittel bedurfte es aber kaum, um Huber dorthin zu ziehen, da die Schweiz noch immer einen mächtigen Zauber auf seine Phantasie übte, und da ihm zumal das Neuenburger Land von der Mutter, die dort ihre glücklichste Lebenszeit verlebt hatte, stets im schönsten Lichte dargestellt war. Aber Rougemont hatte einen Fehler an dem jungen Arzte entdeckt und verschwieg ihn nicht: Huber war ihm noch zu jung, und er rieth daher, die Etablirung noch etwas hinauszuschieben. Für Huber war es nicht schwer, dieser Mahnung zu folgen, — gab sie ihm doch vor sich und vor Anderen das Recht das lang erwünschte Wanderleben noch einige Zeit fortzusetzen und, wonach er immer mit gleicher Sehnsucht gestrebt hatte, nach dem geliebten Spanien zu gehen.

In dem Briefe, in welchem er der Mutter zuerst von diesem Plane spricht, führt er allerlei Nützlichkeitsgründe dafür an: — es werde ihm eine solche Reise nicht theurer sein, als ein fortgesetzter Aufenthalt in Paris, da er so wohlfeil und also so nützlich zu reisen gedenke, wie möglich, — er werde dort genug zu erzählen und zu beschreiben finden, was man in Deutschland gut bezahle, zumal es an einer lesbaren Reisebeschreibung durch Spanien fehle, — und er werde dort oder im südlichen Frankreich eher Gelegenheit finden, an einem Hospital zu arbeiten, d. h. selbständig zu kuriren, als in Paris. Jedenfalls werde er dort schneller älter werden, und, fügt er hinzu, „daß ich ganz besonders deshalb hingehe, um endlich einmal in der Nähe ein Volk zu sehen was anfängt, frei zu werden, um einmal in einem Lande zu sein wohin der Druck der heiligen Alliance nicht reicht, das weißt Du"

Die Mutter gab ihre Zustimmung zu dem Plane, — nicht um der von ihm angeführten Nützlichkeitsgründe willen, sondern weil sie ihm damals nach Göttingen hin versprochen hatte, sie wolle ihm nicht verwehren, in die Weite zu ziehen, wenn er erst medicinischer Doctor sei. Sie war überzeugt, daß ihr Sohn, wenn er erst mitten in den Wirren und Kämpfen des damaligen Spaniens sei, kein harmloser Wanderer bleiben werde, und sie sah ihn daher mit schwerem Herzen ziehen. Der Sohn bemühte sich, ihr in seinen Briefen wiederholt darzulegen, daß er keines-

wegs auf Abenteuer ausziehen wolle, ſondern blos „ganz ſimpel eine Reiſe machen, von der er Unterricht, Nutzen und vielleicht ein bischen Ehre erwarte, und dann wolle er ſich zu Hauſe redlich nähren, ſo gut wie Einer".

In Humboldt hatte Huber einen lebhaften Förderer ſeiner Reiſepläne; dieſer fand ſich ſogar gemüßigt, ſelbſt an die Mutter zu ſchreiben und ihr auch ſeinerſeits die Vortheile, welche für den Sohn aus der Reiſe entſtehen müßten, darzulegen. Er gab ſeinen Rath über die zu wählende Reiſeroute und ſorgte nach Kräften für Empfehlungen. Vor Allem brachte er ihn zu dem gerade in Paris weilenden Grafen Toreno, einem der Vorkämpfer und früheren Märtyrer der ſpaniſchen Liberalen, welcher damals zu den einflußreichſten Männern Spaniens gehörte. Durch ihn wurde Huber ſchon in Paris mit den in den damaligen officiellen Kreiſen Madrids herrſchenden Anſchauungen bekannt gemacht. Er ſchrieb darüber (27. 8. 1821): „Von den Sachen in Spanien ſpricht Toreno mit großer Zuverſicht und Hoffnung und über Adels- und Prieſtervorrechte comme il faut. Einige Ultra- und miniſterielle Blätter ſprechen von einer durch die außerordentlichen Cortes ſelbſt vorzunehmenden Veränderung der Conſtitution, einer erſten und zweiten Kammer, Vermehrung der königl. Gewalt, — das Alles erklärt er für ganz abſurd. Amerika ſieht er ganz ruhig als für Spanien verloren an. Kurz es iſt mir lieb, daß ich den Mann habe kennen lernen". Toreno verſah ihn mit Empfehlungen an die conſtitutionellen Größen Südſpaniens, wohin Huber damals zu reiſen gedachte, und verabredete ein Wiederſehen in Madrid, wo er, wenn Huber dorthin kommen werde, ſchon anweſend zu ſein gedachte. Auch zu einem exilirten Anhänger des napoleoniſchen Regiments in Spanien, dem „Inquiſitions-Llorente", wurde Huber geführt und auch von ihm mit Empfehlungen verſehen. Die Mutter war in dieſer Zeit mit einem andern hervorragenden Liberalen, dem Grafen Llano, bekannt geworden, der ſie über ſpaniſche Verhältniſſe ſehr beruhigte und ebenfalls alle Förderung Huber's in Ausſicht ſtellte.

Die Beſchaffung der nöthigen Geldmittel hielt Huber noch einige Zeit länger in Paris feſt, als er gedacht hatte. Seitens

der bayeriſchen Regierung ward ihm das bereits genoſſene Reiſeſtipendium auf die Bitte der Mutter von Neuem gewährt. Cotta ſtellte Creditbriefe zur Dispoſition, und die Mutter machte die von dem Sohne verdienten Honorare und ihre eigenen Zuſchüſſe flüſſig, und ſo konnte er am 1. October 1821 von Paris abreiſen. Zuerſt wollte er das ſüdliche Frankreich kennen lernen, dann aber ſogleich nach Madrid gehen, da er den früheren Plan, wonach er zunächſt Barcelona und dann den Süden beſuchen wollte, des dort herrſchenden gelben Fiebers wegen und auf den Rath Humboldt's, der zuerſt den Beſuch der Hauptſtadt empfahl, wieder aufgegeben hatte.

Von Marſeille aus ſchrieb er der Mutter (14. 10): „Ich bin von Paris ſchon halbwegs wie von einer Heimath abgereiſt. Humboldt war ſehr lieb beim Abſchied, ich, wie bei allen dergleichen Gelegenheiten, ſtatt die ſchönſten Sachen zu ſagen, wahrſcheinlich ſehr klotzig. Bis Chalons war es eine gewöhnliche Poſtwagenreiſe; von den vielen Reiſegefährten war mir ein dicker und ſolider Proprietair aus dem Département de la Sarthe, ein gemäßigter Ultrareactionär, ein gefundenes Freſſen. Er war ein ganz reſpectabler Herr, von dem ich viel gelernt habe; indem ich ihm von Zeit zu Zeit einen liberalen Biſſen hinwarf, um ihn im Gang zu erhalten, erfuhr ich viel von allerlei Provinzialverhältniſſen, von Ackerbau, Brauerei, Holzhandel u. ſ. w. Ueber das Schlachtfeld von Chalons, die catalauniſche Ebene, fuhr ich mit ſo viel hiſtoriſcher Andacht, als es im Poſtwagen möglich iſt, — denn gewiß, hätte Attila dort geſiegt, ſo wäre nie ein Poſtwagen da vorbei gefahren, — das ſind ſehr kühne hiſtoriſche Poſtwagenblicke. Chalons iſt leider ein neumodiſches, abgetragenes Neſt und nicht, wie ich mir eingebildet hatte, ein brauchbares, altes, gothiſches. Abends fuhren wir in einem Poſtſchiff nach Lyon. Es ſchien, als wollte man die Leute daran gewöhnen, ſich einpökeln zu laſſen; da ich dazu noch nicht reif bin, blieb ich die ganze Nacht auf dem Verdeck, ſah die Sterne, die ich nie ſo glänzend geſehen hatte, und fror ganz prächtig. Ich begrüßte die Rhone als alten Bekannten, — aber denke Dir, wie mir ward, als ich plötzlich zwiſchen Bäumen hindurch ein echtes, wahres

Stückchen Alpen entdeckte, — es war zwar nur der Montblanc und keiner von unſeren eigentlichen alten Freunden, — aber mir wurde doch ganz wispelig.... Ich hatte mir den ſchönſten Reiſeplan von der Welt gebacken. Von Lyon wollte ich noch die Nacht durch bis Valence mit der Poſt fahren, von da meine Sachen nach Marſeille vorausſenden und zu Fuß die Rhone herunter gehen, — dabei hatte ich ganz beſonders Vaucluſe im Sinne und hatte förmlichen Vorrath von Empfindſamkeit geſammelt, — den Petrarca in der Taſche, einen preislichen Knüppel in der Hand, nichts auf dem Rücken, Alles zu einem der gefühlvollſten Tage eingerichtet, — aber als ich Morgens im Poſtwagen bei Valence erwachte, hatte über Nacht der T. Alles geholt. Das ſchöne Wetter war hin und ich mußte meine Wanderungen unter ſehr trüben Auſpicien beginnen. Der Wind riß mir wörtlich beinahe die Hoſen vom Leibe; als es zu regnen begann, war es der einzige Troſt, daß ich mich unter eine Feige ſtellen konnte. Schließlich mußte ich mich auf einen der zweirädrigen Karren ſetzen, mit denen man dort von Dorf zu Dorf für ein paar Sous fährt. Meine Sentimentalität war mir in den nächſten Tagen faſt ausgegangen und ich wollte mich ſchon ganz trübſelig in die Diligence ſetzen, ohne Vaucluſe geſehen zu haben, als ſich noch das Wetter ganz unverhofft aufklärte. So konnte ich dorthin und ſtieg einen ganzen Tag ſehr gloriös dort umher, weil ich nun doch meine Empfindſamkeit gehörigen Orts hatte abſetzen können. Aber ernſtlich geſprochen, — Vaucluſe iſt mir ein wahrhaft claſſiſcher Boden; denn dieſe heiße, unſterbliche Liebe eines wirklich edlen und im Leben freien tüchtigen Mannes, wie Petrarca, iſt für mich etwas unendlich Rührendes. Vaucluſe hat — eigentlich ſehr wunderlicher Weiſe, — ordentlich eine Lücke in meinem Innern ausgefüllt, indem es mir einen ſo ganz deutlichen Begriff von einem ſolchen Geiſte, wie Petrarca's, gegeben hat; ich finde alle ſeine Gedichte ſo wahr".

Er ging ſodann über Nismes, wo ihm die altrömiſchen Bauwerke einen gewaltigen Eindruck machten, nach Marſeille, mußte aber von dort, nachdem er einen Abſtecher nach Toulon gemacht hatte, wieder über Nismes nach Montpellier gehen, da

ihm der gehoffte Seeweg durch ungünstigen Wind verwehrt w
Für Montpellier war er von Humboldt mit Empfehlungen
die dortigen medicinischen Professoren ausgerüstet, meinte al
nicht allzu viel Gutes davon gehabt zu haben. Er schrieb: „
Course hatten noch nicht begonnen, in den Hospitälern wa
keine Kranken, — dafür nöthigten sie mich, ihre sogen. Sehe
würdigkeiten anzukucken. Da lob' ich mir meine Art, fremde Stä
zu sehen, — ich steige einem curiosen Kerl, einem alten Kirchthu
einer hübschen Dame, einer Leiche, kurz irgend etwas nach
lasse mich so im ganzen Ort herumführen. Außerdem hatte
hier das Glück, ein paar Landsleute schätzen zu können, Com
aus Frankfurt, die mir ganz im Vertrauen versicherten, wie
herum das Volk lauter verfluchte Canaille sei".

Von Montpellier reiste er über Bezières, dann zu Wa
auf dem Kanal du midi nach Toulouse und sodann nach Bayon
von wo er mit der Diligence in vier Tagen und drei Näch
nach Madrid gelangte. Es liegen uns ausführliche Schilderun
dieser ganzen Reise vor, die er theils für Mutter und Schwe
in Briefen, theils in besonderen Aufsätzen gegeben hat. D
Morgenblatt hat sie größten Theils im November und Decem
1821 unter der Ueberschrift „Avignon und Vaucluse" und „R
auf dem Kanal des Südens von Bezières nach Bayonne", jed
erst nach einer vorausgegangenen, nicht immer glücklichen Ue
arbeitung der Mutter, zum Abdruck gebracht. Sie sprudeln
harmlosem Humor, zeigen einen offenen Blick für alle Realitä
und geben gar anschauliche Bilder von Land und Leuten.
würde sich noch heute lohnen, wenn Manches von Neuem gedr
und gelesen würde. Hier heben wir des Platzes wegen nur
gende, unmittelbar aus den Briefen entnommene Proben hero

„Von Toulouse ging ich über Auch und Pau hierher n
Bayonne. Die Hauptsache ist die Kirche St. Marie in A
und es ist wahrlich ein Glück, daß ich Dir nicht gleich von da
geschrieben habe, — denn ich hätte förmlich gefaselt, vor lau
Entzücktheit. Sie ist vom Ende des 14. Jahrhunderts (?)
von einer auffallend einfachen Bauart; die Hauptsache sind a
die Glasmalereien und die in Eichenholz geschnitzten Chor

für die Capitelherren, — beides aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Sie übertreffen Alles unendlich, was ich je in Deutschland von der Art geſehen habe; — das war mir recht ärgerlich. In einem halben Oval befinden ſich zwei Reihen von 24 geſperrten Sitzen. An der (oder vielmehr aus der) Rückwand eines jeden der oberen Sitze iſt eine bibliſche Figur geſchnitzt, — Apoſtel, Propheten, Judith u. ſ. w., — etwa 4 Fuß hoch, etwas weniger als halb erhaben, — aber ſo ganz vortrefflich, die Geſichter, die Gewänder, die Stellungen, daß ſie nicht nur als Holzſchnitzereien, ſondern als eigentliche Bildhauerarbeiten für wahre Meiſterſtücke gelten können. Ueber dieſer Reihe von Sitzen ſteht dann ein Dach oder Baldachin, oder wie es heißen mag, hervor, das rings herumläuft und in gothiſchem Styl ſo wunderbar leicht und kunſtreich geſchnitzt, mit Niſchen und Bildſäulen drin (etwa 1½ Fuß hoch) und Säulen mit Capitälen von Laubwerk, kurz Alles, was die ſchönſte, reichſte gothiſche Architektur nur darbieten kann. Die Armlehnen, bei der unteren Reihe auch die Rücklehnen, die Pilaſter, welche die Abtheilung der Rückwand bezeichnen, und auf denen dann jedes Dach gleichſam ruht, ſelbſt die untere Seite der Sitze, welche zurückgeſchlagen ſind, — kurz Alles iſt mit einer Mannigfaltigkeit von Schnitzwerk überdeckt, von der Du Dir gar keine Idee machen kannſt, — und Alles ſo herausgearbeitet, ſo durchbrochen und luftig, ſo gar nicht überladen, — Heiligenbilder, Laubwerk, Thiere, Scheuſäler, Affen, die allercurioſeſten Einfälle und Geſtalten, ganze Faſtnachtaufzüge, möchte ich ſagen, gehen ſo in einander über und ſtehen doch wieder ſo ganz zierlich da, durch die geraden Linien der ſchönſten gothiſchen Architektur getrennt. Es iſt eine Narrheit, ſo etwas beſchreiben zu wollen; aber ich möchte Alles, was ich Dir je angeprieſen habe, wieder entpreiſen, um Dir dies gehörig an's Herz zu legen, und das wäre wieder eine Narrheit, — aber rein unbegreiflich iſt es, wie ein ſolches Werk gearbeitet werden kann. Es iſt ein wahrhaftes Shakſpear'ſches Drama in Eichenholz geſchnitzt, — mit ſolchem Humor, ſolcher eigentlichen Poeſie (ſchade, daß gewiſſe Leute nicht ſagen können, — und ich möchte es ſelbſt ſagen: ſo echt deutſch!), — aber die Shakſpear'ſche oder Goethe'ſch[illegible] die Einzige, womit ich

es vergleichen kann. Ich bin Stunden lang davor geweſen und habe am Ende ſo gut wie nichts davon geſehen, — nur drin geblättert, — denn förmlich leſen müßte man ſo ein Ding. Der alte Sakriſtan verſicherte, er ſehe es nun ſeit 20 Jahren faſt jeden Tag und finde jeden Tag etwas Neues."

„Von Pau bis beinahe nach Bayonne iſt das Land ganz ehrlich teutſch und anheimelnd, — kleine Häuschen mit ſpitzen Dächern, die gleichſam in einem ununterbrochenen, dünn beſtandenen Eichenwald liegen, — Schweine und Gänſe umher. Dagegen iſt das Thal der Adour um Bayonne eine der ſchönſten Gegenden, die ich je geſehen habe, es iſt die Schweiz, nur neben ſchönen Linden und Kaſtanien auch Feigen- und Lorbeerbäume, — und ſtatt der Alpen die Pyrenäen, die ſie nicht erſetzen, aber von hier aus recht ſchön ſind. Ich verſichere Dich, heute Morgen, als ich in der Gegend herumlief, war mir zum erſten Male wieder ganz ſchweizeriſch zu Sinn, und wunderlicher Weiſe hat hier auch die Sprache die größte Aehnlichkeit mit dem Schweizerteutſch, — ſie haben hier ſchon das ſpaniſche ch, was ganz das ſchweizeriſche, und alle möglichen uo und oa und ie, — ich verſichere Dich, es iſt ganz täuſchend, ſo ein paar Bauern in einiger Entfernung reden zu hören. — Mein Hôtel St. Etienne hier in Bayonne iſt mir ſchon deshalb lieber, — es iſt freilich lächerlich, — weil zugleich daran ſteht: Posada de San Esteban. Und dennoch habe ich heute im Kaffeehauſe mit der größten Erbauung die Allgemeine Zeitung und die Neckarzeitung geleſen, beſonders die Anzeigen von geſtohlenen Sachen in Weſtheim, Verkäufe in Hetzfeld, und wie alle die ehrlichen ſchwäbiſchen Namen hießen. — Heute Nachmittag bin ich herumgerannt und habe den Ocean geſucht wie eine Stecknadel; fragen mochte ich nicht, und ich hörte es immer brauſen, und ſo lief ich zwei bis drei Stunden lang im Sande herum. Endlich als die Sonne eben unterging, kroch ich einen ſolchen Sandhügel hinauf, — da hatte ich ihn vor mir, — es war gerade Fluthzeit und das Waſſer kam heran, wie eine hohe, dunkle Wand u. ſ. w." —

Daß die Reiſe über die Pyrenäen und bis Madrid im Poſtwagen gemacht werden mußte, ſtand mit Huber's Wünſchen und Erwartungen einigermaßen im Widerſpruch. Er hatte ſich gedacht,

er würde mit den harieros, den in Caravanen ziehenden Maultiertreibern, reisen oder irgend eine andere wohlfeile Reisegelegenheit von nationalem Charakter benutzen können. Aber als er an Ort und Stelle kam, wollte sich nichts Derartiges als praktikabel erweisen, und ohnehin mußte er bald bemerken, daß seine nur durch Selbststudium gewonnene Kenntniß der spanischen Sprache noch nicht für den täglichen Verkehr mit allerlei Volk ausreiche. Wie ihm aber auch die viertägige Postreise schon allerlei Gelegenheit gab, Land und Leute kennen zu lernen, zeigt die Schilderung der ebenfalls in einen November verlegten Postfahrt nach Madrid im Beginn des dritten Bandes der Skizzen aus Spanien, in welche eigene Erlebnisse verstrickt zu sein scheinen. Nur darf man in dem dort auftretenden deutschen Litteraten kein durch Selbstironie geschaffenes Spiegelbild Huber's sehen wollen, — für dieses Portrait hatte ihm ein anderer deutscher Berichterstatter gesessen.

Auch sein Leben in Madrid sollte sich in der ersten Zeit ganz anders gestalten, als er es sich gedacht hatte, und alle seine Empfehlungsbriefe mußten eine Zeit lang ein todtes Capital bleiben, und zwar weil er sich unterwegs von seinem Koffer hatte trennen müssen, der nun wider Erwarten Wochen lang ausblieb, und er daher in Reisekleidern stecken bleiben mußte, mit denen er sich nicht in die Madrider Gesellschaft einführen zu können glaubte. Er hatte bei einem gebildeten Tischler Wohnung und der Wohlfeilheit halber auch Kost genommen, obwohl diese hauptsächlich aus Bohnen bestand, die, wie Huber argwöhnte, mit Tischlerleim gekocht waren; dieser sein Wirth führte ihn zunächst in die Kreise des Mittelstandes ein und ließ ihn an deren harmlosen und von den damals hochgehenden Wogen der Politik verhältnißmäßig wenig berührten Geselligkeit Theil nehmen. Er benutzte gerne die ihm dadurch gebotene Gelegenheit, sich schnell in der Sprache zu vervollkommnen und Landesbrauch kennen zu lernen.

Als endlich sein Koffer angekommen war, konnte er schon mit einiger Sicherheit in die vornehmeren und politischen Kreise eintreten, zu denen ihm die Empfehlungen von Humboldt und Anderen und bald auch der persönlich anwesende Graf Toreno den Eingang eröffneten. Unter den Männern, denen er nahe

kam, werden allerlei Abgeordnete, darunter ein Biſchof, ein Geſe politico der Philippinen, ja auch der Miniſter des Innern, Bardaji, genannt, — Alles Männer der herrſchenden liberalen Partei. Nur in den Häuſern der deutſchen Diplomaten, in denen er ſich vorgeſtellt hatte, erfuhr er ab und zu von einigem Widerſpruch gegen das revolutionäre Treiben, — aber ohne daß ihm dadurch dieſe Anſchauungen innerlich nahe getreten wären.

Die öffentlichen Angelegenheiten Spaniens hatten damals ſchon einen bedenklichen Charakter angenommen. Seit jener Zeit hat ſich in gar vielen Ländern der Kreislauf von dem plötzlichen Uebergang zu liberalen Regierungsgrundſätzen durch die Wirrniſſe revolutionärer Zügelloſigkeit hindurch bis wieder zurück zur rückſichtsloſen Reaction oft genug wiederholt, und wir haben dadurch ſchon eine gewiſſe Summe von Erfahrungen über die Regelmäßigkeit dieſes Verlaufs geſammelt. An der Hand dieſer Erfahrungen iſt es denn auch nicht ſchwer, darzulegen, daß damals ein Schiffbruch der am Ruder befindlichen conſtitutionellen Partei in nicht allzu langer Zeit mit Sicherheit eintreten mußte. Von dem jungen Manne, der aber ohne ſolche Erfahrungen in den Strudel der Politik eintrat, durfte man eine gleiche Erkenntniß nicht erwarten, zumal zunächſt Alles dazu angethan war, um ihm die Liberalen im günſtigſten, ihre Gegner im ungünſtigſten Lichte zu zeigen. Der lange Freiheitskampf gegen die napoleoniſche Zwingherrſchaft hatte herrliche Thaten des ſpaniſchen Volkes, aber auch Kräfte und Gedanken wachgerufen, für welche die frühere Jämmerlichkeit der bourboniſchen Herrſchaft unerträglich geworden war. Und doch war dieſe Jämmerlichkeit nach dem endlich vom Volk erfochtenen Siege unverbeſſert zurückgekehrt, und ſofort war die ärgſte Tyrannei und die rückſichtsloſeſte Verfolgung der Helden des Freiheitskampfes gefolgt. Bis 1820 hatte die in jeder Hinſicht haltungsloſe, ungerechte und tyranniſche Mißregierung beſtanden. Dann hatte eine Militärrevolte dem ſchwachen Könige die ultraliberale Verfaſſung von 1812 aufgedrängt, welche damals als der Ausbund politiſcher Weisheit galt, während ſie jetzt Jedermann als unpraktiſch und unhaltbar anerkennt. Die Altliberalen, die Moderados, hatten ſich in Beſitz der Regierungsgewalt geſetzt

und kämpften eben so wohl gegen die reactionären Gelüste der Anhänger des seitherigen absoluten Regiments, der Servilen, wie gegen die überstürzenden Pläne der Linken, der Exaltados. Je länger die verschiedenen Parteien um die Macht rangen, je mehr ward das Anfangs dagegen gleichgültige Volk von dem Kampf erfaßt, und je tiefer waren alle Kräfte aufgewühlt. Indem der König sich von Zeit zu Zeit immer wieder dem neuen Gang der Dinge entgegenzustemmen und die Pläne der Servilen zu fördern suchte, aber, sobald sich die aufgeregten Elemente gegen ihn wendeten, scheu und muthlos zurückwich und den Dingen ihren Lauf ließ, vermehrte und vertiefte er die Kraft der Revolution und verleitete die Gemäßigten, gelegentlich auch die Anarchie als eine Waffe zu benutzen, um ihm zu imponiren und die Intriguen der Servilen zu brechen. Aber dauernd konnten die Moderados sich ihrer ganzen Art nach nicht zu der rücksichtslosen, revolutionären Energie hinaufschwingen, welche sie zur Erhaltung ihrer Herrschaft bedurft hätten, und die Exaltados standen mit den Neigungen und den Bedürfnissen des Volks in zu großem Widerstreit, als daß sie, wenn sie zum Ruder gelangten, die volle Schärfe ihrer Principien hätten festhalten und durchführen können. Sie verletzten durch ihre Maßregeln unzählige Interessen, verwirrten alle Verhältnisse und hatten doch nicht die Kraft, zu ordnen und neu zu schaffen. Es fehlte ohnehin in allen Kreisen der Verfassungsfreunde an einer zur Herrschaft prädestinirten, mit überwältigendem Einfluß und mit organisatorischen Gaben ausgestatteten Persönlichkeit. Aber Patriotismus, ein nicht geringer Grad von Uneigennützigkeit (zumal im Vergleich mit der Mehrzahl der Servilen), oratorisches Talent, ein gewisses Geschick zur effectvollen Inscenesetzung rührender oder heroischer Momente, viel Fähigkeit zum Echauffement, und was sonst dazu dienen kann, einem jungen, in das innere Getriebe noch nicht hineinsehenden, freiheitsbedürftigen Gemüth Interesse abzugewinnen, — das Alles war auf Seiten der Verfassungspartei vorhanden.

Huber hatte schon seit Jahren die lebhafteste Theilnahme für diese Kämpfe gewonnen; er hatte in Paris in Kreisen verkehrt, in denen der spanische Liberalismus hoch gepriesen und

bewundert wurde, und ſie hatten ihm wieder von vornher die entſprechenden Kreiſe Madrids eröffnet. Was Wunder, d er ſich auch ſogleich ihnen von Herzen anſchloß, zumal ihnen d ganze Zauber zu Gute kam, den das ſpaniſche Volk und ſpaniſch Leben auf ihn übte.

„Unter den hieſigen Menſchen wird mir immer wohler ſchrieb er ſchon im December 1821, „ich kenne keine herzliche und doch zugleich ernſtere und höflichere Art von Converſationsto wie den der hieſigen Geſellſchaften.“ Einen langen Beric über Madrid, der im Morgenblatt (Januar 1822) abgedruckt i ſchließt er mit den Worten: „Mit der Stadt iſt es nichts; ſ hat weder die Bequemlichkeit und die Hülfsmittel jeder Art, welc eine civiliſirte Stadt bietet, noch die Freiheit und die entgege geſetzte Art von Bequemlichkeit, die der Mangel an Luxusbedür niſſen giebt. Sie iſt weder ſchön noch häßlich, weder warm no kalt. Dafür gefallen mir aber die Leute deſto beſſer. Ich hat mich förmlich gepanzert und mir vorgenommen, ſo ſpröde w Bimsſtein zu ſein und mich nicht übertölpeln zu laſſen; ich ha mir viel Mühe gegeben, die Spanier unausſtehlich grob, verdorbe u. ſ. w. zu finden, — aber ich bin zu Ende damit, und es i mir recht wohl dabei. Ich muß geſtehen, daß ich mit jedem Ta mehr mit den Spaniern zufrieden bin“.

Das bewegte politiſche Treiben, die vollſtändige Oeffentlic keit deſſelben mit den täglichen Discuſſionen auf dem Prado un in den Clubs, die feſſelloſe Preßfreiheit, die allgemeine Parte nahme in den politiſchen Tageskämpfen, welche ſich ſelbſt auf d einzelnen Regimenter erſtreckte, die ſich zum Theil als abſolutiſtiſc zum Theil als Exaltados oder Moderados laut bekannten, die weni ſtens für den Laien imponirende Haltung der Nationalgarden, d Milicianos, — alles das war für den freiheitsdurſtenden Jünglin der ſeither die politiſch unbewegte Luft eines damaligen deutſche Kleinſtaats hatte athmen müſſen und auch Frankreich nur unter de ſtrengen Zucht der Reaction hatte kennen lernen, eine immer neu Quelle des Genuſſes. Seine Briefe und ſeine für das Morgenbla geſchriebenen Aufſätze ſind voll von Schilderungen aller dieſer Her lichkeiten, und ſie nahmen einen großen Theil ſeines Intereſſe

und seiner Thätigkeit in Anspruch. Ja er ließ sich durch seine Theilnahme an den politischen Vorgängen viel länger in Madrid festhalten, als es Anfangs in seinem Plane lag. Im Februar schrieb er der Mutter, die ganze Situation sei zu sehr gespannt, als daß er jetzt gehen könne, — er müsse die Eröffnung der Kammer abwarten. Die damals schwebende Ministerkrisis ging zu Ende, sein Gönner Toreno hatte ein Portefeuille ausgeschlagen und war nach Paris zurückgegangen, das Ministerium Martinez de la Rosa war eingesetzt und die Kammer am 1. März eröffnet, aber Huber blieb dennoch fast den ganzen März hindurch. War doch Riego zum Tort für den König Kammerpräsident geworden, ergingen sich doch die verschiedenen Parteien der Kammer in den wunderbarsten Vorschlägen, welche die Verfassung sichern sollten und die constitutionelle Regierung lähmten, wurden hierüber doch die lebhaftesten parlamentarischen Kämpfe geführt, während die hier und da in den Provinzen auflodernden Aufstände der Servilen Veranlassung zu den heftigsten Angriffen gegen den König und seine Brüder und Diener boten. Daneben fehlte es auch nicht an Straßentumulten und an Aufgebot der Milicianos. „Es sind hier allerlei Unruhen gewesen," schrieb Huber am 10. März, „aber nur solche, welche die Gewitterschwüle beseitigt und die Atmosphäre gereinigt haben."

Es ist nicht unmöglich, daß Huber während dieses ersten Madrider Aufenthalts schon selbst in die Nationalgarde eingetreten ist. In seinen Briefen an die Mutter ist allerdings nichts davon erwähnt, — aber auch die Briefe während des zweiten Aufenthalts im nächsten Winter erzählen nichts über seine Eigenschaft als Miliciano, — und doch bewahrte er noch bis zu seinem Ende die damals geführten Waffen und konnte gelegentlich von seinen Erlebnissen auf der Wache und dergl. erzählen. Er hatte es nicht für gut gefunden, der Mutter Sorgen durch derartige Erzählungen noch zu vergrößern.

Doch neben der Politik blieb auch noch Raum für allerlei andere Studien. Seine alte Liebhaberei für das spanische Volkslied fand hier neue Nahrung. Das Morgenblatt brachte im März und April 1822 bereits eine Sammlung von „Seguidillas",

kurzen, in Madrid zur Guitarre geſungenen Liedern, die, w
die Einleitung ſagt, der Einſender auf den öffentlichen Plätze
in Bürgerhäuſern und bei den ſogenannten höheren Stände
abgehorcht habe, wo er überall nach dieſer Gattung Geſänge un
hergeſpürt habe. Die Ueberſetzungen ſind treu wörtlich und ohr
viel Kunſt. Nach vielen Jahren haben ſie erſt ein ſchöneres Kle
bekommen, da Huber Vieles von dem, was er damals geſammel
an Emanuel Geibel gegeben hat, der es in dem von ihm un
von Paul Heyſe herausgegebenen ſpaniſchen Liederbuch verarbeit
hat. Wo Huber unter Anderem derartige Lieder aufgefunden ha
erfahren wir aus einem ſeiner Briefe. „Ich habe indeſſen
ſchreibt er, „eine angenehme Familie kennen lernen, eine bid
Rathswittwe mit drei bis vier Töchtern, Verwandte meine
Freundes L. Die ſind für mich wahre Kleinode, weil ſie d
hübſcheſten ſpaniſchen Volkslieder ſingen können und mir Mel
dieen und Lieder verſchaffen müſſen, — die Gänſe waren im B
griff, die allerliebſten Lieder und Sachen ganz zu vergeſſen un
ſich der Guitarre zu ſchämen, — um des Pianos und der ewige
franzöſiſchen Muſik willen. Außerdem profitire ich nirgends mel
im Spaniſchen, als unter dieſen heillos muthwilligen Señorita
Das Luſtigſte iſt eben auch wieder, daß ich nicht weiß, wie d
Leute heißen, und ſie eben ſo wenig, wie ich heiße. L. führ
mich hin als einen Caballero aleman — und ſie ſei ſeine Couſin
Und ich bin ſeit 14 Tagen alle paar Tage dageweſen.“ Es ſchein
als wenn in dieſem Hauſe die Vorbilder für einige Figuren de
dritten Bandes der ſpaniſchen Skizzen zu ſuchen ſind.

Neben der noch lebenden Volkspoeſie waren es die in alte
Chroniken und Sammlungen begrabenen Schätze, nach denen
auch hier nach Möglichkeit herumſuchte. Allerlei, was er in dieſe
Art fand, ward von ihm für das Morgenblatt überſetzt. Gelegentli
entſproß aus dieſen Beſtrebungen auch wohl ein Gedicht, wi
die im April 1822 im Morgenblatt abgedruckte Ballade „Do
Alonſo Guzman, der Getreue“, welche wir hier al
Probe mittheilen:

„Don Alonſo! Don Alonſo!
Schau' herunter von den Zinnen,
Und dann ſag' uns, ob du endlich
Willſt Tariſa übergeben?"
Auf die Zinnen tritt der alte
Don Alonſo Perez Guzman;
Sieht gefangen von den Mohren
Seinen Sohn, den Erſtgebornen,
Der ſein Troſt iſt ſeinem Alter,
Und das Licht iſt ſeiner Augen,
Und der Spiegel ſeiner Jugend,
Und die Ehre ſeines Stammes,
Sieht die Schwerter ſchon erheben
Und den Hohn der frechen Heiden; —
„Willſt Du tauſchen, Don Alonſo,
Für das Leben Deines Sohnes
Uns Tariſa übergeben,
Oder lieber bleich und blutig
Sehn ſein Haupt auf unſern Spießen?"
Schweigend hört's der alte Vater,
Sieht gen Himmel ſtarr und ſtumm,
Reißt ſein eigenes tapferes Schwert dann
Aus der Scheide, wirft's hinunter
Zu den Henkern ſeines Sohnes:
„Meinem Gott und meinem König
Opfert ihn mit meinem Schwerte!"
Mit der Linken faßt er zitternd
Seinen Bart, den ſilberweißen;
Lehnt die Stirne an die Mauer —
Bis der Heiden lauter Jubel
Ihm verkündet, daß im Blute
Seines Sohnes Haupt jetzt rollet.
Und Tariſa iſt gerettet.
Darum wird auf ew'ge Zeiten
Don Alonſo Perez Guzman
Zubenamet der Getreue.

Außerdem beſchäftigte ihn die Geſchichte der bildenden Künſte und eingehendes Studium aller ihm zugänglichen bedeutenden Kunſtwerke Madrids. Seine Beobachtungen über Land und Leute und über Bauwerke und Gemälde wurden in zahlreichen Aufſätzen zu Papier gebracht, welche im Morgenblatt oder in dem mit demſelben verbundenen Kunſtblatt erſchienen.

Für mediciniſche Studien hatte ſich Madrid aber ſehr bald als gänzlich unergiebig erwieſen. Huber fand dort und ſpäter

noch mehr in den Provinzen, daß die öffentlichen Kranken- u
Armenanſtalten in den Zeiten der Mißregierung auf das ſchan
loſeſte für Privatzwecke ausgebeutet und verkommen waren, u
die in dieſer Beziehung gemachten Erfahrungen trugen dazu b
ihn in ſeiner Verachtung des abſoluten Regiments und ſeiner ſervil
Anhänger zu beſtärken. Die neue Zeit hatte auch auf dieſem Gebi
aufzuräumen begonnen, aber auch nur begonnen, — es war nich
fertig und die Politiker hatten nur wenig Intereſſe für ſolche Ding
Auch überzeugte Huber ſich bald, daß der bis dahin mitunt
wohl noch in ihm auftauchende Plan, ſich in dieſem Lande d
Freiheit für immer als Arzt eine Stellung zu erwerben, unaus
führbar ſei. „Je mehr ich das Volk ſchätzen lerne und die Ver
hältniſſe in meinem Kopfe ordne, deſto deutlicher ſehe ich es ei
daß ein Fremder hier nie einen ehrenvollen Antheil an den Be
gebenheiten nehmen kann. Damit fällt Alles weg, was ich j
von Plänen zum Hierbleiben in meinem Kopfe hatte. Denn ohn
die Rechte eines freien Bürgers kann ich nie in einem freie
Lande bleiben, und dieſe, wenigſtens das Recht, gewählt zu werden
erhält ein Fremder hier nie.“ Die Mutter nahm aus dieſe
Mittheilung Veranlaſſung, an die Abreiſe zu mahnen, da er j
für ſein Fach in Spanien nichts gewinne. Sie ſchlug ihm vo
lieber die Zeit zu benutzen, um England zu beſuchen, zumal die
auch dem Wunſche von Cotta entſpreche, der gerne engliſche Reiſe
berichte verwenden werde. Er erwiderte (25. 2. 1822), daß e
mit Freuden nach England gehen werde, aber zunächſt müſſe e
Spanien vollſtändig kennen lernen. „Bis jetzt bin ich blos i
den Vorhof gekommen,“ ſchrieb er, „und bin noch nicht zur eigen
lichen Nationalität durchgedrungen; drei bis vier Monate mu
ich wenigſtens noch in Spanien bleiben. Giebt mir dann Go
Gelegenheit weiter zu ziehen, ſo danke ich ihm herzlich dafür un
greife mit beiden Händen zu.“

Für mediciniſche Studien vertröſtete er ſich auf das ſüd
liche Spanien, wo er die dort herrſchenden endemiſchen Krank
heiten ſtudiren zu können hoffte. Im Laufe des Winter
machte Huber von Madrid aus zwei kürzere Ausflüge. De
erſte war nach dem Escurial. Er berichtete darüber der Mutter

„Das war eine heillos kalte und windige Partie, eine ganze Tagereiſe bedürfen die Schlingel für die Hin- und Herreiſe, obwohl man Madrid vom Escurial aus liegen ſieht. Es geht durch ein kahles, felſiges Land voller Spitzbuben, von denen die Leute mit der intereſſanteſten Familiarität ſprechen. Nun dafür habe ich auch den Escurial geſehen, und das iſt der Mühe werth. Die dortigen Gemälde haben mich wieder auf lange Zeit vorwärts geſchoben, — es iſt wahr, — indem ich die Perlen: die Madonna del Pesce, den Gruß der Eliſabeth von Raphael anſah, fühlte ich ordentlich, daß ſich eine Lücke in mir anfüllt, oder daß ich etwas lang Geſuchtes finde, — oder mich an etwas Geweſenes wieder erinnere. Ich kann nicht ſagen, ob mich ſolche Sachen beſſer machen (im engeren Sinne), vorwärts bringen ſie mich immer. Ich habe nun auch ſchon einen Anſatz zu einer Anſicht über die Spaniſche Schule. Eine ganz wunderbare Kraft und Originalität iſt in dieſen Werken von Velasquez, Ribera und Murillo; es iſt ganz etwas Anderes, als die göttlichen Ideale Raphael's, und doch eben ſo verſchieden von der Naturnachahmung der Niederländer, und auch wieder keine Mitteldinger. Faſt Alles iſt in oder über Lebensgröße gemalt, und es ſcheint, als wenn ſie ihre Kraft nicht in kleine Bilder zuſammendrücken könnten. In vieler Hinſicht kann ich ſie wohl mit der Poeſie von Cervantes vergleichen, — aber ich habe noch zu wenig geſehen. Aber eine recht überraſchende Freude habe ich über die altdeutſchen Gemälde empfunden, die ich da fand. Es war mir, als ſähe ich unverhofft alte Freunde oder wäre plötzlich in eine unſerer reichen ſüddeutſchen Gegenden verſetzt, — kurz ich habe hier unter den vielen Fremden recht wieder ihren tiefen Werth gefühlt. Ich hatte durch ein Mißverſtändniß keine Empfehlungen an die Patres oder an ſonſt Jemanden; dadurch hatte ich aber auch den Vortheil, die Sachen nach meiner Art und ohne Erklärungsgeſchwätz anſehen zu können, — die bloßen Curioſitäten ſo ſchnell wie möglich, und dafür die Gemälde ſo oft und ſo lange ich wollte. Um die verſchloſſenen Sachen und Säle zu ſehen, hing ich mich an den erſten beſten Pater und ſchmierte ihm etwas Honig um's Maul. Zuletzt kriegte ich den P ' rio zu packen und

machte ihn ganz kurz und klein, so daß ich Alles sehen konn[illegible] und noch obendrein den Ruhm hatte, mich selber bei den Patre[illegible] empfohlen zu haben.

Es war gar lustig, wie sie mir nachzogen und in kleine[illegible] Haufen auflauerten, um mich zu sondiren. Ich that denn gewaltig ehrbar und gab hinlänglich zu verstehen, daß ich de tierra de Cristianos sei. So stak ich die drei Tage lang von Morgens um 7 bis um 12 und von 2 bis um 5 Uhr im Kloster. Ich wohnte nicht im Wirthshaus, sondern bei dem hariero (Maulthiertreiber), der mich hingebracht hatte, — theils weil es wohlfeiler war, und besonders um die Wirthschaft einzusehen. Wir sind recht zufrieden mit einander gewesen."

Der zweite Ausflug war nach Toledo gerichtet, der Stadt der Geistlichkeit und Kirchen, dem spanischen Rom. Er benutzte die neu eingerichtete und zum ersten Male dahin fahrende Diligence, was im Kreise seiner Bekannten um der großen Unsicherheit der Landstraßen willen als ein besonderes Wagstück gegolten zu haben scheint. Er selbst that sich mehr darauf zu Gute, daß er sich mitten in „die Höhle der Servilen" begeben und sich dort bei jeder Gelegenheit zur Partei der Liberalen, die in Toledo sehr in der Minderheit waren, laut bekannt habe. Von allerlei Empfehlungen, die er sich für Toledo verschafft hatte, erwies sich nur eine als recht ergiebig, nämlich die an einen Pagen des Erzbischofs (eines Prinzen des königlichen Hauses). Bei diesem Pagen fand er unter seiner geistlichen schwarzen Kleidung und dem großen breitkrämpigen Hute ein gefälliges und fröhliches Herz und sehr liberale Gesinnung, und während sie vier Tage lang in allen Kirchen und Klöstern herumzogen, welche Kunstschätze bargen, entstand eine herzliche Freundschaft unter ihnen. Daß in dem dritten Bande der Skizzen ein liberal gesinnter Page des Erzbischofs von Toledo als Held auftritt, wird auf diese Begegnung zurückzuführen sein.

Am 26. März 1822 verließ Huber Madrid, um nach Süden zu ziehen, — zunächst nach Cordova, wo er acht Tage blieb, dann nach Sevilla, wo er einen längeren Aufenthalt nahm. Von hier aus ging er den Guadalquivir hinunter, dann na[illegible]

von dort zu Schiff nach Malaga, und hierauf nach Granada, wo er im Auguſt lange verweilte. Er mußte dorthin auch wieder zurückkehren, als er nach ſeiner Abreiſe unterwegs an einem rheumatiſchen Fieber erkrankt war; erſt am 10. September konnte er nach Murcia aufbrechen, von wo er nach Valencia zog. Von hier aus machte er einen Abſtecher nach Murviedro, um zu ſehen, was vom alten Sagunt noch übrig ſei, und endlich am 4. November begab er ſich auf die Rückreiſe nach Madrid. Er rühmte es als eine Heldenthat, daß er ſich überwunden habe, nicht nach Barcelona zu gehen, was ihn noch mehr von ſeinen weiteren Reiſezielen entfernt hätte.

Ueber dieſe ganze Reiſe hat das Morgenblatt ausführliche Berichte mit vielerlei leſenswerthen Schilderungen der durchreiſten Gegenden und ihrer zahlreichen Natur- und Kunſtſchätze, ſowie der Bewohner in ihrer damals noch viel ſchärferen provinziellen Sonderung und unverwiſchten Eigenthümlichkeit gebracht. Auch in dem erſten Bande der Skizzen aus Spanien wird der Leſer ziemlich deſſelben Weges geführt, und es finden ſich dort ebenfalls mancherlei Bilder und Erzählungen, welche auf perſönliche Erlebniſſe Huber's zurückdeuten. Nach gelegentlichen mündlichen Aeußerungen hat er dort als Erſatzmann für die eigene Perſönlichkeit den jungen Miliciano Rojas aufgeſtellt, der, ohne ſelbſt eine eingreifende Rolle in der erzählten Geſchichte zu ſpielen, doch überall mit dabei iſt.

Auf dieſer Reiſe verſchmähte Huber Diligence und ähnliche internationale Reiſemittel; nur einmal wird einer Fahrt auf einem Dampfbot erwähnt. Dagegen zog er ganz nach alter Landesart mit den Caravanen der Maulthiertreiber oder auf den zweiräderigen Laſtkarren von einer Herberge zur andern, und Abends wanderte er gelegentlich mit einem Korb und der Oelflaſche im Orte umher, um ſich die Ingredienzien ſeiner Mahlzeit erſt zuſammen zu holen und ſie dann in der Venta kochen zu laſſen. Einmal fügte es ſich ſogar, daß er, um vorwärts zu kommen, ſich für mehrere Tage einem wandernden Taſchenſpieler Robertſon und einem Indier, „der ſich von verſchluckten Degen und anderen Kleinigkeiten nährte", anſchließen mußte und dann mitunter [illegible] comico gehalten wur[illegible] in ſpäteren

Jahren noch davon erzählen, wie Robertson durch seine gelegentl
angebrachten Kunststücke große Verwirrung in den Ventas an
richtet und sie mitunter in nicht geringe Verlegenheit, ja sell
Gefahr gebracht habe.

Davon, daß die Landstraßen damals in erhöhter Wei
unsicher waren, daß die Gegner des herrschenden Regiments ba
hier, bald dort zu den Waffen griffen, und dann die Grenz
zwischen politischem Kampf und Wegelagerei und Räuberei nic
sehr strenge innegehalten wurden, und daß daher nur größe
Caravanen einigermaßen Sicherheit boten, — davon wird
den Briefen an die Mutter nichts erwähnt; im Gegentheil su
diese immer bestrebt, jede Besorgniß zu zerstreuen, zu versicher
daß die Sachen in der Nähe lange nicht so schlimm seien, wie
in der Ferne aussähen, und daß die Mutter bestimmt darauf rechn
könne, daß der Briefschreiber sich nicht unnütz exponiren werde. S
den nach Jahren geschriebenen Skizzen sehen wir dagegen schon mel
von der gefährlichen Seite des damaligen Reisens, und dieses le
tere Bild stimmt mit dem überein, was uns von den Zuständ
Spaniens im Sommer 1822 aus anderen Quellen berichtet wird.

Die gewählte Reiseart brachte Huber mit allen Theilen d
Volkes und zumal mit den niederen Ständen in Verbindung, u
dies trug dazu bei, seine große Verehrung für das spanisd
Volk und die spanische Sitte nur noch zu steigern. Er rühn
wiederholt, wie die Kluft unter den verschiedenen Ständen do
geringer sei als bei anderen Völkern, und zwar nicht deshalb, we
die höheren Stände in Sitten und Formen zu den niederen hi
untergestiegen seien, sondern weil auch die niederen einen natü
lichen Anstand, eine Würde des Benehmens und der Haltur
und eine Leichtigkeit und Kraft des Ausdrucks gewonnen hätte
welche kriechende oder rohe Gemeinheit ausschlösse und es au
dem Gebildeten möglich mache, mit dem gemeinen Manne w
mit Seinesgleichen umzugehen. Hierin erkannte Huber schon damal
mit scharfem Blick einen großen Vorzug des spanischen Leben
und das Ideal für die Gestaltung des Verhältnisses der verschi

*) Vgl. namentlich Hermann Baumgarten: Geschichte Spaniens vom Au
bruch der franzöſ. Revolution. Thl. II. S. 460 ff.

denen Stände. Er schreibt einmal, es rufe in ihm eine Art von bleibender angenehmer Empfindung, ein gewisses Behagen hervor, wenn er sehe, wie der gebildete Städter ohne unangenehme Empfindung oder Berührung in eine Venta voll Fuhrleute oder Maulthiertreiber treten könne, die alle dieselben Formen der gesellschaftlichen Höflichkeit und des gesellschaftlichen Verkehrs übten, wie er selbst, und wie ebenso der Landmann oder Viehtreiber ohne Verlegenheit oder Demüthigung in das eleganteste Kaffeehaus oder in die Wohnung des reichsten Städters trete. Er hat nicht Worte genug, um die gesellschaftliche Freiheit und Gleichheit, den rechtlichen Stolz, die ernste, gemessene Höflichkeit, die edle Haltung, die man durchgehends auch bei den unteren Volksklassen finde, nachdrücklich hervorzuheben, und die lebensvollen Gestalten, welche er uns später in den Skizzen vorgeführt hat, mögen sie auch nur von harmlosen Landmädchen, schlichten Bauern, ja selbst von Bettlern oder Räubern entnommen sein, tragen alle diesen von ihm gepriesenen Ausdruck von Würde und Anmuth.

Das spanische Volk war seine Jugendliebe, und er liebte es mit allen seinen Vorzügen und Fehlern. Selbst die Freude an den Stiergefechten war keine Schranke für ihn. Er schrieb darüber für das Morgenblatt: „Ich gestehe ohne Umstände, daß mich diese Art von Spectakel mehr amüsirt hat, als eine gewaltige Menge wässeriger Schau-, Trauer- und Lustspiele auf unseren Bühnen. Was die Moralität dieser Dinge und mancher anderer öffentlicher Erlustigungen anbetrifft, die wir gesitteten Leute bei uns zu Hause dulden, so glaube ich, daß die Sache noch zum Vortheil dieser gottlosen Stierbalgereien steht, zumal wenn man an die öffentlichen Lotterieen und Spielhäuser denkt. Mit dem Einen will ich zwar das Andere nicht rechtfertigen, aber doch den reisenden Herren Culturmoralisten etwas zu kauen geben. In den Stiergefechten ist Alles, was Auge und Geist fesseln kann, so gut wie im besten Drama zu finden: Gefahr, Errettung, Niederlage, Sieg, Kühnheit, Besonnenheit, List, Feigheit, malerische Stellungen an Menschen und Vieh".

Dem Einblick in den täglichen Kampf der politischen Parteien während der Reise mehr entrückt die Realitäten

des Lebens mehr und mehr eine erhöhte Bedeutung für ihn zu gewinnen, und die politischen Theorieen traten ihm mehr in den Hintergrund. Er berichtet hier und da auch von den Kehrseiten, welche die constitutionellen Neuerungen für diese oder jene Menschenklasse mit sich gebracht haben, und verhehlt sich nicht, daß das liberale Regiment die Landeswohlfahrt noch wenig gefördert habe. Aber dennoch blieb er mit ganzem Herzen auf Seiten der liberalen Partei, und der Haß, welchen der König mehr und mehr auf sich zog, zumal seitdem er im Juli einen Aufstand der in und um Madrid liegenden Garden gegen die constitutionelle Regierung zuerst gefördert und dann im Stiche gelassen hatte, spiegelt sich auch in Huber's Briefen wieder. „So lange man das Uebel nicht an der Wurzel angreift," schrieb er entrüstet, „so lange die Bourbons noch in Frankreich herrschen, so lange sie noch überhaupt herrschen, so lange kann die Ruhe nicht hergestellt werden."

In den liberalen Institutionen, in der Nationalgarde u. s. w., sah er noch immer ein wesentliches Stück menschlicher Glückseligkeit, und so konnte er in einem von Valencia aus geschriebenen Briefe (8. 10. 1822) nach Beschreibung des festlichen Empfangs der Provinzialmiliz durch die Nationalmiliz in die Worte ausbrechen: „Glaube mir, daß mir das Weinen nahe war, indem ich diese freien Menschen singen und jubeln hörte und an unser armes Deutschland dachte. Alemanos, rusos und austriacos figuriren in den hiesigen Volksliedern neben einander als Sklaven und Tyrannen. Gott besser's!"

Aehnliche Klagen über Deutschlands Erniedrigung wiederholen sich noch manches Mal; aber doch läßt sich auch mitunter ein leiser Zug des Heimwehs nicht verkennen. Vor Allem kann er sich von dem steten Verlangen nach Nachrichten von den Lieben daheim nicht los machen; er ist tief unglücklich, wenn diese Nachrichten länger ausbleiben, als er gehofft hat, oder wenn die angegebenen Verbindungswege und Adressen, mitunter durch seine Schuld, sich als unbrauchbar erweisen. „Je mehr ich Fremde sehe, desto mehr fühle ich das Bedürfniß, mir das Bekannte und Befreundete innerlich lebendig zu erhalten", — schrieb

er aus Sevilla. „Ich hoffte Briefe zu erhalten, gerade jetzt, wo Ihr wahrscheinlich daran seid, Eure neuen Einrichtungen zu machen, Euer neues Leben zu leben, — ich müßte mich nachgerade gewöhnt haben, auch ohne von Euch zu hören, doch das Beste zu hoffen und ruhig zu sein, — aber ich kann es nicht." Und trotz allem seinem Enthusiasmus für Spanien und trotz aller seiner Freude an dem Gewinn, den er für seinen inneren Menschen aus der Reise zu ziehen vermeinte, kamen doch Momente, in denen er seines Wanderlebens nicht recht froh war. Im Februar hatte er schon geschrieben: „Einem kleinen Mädchen, das, als sie erfuhr, daß ich kein Spanier sei, ihre Mutter ganz erstaunt fragte: Aber mein Gott, Mutter, was hat er denn in Spanien zu thun? war ich sehr froh, nicht antworten zu müssen". Und aus Cordova schrieb er: „Ich komme mir doch zuweilen närrisch vor, daß ich so hier herumlaufe".

Für die medicinischen Studien wollte sich auch in Südspanien keine Zeit und Gelegenheit finden, zumal die erwarteten endemischen Krankheiten in diesem Jahre ausblieben. Dagegen fanden seine umfänglichen Reiseberichte und kunsthistorischen Arbeiten großen Anklang, so daß Cotta ihn ermunterte, seine Wanderungen fortzusetzen, und bereitwillig die Kosten übernahm.

Als Huber von seiner längeren Krankheit in Granada berichtete, fügte er hinzu: „Mir thut diese Verzögerung meiner Abreise besonders leid, nachdem Cotta mir von Neuem sein Zutrauen bewiesen hat; sie hindert mich, meinen Zweck so zu verfolgen, wie ich möchte, also zu sehen und zu bemerken und Cotta bei mir und bei sich selber zu rechtfertigen".

Vom November 1822 bis zum 22. Februar 1823 weilte Huber wieder in Madrid. Es sind aus dieser Zeit wenige Briefe von ihm erhalten, — die wenigen aber zeigen, wie lebhaft er wieder von den politischen Ereignissen ergriffen war, welche jetzt auf eine baldige Katastrophe hinweisen. Die Großmächte hatten bereits auf dem Congreß von Verona die Entschlüsse gefaßt, welche die bewaffnete Intervention Frankreichs bringen sollten. Allein in Madrid hatte man kein Verständniß für diese Gefahr; die Exaltados, welche jetzt im Ministerium und in der Kammer die

Oberhand hatten, glaubten, durch pathetiſche Reſolutionen und durch dramatiſche Scenen den Feind von den Grenzen zurückhalten zu können, und waren immer weniger im Stande, der zunehmenden Verwirrung der inneren Angelegenheiten Herr zu werden, obwohl ſie es an einzelnen tyranniſchen Maßregeln nicht fehlen ließen, ja ſelbſt den König als Gefangenen behandelten. Ende Januar bedrohte ein Inſurgentenheer unter Beſſières plötzlich Madrid und konnte nur durch eine Maſſenerhebung der geſammten waffenfähigen Mannſchaft Madrids unter Abisbal (Odonnel) bei der Brücke von Guadalajara zurückgeſchlagen werden. Huber, der nach ſeiner Rückkehr nach Madrid in die Nationalgarde eingetreten war, ſcheint in jenen Tagen zu einer Truppe gehört zu haben, die man in Madrid zurückgelaſſen hatte, um dort die Ordnung aufrecht zu erhalten. Er erzählt in einem Briefe vom 2. Februar: „Hier war es wahrlich eine Freude die braven Leute im Dreck und Regen in den Straßen herum ziehen zu ſehen, immer munter und auf dem Poſten und eben ſo ernſt und militäriſch, als höflich, — was bei einem achttägigen beſchwerlichen Dienſt gewiß nicht das Wenigſte iſt. Ich habe recht eingefleiſchte Servile ordentlich mit Rührung die unerſchütterliche Geduld, Mäßigung und Feſtigkeit dieſer Leute rühmen hören, und wirklich, um die ſpaniſche Revolution zu beurtheilen, muß man ſich z. B. Paris oder London oder was Du willſt unter denſelben Umſtänden denken, zumal wenn ſo viel gerechte Urſache zu Gewaltſchritten vorhanden, wie hier ſeit dem Aufſtande der Garden im vorigen Juli. Es fehlte nicht an Leuten, die von Verrätherei ſprachen, von Plänen, die Gefangnen zu befreien — und ſolche Pläne mochten wirklich vorhanden ſein. Die freiwillige Nationalmiliz iſt übrigens wenig über 4000 Mann ſtark und die für den Augenblick bewaffneten Freiwilligen aller Art mochten ungefähr 3000 ausmachen. Die Feinde der ſpaniſchen Freiheit ſahen vielleicht in den Vorgängen der letzten Tage des Januars einen Triumph ihrer Sache; wer die Dinge hier mit angeſehen hat, ſieht darin ein neues Unterpfand dafür, daß die Spanier keine Neapolitaner ſind, ſondern daß ſie ſich heldenmüthig für ihre Sache ſchlagen werden".

In dieſem Sinne ſind auch verſchiedene Correſpondenzen geſchrieben, welche die Allgemeine Zeitung in dieſer Zeit mit dem Zuſatz brachte, daß ſie nicht von dem gewöhnlichen Correſpondenten ſeien, und die wir Huber's Feder zuſchreiben müſſen. Es wird beiſpielsweiſe in der Nummer vom 6. Januar 1823 prophezeit, daß das Einrücken fremder Truppen das Signal zur Bartholomäusnacht für die Servilen und Prieſter ſein werde. Aber er glaubte damals noch nicht, daß ein Einmarſch wirklich in Frage ſtehen könne; er war, wie in jener Zeit in Madrid alle Welt, überzeugt, daß die auswärtigen Mächte nicht wagen würden, in Spanien einzurücken, und war, wie briefliche Aeußerungen zeigen, ebenfalls in der Meinung befangen, die franzöſiſche Armee werde revoltiren, ſobald man verſuchen werde, ſie gegen Spanien zu führen.

Er fand daher in der politiſchen Lage keine Veranlaſſung, ſeinen Aufenthalt in Spanien noch weiterhinaus zu verlängern. Er hatte begriffen, daß für ihn, den Fremden, hier nie eine Heimath erblühen werde, und er ſah ein, daß er deshalb an die Rückkehr denken müſſe, um nicht auch in Deutſchland fremd zu werden. Die früher auf Neuenburg in Betreff der ärztlichen Praxis geſetzten Hoffnungen müſſen ohnehin in dieſer Zeit geſchwunden ſein, ohne daß ſich die Gründe aus den uns vorliegenden Quellen überſehen laſſen.

Das Ausbleiben des Reiſegeldes, welches er trotz des ihm durch Cotta eröffneten Credits nicht rechtzeitig beſtellt haben mochte, hielt ihn noch über Erwarten in Madrid feſt und brachte ihn in eine nicht geringe Verlegenheit, ſo daß er ſich mit ſeinen Ausgaben ſehr einſchränken mußte. Dann erkrankte er von Neuem an Erkältung des Kehlkopfes, ſeiner, wie er ſchon damals ſchrieb, partie honteuse, er mußte Wochen lang viel huſten, zeitweilig auch das Bett hüten und ſcheute ſich deshalb, ſich auf die anſtrengende Winterreiſe zu begeben. Er ſchrieb damals der Mutter (2. 2. 1823): „Wenn Du wüßteſt, wie ich mich täglich mehr ſehne, Dich wiederzuſehen, ſo wirſt Du nicht blos meinen Entſchluß, noch hierzubleiben, als vernünftig und ärztlich gerechtfertigt erklären, ſondern auch anerkennen, daß ich zu einem der Vernünftigkeit

gebrachten Opfer geworden bin. Wahr iſt es, ich habe in meiner Bettliegenſchaft einige ſchwächliche Augenblicke gehabt und muß auch zu anderen Zeiten mitunter denken, ob es denn nöthig war, ſo außer mir und außer Dir das zu ſuchen, was ich ſuche, und ob ich es am Ende finden werde. Allein mein beſſeres Ich (ſo hoffe ich) ſagt mir doch, daß ich nicht umſonſt gelebt und daß ich nicht außer mir und außer Dir gelebt habe, und daß ich wenigſtens ſicher für mein inneres Leben gewonnen habe, wenn mich wahrſcheinlich mein langes Ausbleiben in meinem äußeren Leben künftig ſtören wird. Und was mir das Größte iſt, wir beiden ſind uns in der Ferne ja immer näher und verſtändlicher geworden".

Seine Abreiſe von Madrid am 22. Februar erfolgte dennoch plötzlich, da er unerwartet einen Platz in einer Galeere (einer großen Landkutſche) fand, die ihn nach Liſſabon, als der nächſten Station für die inzwiſchen mit der Mutter und mit Cotta vereinbarte Reiſe nach Schottland, bringen ſollte. Es ſcheint, als ob er ohne große innere Bewegung Spanien verließ, und die in nächſter Zeit in gewohnter Weiſe erſtatteten Reiſeberichte ſind wiederum voll unbefangener Beobachtung und harmloſen Humors.

Aber der Schmerz ſollte nachkommen. In Liſſabon erfuhr er den am 7. April begonnenen Uebergang der Franzoſen über die Bidaſſoa und den Beginn des ſpaniſchen Verfaſſungskrieges, und alsbald war er wieder mittendrin in dem alten Conflict zwiſchen Thatendurſt und Pflichtgefühl. Nur wenige ſeiner Briefe ſind aus dieſer Zeit erhalten. In einem derſelben heißt es (23. 5. 1823): „Glaube mir, liebe Mutter, zuweilen kommen mir alle die ſehr guten Gründe, die ich mir und Dir vorbringe, um nicht mein Schickſal an das der ſpaniſchen Revolution zu knüpfen, als bloße Sophiſtereien vor. Alles was man aus anderen Ländern hört und ſieht, trägt das Zeichen der Erbärmlichkeit in tauſend Geſtalten ſo widerlich an ſich, daß ich mich oft wundere, wie man dieſe Menſchenhaufen noch Völker nennen mag, — es giebt mir ein ſo tief bitteres Gefühl von Verachtung, wenn ich all' das Hin- und Herſchwatzen in engliſchen und franzöſiſchen und deutſchen Zeitungen leſe und dann der Spanier denke. Doch das Alles

fühlst Du so gut wie ich, — Dir kann es aber nicht so bitter sein, weil Du weiter entfernt bist, und weil Du als Frau nicht daran denken kannst, thätig Theil an dem Schicksal dieses Volks zu nehmen, — aber gewiß, ständest Du an meiner Stelle, Du würdest eben so gut wie ich den Zufall verfluchen, der es Dir nicht zur nächsten natürlichen Pflicht gemacht hat, ein Gewehr in die Hand zu nehmen und Dich an die erste beste Guerilla anzuschließen. Das Interesse an Spanien und der Haß gegen diese Elenden, die das schöne Land verheeren, und die zugeben, daß das wackere Volk sich zerfleischt, läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe, und ich bin in einer Art von beständigem Fieber". In einem andern Briefe (8. 6. 1823) heißt es: „Ich schrieb nicht, weil es in meinem Innern gährt und kocht. Ich weiß wohl, daß das nicht als Entschuldigung für mein Schweigen angenommen wird, und daß man in solcher Stimmung die längsten Briefe schreiben kann, — allein man belügt sich und Andere, indem man auf dem Papier die Sachen schnell in's Reine bringt, während sie es im Innern noch gar nicht sind. Zürne nicht, wenn ich noch über Dinge mit mir uneins bin, die Du längst für abgemacht hieltest; nenne es Unentschlossenheit, wenn Du willst, nur glaube mir, daß bei zwei sehr entgegengesetzten Entschlüssen, je näher der Geist sie sich bringt, also je näher der Augenblick des Entschlusses ist, desto auffallender der Sprung von einem zum andern erscheint. Und die Leute, die immer ziemlich mit sich einig sind, sind es gewöhnlich blos deshalb, weil sie wenig oder nichts wollen. Das Resultat meines Streites ist freilich das alte geblieben, — aber der einzige und unwiderlegliche Grund, um dessentwillen ich zurückkehre, ist nur und allein die Pflicht und Verbindlichkeit, die ich Dir gegenüber zu erfüllen habe. Alle die Rücksichten, um derentwillen Du meine Rückkehr empfiehlst, sind nur äußerliche, denen ich auch andere, eben so triftige oder triftigere entgegenzusetzen habe. Zwei Hauptquellen meines Lebens stehen sich gegenüber — Liebe zur bürgerlichen und Volks-Freiheit auf der einen und die Liebe zu Dir auf der andern Seite; ich war eher Dein Sohn, als ich Bürger war, und jenes erste Princip mag doch am Ende wieder aus diesem ersten und natürlichsten entspringen, — wenig-

ſtens in mir, der ich Dein Sohn bin. Doch das Alles i
Geſchwätz, — worauf es ankommt, iſt das Reſultat: ſo lange i
beide Pflichten oder Antriebe nicht vereinen kann, ſo folge ich d
Wege, der mich wieder zu Dir zurückruft".

Und dieſem Entſchluß blieb er treu. Aber mit dem größt
Intereſſe und mit blutendem Herzen folgte er dem Gange d
Dinge in Spanien. Bald mußte er bekennen, daß er ſich
ſeinen Prophezeiungen gründlich geirrt habe, und daß ſtatt d
erwarteten heroiſchen Widerſtandes von ganz Spanien nur ſchwac
Kräfte den einrückenden Fremden entgegentraten, welche in ihr
Vereinzelung und bei dem Mangel an aller Kriegsvorbereitu
und Organiſation gar bald erliegen mußten. Dennoch konnte
von der alten Liebe nicht laſſen. „Da ich unſere Sache
Spanien nie aufgeben würde, wenn ich ſelbſt dabei handelte
ſchrieb er im Auguſt 1823, „ſo kann ich ſie auch jetzt nicht aufgebe
obwohl in der Ferne. Die Revolution wird ihren Gang gehen

Huber war lange genug in Spanien geweſen und hatte ſi
hinlänglich in die ſpaniſche Art hineingelebt, um nicht durch d
portugieſiſche, ſo ganz anders geartete Leben mannigfach una
genehm berührt und verſtimmt zu werden. Nur die ſchöne Un
gebung Liſſabons und das dortige Zuſammenſtrömen von Ang
hörigen ſo verſchiedenartiger Völker und ſelbſt verſchieden
Menſchenracen konnten ihm ein lebhafteres Intereſſe abgewinne
Das conſtitutionelle Regiment war freilich noch in vollem Flo
als er dorthin kam, und in dem erſten Briefe konnte er no
von ſchönen Erfolgen berichten, welche conſtitutionellerſeits i
der Provinz Tras-os-montes gegen die aufſtändiſchen Servile
erfochten wurden. Aber ſehr bald ward ihm der ganze dortig
Liberalismus verleidet, und er erklärte es für eine Farce, di
bei dem erſten Stoß zuſammenbrechen werde. Er war empör
daß er nirgends ein warmes Herz oder auch nur lebhafte Theil
nahme für die ſpaniſchen Kämpfe finde. Und bald ſollte er e
denn auch mit anſehen, wie Ende Mai die ganze conſtitutionell
Herrlichkeit Portugals durch das Beiſpiel eines Cavallerieoberſten
Souza-Sampayo, über den Haufen geworfen und wie das abſolut
Re er aufgerichtet wurde. Huber hat noch nach Jahren

nachdem er längst ganz andere Anschauungen über den Werth solcher papierenen Verfassungen gewonnen hatte, nicht umhin gekonnt, dem tiefen Gefühl der Verachtung und des Verdrusses Ausdruck zu geben, welches er über diese Vorgänge in sich aufgenommen hatte; in dem letzten, 1833 erschienenen Theile der Skizzen aus Spanien befindet sich eine in jene Zeit fallende Erzählung aus Lissabon, in welcher dieser portugiesische Verfassungskampf sehr drastisch in seiner ganzen Jämmerlichkeit geschildert wird, bis er am Abend des feierlichen Einzuges der absolutistischen Generale, welche wenige Tage zuvor von dem damals noch constitutionellen König als Aufständische geächtet waren, im Theater seine künstlerische Verklärung mit zugehörigem Schlußknalleffect fand, indem in Gegenwart des nun absoluten Königs, des ganzen Hofes und der Diplomatie ein Ballet gegeben ward, in welchem die Tänzer in den Masken des Königs, der Prinzen, Generale und Gesandten tanzend den Sieg der guten Sache über die Hydra der Revolution darstellten. Man liest aus den Schilderungen noch den Ekel heraus, den Huber zehn Jahr zuvor über diese Dinge gefühlt hatte.

Den Mittelpunkt dieser „Skizzen aus Lissabon" bilden eine blonde, dort Frau von M. genannte Dame von deutscher Abkunft und ein junger liberaler Strudelkopf, der sie aus der Ferne leidenschaftlich verehrt und in naiver Verzweiflung über sein Loos als Liebhaber und als Verfassungsfreund die Welt in Flammen setzen möchte. Es ist ein fesselndes, reines und doch tief melancholisches Bild, welches dort von der jungen Frau gegeben wird, die in fast kindlichem Alter durch ihre Angehörigen einem wohlbeleibten, stumpfen, gutmüthigen Holländer um seines Reichthums willen vermählt worden war und dann unter dem Druck der schwerfälligen und gefühllosen Umgebung dem Tode entgegenwankte. In dieser kleinen Erzählung haben wir die künstlerische Reproduction einer in Lissabon spielenden Episode aus Huber's eigenem Leben zu suchen, welche die Ursache davon gewesen zu sein scheint, daß er Monate lang, ohne daß ihn dort ein Geschäft fesselte, in Lissabon weilte, und daß er dann, von tiefer Sehnsucht nach der deutschen Heimath und nach den entfernten Lieben erfaßt, nicht, wie es bis

dahin von ihm geplant und von der Mutter und Cotta gebilligt war, nach Schottland ging, ſondern ein gerade abgehendes Kauffahrteiſchiff zur Reiſe nach Hamburg benutzte.

Huber hat die Geſchichte dieſer Liebe ſeiner Schweſter halbbrieflich mitgetheilt, aber dieſe Briefe ſind uns nicht erhalten. Der Mutter ſchrieb er darüber nach wenigen Monaten (5. 11. 1823): „Ich ſagte Dir in meinem letzten Briefe, Du mögeſt leſen, was ich an Louiſe geſchrieben. Ich fand es ungeſchickt, daß Du mit einer Begebenheit meines inneren Lebens unbekannt bleiben ſollteſt, die Du oder Niemand wiſſen mußt, die tiefer auf mich eingewirkt hat, als ich ſagen kann und mag, — und doch ſcheint's mir jetzt faſt wieder beſſer, ich hätte nichts geſagt. Es iſt ein tief ſchmerzliches Gefühl, wenn das Schickſal eine ewig theure Geſtalt auf einem unabänderlich rauhen Wege an uns vorüberreißt, — es war nur ein Augenblick, gerade lang genug, um uns zu erkennen, — dann der Schmerz der Trennung, die Erkenntniß der Unmöglichkeit zu helfen oder auch nur einen Dorn aus dem Pfade zu reißen, auf welchem die Vorübereilende fortgeriſſen wird. Die Erinnerung iſt mir ſo theuer als wehmüthig, — bittere und gehäſſige Gedanken kommen zwar augenblicklich dazwiſchen, — aber ich fühle auch, daß der Schmerz mich vorwärts gebracht hat, und denke ja überhaupt mit meinem Petrarca: „mille piaceri non vagliono un tormento"*). Wunderlich iſt es, daß für mich alle Gedanken und Gefühle, die nicht eine That zur Folge haben, verhaßt, langweilig und faſt lächerlich ſind, und daß nun doch gerade meine höchſten und tiefſten Gedanken derartig ſind, daß ich eine Ehre darin finden muß, ſie nicht zur That reifen zu laſſen". In einem ſpäteren Briefe heißt es (24. 12. 1823): „Meine erſte Liebe war und durfte blos die eines Ideals ſein; ich liebe, wie ich eine Heilige lieben würde oder eine Todte, und gerade dies Gefühl öffnete mir den Sinn für weiblichen Werth. Ich habe ein Ideal geſehen und ſuche es jetzt in der Wirklichkeit, — ich wünſche nichts ſo ſehr, als alle Ausdrücke zu vermeiden, die auf irgend etwas Phantaſtiſches, Empfindſames deuten können, —

*) Tauſend Freuden wägen einen Schmerz nicht auf.

ſetze daher für Ideal, was Du willſt. Ich weiß wohl, daß ſie kein Engel und keine Heilige iſt, aber ein reines Weib ganz und klar, und Eine, die, ſo weit es in unſerem bürgerlichen Leben mögſich iſt, ganz iſt und nichts ſcheint, nichts blos angelernt hat. Ihr Wunſch für mich war, daß ich ein Weib finden möge, das ich lieben könne und das mich durch Liebe glücklich machen dürfe, — und ich ſehe ein, daß ihr Wunſch auch der meinige ſein muß, und verſtecke mich nicht hinter Worten von ewiger Treue und dergl. Solche Nebel ſind freilich in mir aufgeſtiegen, aber ich habe ihnen in's Geſicht geſehen und gefunden, daß es nur Nebel waren". In einem ſpäteren Briefe, in welchem er, durch Einwürfe der Mutter veranlaßt, noch einmal auf dies Verhältniß zurückkam, heißt es: „Ja ich habe in dem Augenblick, als ich einſah, daß die Idee Gefahr laufe, durch Schwäche entweiht zu werden, den Muth gehabt, zu entweichen, und noch jetzt kann ich wie vor einer überſtandenen gräßlichen Noth vor jenem Schmerz erſchrecken, dem ich durch keine Handlung und kein Wort Luft machen durfte. Aber mißverſtehe mich nicht, — Wunſch nach Beſitz, nach ſinnlichem oder auch geiſtigem Genuß hatten durchaus keinen Theil an der Gefahr, — dieſe erwuchs nur aus dem unleidlichen Schmerz, die Geliebte ſo unwiederbringlich unglücklich zu ſehen, ohne ihre Lage mildern zu können, — während ich doch ihrem Leben geben konnte, was ihm fehlte und deſſen Fehlen es ſo unglücklich machte — Liebe. Daß dieſer Schmerz ſo gut eine Schwäche war, wie Sinnlichkeit, weiß ich wohl, — ich weiß, daß der Schmerz, Pſyche als Sklavin zu ſehen, ſich in der Hoffnung und Ueberzeugung von ihrer endlichen Befreiung auflöſen ſoll, — allein die Wirkung des Augenblicks war zu mächtig, ich fühlte, daß ich nicht länger widerſtehen konnte, und daher kam mein Entſchluß, die Gefahr zu fliehen. Ich werde dieſer Frau mein ganzes Leben hindurch unendlich viel verdanken, nicht blos um des Guten willen, was ſie in mir entwickelt und beſtimmt hat, — denn glaube mir, ich fühle es, daß dieſe Liebe den endlichen Durchbruch in mir bewirkt hat, — das iſt ein alberner Ausdruck, aber er drückt doch aus, daß ich jetzt einig mit mir bin und die Ideale von der Wirklichkeit geſchieden habe, ohne an jenen zu verzweifeln und

ohne dieſe zu verachten, — ſondern auch um des Schlimmen willen, was ſie verhindert hat. Du magſt das nicht ſo deutlich fühlen, aber glaube mir, die kleinſte Schwäche, das leichteſte Unrecht oder die geringſte Unwahrheit, Unreinheit, weibliche Coquetterie von ihrer Seite hätte mich und uns Beide in's Verderben reißen können".

Unmittelbar auf die aufregenden und tief erſchütternden Erlebniſſe in Liſſabon folgte eine lange, faſt einen Monat dauernde und mit Entbehrungen aller Art verknüpfte Seereiſe auf einem engen Kauffahrteiſchiff. Viele von den geiſtigen Errungenſchaften, von denen uns die eben mitgetheilten Briefe berichten, mögen in dieſer Zeit der ſtillen Einſamkeit gewachſen und zur Reife gelangt ſein.

Am 17. Auguſt 1823 traf Huber in Hamburg ein. Hier galt es zunächſt, einen neuen Wanderplan feſtzuſtellen, und er trat darüber mit der Mutter und mit Cotta alsbald in Correſpondenz. Er erklärte, die Zeit ſeines „nichtmediciniſchen Herumirrens" müſſe aufhören; er fühlte die Verpflichtung, ſich jetzt ſchnell wieder in die lange vernachläſſigte Medicin hinein zu arbeiten und zunächſt um des von Bayern genoſſenen Reiſeſtipendiums willen eine mediciniſche Abhandlung zu publiciren. Er bedürfe daher Hülfsmittel, wie ſie ihm nur eine Univerſitätsſtadt bieten könne. Die von Cotta gewünſchte Reiſe nach England liege ganz innerhalb ſeiner Wünſche, falls ſie ihn nicht von ſeinen nächſten Aufgaben abführe. Vor Allem aber müſſe er wiſſen, ob die Mutter ihn jetzt noch entbehren könne, nachdem ſie ſich von ihrer Tochter Louiſe, welche ſich inzwiſchen von Neuem mit Herder verbunden hatte, habe trennen müſſen. Auch fühle er ſich verpflichtet, es noch einmal der Erwägung Cotta's anheim zu ſtellen, ob es bei dem früheren Anerbieten bleiben ſolle und er noch bereit ſei, die nicht geringen Koſten eines Aufenthalts in England zu beſtreiten. Das Reſultat der eingeleiteten Verhandlungen war, daß Huber von Hamburg ſogleich nach Edinburgh gehen ſollte, um dort zugleich für ſeine mediciniſchen und für Cotta's litterariſche Zwecke thätig zu ſein. Ueber dem Hin- und

iben und über der Beſorgung von Creditbriefen verging

oder Zeit, und so mußte er mehrere Wochen des Wartens in Hamburg verbringen. Da er es versäumte, in seiner Kleidung dem ungewohnten kälteren Klima Rechnung zu tragen, so ward er in dieser Zeit von einer nicht unerheblichen Krankheit befallen.

Eine Freundin seiner Mutter, die Wittwe des Doctors Georg Kerner (Bruders von Justinus Kerner), welche bei ihrem Bruder, dem Kaufherrn Dunker in Hamburg, lebte, hatte ihn auf das freundlichste aufgenommen und sorgte nach Kräften für ihn. Durch sie ward er wieder in das ihm fast fremd gewordene deutsche Familienleben eingeführt, und es knüpften sich bald mit den einzelnen Gliedern des Dunker'schen Hauses, zu denen vier erwachsene Töchter gehörten, nahe freundschaftliche Beziehungen; zu der ältesten Tochter Henriette, welche damals schon mit dem Kaufherrn Nölting, nachherigem schwedischen Generalconsul in Lübeck, versprochen war, und deren Hochzeit nahe bevorstand, bildete sich ein besonders herzliches, fast geschwisterliches Verhältniß, welches bis zu seinem Tode unverändert fortgedauert hat. Das Alles war gerade damals für ihn eine um so glücklichere Fügung, als er noch schwer an den Erfahrungen der letzten Zeit zu tragen hatte. — „Seine Augen sahen damals fast abgründlich traurig aus," schreibt Frau Nölting, „das Schicksal Spaniens, die Vergänglichkeit alles Glücks und aller Schönheit, — alles das nagte an ihm."

Gegen Ende September schiffte er sich wieder ein, um sich nach Edinburgh zu begeben. Wir müssen einige von dort aus an die Mutter geschriebene Briefe mittheilen, um ein Bild seines Innern für jene Zeit zu geben. Sogleich nach seiner Ankunft schrieb er: „Nach einer recht unausstehlichen vierzehntägigen Ueberfahrt bin ich Dienstag hier angekommen. Die ersten bitteren Pillen, die ich mir gerade in England sehr groß und bitter dachte: Zoll, Polizei, Logissuchen u. s. w., sind mir ungewöhnlich leicht geworden, und ich habe dabei mein Vorurtheil gegen England schon sehr rectificirt. Die Lage der Stadt ist wunderschön, — ganz schweizerisch, Felsen, Grün und Wasser, und eine schöne neue Stadt, — ich hatte sie mir viel gothischer gedacht. Ich weiß wohl, daß ich Dir von Hamburg aus mehr hätte schreiben sollen, — allein in der Hauptsache konnte ich Dir blos wiederholen,

was ich Dir in meinem letzten Briefe von Liſſabon geſagt hatte, und der Nebenſachen trieben ſich ſo viele in mir herum, daß ich nicht wußte, wo anfangen. Und dann wußte ich, daß Du durch Frau Kerner vielleicht mehr von mir erfahren würdeſt, als von mir ſelber, und ich glaubte, dabei würde ich eher gewinnen als verlieren. Sie hat Dich ſehr lieb und hat mich ſo gar herzlich aufgenommen und behalten, daß ich es ihr blos durch Vertrauen danken konnte, — wenigſtens kann ſie ſich rühmen, daß ich mich nie gegen Jemanden ſo weit ausgeſprochen habe, als gegen ſie, — ſogar nicht Dir gegenüber, wenn wir mündlich verkehrten. Das lag aber nicht blos an ihrem herzlichen Wohlwollen, ſondern auch an der ganzen Zeit, — denn da ich nun einmal auf das Handeln habe Verzicht leiſten müſſen, ſo muß ich mich wohl zum Schwatzen bequemen und mit Sentiments die Zeit vertreiben. Das iſt keine Bitterkeit, liebe Mutter, — ich weiß wohl, daß ich das beſſere Theil gewählt habe, — aber dieſes Theil iſt doch nur deshalb das beſſere, weil es in unſerer Zeit und in unſerem Lande einmal durchaus nicht paßt, ein Mann ſein zu wollen, es bleibt uns blos übrig, Menſchen zu ſein. Ich weiß wohl, es giebt noch genug Tugenden, noch genug Leiden und Freuden für uns, — aber es ſind keine männlichen Tugenden, Leiden und Freuden, wie die unſerer Vorbilder in alter und neuer Zeit. Wo kein Staat, kein Vaterland, kein Bürgerthum iſt, da giebt es und braucht es keine Männer, und wer doch ein Mann ſein möchte, kommt mit Recht in's Zucht- oder Irrenhaus. Wenn Du als Frau das fühlſt, deren Beruf es nicht iſt, mehr als rein menſchliche Tugenden zu üben, wie kannſt Du wollen, daß ich mich mit Illuſionen abſpeiſe? Ich habe beide Ziele und Wege genau angeſehen, ehe ich wählte, — nun ich gewählt habe, bin ich ruhig und nicht bitter, — gewiß nicht, — aber ernſt. Sobald alle Möglichkeit zu handeln vorbei iſt (wie ſie es jetzt iſt), kann mich die Erinnerung an das verworfene Ziel in dem Wege nach dem gewählten nicht ſtören, aber ſie wird mir immer theuer bleiben. Für die nächſte Zeit iſt mein Zweck einfach genug, — wieder in die Medicin hineinzukommen und zugleich Stoff für ei[illegible]iniſchen Aufſatz zu ſuchen und zu verarbeiten, — und

dann iſt unſer Wiederſehen doch im Grunde die einzige wahre Entſchädigung für das, was ich aufgegeben habe. Daß ich die vielen unverdienten oder von Tauſenden beſſer verdienten Vortheile erkenne und genieße, die mir das Schickſal z. B. durch Cotta zuwirft, brauche ich Dir nicht erſt zu ſagen; überhaupt glaube nicht, daß irgend etwas Bitteres, Klagereiches in mir iſt; bitter iſt nur mein Haß gegen die elenden Diener der heiligen Allianz, und tief wehmüthig iſt es mir, daß dieſe Unſeligen meine armen Spanier nicht blos zu Unglücklichen, ſondern nachgerade auch zu Schuldigen machen. Ich bin aber weit davon entfernt, mein Urtheil über dies Volk zu ändern, — auch nach dem elenden Ausgang nicht".

In dem folgenden Briefe (26. 10. 1823) heißt es: „Du ſchreibſt, in mir müſſe es recht trübe geweſen ſein, und es werde beſſer werden. Trübes in dem Sinne, wie ich es verſtehe, iſt wirklich nichts oder ſehr wenig in mir, — das heißt nichts von den verworrenen, erſchlaffenden, undeutlichen Gefühlen und Empfindungen, welche die Anſichten über Vergangenheit und Zukunft verſchieben und vernebeln und für die Gegenwart lähmen, — und dieſe Art von Stimmung iſt die einzige, welche ich trübe und bemitleidenswerth nenne. Geiſtige Schmerzen ſind ja nur dann ein Uebel, wenn ſie uns niederdrücken, ſtatt zu erheben. Wo ſie aber dies thun, ſo wiederhole ich: „mille piaceri non vagliono un tormento". Glaube mir, gerade weil ich meinen Schmerz ganz fühle und klar als einen Theil meines Weſens vor mir ſehe, ſo iſt er mir zu theuer, als daß ich je wünſchen möchte, daß es damit „beſſer" werden möge, — und auf der andern Seite ſehe ich alles Gute meiner Lage ein und weiß, was ich für den Augenblick zu thun habe. Wenn mir das mediciniſche Arbeiten jetzt noch zu ſchwer ankommt, ſo iſt das wirklich nur die Folge der langen Unterbrechung und alſo einer, ich möchte ſagen, blos mechaniſchen Ungewohntheit, die es mir erſchwert, gleich wieder den rechten Zipfel zu finden. Was nun die kleinen aber vielen wirklichen oder vermeintlichen Dornen und Haken des bürgerlichen Lebens betrifft, die Dich theils in der Wirklichkeit, theils in meiner Anſicht von meiner Zukunft und in ihrer Wirkung auf mich beſonders beſorgt

machen, ſo bitte ich Dich, auch darüber Dich zu beruhigen. Es ſind wahrlich nicht dieſe kleinlichen Einzelheiten, aus denen unſer bürgerliches Leben zuſammengeſetzt iſt, und auf denen wir unſere verſchiedenen Zwecke erkrabbeln müſſen, welche ich fürchte, — ich glaube, ich ſtelle ſie mir arg genug vor, — es iſt das Ganze unſeres bürgerlichen Lebens oder vielmehr der Mangel eines ſolchen, der Mangel eines allgemeinen, bewußten und erkennbaren Ziels und einer gemeinſchaftlichen Baſis, was mir unſer bürgerliches Leben und die Verhältniſſe, in welche ich treten muß, zuwider macht. Ich weiß recht gut, daß in dem freiſten Staat, bei dem lebhafteſten bürgerlichen Intereſſe, ſelbſt mitten im Kampf für die Freiheit, kurzum auf dem Wege, den ich jetzt verworfen habe, die Verhältniſſe des Einzelnen zum Einzelnen, des Bedürftigen zum Beſitzenden, des Vorgeſetzten zum Untergebenen, des Narren zum Klugen, dieſelben bleiben werden, — der Unterſchied iſt nur, daß in einem Staate von Bürgern und Männern außer den vielen Zwecklein noch ein großer Zweck und große Mittel dem Manne freiſtehen — und daß mir dies fehlt, das iſt es allein, was ich an meiner Zukunft ausſetze. Ich verlange von unſerem Leben und von unſeren Menſchen nicht, daß ſie etwas *Anderes*, ſondern blos, daß ſie *etwas mehr* ſein ſollen, und ich würde auch dies nicht als einen Mangel empfinden, wenn ich es nicht für phyſiſch und moraliſch *möglich* hielte, dies zu erreichen. Sobald ich einſehen müßte, daß es zu den irdiſchen Nothwendigkeiten gehört, in dieſer Wirthſchaft fortzukriechen, ſo würde ich gewiß alle Hoffnung auf etwas Beſſeres aufgeben und mich allein auf die *nichtirdiſchen* Hoffnungen beſchränken, und ich würde hoffentlich auch dieſen Schmerz zu meinen liebſten und nützlichſten rechnen können. Ich weiß übrigens recht wohl, daß ich auch in Spanien das Ziel bürgerlicher Freiheit ſelbſt nicht erreicht hätte; allein es iſt ſchon an ſich Zweck und Ziel genug, wenn man für die gute Sache kämpft und auf dem Wege nach dem Ziele fällt".

Die Nachrichten aus Spanien, zumal die Kunde von der Hinrichtung Riego's, ſowie von ſo manchen anderen harten Maßregeln des in Madrid wieder hergeſtellten abſoluten Regiments, r[illegible]mer neue Stürme in ihm auf, und er konnte nicht

umhin, zu dem Troſtmittel zu greifen, zu welchem nach großen Kataſtrophen der unterliegende Theil ſo oft zu greifen pflegt, zu der Hoffnung, daß es ſo nicht bleiben könne, und daß, je rückſichtsloſer die reactionären Ultras ihren Sieg ausbeuteten, je näher die Tage der Rache ſeien. Er meinte, in Spanien werde das einmal angezündete Feuer fortglühen, wie die nie ganz unterdrückten Guerrillas ſchon erkennen ließen, und von Spanien aus werde einſt ganz Europa in Flammen gerathen. Aber faſt noch mehr Unwillen, als über die grauſamen Sieger, hatte er über die Gleichgültigkeit und Theilnahmloſigkeit, welche er in Betreff der ſpaniſchen Vorgänge um ſich her fand. Ihre ekelhaften Mordgeſchichten und Hinrichtungen, der ſtehende Artikel ihrer Zeitungen, intereſſirten die Engländer mehr, meinte er, als der Fall von Cadix, den ſie heute läſen und morgen vergeſſen hätten. Der große Haufe wolle überall nur den augenblicklichen Reiz der Neugierde und die angenehme Erſchütterung irgend eines ſchnell vorübergehenden Sentiments, es wäre ihm gar nicht darum zu thun, irgend eine feſte Anſicht von einer Sache zu gewinnen, und man wolle vor Allem in der täglichen Bequemlichkeit nicht geſtört werden.

„Die Menſchen ſind wirklich zu beneiden," ſchreibt er (11. 11. 1823), „ihnen dient Alles zu einem augenblicklichen Zeitvertreib; es ſoll mich doch wundern, ob ich es mit der Zeit auch ſo weit bringe. Ich kann es mir nur zu gut denken, wie ein Mann, wenn er bei dieſen Menſchen für ſein Leben an der Freiheit verzweifelt, in der Rache ein Lebensziel finden kann."

Das mediciniſche Studium nahm er mit allem Ernſt wieder auf und verſchaffte ſich deshalb zunächſt mit Hülfe der Blumenbach'ſchen Empfehlungen Zugang zu den Hospitälern, Bibliotheken und den Celebritäten ſeines Fachs, in deren Collegien er zu hospitiren pflegte, ſoweit der Gegenſtand der Vorleſung ihn intereſſirte. Zunächſt war es ihm um die Auswahl eines Themas für eine wiſſenſchaftliche Arbeit zu thun. Er hatte ſich vor zwei Jahren in Paris unter Anderem auch mit irrenärztlichen Studien beſchäftigt; er ſuchte daran anzuknüpfen, aber er ſchrieb bald (4. 11. 1823): „Für meine Narrenhausſtudien iſt hier wenig oder nichts

zu holen; es iſt zwar ein Narrenhaus da, allein wie zu allen Anſtalten, ſo iſt auch der Zugang dazu ſehr erſchwert, ſo daß ich, obgleich ich Empfehlungen an einen der Aerzte des Hauſes habe und ihm gleich Anfangs meinen Wunſch äußerte, noch nicht hineingekommen bin und am Ende doch nur hoffen kann, ein- oder zweimal hineinzukucken. Und das führt zu nichts. Außerdem iſt es auch, wie faſt alle ſolche Häuſer, beinahe blos eine Einſperrungsanſtalt, keine Heilanſtalt". Dagegen wurde er bald auf eine damals in England üblich gewordene, eigenthümliche Behandlung veneriſcher Krankheiten aufmerkſam, welche ihm einen neuen Aufſchluß über die Natur derſelben zu bieten ſchien. Und ſo machte er ſich denn an ein ernſtliches Studium dieſer Krankheit.

Aber ſeine innere Stellung zu ſeinem Fach wurde dadurch keine andere. Bald ſchrieb er: „Ich habe alſo jetzt wieder mediciniſche Bücher und Gedanken gehandhabt. Der alte Ekel vor all' dieſem hohlen Wortgebäude, das wir Wiſſenſchaft nennen, iſt aber auch, und wo möglich verſtärkt, wieder da; — ich kann dem Zeug als „Wiſſenſchaft" durchaus keine Seite abgewinnen. Das wird mich um ſo ſicherer vor allen Abſchweifungen bewahren, die nicht zum Arzneihandwerk gehören". Als die Mutter ſich beſorgt über dieſe Auffaſſung ausſprach, erläuterte er ſie in einem ſpäteren Briefe (Febr. 1824): „Die Ausübung des mediciniſchen Handwerks iſt mir durchaus befriedigend und angenehm, wenigſtens von Allem das befriedigendſte, — es erfüllt ja alle meine Wünſche für dieſes Leben, für mein äußeres Leben; es läßt mich Gutes und Nützliches wirken, und giebt mir mehr wie irgend ein anderer Beruf in unſerem Lande Gelegenheit, zu einer Veränderung unſerer bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe mein Scherflein beizutragen und mir eine bürgerliche Lage zu verſchaffen, in der ich bei der Hand bin, wenn die Zeit ruft. Gutes wirken und Schönes denken, weiter will ich im Grunde nichts, zumal ich nichts Schönes bilden kann, kein Maler, Dichter oder ſo etwas bin. So viel alſo vom ärztlichen Beruf! Daß aber die mediciniſche Wiſſenſchaft das ekelhafteſte, lächerlichſte Gemiſch von Eitelkeit, Unſinn und Wahrheitsflicken kann ich weder zurücknehmen, noch iſt es nöthig, es hier zu

beweiſen, — mir ekelt davor — und die wenigen praktiſchen Wahrheiten herauszufinden und nützlich anzuwenden — aus dem Unding, das wir Wiſſenſchaft nennen, ein ſimples Handwerk zu machen, — das iſt mein Streben. Ich ſpreche nicht einmal von der Medicin allein, ſondern von den Naturwiſſenſchaften überhaupt. Ja es gilt von allem Wiſſen, ſobald es uns nicht beſſer macht, und dieſe Sucht mehr und mehr zu wiſſen, blos um des Wiſſens willen, iſt ſicher eine der Hauptkrankheiten des inneren Menſchen. Sie erſtickt das Angeborene, Seiende unter Eitelkeit und allerlei Fremden. Für mich hat dies Jagen nach Wiſſen durchaus etwas Grauenvolles, und ich finde es nicht minder unſinnig, als die Goldjagd eines Geizigen, ja ich halte es für verführeriſcher, weil man ihm einen ſchönen Namen gegeben hat. Gerade die Beſten gelangen oft mit dem beſten Willen dahin, im Wiſſen die Wahrheit zu ſuchen, und verwickeln ſich dann in unendlichen und unzähligen Wahrheiten ſo, daß ſie endlich (theils aus Eitelkeit, theils aus Betäubung) ganz vergeſſen, daß es eine Wahrheit giebt. Sie iſt freilich auch der Mittelpunkt alles Wiſſens und aller einzelnen Wahrheiten, — allein Mancher wird durch Lernen und Wiſſen nur im Kreis um dieſe eine Wahrheit herumgeführt. Fühlt er es endlich, ſo wird er wohl ſpät dahin kommen ſo zu denken, wie ich jetzt denke; fühlt er es aber nicht, ſo wird er in dieſem Leben nur wenig vorwärts gekommen ſein, und ſich dann wahrſcheinlich im andern Leben ſehr wundern. Zum äußeren Leben brauchen wir freilich das Wiſſen, — aber da iſt es ein begrenztes Ding, Mittel zu einem beſtimmten Zweck, und man darf deshalb fragen, wie viele lernbare Wahrheiten und Schlüſſe ſind zu dieſem beſtimmten Zweck, z. B. zum Heilen nöthig, und da wird Dir jeder praktiſche Arzt ſagen, wenn er es der Eitelkeit halber thun mag, daß die Wiſſenſchaft nur ſehr wenig Brauchbares zum Heilen hergiebt. Deshalb ſollte man ſich früh bewußt ſein, was und wie viel man braucht, um nicht endlos im Kreiſe herumzulaufen".

„Glaube mir," heißt es in demſelben Briefe, „meine Liebe und meine Verwerfung der Wiſſenſchaft ſind die weſentlichſten Bedingungen meines Seins und haben beide ihre Wurzel in der

Ueberzeugung, daß das Schöne und Gute allein das Wahre oder mit anderen Worten:

Was wir als Schönheit hier empfinden,
Wird uns als Wahrheit einſt entgegengehen".

So viel Einſeitiges und Unfertiges auch in dieſen Herzergießungen iſt, ſo ſtehen ſie doch mit einem wichtigen Fortſchritt in der inneren Entwicklung Huber's in Verbindung, der zuerſt in den aus Edinburgh geſchriebenen Briefen entgegentritt und in welchem wir den Keim eines neuen Elements ſeines geiſtigen Lebens finden müſſen. Schon in dem Briefe, in welchem er ſeiner Mutter zum Neujahr 1824 gratulirt, ſchreibt er: „Das neue Jahr möge uns Allen geben nicht gerade was wünſchen, ſondern was uns gut iſt. Daß aber Alles, was begegnen mag, gut werde und ſei, hängt, Gott Lob! ſehr wenig uns ab, wenn wir es zu verarbeiten verſtehen. Mit dieſer Ueberzeugung trete ich das neue Jahr muthig an; ſie iſt eine der beſten Früchte, die mir das letzte Jahr getragen hat". In einem ſpäteren Briefe (Februar 1824) führt er dies weiter aus: „Das eigentlich Gute oder Schlimme kommt nur aus mir ſelbſt, es iſt unabhängig von allen Außendingen, — das iſt das Reſultat meiner Erfahrungen in den letzten drei Jahren. Ich bereue deshalb dieſe Jahre nicht, wenn ich auch alles Lernen am Leben, das nicht zu dieſer Ueberzeugung führt, für unnütz verloren halte. Auch will ich mir keine Scrupel darüber machen, ob gerade dieſer Weg für mich nöthig war, ob ich nicht auch auf einem kürzeren dahin kommen konnte. Ich bin ihn nun einmal gegangen und bin zum Ziel gelangt. Freilich war mir die Idee auch früher nicht fremd, aber ſie war mir nicht klar, nicht eine poetiſche, als praktiſche Wahrheit, und ſo lange ich das Ideal im Leben ſuchte, konnte es nicht mein Leitſtern werden und ich mußte am Ideal und am Leben verzweifeln. Jetzt habe ich gelernt, das Ideal über das Leben zu erheben, und nur dann beleuchtet es das Leben, und beide ſind deutlich in ihrer Größe, ſie ſind. Die letzte Stufe zu dieſer Ueberzeugung, die letzte Prüfung war meine Liebe, das fühle ich deutlich. In dem Augenblick, als ich darüber mit mir einig war, lag auch alles

Andere klar vor mir, — ſo kommen mir dieſe letzten zehn Monate vor wie ein zuſammengedrängter Lebenslauf, und ich erkenne, daß Alles zum Beſten geführt hat. Ich fühle mich jetzt klar und ruhig, und die Zeit, in welcher ich ſo unklar und unglücklich war, ſcheint mir jetzt ſo ferne und ſinkt immer weiter zurück und iſt doch ſo nah. Wenn ich ein Chriſt wäre und dieſe in mir vorgegangene Veränderung und meine jetzige Ueberzeugung in der techniſchen Sectenterminologie ausſpräche, ſo würde es wahrſcheinlich ſo klingen, wie die Frömmigkeit der Frommen, — und der Unterſchied zwiſchen mir und ihnen beſteht darin, daß ich ſie verſtehe, aber daß ich ihnen noch unverſtändlich bin. Daß ich dieſe Leute früher ganz anders beurtheilte, d. h. ſehr cavalièrement, beweiſt, daß man oft ein ſehr dummer Junge iſt, wenn man ſich noch ſo klug vorkommt".

Einige Zeit ſpäter ſchrieb er aus London: „Wenn ich früher mit dem Alltagsleben und mit mir ſelbſt im Streit war, — und glaube mir, es war oft ſehr unklar in mir und oft mehr, als Du aus meinen Aeußerungen verſtehen konnteſt, — ſo war es blos, weil ich keine klare praktiſche Idee von einem, von allen äußeren Umſtänden unabhängigen Ziel und Streben hatte. Wie mir dieſe Idee ſeit meiner Liebe oder durch ſie ſo klar geworden iſt, kann ich mir ſelbſt nicht deutlich erklären, — aber ich könnte faſt das Datum angeben, wo der Gedanke anfing, hell vor mir zu ſtehen. Jetzt fühle ich mich wirklich wie gerettet, ich möchte ſagen, wie unverwundbar im Kampf des Lebens, — ich fühle, daß ich täglich und ſtündlich und immer den Zweck meines Daſeins erfülle und dem Ziel näher komme, indem ich mit beſtändigem Bewußtſein darnach ſtrebe, über Alles die freieſte, umfaſſendſte, liebevollſte Anſicht zu gewinnen, — im Kleinſten, wie im Größten. Vielleicht bin ich auf einem Umwege dahin gekommen (oder wenigſtens auf dieſelbe Spur), wo, vielleicht bewußtlos, diejenigen ſtehen, die ſich gläubig an die engere kleine Moral, — zunächſt die chriſtliche, — halten. Ich gehe jetzt deſto froher auf der Bahn fort, weil ich fühle, wie leicht ich ſie hätte verfehlen können, ſobald ſich mein Geiſt einmal gewöhnt hatte, keine Grenzen anzuerkennen und auf kein Buch und auf keinen Meiſter zu ſchwören. Ich

erfahre es jetzt an mir ſelbſt, wie die freieſte Moral am Ende wieder auf die engſte trifft. Nur ſchließt jene Moral dieſe in ſich ein, — nicht umgekehrt. Die Chriſten verdammen mich, aber ich verdamme nicht ſie".

Er war übrigens in dieſer Zeit auch in perſönliche Berührung mit chriſtlich angeregten Kreiſen getreten, — aber es blieb doch nur bei einer oberflächlichen Berührung, und von einer tiefer greifenden Einwirkung irgend einer chriſtlichen Richtung iſt noch nichts zu verſpüren. So ſchreibt er (12. 2. 1824): „Ich bin bei einigen frommen und zwar vornehmen Leuten eingeführt, beſonders bei einer Lady C., die einen Vereinigungspunkt für fromme Schäfchen und Hirten bildet und viel Gutes thut. Ich komme prächtig mit den Leuten aus, und zwar ohne Heuchelei, d. h. ich ſage, was ich denke, aber nicht Alles, und das bischen Hokus-Pokus von Predigen und Beten ausgenommen, kann ich auf der Welt nichts gegen ſie haben. Ich bin überzeugt, daß ſie gerade denſelben Weg gehen, den ich gehe, — nur in einem andern Rocke. Freilich habe ich eigentlich gar nichts an, und ich finde es eben ſo natürlich, daß die Leute Abſcheu davor haben, als wenn ſie einen nackten Kerl herumlaufen ſähen, der etwa zur Entſchuldigung ſagte, er finde es nicht zu kalt, und es ſei ihm ſo bequemer. Ich wollte aber doch, Du hätteſt neulich meine Andächtigkeit geſehen. Es wurde auch ſtark gekniet, und da ich unglücklicher Weiſe die Strumpfbänderknoten vorne angebracht hatte, ſo war es eine wahre Pönitenz, und ich dachte, als das Beten kein Ende nehmen wollte, ihr habt gut fromm ſein".

Die ſchottiſche Kirche mit ihrer herben Strenge und Schmuckloſigkeit vermochte keinerlei nachhaltige Anziehungskraft ihm gegenüber zu äußern. So heißt es in einem Briefe: „Heute iſt Weihnachten. Das iſt aber in der presbyterianiſchen Kirche kein Feſttag, und ſo geſchieht ihm zu Ehren nichts weiter, als daß die Leute Gänſebraten eſſen. Sonſt iſt es ein Werktag, wie alle andern. Das Leben unter dieſer blaſſen Sonne oder dieſem dunkeln Nebel iſt doch wahrlich arm und farblos genug, und die albernen Pfaffen hätten nicht noch das bischen Flitter davon zu rauben gebraucht, den dies und das hineingebracht hatte, — und das

nennen ſie Aufklärung und Chriſtenthum. Sie ſehen nicht ein, daß ſie nur nicht ſo viele Schranken haben, wie z. B. die Katholiken, daß ſie aber viel engere haben. Und dort ſind die Schranken wenigſtens angeſtrichen und mit Blumen und Teppichen behangen, hier ſind ſie wahre Schafhürden".

Aber der Aufenthalt in Schottland trug doch dazu bei, Huber's Aufmerkſamkeit mehr und mehr auf religiöſe Fragen zu richten und ihm die kirchlichen Dinge als einen wichtigen Factor im Volksleben erkennen zu laſſen. Bei den alsbald von ihm begonnenen eingehenden Studien über Vergangenheit und Gegenwart des ſchottiſchen Volkes, deren Reſultate wiederum in vortrefflichen und charakteriſtiſchen Reiſeberichten des Morgenblatts niedergelegt ſind, gelangte er bald zu der Ueberzeugung, daß das ſchottiſche Volk nur in der kirchlichen Reformation und durch den Sieg der presbyterianiſchen über die Epiſkopalkirche bewußter Maßen an den großen Entwicklungskämpfen der Menſchheit Theil genommen habe, und daß ſich nur in jener Zeit bei ihm ein kräftiges Ringen nach Freiheit und Selbſtſtändigkeit erkennen laſſe; und wenn er damals für ſeine Perſon auch gar kein Freund von Predigten, zumal von langen, war, ſo weiß er es in ſeinen Schilderungen von dem Leben des armen Volkes als eine beſondere Beſchwerde der in tiefer Einſamkeit lebenden Haidebauern nachzufühlen und darzuſtellen, wie ihnen das Anhören der Predigten, alſo dasjenige Genußmittel, welches ihrem geiſtigen Bedürfniß und Geſchmack am meiſten zuſage und ſie allein mit dem Geiſtesleben der übrigen Welt in Verbindung erhalte, die Wintermonate hindurch gänzlich verſagt und zu anderen Zeiten nur mit großen Opfern an Zeit und Mühe von ihnen zu erkaufen ſei.

Auch machte der ſchottiſche Aufenthalt inſofern künftigen Entwicklungen im geiſtigen Leben Huber's Bahn, als er hier zum erſten Mal ein Bild von den Aeußerungen eines thätigen Chriſtenthums, wie wir ſie heutigen Tages unter dem Namen „innere Miſſion" zuſammenfaſſen, vor ſich ſah und einen Eindruck ihrer Würde und ihres Segens erhielt. Er beſuchte, wie in den Reiſeberichten des Morgenblatts beſchrieben wird, eine Reihe von Rettungsanſtalten, Schulen und Herbergen, welche alle von

jenen christlichen Kreisen Edinburghs in's Leben gerufen oder geleitet wurden, und er mußte anerkennen, daß nur herzliches Erbarmen mit der Noth des Volkes sie hervorgerufen habe, und daß der Grundgedanke, durch Unterricht und Erziehung ein neues Lebensprincip in der Nation zu erwecken, ein schöner und erhabener sei. Insbesondere trug Alles, was er von dem angesehensten schottischen Geistlichen, Dr. Chalmers in Glasgow, hörte, dazu bei, sein Interesse zu wecken; er meinte, Chalmers sei gleichsam das geistige Haupt der Nation, und sein Einfluß sei ein sehr wohlthätiger, indem alle Fäden, welche die Frommen des Landes vereinten, in seinen Händen zusammenliefen und von ihm gelenkt würden. Huber hat für Chalmers und seine Wirksamkeit immer großes Interesse behalten.

Auch in Betreff seiner politischen Ansichten haben wir aus dieser Zeit einen wesentlichen Fortschritt zu constatiren. Noch immer gipfelten seine Wünsche und Bestrebungen auf diesem Gebiet in möglichst freisinnigen Verfassungen. „Wenn es einen Weg giebt, im Reiche Gottes, ein sichtbares, irdisches zu erreichen," schreibt er (9. 12. 1823), „so ist es der, durch freie Verfassung die Völker zu erziehen. Wer eine freie Verfassung begründet, schafft etwas ewig Schönes und Wahres, so gut wie der Maler und Dichter. Eine freie Verfassung ist das einzige Kunstwerk, die einzige Schönheit und Wahrheit, an der Alle und Jede arbeiten können und die Jeden veredelt, ohne daß er einer besondern Gabe bedarf, — das einzige große Gebäude, wo jeder Handlanger, sobald er nur weiß, was gebaut wird, Meisterrecht hat". Allein die Anschauung der schottischen und englischen öffentlichen Zustände ließ ihn mehr und mehr erkennen, daß eine freie Verfassung allein nicht genüge, um Zustände zu schaffen, welche seinem Ideal entsprächen. Immer wiederholt sich in seinen Briefen, daß es dort gar kein öffentliches Leben gebe, daß Jeder sich in seinen Vorurtheilen und hergebrachten Ideen einpuppe, daß es keine geistige Freiheit gebe, sondern daß das Publikum seine Ansicht wohlbearbeitet aus den Händen gewisser Autoritäten bekomme, daß Jeder sich fürchte, mit dem unfashionablen Volk in Berührung zu kommen, und nur mit den Gliedern seiner Coterie verkehren

wolle. Insbesondere findet er, daß in Schottland alles eigene Leben durch die englischen Eroberer geknickt und der Nationalcharakter gebrochen sei, und so gelangt er denn zu folgenden Sätzen: „Schottland hat zwar, einige Ausnahmen abgerechnet, dieselbe Verfassung wie England, — daß jedoch eine freie Verfassung allein noch kein freies Volk macht, läßt sich hier erkennen. Mehr kommt darauf an, daß die Verfassung in das Leben des Volkes eingreift und von ihm begriffen und ergriffen ist, und deshalb kann auch eine despotische Regierung populär sein und eine wirkliche res publica herstellen, an der Alle theilnehmen und die sie mit Bewußtsein fördern helfen. Ich brauche nur an Friedrich den Großen oder an die bessere Zeit in Napoleon's Regierung zu erinnern".

Und indem er tiefer in die schottischen und demnächst in die englischen realen Zustände hineinschaute, da drängte sich ihm zuerst die Ahnung auf, daß nicht allein von der politischen Verfassungsform das Glück und das Unglück eines Staates abhänge, sondern daß das Verhältniß der einzelnen socialen Schichten zu einander, die Art und Weise, wie die Güter unter ihnen vertheilt seien, und die Mittel, mit denen der Armuth entgegen getreten würde, gleiche Wichtigkeit für das Wohl des Ganzen hätten. So schrieb er am Schlusse seines englischen Aufenthalts: „Wenn der Zweck des bürgerlichen Zusammenlebens nur der ist, daß zwei Drittel der Nation erträglich und comfortabel mit Dampfmaschinen u. s. w. leben, daß ein Zwanzigstel der Nation in unsinnigster Weise verschwenden kann, und daß der Rest zwar nicht bettelt aber Almosen empfängt, — dann ist die englische Verfassung so gut, wie man es wünschen kann. Das Gesetz beschützt Jeden, und das ist immerhin schon viel, und die englische Regierung ist darin die weiseste, daß sie das laisser faire im weitesten Sinne versteht. Aber damit allein ist doch nicht Alles gethan". Demgemäß richtete er denn seine Aufmerksamkeit sowohl in England wie in Schottland ganz besonders auf die Lage der Armen, und er gelangte schon im Jahre 1824 zu der seitdem mehr und mehr verbreiteten Ansicht, daß das in England jedem Armen gewährte formale Recht auf Unterstützung große Gefahren

und Schäden im Gefolge habe, und daß das schottische System, wonach die Geistlichen nach freiem Ermessen mit freiwillig zusammengebrachten Gaben die Armen unterstützen, sehr vorzuziehen sei.

Was das äußere Leben Huber's anbetrifft, so blieb er bis zum Februar 1824 in Edinburgh, hauptsächlich in der schon oben angegebenen Richtung mit medicinischen Studien beschäftigt. Im Spätherbst hatte er noch eine Tour durch's schottische Hochland gemacht, um Land und Leute kennen zu lernen. Die sich ihm darbietenden Schönheiten der Natur hatte er mit offenem Sinn aufgenommen, aber zugleich empfing er von den Hochländern so sehr den Eindruck hoffnungsloser Armuth und apathischer Genügsamkeit, daß ihm wenig Erquickung und viel Anlaß zu ernstem Nachdenken aus dieser Reise wurde. Vollen Genuß hatte er, als er an einem Regentage ein altes Heldengedicht in der Sprache des vierzehnten Jahrhunderts auftrieb und sich dahinein versenken konnte, wie er denn auch wieder allerlei Volkslieder, namentlich jacobitische, sammelte.

Ueber sein tägliches Leben in Edinburgh schrieb er: „Ich wohne mit einigen anderen Studienmachergesellen bei einer Pfarrerwittwe, Mrs. Grant, einer gar guten hausbacknen Frau. Ich habe ein sehr decentes Schlafzimmer mit etwas Aussicht und einem Kamin für mich, in welchem ich ungestört arbeiten kann. Außerdem ist ein gemeinschaftliches Parlour da, in welchem gegessen und zusammen gesessen wird, und wo Jeder nach Belieben lesen und schreiben kann, wenn er Lust hat. Bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten ist Alles sehr einfach und anständig, erschrecklich viel Thee, bei Tische Bier". — Wie sich sein Verhältniß in diesem Hause gestaltete, ersieht man aus seinen nach der Abreise aus Edinburgh darüber gemachten Mittheilungen (3. 7. 1824): „Die Frau war ein wahres Muster von dem guten schottischen Princip, — man sah ein rechtlich-frommes, beschränktes aber doch zugleich klares Bemühen und Arbeiten gegen allen Unglück und Noth, um die drei Kinder rechtlich zu erziehen, auch noch etwas Hochländisches dabei, was eine Art von Enthusiasmus in die Frau bringt, die schon weit „über die Jahre

hinaus ist — sie ist aus dem Clan Grant, — kurz, so etwas weiß ich zu schätzen und stehe noch im besten Briefwechsel mit ihr, — habe auch einmal von den Kindern einen Brief mit ellenlangen Buchstaben bekommen. Da wohnten mit mir zugleich noch sechs junge Schotten und, — Einen ausgenommen, — habe ich nichts Bengelhafteres, nichts Platteres, Bornirteres gesehen, als sie. Und das Schlimme oder wenigstens Fatale an ihnen ist, daß sie durchaus nicht das extravagante Aeußere unserer Studenten haben und nicht deren Art von Rohheit, sondern eine andere Art, die ihnen ihr ganzes Leben lang dort anhangen muß, weil sie die Rohheit des dortigen guten Tons, und nicht die Rohheit einer Extra-Epoche ist, wie die unserer dummen Jungen, eine Rohheit, die durchaus nicht auf einer Illusion beruht, — denn sie wissen Adel, Geld und dergl., wenn z. B. von Liebe oder Heirathen die Rede ist, sehr wohl zu schätzen, — kurz eine rechte Ladenschwengel- oder Bedientenrohheit. Diese jungen Herren betrugen sich nun so bengelhaft gegen die arme Mrs. Grant, blos weil sie wußten, daß sie keinen Beschützer hatte, daß ich nicht umhin konnte, zum Ritter an ihr zu werden und die Jungen als solche zu tractiren. Das gab nun einen fortwährenden Krieg. Denn obgleich ich sie hindern konnte, grob zu sein, konnte ich sie nicht zwingen, höflich zu sein. Der Eine holte sich sogar bei seinem Advocaten Raths, ob er verpflichtet sei, gegen die Frau vom Hause höflich zu sein".

Huber blieb noch lange in brieflichem Verkehr mit Mrs. Grant, und noch nach vielen Jahren war es beiderseits eine große Freude, als er in Berlin einer Tochter derselben als Gattin des Missionars Daniel Edward wieder begegnete.*)

Mit einem Deutschen, dem bald nachher verstorbenen Dr. Ferdinand Becker aus Offenbach (Schwager von Prof. Trendelenburg in

*) Ihre von dem Bruder herausgegebene sehr lesenswerthe Biographie: Missionary life among the Jews in Moldovia, Gallicia and Silesia. Memoir and letters by Mrs. Edward. London 1867 ist auf Huber's Veranlassung von einer ihm befreundeten Dame in's Deutsche übersetzt und mit einer Vorrede von ihm unter dem Titel: Katharine Edward, ein Missionsleben in Moldau, Galizien und Schlesien 1869 bei G. Schwabe in Halle a. S. erschienen.

Berlin) — trat er in näheren freundschaftlichen Verkehr. Manche Häuser angesehener Männer, zumal von Gelehrten, waren ihm gastlich geöffnet. Dennoch fühlte er sich dort wenig behaglich und sehnte sich bald fort, woran die, wie er meinte, durch die rauhe Klima herbeigeführte Verschlimmerung seines mehr und mehr zum chronischen Uebel werdenden Kehlkopfleidens beitragen mochte.

Im Februar 1824 siedelte er nach London über. In dem ersten Briefe (22. 2.) von dort berichtet er der Mutter: „Ich bin nun seit zwei Tagen hier, habe aber noch nicht viel gethan d. h. noch nicht viel gelaufen, worin ja das hiesige Thun besonders bestehen muß. Morgen denke ich die Briefe von Blumenbach bei den gelehrten Herren abzugeben. Meine Reise hierher war eigentlich recht ungeschickt; auf der einen Seite jagt mich immer der Schreck vor den vielen Geldausgaben, und auf der andern Seite fand ich's wieder albern, so durch's Land zu wüthen, ohne etwas zu sehen. So blieb ich 2 Tage in Liverpool, 1 in Chester, $2^1/_2$ in Birmingham und sah allerlei. Dann jagte ich wieder Tag und Nacht im Postwagen und machte mir Scrupel, daß ich dies gesehen und jenes nicht gesehen habe. Aber was ich gesehen habe, habe ich gesehen, und ich bin hier. Was mich noch besonders ärgerte, war der Unsinn, den die Leute mit Kleidern treiben. Da muß so ein armer reisender Doctor seinen besten Bratenrock anhaben, mit dem ich bei uns auf jede Hochzeit gehen könnte, nur um im Postwagen zu sitzen oder schmutzige Fabriken anzusehen, — sonst gilt man nicht als genteel. Das Herz blutete mir dabei".

In London wandte er seine Aufmerksamkeit hauptsächlich wiederum dem speciellen Studium der von ihm in's Auge gefaßten Krankheiten zu und schrieb bald, er finde dort Vieles, was für ihn wichtig sei. Auch erzählt er, daß er das seither von ihm sehr vernachlässigte Theater oft besuche, um in den englischen Bühnenwerken heimisch zu werden. Empfehlungen aus Göttingen hatten ihm manche Häuser eröffnet; hauptsächlich verkehrte aber in den Kreisen vertriebener Spanier und Italiener. Schon in dem ersten Briefe aus London schrieb er der Mutter: „Ich

einem kleinen Hotel, in welchem ich abſtieg, wimmelte es von Spaniern und Italienern. Wie doch dieſe Leute wunderlich gegen die Engländer abſtechen! Es iſt doch wahrlich mehr in dieſen Naturen, als in dem hieſigen Fiſchgeſchlecht, — freilich auch vielleicht mehr Schlimmes. Von meinen ſpaniſchen Bekannten habe ich noch keinen gefunden, obgleich ich weiß, daß ſie hier ſind. Vielen geht es ſehr jämmerlich, — ſie bekommen eine Unterſtützung von 12 Schilling die Woche. Du kannſt nicht erwarten, daß ich mich hier von denen fernhalte, die ich dort kannte, und die mich unterſtützten, als ſie es konnten, und daß ich nicht, ſo weit ich es vernünftiger Weiſe kann, ihnen zu helfen ſuche. Glaubſt Du nicht, daß bei Euch eine Subſcription zu Stande kommen kann? Ich hoffe freilich wenig davon, — aber ich wollte doch fragen".

Von der entſetzlich traurigen Lage, in welcher er demnächſt viele ehrenwerthe und einſt vornehme Spanier in ihren Zufluchtsſtätten, ja ſelbſt in den Hospitälern fand, hat Huber nach Jahren in dem letzten Bande der „Spaniſchen Skizzen" ein tief ergreifendes und erſchütterndes Bild gegeben, dem man es anmerkt, wie ſehr er ſeiner Zeit ſelbſt von dieſen Erlebniſſen ergriffen und erſchüttert geweſen iſt. Sein mühſam erworbener Gleichmuth ſcheint dadurch wieder auf harte Proben geſtellt zu ſein.

Dies mochte dazu beitragen, wenn es ihm diesmal ganz beſonders ſchwer wurde, ſeine Reiſe-Erfahrungen und Eindrücke litterariſch zu verwerthen und in die für das Morgenblatt erforderliche Form zu bringen. Schon während ſeines Aufenthalts in Schottland hatte er der Mutter geſchrieben (Novbr. 1823): „Du ſchreibſt davon, ich ſolle noch etwas von meiner Seereiſe und dergl. zuſammenſchreiben, — ich habe auch daran geſchrieben, aber es will nicht fort. Auch aus Spanien und Portugal fällt mir zuweilen noch allerlei Nachträgliches ein, — aber wirklich, wenn ich ſo bedenke, wie erſchrecklich klug und erſchrecklich albern und ledern die Leute ſind, ſo muß ich glauben, Du irrſt Dich ſehr, wenn Du meinſt, daß ſie Spaß an dem Zeug haben. Und dann, als ich ſeit Jahren zum erſten Male wieder in Hamburg in die Sündfluth von empfindſam-romantiſch-hiſtoriſch-gemüthlich-

gelehrt-künſtleriſchen Journalen ſah und in all' das Zeug, woran di
Leute auch Spaß haben, da mochte ich mich ſchämen, ihnen au
meine Künſte vorgemacht zu haben, und mochte mir einbilden, d
meine Schreibſels dazu zu gut ſeien. Denn ich laſſe es mir ni
nehmen, daß ſie für den, der es verſtände, wie z. B. für Dich u
einige Andere, mehr als blos zum Spaß dienen, daß ſie eine Id
von dem Volk und Land geben können. Aber was fragt unſer Pub
kum nach einer Idee. Augenblicklicher Kitzel ihrer verſchieden
Sentiments iſt Alles, was die Menſchen ſuchen und finden, u
was unſere Tageslitteratur ihnen geben will".

Nach zweimonatlichem Aufenthalt in London ſchrieb er (
4. 1824): „Das Ding geht nicht mehr recht und aus gu
Gründen. Früher ſchrieb ich in aller Unſchuld und ohne
oder ſchlimm dabei zu denken, was mir vorkam und einfiel. J
weiß ich nicht, was ich ſchreiben und was ich nicht ſchreiben ſ
Früher ſchrieb ich es ſo hin, ohne daran zu denken, ob es
druckt und geleſen werde, und hatte ſelbſt meine Freude daran
jetzt ſchäme ich mich halb und ekle mich halb, wenn ich den Leu
mein eigenſtes Ich auskramen ſoll, das ſie weder verſtehen n
darnach fragen, und ich fühle mich genirt. Meine Anſicht u
Auffaſſung der Dinge iſt nun einmal ernſter und bitterer
früher, — ich kann nicht zugleich an die in Spanien begang
Infamie denken, und dieſe beſchränkte, fette, heuchleriſche Sel
gefälligkeit dieſer soi-disant freien Engländer ſcherzhaft behand
— ich kann nicht anders, als heftig ſchreiben, und das paßt nicht
das Morgenblatt, — ich kann nicht anders, als Alles auf dieſel
Grundſätze zurückführen, und das wäre ſehr übel angebracht,
wollte ich anfangen, von dem in mir aufgerichteten Gedankenbau e
zelne Gedanken abzubröckeln, ſo würde der ganze Klotz nachpurz
und das ſchickt ſich nicht, — und endlich habe ich es hier auch
einem ganz andern Sujet zu thun. Soll ich Städte, Fabri
Kirchen, einige Abenteuer, Frühſtück u. ſ. w. und ein k
biſchen Volk und Menſchen beſchreiben, ſo kann ich blos wie
holen, was ſchon tauſendmal geſagt iſt; ich könnte keine n
Thatſache geben, und meine Gefühle darf ich nicht geben. Ge
für das Genre, für welches Spanien ſo reichlichen Stoff g

iſt hier faſt nichts zu holen, — keine Individualität, keine Originalität, keine Schönheit, keine Gemälde, keine Sonne, keine einzelnen Züge oder Gruppen, die ſich als ein Bild der Phantaſie einprägen. Hier iſt durchaus nur das Ganze etwas, und das kann am beſten durch Zahlen ausgedrückt werden, — jedes Einzelne iſt flach, wenigſtens moraliſch und maleriſch. Dort iſt ein Feld mit Felsſtücken und Marmorblöcken in verſchiedenſter Farbe und Geſtalt bedeckt, aber freilich ſind ſie unbehauen und unbenutzt, — hier iſt ein großes comfortables Haus, — halb Kaſerne, halb gothiſch, halb Ruine, — aber das Ganze aus Ziegelſteinen, was iſt da an jedem einzelnen Ziegelſtein zu beſchreiben. Das Ganze? — das will ich wohl, — aber da muß ich es erſt aus der Ferne wieder ſehen. — Ich bin in den letzten Tagen in Oxford geweſen; das iſt impoſant genug, — ein bischen wie Alcala, — die wahre Grundfeſte des hieſigen Ariſtokratismus, — indeſſen gut, inſofern es Theil eines großen ſoliden Ganzen iſt, — aber ich möchte keinen Hund dort haben.*) Ich bin des Sehens herzlich ſatt".

Aber das Pflichtgefühl mußte die Unluſt überwinden, und er zwang ſich, die Cotta gegenüber eingegangene Verbindlichkeit tapfer zu erfüllen. Er glaubte ſpäter in der humoriſtiſchen Form ein Mittel zu finden, um ſchwere ihm auf dem Herzen liegende Fragen ſeinem damaligen Publikum mundgerecht zu machen. So entſtanden noch gar manche Schilderungen von ſchottiſchen und engliſchen Zuſtänden, und auch nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland verwandte er noch viele Stunden, um ſeine Reiſe-Eindrücke und Erfahrungen litterariſch zu verwerthen. Das Morgenblatt brachte es zum Theil erſt im Jahre 1825 zum Abdruck, und Einiges, das der Mutter gar zu ſcharfe Urtheile über politiſche Dinge zu enthalten ſchien, unterdrückte ſie, um nicht der Zukunft des Sohnes zu ſchaden.

*) Dennoch hatte dieſer Beſuch in Oxford, wie er ſelbſt 1839 in der Vorrede ſeines großen Werks „Die engliſchen Univerſitäten" erzählt hat, einen ſo mächtigen Eindruck in ihn hinterlaſſen, daß ſeine Gedanken in ſpäteren Jahren oft dorthin zurückkehrten, und daß er zum fruchtbaren Keime wurde, aus dem ſeine verſchiedenen Arbeiten über engliſches Univerſitätsleben erwuchſen.

Einem ihm von Cotta ertheilten Auftrag gemäß engagirte er in London einen Correſpondenten für das Morgenblatt, wie er auch in Edinburgh einen ſolchen gewonnen hatte.

Der Londoner Aufenthalt dauerte bis zur zweiten Hälfte des April 1824. Dann ging er über Harwich mit dem Paquetboot nach Hamburg, wo er den 1. Mai eintraf. Seine dortigen Freunde und der Wunſch, noch einige Artikel über England fertig zu ſchreiben, ehe er ſich in Göttingen mit ganzer Kraft wieder auf ſeine mediciniſche Arbeit werfe, hielten ihn 14 Tage in Hamburg feſt. Dann reiſte er über Braunſchweig, wo er zu ſeiner großen Freude ſeinen Hofwyler Lehrer Griepenkerl wiederſah, meiſtens zu Fuß nach Göttingen.

„Lasciate ogni speranza voi ch' entrate*), — habe ich im Geiſt über dem Hamburger Thore geleſen, welches für mich auch das Thor von Deutſchland iſt — und ſo iſt das alſo vorbei", — ſo begann ſein erſter aus Hamburg an die Mutter gerichteter Brief. Sie antwortet ihm darauf: „Die Ueberſchrift, die Du über dem Hamburger Thore zu leſen vermeinteſt, mein alter Muz, ſteht eigentlich jeden Abend an unſerer Nachthaube oder was uns ſonſt als das Tagesſchlüßliche gilt. Denn jeder Tag nimmt mit ſich, was nicht wiederkehrt. Deine Empfindung iſt ganz richtig, — Du Herzenskind, — der Abſchnitt iſt bitterlich, und weil Du kein Pappenſtiel biſt, will ich Dir ſogar offen ſagen, er iſt bitterlicher, als wie Du es jetzt überſiehſt, — und weil Du der Stärkere und ich die Schwächere bin, ſo ſetze ich ſogar hinzu, daß ich mich vor ihm fürchte, — er wird die Feuerprobe unſeres moraliſchen Werthes ſein".

Als der Sohn in Göttingen angekommen war, ſchrieb er: „Da bin ich freilich wieder in Göttingen und Göttingen iſt eben gerade noch ſo, wie ich es ließ, und ich im Grunde auch nicht weiter, als damals, d. h. was das Reale betrifft. Wenn ich überhaupt zu Emotionen geneigt wäre, ſo hätte ich beim Hereinfahren die beſten haben können, — aber ſo muß ich geſtehen,

*) Laßt alle Hoffnung hinter Euch, Ihr, die Ihr hier eintretet.

daß es mir eben ſo gleichgültig war, als führe ich in Tripstrill ein, — übrigens habe ich es ſchon oft bemerkt, daß ich ſo fühllos bin, d. h. ſchwer zu emoviren, wie ein Holländer. Alſo hier bin ich einmal, und ſo wollen wir ſehen, was zu thun iſt, — das wird beſſer ſein, als wenn ich Dir meine Dante'ſche Inſchrift auslege oder vertheidige, die ich überdies gerade ſo meine, wie Du. Ich bin wirklich nicht bitterlich, und beſonders ſollteſt Du kein Strampeln von mir fürchten, — ich weiß und wußte ja im Voraus, was ich zu erwarten hatte, — und was mich etwa weichherzig machen konnte und ernſt, aber nicht unwillig und muthlos macht, ſind weit mehr Erinnerungen, als Hoffnungen oder Sorgen. Ich weiß, was ich thun ſoll und will, und brauche weiter nichts zu wiſſen oder zu hoffen. Ich habe nichts als Unentſchloſſenheit zu fürchten. Ich fühle freilich täglich mehr, was ich damals in Lisboa zugleich fand und für ewig verlor, — doch das Alles iſt jetzt nicht die Frage, jetzt heißt es, was iſt jetzt zu thun und was iſt für die Zukunft zu treiben. Das Erſte iſt klar genug, — hier ſo viel Medicin zu repetiren, als in 4 bis 6 Monaten, oder wie lange Du meinſt, möglich iſt, und dann das Staatsexamen in Bayern zu machen, ohne welches ich dort weder angeſtellt werden, noch für mich prakticiren kann. Könnte ich ſchon vorher eine Stellung als Aſſiſtenzarzt oder dergl. erhalten, ſo wäre es freilich am beſten, — dann gewänne ich um ſo mehr Zeit für die Examenarbeiten. Ob ich mich ſpäter in München niederlaſſe, ob in Bayreuth, wie Louiſe einſt meinte, oder in Augsburg, — darüber verhandeln wir ſpäter, — jetzt wäre es die Geſchichte vom Bärenfell. Hier haben mich die Leute recht freundlich aufgenommen, — aber zahm muß ich freilich ſein, — denn zahm iſt hier Alles und wie! Die Göttinger Luft wirkt auch ſchon auf mich, und ich fange an zu vergeſſen. Ich wohne bei Tante Reuß, die ſehr böſe iſt, wenn ich ſage, daß ich nicht die ganze Zeit bei ihr wohnen könne".

Die Studien über die Geſchichte und die Natur der veneriſchen Krankheiten wurden wieder ernſtlich aufgenommen und, wie es ſcheint, mit wirklichem Intereſſe verfolgt. Freilich mochte hieran beſonders die hiſtoriſche Seite der Sache Schuld tragen.

Er hielt es für nöthig, zu dieſem Zwecke manche alte ſpaniſch portugieſiſche, italieniſche, franzöſiſche oder deutſche Chron durchzublättern und daraus Bauſteine zuſammenzutragen. D durch zog ſich die Vollendung der Arbeit durch den ganzen Somm und als er im September von Göttingen abreiſte, war die f melle Redaction derſelben noch nicht beendigt, ſo daß ſie erſt i Winter zum Druck gelangte. Sie erſchien 1825 im Cotta'ſch Verlag unter dem Titel: Bemerkungen über die Geſchichte u Behandlung der veneriſchen Krankheiten von Dr. V. A. Hub 124 Seiten.

Neben dieſer Arbeit, von der er als einen Vortheil hervo hob, daß ſie ihn nöthige, gelegentlich manche Theile der Medi zu repetiren und ſich in ihnen wieder heimiſch zu mach beſchäftigte er ſich auch noch mit anderen mediciniſchen Studie namentlich berichtete er von einem Operationscurſus, den er v Neuem bei Langenbeck angenommen habe. Auch hatte er n manche Zeit auf ſeine engliſchen Reiſeberichte zu verwend Die wenigen Mußeſtunden, welche er ſich gönnte, verlebte meiſtens mit einigen Hofwyler Genoſſen, — es waren der damals acht in Göttingen, wie er zu ſeiner großen Freude b nach ſeiner Ankunft erfuhr. — Von dem Kreiſe der jünger Docenten, dem er bei ſeinem ſpäteren Aufenthalt in Göttingen ſe nahe ſtand, ſcheint er ſich diesmal noch ziemlich fern gehalten haben. Als die Mutter ihn nach Otfried Müller befrag deſſen archäologiſche Arbeiten damals Aufſehen zu machen begann erwiderte er: „Profeſſor Müller kenne ich nicht näher, doch ſ etwas dran ſein. Ich ſehe ihn zuweilen mit einigen ande jungen Profeſſoren, die mir ganz gut gefallen. Doch iſt es n freilich wunderlich, — viel Geiſt und Gelehrſamkeit, Phanta und Poeſie, auch Witz und all' dergleichen, — aber ſo gar nic Factiſches, — nichts geſehen oder gelebt oder erlebt, imm Raiſonnements, Grundſätze oder Theorieen, die ſie Thatſachen e gegenſtellen".

Die Frage nach dem Werth des Chriſtenthums, welche i in Schottland entgegengetreten war, ſollte ihm auch hier wie näher kommen. Bald nach ſeiner Ankunft ſchreibt er (2.

1824): „Die letzte Woche hat mich Arnswald aus Hannover*) etwas gestört im Arbeiten; der steckt bis über die Ohren im Pietismus und neuen Licht. Ich habe nichts dagegen, da es ihm wirklich Ernst ist, — wir haben beträchtlich disputirt, sehr gegen meine Ansicht, — allein man kann jetzt mit ihm nichts Anderes sprechen. Ich werfe ihm nur vor, daß er meinem Wege nicht eben so viel Gerechtigkeit widerfahren läßt, als ich dem seinigen, und daß er Kunst, Poesie, bürgerliche Freiheit und Geschichte verwirft, statt sie mit hineinzuziehen. Dagegen hat er wunderlich genug der Medicin und Naturwissenschaft eine höhere Seite abgewonnen als Spiegel des Göttlichen, — das ist recht gut; die Natur im Ganzen und Großen ist mir auch ein Spiegel des Höchsten, und zwar ein sehr zusammengesetzter Spiegel; aber ihn zu zerschlagen und auseinander zu nehmen, um zu sehen, ob jedes einzelne Stückchen auch wieder spiegelt, scheint eine sehr unnütze und eitle Sache zu sein. Aber wem es Spaß macht, der möge es thun, — nur wird er in dem kleinen Stückchen gar leicht sich selbst, anstatt den Höchsten sehen, — wenigstens leichter als in dem ganzen Spiegel. Arnswald meint, in Spanien sei es so schlimm gegangen, weil die Leute das Eine „was noth thut" nicht gehörig im Auge gehabt haben, — dagegen läßt sich freilich

*) Von Arnswald, Sohn des hannöverschen Ministers, war mit Huber schon während seiner Studienzeit bekannt geworden und hatte auch die Mutter während eines Aufenthalts in Stuttgart aufgesucht. Sie hatte Interesse an ihm gewonnen, wenn gleich sie etwas verstimmt darüber schrieb, daß er ihren Veranstaltungen, um ihn mit den Ministern und Diplomaten Stuttgarts bekannt zu machen, so wenig entgegengekommen sei, und dagegen allabendlich mit Uhland, Schwab und anderen Liberalen zusammen gesessen oder mit Boisserée gemittelaltert habe. Auch in Paris waren Arnswald und Huber zusammengetroffen und hatten in demselben Freundeskreise gelebt. Sie blieben bis zu Arnswald's 1856 erfolgtem Tode in nahem freundschaftlichen Verkehr. Letzterer stand einige Zeit als Legationsrath im hannöverschen Staatsdienst, zog sich aber dann zurück, um ganz theologischen Studien zu leben, und war auch anonym als theologischer Schriftsteller thätig. Eine sehr umfassende Bildung, edler Kunstsinn, große Wohlthätigkeit, freundliche Milde, tiefer, alle Zeit auf die höchsten Ziele gerichteter Ernst prägte sich in der ganzen Persönlichkeit aus und gab dem gastlichen Hause denselben Charakter.

nichts einwenden". Als die Mutter verſtimmt darüber antwort
daß Arnswald ſich ſo ganz anders entwickele, wie ſie geh
ſchrieb er: „Ich wollte Dir wirklich kein trauriges Bild
Arnswald geben; an und für ſich iſt der Weg, den er geht, n
ſo ſchlimm. Daß er eingeſehen hat, daß er ein höheres Ziel
das Leben bedarf, und daß er den Weg dazu in der chriſtlic
Gläubigkeit gefunden hat, das iſt die Hauptſache, und das
gut. Der ſchlimme Anhängſel, die Einſeitigkeit und Thatenloſigk
iſt eigentlich blos zufällig und wird vorübergehen; er w
glaube ich, einmal ſo eine Art von reichem Menſchenfreund à
Zinzendorf werden".

Wie in Huber die einmal angeregten Gedanken über
Chriſtenthum fortarbeiteten, und wie er in dieſer Zeit ſich inn
lich viel damit beſchäftigte, zeigt manche gelegentliche Aeußeru
So bricht er einmal, als er ſich über die Beſchränktheit und
Eigenſinn einiger Familienglieder beklagt hat, in die Worte a
„Wenn den Leuten das gewöhnliche hausbackne Chriſtenthum ni
bliebe, wüßte ich wahrlich nicht, wo ich den heiligen Fun
des Prometheus herausfinden ſollte. Das ſcheint mir ger
das Herrliche im Chriſtenthum — ich ſollte eher ſagen
Nützliche, — daß es auch den geringſten Funken noch in
aufnimmt und nach Oben leitet, der ſonſt, wenn er allein ſtän
ohne Gnade verlöſchen müßte". Das perſönliche Gefühl
Sündhaftigkeit und Gnadenbedürftigkeit tritt aber in allen ſeir
Aeußerungen aus jener Zeit noch durchaus nicht hervor.

Zu ſeinen Verwandten war er diesmal in ein glücklic
Verhältniß getreten, und alle Tanten berichteten der Mutter,
ſehr er an Liebenswürdigkeit gewonnen habe, und wie er bemi
ſei, ihnen gefällig und dienſtbereit zu ſein. Er ſelbſt klagt n
daß man ihn ſo viel nöthigen wolle, von ſeinen Erlebniſſen
erzählen, und das ſei gar nicht ſeine Sache. Die Großmut
Heyne kehrte erſt in den letzten Wochen ſeines Göttinger A
enthaltes von ihrer Reiſe zurück. Sie ſchrieb alsbald an Ther
(16. 8. 1824): „Laß mich Dir ſagen, wie ſehr ich mich gefr
habe, Deinen Sohn ſo wohl, ſo kräftig, ſo in jedem Sinne re

ausgebildet zu ſehen. Er kam zu mir, wie ich kaum in mein Zimmer getreten war, und ich wußte es ihm Dank, daß er ſo bald kam. Seitdem haben wir uns oft geſehen, und ich denke, wir haben uns in Geſinnung und Zuneigung ſo wiedergefunden, wie wir uns verlaſſen haben. Wenn es die Gelegenheit mit ſich bringt, ſpricht er von dem, was er in anderen Ländern geſehen, auf eine ſehr intereſſante Art. Ich finde ihn theilnehmender als ehemals und meiſtens guter Laune". In einem ſpäteren Briefe ſchreibt ſie von ihm: „Kinder und Thiere ſchließen ſich an ihn an, kommen gern zu ihm. Dies iſt mir immer ein Beweis von großer Herzensgüte geweſen, und ich glaube mich ſelten geirrt zu haben. Du kannſt mit Recht Dich Deines Sohnes freuen. Sei ſeiner Zukunft wegen ruhig; mir ſagt mein Herz, ſie wird ihm günſtig ſein".

Am meiſten war wiederum Adele Blumenbach ſeine Vertraute. „Wir ſind ganz zart mit einander," ſchrieb er der Mutter, „und treiben ein bischen ſpaniſche Poeterei und Muſik und allerlei". Und es mochte ſich auch auf ſie mit beziehen, wenn er zunächſt in Betreff des Verkehrs mit der Doctorin Kerner ſchrieb (24. 7. 1824): „Ich glaube unter den guten Dingen iſt eins der beſten ein vertraulicher Gedankenwechſel mit einer Frau, die weder Schweſter, noch Mutter, noch Geliebte iſt". Ueberhaupt bildete ſich mehr und mehr der beſondere Zug in ihm aus, daß, während er im geſelligen Verkehr mit Männern regelmäßig etwas Herbes und Zurückhaltendes annahm, es ihm Bedürfniß war, ſich Frauen gegenüber rückhaltlos auszuſprechen und ſie zu Vertrauten ſeines inneren Lebens zu machen. Er ſelbſt ſchreibt darüber einmal (21. 3. 1824), als von einem Wiederſehen mit ſeinem alten Lehrer und Freund Albrecht die Rede war: „Wir ſind uns ſeit zwei Jahren fremder geworden, als gut und recht iſt, — nicht in gutem Willen und Andenken, — aber wir wiſſen nichts von unſerem inneren Leben, und die Lücke läßt ſich jetzt nicht durch Briefe ausfüllen. Und wenn wir uns ſehen werden, werden wir uns dann ausſprechen und verſtehen? — Ich habe wohl auf der einen Seite ſehr das Bedürfniß eines Freundes und glaube auch, daß ich ihn am erſten an Albrecht finde, — aber dann habe ich

eine Abneigung vor Vertrauen und Hinneigung gegen Männer. Die Sache iſt, ich verachte ſie herzlich, weil ich auch die Beſten roh und egoiſtiſch, oder ſchlaff und wieder egoiſtiſch finde. Ich glaube, Egoismus iſt uns Männern angeboren. In Beziehung zu meinen Nebenmännern weiß ich, daß ich faſt fühllos bin, — während ich im Verhältniß zu Frauen, zu Ideen, Zwecken und Handeln wirklich nicht egoiſtiſch bin. Ich fürchte mich vor dem Augenblick, in welchem ich das Eis brechen und die Mittheilung zwiſchen mir und Albrecht wieder herſtellen muß, obgleich ich keinen Mann mir näher fühle, als ihn. Und dann kann es doch nur ein halbes Vertrauen ſein. Denn ich kann gar nicht einmal denken, daß ich gewiſſe Dinge, welche die Hauptſache in meinem Weſen ſind, einem Manne mittheilen könnte. Ich fühle wohl, ich muß wirklich Anſtalten machen, eine beſſere Meinung von Männern zu bekommen, — ſo wie es jetzt ſteht, ſind ſie mir reinweg zum Ekel. Ich denke oft genug, Tauſende müſſen doch wenigſtens eben ſo gut ſein, wie Du, und Hunderte beſſer, wie Du, und ich möchte diejenigen gerne herausfinden, aber ihr äußerer Menſch iſt mir ſchon ſo ganz fatal. Ich möchte oft eine Frau ganz ernſtlich fragen, ob ich denn wirklich auch ſo bin, — ſo platt, ſo breit, ſo ſchwächlich? Doch genug davon".

Je länger der Aufenthalt in Göttingen dauerte, je mehr ſehnte er ſich nach dem Wiederſehen von Mutter und Geſchwiſtern. Seine Briefe zeigen in dieſer Zeit, daß er ſich ſchon auf das eingehendſte mit den Angelegenheiten derſelben bekannt zu machen ſuchte, und er hatte viele Rathſchläge zu ertheilen und hier und da zu vermitteln und zuzuſprechen. Die Mutter war inzwiſchen auf Cotta's Wunſch von Stuttgart nach Augsburg, dem jetzigen Wohnort ihres Schwiegerſohnes v. Greyerz, übergeſiedelt, wohin die Redaction des Morgenblatts der dort bereits befindlichen Redaction der Allgemeinen Zeitung nachfolgen ſollte, ein Plan, der aber nicht zur Ausführung gelangte, ſo daß die Huber den unmittelbaren Redactionsgeſchäften von da an fern blieb. Während des Spätſommers 1824 weilte ſie in Baireuth bei ihrer Tochter Louiſe von Herder, welche ihrer Entbindung ent-

gegenſah. Dorthin eilte auch ihr Sohn, als er endlich im September die langgewünſchte, ja erſehnte Nachricht erhielt, daß in Baireuth eine kleine Nichte angekommen ſei, welche er über die Taufe halten ſollte. Nach $3\frac{1}{2}$ jähriger Trennung ſah er hier Ende September Mutter und Schweſter wieder.

VI.

Schwere Zeiten.

Augsburg. München. Paris. Göttingen. Italien.
1824 bis 1828.

Huber blieb etwa zwei Monate in Baireuth und begleitete dann die Mutter nach Augsburg, wo er bis zum April 1825 ſeinen Aufenthalt nahm. Es liegen uns aus dieſer Zeit keinerlei eigene Aeußerungen von ihm vor, und über ſein Thun und Treiben erfahren wir zwar mancherlei aus Briefen der Mutter und Schweſter, aber ſie erzählen nichts davon, wie ſich die verſchiedenen, in ſeinem Innern mit einander ringenden Mächte zu einander verhalten und wie das Zuſammenſein mit der Mutter auf ſein geiſtiges Leben gewirkt hat. Die von dieſem Zuſammenſein gehoffte Freude ſollte mancherlei ſchwere Störung erleiden. Der Aufenthalt in Baireuth, welcher nur eine kurze Zwiſchenſtation bilden und dem ein längerer Aufenthalt des Sohnes im Hauſe der Mutter in Augsburg folgen ſollte, mußte verlängert werden, weil die Schweſter ſich nur ſehr langſam erholte und die Mutter zu ihrer Pflege unentbehrlich zu ſein glaubte. Dann erkrankte das neugeborene Kind, alle ärztliche Hülfe erwies ſich als erfolglos, und bald wurde es den Eltern zu ihrem großen Schmerz wieder entriſſen. Nun konnte Frau Huber wiederum die Tochter nicht verlaſſen, zumal dieſe bald ſelbſt lebensgefährlich erkrankte. Aimé reiſte ſpäter auf acht Tage zu ſeinem Lehrer Albrecht auf deſſen bei Nürnberg belegenes Gut. Bei der Rückreiſe nach Baireuth erkältete er ſich, und man fürchtete eine

ſchwere Krankheit. Als er geneſen, erkrankte die Mutter, dann verletzte ſich der Sohn beim Spielen mit einem Hunde, ſo daß er wieder liegen mußte, und ſo löſte eine Calamität die andere ab, bis endlich Mutter und Sohn Ende November nach Augsburg abreiſen konnten. Von da ging Huber im Laufe des December auf einige Tage nach Stuttgart, um ſich Cotta vorzuſtellen, und erfuhr dort von allen Freunden ſeiner Mutter viele entgegenkommende Aufmerkſamkeit und viel Wohlwollen. Der früher gehegte und ſchon theilweiſe vorbereitete Plan, den Winter in Berlin zuzubringen, wurde der vorgeſchrittenen Zeit halber aufgegeben. Dieſe und jene litterariſche Arbeiten, namentlich einzelne Aufſätze für das Morgenblatt, wurden fertig gemacht und vieles zum Examen Nöthige repetirt. Der Druck der mediciniſchen Abhandlung zog ſich unerwünſchter Weiſe viel länger hin, als erwartet war, und da Huber ohne ſie nach dem Wunſche der Mutter nicht in München erſcheinen ſollte, ſo ward er in Augsburg länger feſtgehalten, als beabſichtigt war. Erſt im April 1825 ſiedelte er nach München über, um ſich zu dem mediciniſchen Staatsexamen zu melden und ſich unmittelbar für die Arbeiten deſſelben vorzubereiten.

Aus allen von der Mutter während dieſes Winters geſchriebenen Briefen ſpricht große Freude und zugleich große Sorge um den Sohn. Sie wiederholt immer, wie brav, wie tüchtig, wie kenntnißreich, wie männlich würdig er geworden, und wie er doch zugleich herzlich fröhlich ſein und ſeine Umgebung mit ſeinen, wie ſie ſagte, „Schnurren" erheitern könne. Aber ſie war erſchrocken über die Zunahme ſeines Halsleidens, welches ſie trotz ſeines robuſten Körpers und ſeiner ſonſtigen Geſundheit als den Beginn der Halsſchwindſucht anſehen zu müſſen glaubte; ſie ſtimmte jetzt in die Klagen ein über das ewige Sichräuspernmüſſen und die dadurch hervorgerufene ſtete Unruhe, wie ſie der Sohn ſchon ſo oft brieflich vorgetragen hatte. Es ſcheint übrigens, als wenn damals der Höhepunkt dieſes Uebels eingetreten geweſen ſei, von welchem Huber zwar niemals ganz befreit wurde, und welches inſofern immer einen großen Einfluß auf ſeine Wirkſamkeit äußerte, als es ſeiner Stimme ſtets einen fremdart[illegible] miſchte

und ihn bei lautem, anhaltendem Sprechen hemmte, aber in ſpäteren Jahren doch nicht in ſo ſtörender Weiſe auftrat, als wie es damals geſchildert wird.

Ferner klagte die Mutter, daß er Männern gegenüber zurückhaltender, ſtolzer, ja barſcher, daß er in ſeinen Reden, zumal über politiſche Dinge, rückſichtsloſer, offener wäre, als für ſein äußeres Fortkommen nützlich ſei; ſie wünſchte ihn entgegenkommender und gefügiger. Hauptſächlich aber ſorgte ſie, weil er, wie ſie bald erkannte, ſeine Medicin noch immer ohne alle Freude betreibe, während er für Alles, was die jetzigen oder vergangenen Zuſtände von Ländern und Völkern betreffe, ſowie für alle Poeſie und Kunſt das wärmſte Intereſſe, den offenſten Blick und unermüdlichſten Fleiß erkennen laſſe. Sie wußte, daß ihm bei ſeiner Sprachfertigkeit und ſeiner umfaſſenden Bildung die Welt offen ſtehe, und es kam ihr auch der Gedanke, ob es nicht ihre Pflicht ſei, den Sohn aus den Feſſeln des ungeliebten Berufs zu befreien; aber ſie fühlte ſich immer älter und ſchwächer werden, ſie klagte, daß ihre Arbeitskraft mehr und mehr erlahme, ſie war von allerlei Mißhelligkeiten umgeben, und unter allem dieſem Schweren hatte die Hoffnung, daß ihr Sohn nun endlich in den ſichern Hafen einer unabhängigen Stellung einlaufen und ſie damit von der vielen Sorge und ſchweren Arbeit befreien werde, ſie aufrecht erhalten; ſie glaubte, daß er jetzt mit der Hülfe des ärztlichen Berufs in die nächſte Nähe eines ſolchen Hafens gelangt ſei, und ſie fühlte nicht mehr die Kraft in ſich, um freiwillig einen Schritt zu thun, der alles das, was ſie für ſich ſeit Jahren erhofft, und wofür ſie ſo viele und große Opfer gebracht hatte, als unerreichbar erſcheinen ließ, und um dafür nur entfernte, nebelhafte neue Ziele einzutauſchen. So viel Anerkennung ſie für ſeine raſtloſe Thätigkeit hatte, welche ihn von aller Geſelligkeit fern hielt und ihn Tage lang an den Schreibtiſch feſſelte, ſo konnte ſie ihm doch den Vorwurf nicht erſparen, daß er die reichtzeitige Fertigſtellung der mediciniſchen Arbeit verſäumt und daß er ſomit ſelbſt veranlaßt habe, daß ſich nun der Druck derſelben in ſo unliebſamer Weiſe verzögere.

Es konnte nicht ausbleiben, daß aus dieſen Gefühlen und

Sorgen während des zuletzt unfreiwilligen Zuſammenlebens allerlei Schärfen in den Verkehr von Mutter und Sohn übergingen. Die Schweſter Louiſe, welche mit dem Bruder noch immer durch die herzlichſte und rückhaltloſeſte Freundſchaft verbunden war, fühlte ſich gedrungen, ihn brieflich auf das dringendſte zu ermahnen, freundlicher im Verkehr mit der Mutter zu ſein. „Ihr beiden lieben armen Menſchen," ſchrieb ſie (30. 1. 1825), „werdet jetzt von einander gehen, indem Ihr Euch beide vorzuwerfen habt, Euch nicht ſo froh gemacht zu haben, als Ihr gefollt hättet. Ich weiß gar wohl, wo Mutter fehlt, denn dieſe Fehler haben ja ſo lange Zeit mich verleitet, eben ſo viel Unrecht gegen ſie mir zu Schulden kommen zu laſſen, als wie Du jetzt. Laſſe uns nur bedenken, daß die Zeit, in der wir ihr wohlthun können, uns nicht mehr ſo reichlich zugemeſſen ſein kann, als die, in welcher wir ihr Sorge machten und durch unſere Fehler weh thaten!" Ein ander Mal ſchrieb ſie (8. 12. 1824): „Auf die Gefahr hin, Dir weh zu thun, mein lieber, lieber Freund, muß ich Dich aufrufen, nun Ernſt zu machen. Mutters Seelenfrieden hängt davon ab, daß Du mit Ehren in Deinem einmal erwählten Beruf beſtehſt, — aber auch, daß Du ihm als Beruf folgſt, alſo auch jetzt zu Deinem einzigen Augenmerk machſt. Du mußt mit aller Macht darnach ſtreben, Dir ſelbſt und Anderen die Gewißheit zu geben, daß Du die Fähigkeiten haſt, dieſem Beruf zu folgen, und haſt Du ſie erprobt, ſo müſſen ſie Dich ſobald wie möglich von Mutters Anſtrengungen frei machen. Glaube mir, Aimé, ſie erträgt ſie nicht mehr, wie früher, ihre Kraft iſt gebrochen, und ihr Herz bricht, wenn ſie ſich in den Hoffnungen getäuſcht fühlt, welche ſie auf Dich geſetzt hat. Die Hoffnung, daß Du ihr Ehre und Troſt geben und ihre Stütze im Alter ſein würdeſt, hat ihre Kräfte erhalten, um für Dich zu arbeiten. Wenn ſie aber ſieht, daß Du den Moment, ihre dieſe Laſt abzunehmen, verſäumſt, ſo unterliegt ſie dem Schmerz. Die Liebe zu Dir iſt ſeit des Vaters Tode das Triebwerk jeder ihrer Handlungen und ihre innigſte Empfindung geweſen, — Dein Glück und Deine Ehre ſind die Krone ihres mühe- und ſchmerzvollen Lebens. Täuſche ſie nicht! Thu[illegible]walt an, wo Deine

Empfindung noch widerſtrebt, — Du ertrügeſt ſelbſt das Gefühl nicht, wenn Du Dir einſt ſagen müßteſt, Mutter hätte ſich in Dir getäuſcht".

Auch in Betreff der politiſchen Anſichten mochten Differenzen hervortreten. Denn die Schweſter ſchrieb ihm (13. 1. 1825): „Lieber Herzens-Aimé, ohne Dein heftiges Rachegefühl beſtreiten zu wollen, — denn ich begreife es ſehr wohl und würde es ohne Zweifel unter anderen Umſtänden auch theilen, ſo rufe ich Dich doch auf, es zu mildern. Du geſtehſt ſelbſt ein, es *könnte* Deine weitere geiſtige Entwicklung hemmen, — gewiß, — aber es kann auch die Entwicklung Deines Gemüths hemmen. Mildere Dein Gefühl, lieber, lieber Freund! Du haſt ſelbſt das Bewußtſein, daß es vielleicht eine Schwäche iſt, — es iſt der Ausdruck der Ohnmacht, nicht einmal der Kampf wider die Nothwendigkeit. Kampf würde Befriedigung geben, aber ſolches nutzloſes, bitteres Gefühl kann Deinem ſchönen, edlen Sein keine Befriedigung geben. Ich weiß, die Zeit würde es ohnehin mildern, aber ich liebe und achte Dich zu ſehr, um der Zeit eine Macht über Dich einzuräumen, die Du in der eigenen Kraft finden kannſt. Du glaubſt das geſtürzte Götterkind zu ehren, indem Du dieſen Haß gegen ihre ehrloſen Sieger in Dir nährſt, — nutzt und frommt ihm das? Nein, nähre und erwärme ſeinen Abglanz in Dir, — die Geiſtesfreiheit, — das iſt der Altar, auf dem wir jener hohen allgemeinen Freiheit opfern dürfen, und ſie verwirft den Durſt nach Rache".

Die Antworten des Bruders ſind uns nicht erhalten; aber die ferneren Briefe der Schweſter zeigen, daß er die Mahnungen mit Freundlichkeit aufgenommen und herzlich und dankbar geantwortet hat, wie denn auch eine immer größere Wärme aus den in dieſer Zeit ſehr zahlreichen Briefen der Schweſter uns entgegenſtrahlt.

In München, wohin Huber Anfang April 1825 überſiedelte, ſollten ſich die Befürchtungen der Mutter in Betreff der Zukunft ihres Sohnes beſtätigen. Als er ſich zunächſt dort über das, was er zu leiſten und zu erwarten habe, orientirte, erfuhr er, daß wenn er auf Anſtellung im Staatsdienſt reflectire, er noch

wenigſtens anderthalb Jahre auf einen ſogenannten Concurs zu warten habe, daß er alſo zunächſt ſich nur dem Examen zur Erlangung der Approbation als Arzt unterziehen könne. Nach den beſtehenden Vorſchriften hatte er aber zuvor den Nachweis zu erbringen, daß er zwei Jahre unter Aufſicht ärztlich prakticirt habe, und da er ſich hierauf nicht eingerichtet hatte, mußte er wiederum Dispenſation von der Staatsregierung erwirken. Dieſe erhielt er denn auch nach einigem Zögern, da er in dem Finanzminiſter v. Lerchenfeld, einem alten Gönner ſeiner Familie und nahen Freund ſeines Schwagers v. Herder, einen einflußreichen Fürſprecher fand. Allein, daß er ſo exceptionelle Bahnen gegangen war, mochte ſchon die alten Praktiker gegen ihn einnehmen, und die perſönliche Berührung mochte ſie nicht milder ſtimmen. Er ſchrieb darüber (9. 7. 1825): „Aergerlich iſt es mir geweſen, von gewiſſen mediciniſchen Göttern empfangen zu werden wie ein Student, der eben von der Univerſität herläuft. Hätte ich die Herren nicht gebraucht, ſo hätte ich es ihnen rund heraus geſagt. So aber habe ich blos das Experiment angeſtellt, die Herren in einer gegebenen Zeit mit dem größten ſchuldigen Reſpect und geſprächsweiſe in die ihnen gebührende Stellung zu bringen und mich in die mir gebührende, — und das iſt recht gut gegangen. Ich finde, daß das ein prächtiges Mittel iſt, wenn man hitzig werden möchte; man muß da gewiſſermaßen ſelbſt als dritte Perſon zuſehen, wie man es macht".

Der Beginn des ſchriftlichen Examens verzögerte ſich bis in den Juli. Er beſchäftigte ſich inzwiſchen mit mediciniſchen Repetitionen und glaubte dabei, wie er wenigſtens der Mutter zur Beruhigung ſchrieb, die Entdeckung zu machen, daß er viel mehr Medicin wiſſe, als er erwartet habe. Er meinte, es ſei auch dafür gut geweſen, daß er eine Zeit lang damit ausgeſetzt habe, — er finde ſich jetzt weniger verworren und überladen und ordne die Sachen leichter zum einfachen praktiſchen Zuſammenhang. Daneben konnte er aber auch in dieſer Zeit ſeinen ſonſtigen Studien nicht ganz Valet ſagen. Die Lectüre eines in Paris aus officiöſer Feder erſchienenen Werks über die ſpan[illegible]ution veranlaßte ihn zu einer längeren ſcharfen Kritik

die ſpaniſchen Liberalen vertheidigte; dieſe Recenſion iſt in den im Cotta'ſchen Verlage erſcheinenden neuen politiſchen Annalen Bd. 19 1826 erſchienen. Als er zufällig erfuhr, daß ſein 1821 geſchriebener Aufſatz „über den gegenwärtigen Zuſtand des Sklavenhandels und die Maßregeln der europäiſchen Mächte, ihn zu unterdrücken", jetzt gedruckt werde, fand er es nöthig, ihn einer Reviſion zu unterziehen und in einem Nachtrage die wichtigen ſeit 1821 auf dieſem Gebiet erfolgten Neuerungen darzuſtellen. Die Sache nahm von Neuem ſein Intereſſe lebhaft in Anſpruch. So ſchrieb er der Mutter (25. 7. 1825): „Mich intereſſiren beſonders die Verhandlungen der Engländer mit den kleinen afrikaniſchen Prinzen, z. B. Madagascar. Die Wichtigkeit in weltgeſchichtlicher Hinſicht leuchtet ein; es ſind die erſten Mooſe oder Gräſerchen, die ſich auf dem ungeheuren, urgebirglichen Granitblock Afrika feſtſetzen; ſie werden faulen und Dammerde und neue Vegetation bilden, und ſo fort, bis der Fels verwittert, d. h. cultivirt iſt. Wie viel wichtiger werden dann dieſe kleinen Anfänge erſcheinen, als die brillanten riens unſerer Culturſtaaten. Dieſe Sklavenhandelsabſtellung iſt vielleicht die größte Seite der engliſchen Politik, weil ſie ab ovo die überdachteſte iſt. Um dem engliſchen Handel Afrika zu eröffnen, iſt Civiliſation nöthig, und die conditio sine qua non der Civiliſation iſt Aufhören des Sklavenhandels. Es iſt gar ſchön, wie das Chriſtenthum und die engſten Handelsintereſſen und Freiheit und Bildung im weiteſten Sinne und eins in's andere und durcheinander wirken". Dann erfahren wir auch aus ſeinen Briefen, daß er ſich viel mit dem Studium Dante's beſchäftigt, zu dem er jetzt zuerſt eine innere Stellung zu gewinnen beginnt.

Er macht ſich aber auch mit den ihn umgebenden Münchener Verhältniſſen vertraut. Er erzählt mit Reſpect von der im Bau befindlichen Glyptothek und den Fresken von Cornelius. „Das iſt doch einmal etwas Friſches, Lebendiges," ruft er aus, „nichts Gelecktes, kein Treibhausweſen, — mögen ſie hier und da Fehler haben, — ſie haben auch unendlich rührende Geſtalten."

Dem bayerischen Constitutionalismus kann er keinen Geschmack abgewinnen. Er nennt mitunter „die königlich bayerische Nation" einen aufgeblasenen Frosch. Bald nach seiner Ankunft schrieb er: „In meinem Wirthshaus essen mehrere der besten Deputirten. Du lieber Gott, — wo soll bei uns eine taugliche Repräsentation herkommen. Diese ehrlichen Branntweinbrenner, Brauer oder Mistjunker könnten in einfachen Staatsverhältnissen, wie z. B. in einem Schweizer Canton, sehr an ihrem Platze sein, aber daß sie in unserer künstlichen Teufelsmühle nichts zu thun wissen, als Maul und Augen aufzureißen, ist nicht zu verwundern. Da logirt hier ein versoffner, studentenartiger Doctor aus Hamburg, der viel norddeutschen Wind macht. Den sehen die guten Repräsentanten bayerischer Nation als eine Art von grand seigneur an, — wenn es blos schlichte Bauern wären, wäre es nicht so schlimm, — aber die Leute haben noch einen Anstrich von Stadtgemeinheit. Nun was geht es mich an?" — Mit Entrüstung erzählt er, wie ein rheinbayerischer Deputirter, der sich in der Sitzung über irgend eine Maßregel der Regierung beklagt, von seinen patriotischen Collegen gewaltig angefahren sei, weil er an einem solchen Tage, dem Jahrestage der Constitutionsbeschwörung, und was noch mehr sei, dem Vorabend des Allerhöchsten Geburtstags, eine Aeußerung vorbringe, welche wie ein Tadel erscheinen müsse, wie ein Zweifel an allerhöchster Weisheit. Er fügt hinzu: „Die Sache schloß mit einem: Es lebe der König. Ich hörte es von einem altbayerischen Deputirten unter Altbayern, die denn alle mit einem breiten Bierlachen sich freuten, daß der naseweise Rheinbayer so abgeführt sei". Die Kammerverhandlungen, denen er einige Mal beiwohnte, machten ihm den Eindruck, als werde leeres Stroh gedroschen, da man die Personen der Mächtigen nicht anzugreifen wage.

Oft genug fühlt man seinen Berichten durch, wie er sich in Bayern, welches er als seine Heimath ansehen mußte, durchaus fremd fühlte. Als er an des Königs Geburtstag eine Militärparade ansieht, kann er nicht umhin, in Gedanken die steifen, geputzten, wohlbezahlten Gardegrenadiere mit dem Bataillon

Aſturias zu vergleichen, das er vor Jahren als Riego's Elitecorps ohne Schuhe, ſchmutzig, zerriſſen und begeiſtert Riego's Hymne ſingend in Madrid hat einmarſchieren ſehen, — und er wird von tiefer Sehnſucht ergriffen. Ein anderes Mal berichtet er: „Heute Fronleichnam, — welche Maſſe von Dummheit in dieſen Geſichtern bei der Proceſſion und ſonſt! Vor drei Jahren ſah ich es in Granada, — welcher Abſtand im Ausdruck der Geſichter! Und doch ſind wir geſcheidt und die armen Spanier dumm, — weil ſie überhaupt etwas ſind. Sogar unter den dortigen Mönchen, — welche Energie mancher Geſichter ſehe ich vor mir, wenn ich die Augen zuthue". Alle Aeußerungen bayeriſcher Loyalität erwecken nur ſeinen Spott und ſein Unbehagen.

Beſſer gefiel es ihm noch in der Münchener Geſelligkeit, in der man, wie es ſcheint, ihn mit Auszeichnung aufnahm und ihn, obwohl er ſolchen Wünſchen nur ungern entgegenkam, zu Mittheilungen von ſeinen Reiſen zu veranlaſſen liebte. Am häufigſten und liebſten verkehrte er im Hauſe des Miniſters v. Lerchenfeld, wo er ein ernſtes Beſtreben, ſich zu unterrichten und feſte Anſichten zu bilden, zu bemerken glaubte, und wo er immer gleiche, freundliche Aufnahme fand. Auch zu dem Botaniker und berühmten Reiſenden Martius trat er in ein näheres Verhältniß und war wenigſtens wöchentlich einen Abend bei ihm. Sonſt verkehrte er noch bei Fr. Thierſch, bei dem Numismatiker und Bibliothekar Schlichtegroll, bei Ringseis und in einigen Häuſern von Diplomaten oder höheren Beamten, die mit der Mutter aus alten Zeiten her befreundet waren. Fürſt Wrede, ein Hofwohler Genoſſe, den er zu beſuchen verſäumt hatte, ſuchte ihn ſeinerſeits auf, und ſie erneuerten ihre alten freundlichen Beziehungen.

Mitten in dies mannigfach angeregte und bewegte Leben hinein kam noch eine Aufforderung von Cotta zur Theilnahme an der Redaction der Allgemeinen Zeitung und rief in Huber von Neuem Erwägungen hervor, ob er ſich nicht doch ganz der Litteratur widmen, ob er an den Cotta'ſchen Unternehmungen ſich betheiligen oder ein eigenes Blatt gründen ſolle.

Nachdem er im Juni noch einen kurzen Beſuch in Augsburg gemacht hatte, um bei der Mutter mit der Schweſter Louiſe

zuſammenzutreffen, unterzog er ſich im folgenden Monat der Bearbeitung der ſchriftlichen Examenfragen. Schon in der Auswahl derſelben glaubte er eine ihm mißgünſtige Demonſtration zu erkennen. Denn während er in ſeiner gedruckten Abhandlung, für welche er nicht nur von Blumenbach und anderen Gönnern lebhafte Lobſprüche erhalten hatte, ſondern welche auch gerade damals in einem Heidelberger und einem Göttinger Litteraturblatt auf das günſtigſte beurtheilt wurde, ſich gegen die Verwendung eines gewiſſen Medicaments in einem beſtimmten Krankheitsfalle entſchieden ausgeſprochen hatte, lautete eine der Examenfragen dahin, warum in ſolchem Falle dies Medicament gegeben werden müſſe. Er glaubte, ſeine Anſicht vertreten zu müſſen, und ſcheint ſeine Antwort ziemlich irritirt geſchrieben zu haben. Eine andere Frage (was iſt febris humoralis und wie wird ſie behandelt?) ſchien ihm unverſtändlich zu ſein; er hielt daher eine Rückfrage für nöthig, die etwas lebhaft ausgefallen zu ſein ſcheint; die Frage wurde aber aufrecht erhalten, da ſie in dem von dem Fragſteller gebrauchten Syſtem herkömmlich war, und nun ſchrieb Huber verſtimmt und unter Proteſt gegen eine ſolche Fragſtellung noch ſpät gegen Abend eine eilige Antwort. Nichtsdeſtoweniger glaubte er alles Erforderliche geleiſtet zu haben und meinte, er ſei im Stande, jede ſeiner Antworten bis in's Kleinſte vertreten zu können.

Er erwartete hierauf vergeblich die Vorladung zum mündlichen Examen; er erfuhr nach einiger Zeit unter der Hand, daß die Mitglieder der Examinationscommiſſion über den Ton ſeiner Antworten aufgebracht ſeien, daß es ſie namentlich gekränkt habe, daß er den ihm obliegenden Krankenbericht, der doch Theil der Acten ſein ſolle, auf ein bloßes Quartblatt und in wenigen Sätzen geſchrieben habe, während er meinte, daß in „dem Fall", einem leichten Schnupfenfieber, keine Veranlaſſung zu weiteren Ausführungen geweſen ſei. Er glaubte, darauf gefaßt ſein zu müſſen, daß einige Examinatoren ihn bei der mündlichen Prüfung etwas „zwicken" würden. Er meinte, er könne einem Turnier muthig entgegenſehen. Aber zu ſeinem Schrecken erfuhr er Mitte Auguſt endlich, daß man beſchloſſen habe, ihn gar nicht zum

mündlichen Examen zuzulaſſen, indem man einen Fehler, den er bei einem Recepte in Betreff jener febris humoralis gemacht hatte, und den er für einen bloßen in der Eile begangenen Schreibfehler, den jeder Apotheker als ſolchen erkennen werde, erklärte, als Hauptbelaſtungsmoment gegen ihn benutzen wolle. Ein ihm bekanntes Mitglied des Obermedicinalcollegiums, welches der Examinationscommiſſion vorgeſetzt war, rieth ihm, ſofort nach Empfang der ſchriftlichen Beſcheidung bei dem Miniſterium zu beantragen, daß die Verhandlungen dem Obermedicinalcollegium zur Reviſion vorgelegt würden, und ſtellte ihm eine günſtige Entſcheidung in Ausſicht, da ſchon die Art und Weiſe, wie die Fragen geſtellt ſeien, gegen die Commiſſion ſpreche. Huber eignete ſich dieſen Plan ſofort an und wartete deshalb mit großer Sehnſucht auf den ſchriftlichen Beſcheid, der aber erſt nach langen Wochen eintraf.

Inzwiſchen war aber in ihm eine gänzliche Wandlung vor ſich gegangen. Er hatte ſich jener Aufforderung Cotta's zur Theilnahme an der Redaction ſeiner Zeitſchriften erinnert und glaubte dadurch auf den Weg gewieſen zu werden, der ihm vorgezeichnet ſei; er glaubte, in derſelben Weiſe, wie ſein Vater, ſich ganz litterariſchen Arbeiten widmen zu müſſen. Er hatte den Plan, das Examen zu beſtehen, zwar noch nicht aufgegeben, — aber er hatte doch Verhandlungen darüber angeknüpft, welche Stellung ihm Cotta nach Abſolvirung des Examens anweiſen wolle. Zugleich hatte er ſich, um dieſe Zeit der Spannung zu überwinden, mit aller Kraft auf ſeine litterariſchen Arbeiten geworfen, und ſchon am 25. Auguſt ſchrieb er der Mutter: „Da ſchicke ich Dir zum Durchſehen den Sklavenhandel. Ich kann nichts weiter hier dafür auftreiben. Wenn Du es geleſen und etwas gewürzt haſt, ſchicke es mir wieder. Ich wünſchte, ich könnte Dich ſo überzeugen, wie ich überzeugt bin, daß der Finger uns den beſten Weg gewieſen hat. Ich habe in den letzten vier Tagen mehr gearbeitet, wie ſonſt in vierzehn, und beſſer, — und habe weniger gebraucht. Ich ſehe eine Reihe von Arbeiten vor mir, die ich mit Luſt und ungetheiltem

ſſe treiben kann, weil ſie zugleich meine Wahl und mein

Beruf ſind, d. h. mir Erwerb ſichern. Ich halte dieſe Art von Beruf deshalb beſonders für ſo wünſchenswerth, weil fortſchreitende Bildung im weiteſten Sinne ſeine Hauptbedingung iſt und jede Arbeit in dieſem Beruf einen weiten Kreis von neuem Lernen und neuem Klarwerden nothwendig herbeiführt und bedingt, während jeder andere Beruf, auch der des Arztes, die eigentliche Ausbildung nur als Nebengeſchäft treiben läßt. Ich glaube, wäre ich nicht durchgefallen, ich hätte es doch verſucht, beides, den Arzt und den Litteraten, zu verbinden und hätte mich noch lange ſo in der Halbheit herumgeſchleppt, und das wäre abſurd geweſen". Von einer Menge litterariſcher Pläne iſt in den Briefen der nächſten Tage und Wochen die Rede.

Und auch bei der Mutter zeigte ſich jetzt wunderbarer Weiſe die alte, oft erprobte Elaſticität des Geiſtes. Wovor ſie Jahre lang ſchwer gebangt, was ſie aus freier Entſchließung nicht herbeizuführen vermocht hatte, jetzt, wo äußere Umſtände es herbeiführten, nahm ſie es mit Ruhe, ja mit Freudigkeit an. „Mir iſt das Herz leicht," ſchrieb ſie ſchon am 25. Auguſt, „ſeit die Umſtände Dich zu einem Entſchluß gebracht haben, und ich ſehe es jetzt nur als eine recht ſonderbare, mir von Deiner Seite noch nicht klare Erſcheinung an, wie zwei Leute von paſſabel beſtimmtem Charakter ſo lange zögerten, eine Sache auszuſprechen, die beide anerkannten, und erſt eine Anregung von Außen dazu bedurften. Ich konnte nie Zuverſicht zu Deiner Beſtimmung zeigen, da Du nie Freudigkeit zu ihr zeigteſt, nie Neigung, nie Theilnahme. Gott Lob, daß die Münchener Aeſkulape Dir den Dienſt leiſteten, — ſie kommen mir vor wie der Duellant, welcher ſeinem Gegner ein Lungengeſchwür aufſticht. Ich weiß wohl, daß Du manche Hinderniſſe zu überſteigen haben wirſt, und daß mir jeder Deiner ſauern Schritte weh thun wird, — allein nun haſt Du eine freie Wahl getroffen und das giebt mir Zuverſicht. Aber das geſtehe ich Dir wohl, daß ich eine bittere Zeit verlebt habe. Nun iſt es überwunden". Ihrer älteſten Tochter, welche damals als Erzieherin am Fürſtlich Schwarzburg'ſchen Hofe weilte, ſchrieb ſie ebenfalls mit großer Befriedigung über den jetzt von ihrem Sohne gewählten Beruf. Sie ſehe

ihn auch nur als einen Uebergang an; es werde der Weg für ihn ſein zum Lehrer neuerer Geſchichte, zum Diplomaten oder zum Bibliothekar.

Auch von den auswärtigen Verwandten, namentlich von den Göttingern, erfolgte volle Zuſtimmung zu dem Berufswechſel, den Alle längſt vorausgeſehen haben wollten. Nur die Schweſter Louiſe konnte nicht umhin, ihr diſſentirendes Votum ſehr beſtimmt auszuſprechen. Sie ſchrieb ihrem Bruder: „Nachdem ich, Gott Lob, einen Brief an Mutter beendigt und mich bemüht habe, in ihre Anſicht einzugehen und ſie froh und befriedigt über Deinen Entſchluß zu erhalten, muß ich gegen Dich um ſo wahrer ſein. Mir thut die Wahrheit wehe, aber ſie muß ſein! Wir dürfen uns den Rückblick auf das, was wir im Leben verfehlt haben, nicht erſparen. Bei Deiner Rückkehr aus Spanien hätteſt Du den Entſchluß faſſen können, den jetzt unangenehme Verhältniſſe zur Reife bringen. Damals hat Dich Dein Rechtlichkeitsgefühl verhindert; Du glaubteſt den einmal gewählten Weg nicht verlaſſen zu dürfen, Du fühlteſt Dich verpflichtet, der alternden Mutter eine Freiſtätte zu ſchaffen. Ich weiß, daß die gewählte Bahn Deiner ganzen Natur zuwider war; nur mit ſehr feſtem Willen konnteſt Du ſie dennoch behaupten, und den haſt Du in dieſem Falle nicht gezeigt. Das Geſchehene kann jetzt nicht mehr ungeſchehen gemacht werden, aber hüte Dich, daß Du Dir jetzt nicht neue Feſſeln anlegen läßt, die Dich an der rechten Entwicklung hindern, blos um der Mutter augenblicklich den Uebergang zu erleichtern".

Cotta war damals auf einer größeren Reiſe begriffen. Er hatte ſogleich auf die Nachricht von Huber's veränderten Plänen ſeine Bereitwilligkeit zur Anſtellung deſſelben erklärt; aber die Mutter, die genug böſe Erfahrungen von den Folgen unklarer Stellungen gehabt hatte, forderte, daß des Sohnes Rechte und Pflichten genau fixirt würden, und rieth für den Fall, daß dies nicht ganz nach Wunſch erfolge, zu einer Niederlaſſung in Göttingen oder an einem andern Orte, der größere litterariſche Hülfsmittel biete — und ſei es auch Paris, um von dort aus Erwerb und zugleich Mittel zu größeren wiſſenſchaftlichen Arbeiten

zu ſuchen. Die weiteren Verhandlungen wurden bis zur Rückkunft Cotta's verſchoben, und einſtweilen arbeitete Huber mit voller Luſt an allerlei größeren Abhandlungen. So entſtand in dieſer Zeit namentlich ein Aufſatz über die Sklaverei im britiſchen Weſtindien (gedruckt in Bd. 20 und 21 der politiſchen Annalen) und eine Recenſion über A. de Staël-Holstein, lettres sur l'Angleterre (gedruckt in Bd. 17 daſelbſt), — zwei Arbeiten, in denen mancher ſcharfe Tadel über engliſche Zuſtände gefällt und dargelegt wird, wie wenig richtig das von einigen Publiciſten damaliger Zeit als höchſte Staatsweisheit geprieſene Axiom von der Nothwendigkeit der „Erhaltung des Beſtehenden" ſei, während er Reform des Beſtehenden forderte. Als endlich der lang erwartete Beſcheid der Examinationscommiſſion kam, lag die ganze Examenangelegenheit ſchon ſo weit hinter ihm, daß alle weiteren Schritte in dieſer Sache unterblieben.

Anfang September kehrte er, nachdem er zur Erholung einen kurzen Abſtecher nach Tegernſee gemacht hatte, zur Mutter nach Augsburg zurück, um dort in der begonnenen Weiſe weiter zu arbeiten. Anfang November traf Cotta dort ein, und wurde nunmehr feſtgeſtellt, daß Huber ſeinen dauernden Aufenthalt in Augsburg nehmen ſolle. Er forderte eine Beſchäftigung, die ihm größere zuſammenhängende Arbeiten geſtatte; er erbot ſich namentlich, Ueberſichten über die neuen Erſcheinungen auf dem Gebiet der engliſchen und franzöſiſchen Litteratur zu geben und längere orientirende Artikel über einzelne mehr abgelegene Gebiete zu ſchreiben. Dies wurde acceptirt; es wurde ihm ein Jahreshonorar von 800 Gulden ausgeſetzt und, wie es ſcheint, beſtimmt, daß er ſeine Thätigkeit zwiſchen der Allgemeinen Zeitung und den Annalen theilen ſolle. Das Nähere über dieſe Feſtſetzungen läßt ſich nicht mehr überſehen; nur ſo viel erhellt, daß Huber und die Mutter glaubten, ihm ſei die Redaction der Annalen übertragen, und daß ſie nichts davon wußten, daß ſolche bereits contractmäßig einem Dritten, dem Dr. Lindner, zuſtand. Die eigentliche Leitung dieſer in zwangsloſen Heften erſcheinenden politiſchen Zeitſchrift iſt auch nie auf ihn übergangen, und als nach Jahresfriſt, wie er Augsburg ſchon wieder verlaſſen hatte,

eine Ankündigung ausgegeben wurde, in welcher er als verantwortlicher Redacteur der Annalen genannt wurde, der vom zwanzigsten Bande ab mit einer Gesellschaft von Gelehrten die Herausgabe nach einem neuen Plan unternommen habe, so schrieb er der Mutter: dies sei ihm selbst eine Neuigkeit; er wolle nunmehr wenigstens ein Exemplar für sich fordern, damit er doch auch etwas von seiner verantwortlichen Redaction habe. Auch ist in der gesammten Haltung der Annalen von der besondern Art Huber's nichts zu bemerken. Wohl aber sind die mancherlei aus seiner Feder geflossenen und mit der Chiffre A. H. gezeichneten Aufsätze, welche in den Bänden 17 bis 24 abgedruckt sind, von charakteristischer und eigenthümlicher Färbung.

Meistens sind es Artikel, in denen er sich Unterdrückter und Armer mit Lebhaftigkeit annimmt und sich dann selten auf das eine gerade besprochene Verhältniß beschränkt, sondern allerlei Seitenhiebe gegen die gesammten bestehenden Zustände und ihre Verehrer und Vertheidiger aus der legitimistischen Schule ausführt. Diesen Charakter trugen schon die verschiedenen bereits erwähnten Abhandlungen über Sklavenwesen. Ferner bespricht er in zwei größeren Aufsätzen (Band 20 und Band 24) die Lage der Katholiken in Irland und die damals angeregte Emancipation derselben von den vielen sie beengenden Specialgesetzen. Er trat mit aller Energie für diese Emancipation als für eine Forderung der Gerechtigkeit und als die nothwendige Voraussetzung aller Reform in Irland ein; aber er sagte auch schon mit scharfem Blick voraus, daß sie allein, als vereinzelte Maßregel, den großen socialen Schäden Irlands gegenüber nichts nützen werde, daß es dort ganz anderer Mittel bedürfe. Der spanischen Liberalen, welche von der durch französische Bajonnette zur Gewalt gelangten klerikalen Partei damals auf das unverständigste und oft auch auf das grausamste verfolgt wurden, nahm er sich in mehreren Artikeln (so in einer Recension in Bd. 21 und in einem längeren Aufsatz in Bd. 23) an, worin er darzulegen sucht, wie der Krebsschaden Spaniens die Anhäufung von so viel weltlichem Gut in den Händen der Geistlichkeit und dadurch deren übermäßiger Einfluß auf die Staatsangelegenheiten

ſei, ſo daß ein Heil für Spanien nur zu erwarten ſei, wenn eine von dieſem Klerus unabhängige Regierung dort herrſche. Eine liberale Verfaſſung iſt ihm nicht mehr der einzige Weg zum Heil für Spanien, und es kommen ſchon Sätze vor wie die folgenden: „Aber die Nation, ſagt man, iſt für die Verfaſſung nicht reif! Möglich, ſogar wahrſcheinlich; dann aber ſollte die Regierung reif ſein, ein neues Leben aus ſich ſelbſt zu ſchaffen und mit abſoluter Gewalt auszubilden". Aber ein ſo geartetes abſolutes Regiment ſuche man in Spanien vergebens; ſtatt deſſen herrſchten dort rachſüchtige Prieſter, und die europäiſchen Mächte hätten das Verdienſt, dieſen Wahnwitzigen das arme Spanien gefeſſelt überliefert zu haben.

In einer Recenſion von Ségur histoire de la grande armée und der Gegenſchrift des Generals Gourgaud (Bd. 21 der Annalen) tritt er mit ſcharfem Wort dem damals in manchen Kreiſen aufkommenden Gebrauch entgegen, Napoleon herabzuſetzen und ſeine Größe zu bezweifeln. Er ſchließt mit den Worten: „Das Genie, die Tapferkeit und das Unglück ſollten auch in Deutſchland als Geiſter anerkannt werden, welche zu achten ein wohlverſtandenes Ehrgefühl gebietet. Sie ſelbſt, dieſe Genien, ſtehen ſo hoch, daß die Schleudern der Zwerge ſie nicht erreichen; aber die Sorge für unſere eigene Würde giebt den Rath, nicht zu dulden, daß das Pygmäenvolk zu viel Lärm unter uns mache und die verroſteten Gewehre ſeiner papiernen Rüſtkammer als Nationalwaffe auf öffentlichem Markte ausrufen dürfe. — Es iſt ein Vorzug, auf den die Deutſchen lange ſtolz waren, das Achtungswürdige, in welchem Lande es ſich finden mag, ehrend anzuerkennen und der Größe uneigennützig zu huldigen. Auf dieſe weltbürgerliche Geſinnung ſind wir angewieſen, da die eigenen Verhältniſſe des Vaterlandes keiner einſeitigen oder engherzigen Vorliebe Nahrung geben und unſer Blick einen weiteren Kreis umfaſſen muß, wenn wir der Welt unſere gegründeten Anſprüche auf eine eigenthümliche, ausgezeichnete Cultur beweiſen wollen. Darum hofft der Verfaſſer dieſer Rhapſodie, der deutſchen Geſinnung nicht untreu geworden zu ſein, indem er daran erinnert, daß nur auf dem Standpunkt unparteiiſcher Gerechtig-

keit ein Urtheil über große Männer möglich sei. Wollen wir Männer der Zukunft sein, so müssen wir Napoleon und sein Zeitalter zu würdigen verstehen".

Außer den Annalen wird auch die Allgemeine Zeitung mancherlei aus Huber's Feder gebracht haben; doch vermögen wir die von ihm herrührenden Arbeiten nicht mit Sicherheit zu bezeichnen. Im Morgenblatt von 1826 haben wir nur einige aus dem Englischen, Spanischen oder Portugiesischen übersetzte kleinere Gedichte, welche die Chiffre V. A. H. tragen, als von ihm herrührend erkennen können, sowie im Decemberheft eine Episode aus der Geschichte der Mahratten. Alle Cotta'schen Zeitschriften aber, die zwar der liberalen Fahne folgen wollten, es jedoch nicht mit den Mächtigen der Erde verderben durften, legten seinem sprudelnden Ungestüm noch zu viel Schranken auf, und er bedurfte daher noch eines Nothventils, um dem ärgsten Unmuth Ausdruck zu geben. Dies fand er in dem litterarischen Conversationsblatt oder, wie es seit dem 1. Juli 1826 hieß, den Blättern für litterarische Unterhaltung, welche Fr. Brockhaus in Leipzig, ebenfalls ein alter Freund seiner Familie, erscheinen ließ. Im Jahrgang 1826 finden sich aus Huber's Feder unter der Chiffre 121 und vom 1. Juli ab unter der Chiffre 50 eine Anzahl meistens kurzer und scharfer Zurechtweisungen von allerlei Scribenten, welche sich entweder in Loyalität überstürzt, oder oberflächlich über englische, französische oder spanische Zustände geurtheilt, oder sich um ihrer Theorieen willen über Thatsachen leicht hinweggesetzt hatten. In einem dieser Artikel giebt er unter der Ueberschrift: „Wasch mir den Pelz und mach' mich nicht naß", ein Programm für die Art und Weise, wie er das Recensentenwerk glaubte betreiben zu müssen. Ein anderes Blatt hatte unter Berufung auf Goethe behauptet, man müsse so recensiren, daß es Niemanden kränke und verletze. „Was soll das?" schreibt er. „Unserer Zeit thut wahrlich ganz Anderes noth. Waffen und Rüstung brauchen wir gegen die Feinde. Die weichliche Mittelmäßigkeit, der Egoismus, der sich als Mäßigung und Unparteilichkeit einschleichen will, die Achselträgerei, die Verwirrung und

Verdrehung von Recht und Unrecht, Wahrheit und Trug, die Feigheit, die Anbetung der Macht, die, in poetisches Gewand und Redensarten gehüllt, sogar die Sprache der Freiheit, der Vaterlandsliebe annimmt, — diese zu bekämpfen, bedarf es schonungsloser Derbheit, denn sie ist es, die jedem Fortschritt, jeder Verbesserung widersteht".

Bei solcher Gesinnung darf man sich denn nicht wundern, wenn der Censor in Huber's Artikeln besonders viele Veranlassung zum Gebrauch seines Rothstifts fand, und gar manche Sätze des Conversationsblatts brechen plötzlich ab, um langen Reihen von Gedankenstrichen Raum zu machen, welche in einer Anmerkung als Censurlücke bezeichnet werden. Besonders reich an solchen Lücken ist eine Recension von Oginsky's Memoiren, die zu einer lebhaften Diatribe gegen die Theilung Polens Veranlassung geben.

Was Huber's äußeres Leben in Augsburg betrifft, so wohnte er jetzt getrennt von der Mutter, hatte aber bei ihr seinen Mittags- und Abendtisch. Alles, was in dem vorhergehenden Winter als Schatten zwischen ihnen gelegen hatte, war jetzt geschwunden, und alle Nachrichten deuten dahin, daß sich beide in dem Verkehr mit einander beglückt und befriedigt fühlten. Die Mutter lobt in ihren Briefen immer seinen Fleiß, die Leichtigkeit, mit der er arbeitet, seine Güte, seine Kindlichkeit, und sie war um so dankbarer dafür, daß er sich unabhängig vom Staatsdienst gestellt hatte, als gerade damals der in Bayern erfolgte Thronwechsel für alle Beamtenkreise große Unsicherheit und zum Theil große Einbußen im Gefolge gehabt hatte. Der junge König Ludwig hatte mit fester Hand gegen die unter Max Joseph eingerissene maßlose Verschwendung eingegriffen, welche den Banquerott herbeizuführen drohte, und es sollten allein im Staatsdienst Millionen erspart werden. Zu den zahlreichen auf Wartegeld gesetzten oder sonst in ihren Einnahmen beschränkten Menschen gehörten auch Huber's beide Schwäger, und es läßt sich denken, wie sehr der ganze Familienkreis hierdurch bewegt und erregt wurde. Huber nahm aber doch sehr lebhaft für den jungen König Partei, und ein Artikel des

Conversationsblattes aus dem März 1826 sprach dies auch öffentlich aus.

Auch in dem Hause des Schwagers v. Greyerz scheint Huber in jener Zeit ein oft und viel gesehener Gast gewesen zu sein, und man merkt es den späteren Briefen an, daß sich seit diesem ersten und einzigen längeren Zusammenleben ein näheres und innigeres Verhältniß mit seiner Halbschwester und deren Familie gebildet hatte, als vorher. Namentlich scheint er die zahlreiche Kinderschaar an's Herz geschlossen zu haben, da er in seinen späteren Briefen immer wieder nach ihr fragt und oft klagt, daß man ihm nicht genug von ihr erzähle. Mit den Freunden seiner Mutter trat er auch in freundschaftlichen Verkehr; dahin gehörten: der schon ältere gelehrte und philosophisch gebildete Arzt Weidenbach, ferner der Hauptredacteur der Allg. Zeitung Stegmann, welcher schon Gehülfe und dann Nachfolger von Huber's Vater in den Redactionsgeschäften war, General v. Hoffnaß mit einer liebenswürdigen und sehr unterrichteten Frau, Fräulein Minna v. Heilbronner, zu welcher Huber, wie er in seinen späteren Briefen oft schreibt, ein fast brüderliches Verhältniß gewann, so daß er die Mutter oft ausdrücklich ermächtigte, seine vertrautesten Briefe auch ihr mitzutheilen, und ihr Bruder, der in den Briefen oft genannte „lange Rittmeister," welcher später auch als Schriftsteller aufgetreten und als bayerischer General gestorben ist; ferner Graf Fugger, der damals als Offizier in Augsburg stand, bis er einige Jahre später als Begleiter des jungen Kronprinzen an den Hof gezogen wurde. Auch bei der Exkönigin Hortense, welche damals unter dem Namen Herzogin von St. Leu in Augsburg residirte und mit Huber's Schwester, Frau v. Greyerz, viel verkehrte, war er eingeführt, und mit dem damals sechzehnjährigen Louis Napoleon, welcher mit den Greyerz'schen Kindern manchen Unterricht gemeinsam hatte, kam er wenigstens so viel zusammen, daß er einen bestimmten Eindruck seiner Persönlichkeit gewonnen hatte, den er bis in die späteren Zeiten, in denen Napoleon III. berühmt geworden war, bewahrte.

Während dieses Augsburger Aufenthaltes trat Huber auch zuerst in Beziehungen zu seinem langjährigen Freunde, dem

Maler Moritz Rugendas, der soeben von seiner vierjährigen Reise nach Brasilien in seine Vaterstadt Augsburg zurückgekehrt war und dort im Hause seines Vaters, des Directors der städtischen Zeichenschule und Nachkommen des berühmten Schlachtenmalers, für einige Monate weilte. Er war nach einer in München genossenen akademischen Ausbildung als neunzehnjähriger Jüngling für eine auf Kosten des Kaisers von Rußland ausgerüstete Entdeckungsreise von dem Baron von Langsdorf engagirt worden, um die Expedition als Zeichner nach Südamerika zu begleiten. Sehr bald waren aber Differenzen mit Langsdorf entstanden, und Rugendas war kühn genug gewesen, sich in Brasilien von ihm zu trennen, um ohne andere Hülfsmittel als die, welche er sich selbst mit seinem Pinsel oder Stift erwarb, in dem fremden Lande umherzuziehen und ethnographische und landschaftliche Studien von Land und Leuten zu sammeln. Jetzt nach Europa zurückgekehrt, wollte er seine Schätze veröffentlichen und sich deshalb nach Paris begeben, wo damals der beste Markt für solche Unternehmungen war. Gleiche Interessen und ähnliche Erlebnisse scheinen die beiden jungen Männer schnell mit einander bekannt gemacht zu haben. Benutzen wir das Bild, welches Begnet in den vor Kurzem erschienenen Münchener Künstlerbildern von ihm giebt, so war Rugendas von ungewöhnlicher persönlicher Schönheit, von einnehmendem, offenem, geradem Sinn, von einer tiefen Gluth der Empfindung und Begeisterung, so daß er sich noch als Mann eine seltene Frische bewahrt hatte. Es heißt dort, daß seine gewissenhaften, durch seltenes Beobachtungstalent unterstützten Studien der Landschaftsmalerei eine neue Bahn gebrochen haben, indem er dieselbe auf das Gebiet der Ethnographie eingeführt habe, wie denn auch Humboldt seiner Verdienste um die Pflanzengeographie ehrend gedacht habe.

Was die geschäftlichen Beziehungen Huber's in Augsburg betrifft, so waren diese am wenigsten befriedigend. Die ganze dortige Redaction litt an der Abhängigkeit von dem damals schon alternden, aber noch rastlos thätigen und in die verschiedenartigsten Unternehmungen verwickelten Cotta, der von Stuttgart oder von seinen vielen Reisen aus strenge Mandate ergehen ließ und

bald dies bald jenes gefördert haben wollte. Der ſchon bejahrte Stegmann, welcher an der Spitze der Allgemeinen Zeitung ſtand, war, — ſo klagte wenigſtens der damalige junge Brauſekopf Huber — zu ängſtlich und zu langſam. Er wies jede ſcharfe Aeußerung, jede Kritik, die mißfallen konnte, zurück und prägte damit der Zeitung, nach Huber's Meinung, den Charakter der Langweiligkeit und der Unentſchiedenheit auf. Seine Mitarbeiter waren unſelbſtändige Leute, mit Ausnahme des erwähnten Dr. Lindner, eines damals ſchon mehr als fünfzigjährigen politiſchen Abenteurers, der nach mancherlei Schickſalen wenige Monate vor Huber nach Augsburg gekommen war, um dort an den Blättern Cotta's zu arbeiten, mit dem er ſchon ſeit längerer Zeit in Verbindung geſtanden hatte. Ihm, dem unbedingten Verehrer Napoleon's, der ſchon oft eine zweifelhafte Rolle geſpielt und bald von den Regierungen verfolgt, bald zu dieſem oder jenem Zwecke benutzt war, hatte man in Augsburg großes Mißtrauen entgegengebracht, und auch Huber, der den geiſtreichen Mann als ſolchen anerkennen mußte, konnte zu ihm in keine vertrauliche Beziehung gelangen.

Die collegialen Verhältniſſe trugen ſomit nicht dazu bei, ihm ſeine jetzige Stellung angenehm und befriedigend zu machen. Er ſcheint ſie noch dadurch erſchwert zu haben, daß er mit ſeinem Tadel über dieſen oder jenen von ihm wahrgenommenen Mangel nicht zurückhielt, und ſowohl ſeine Collegen, wie gelegentlich Cotta mit allerlei Reformvorſchlägen und mit Plänen für dieſes und jenes Unternehmen beſtürmte.

Mehr noch als hierdurch wurde ihm ſeine Stellung in Augsburg durch die Erwägung verleidet, daß ihm die tägliche Arbeit keine Muße und Stimmung zu eingehenden wiſſenſchaftlichen Studien laſſe, daß er alſo auf alle Fortbildung verzichten müſſe, und daß ihm Gefahr drohe, zum bloßen Zeitungsſchreiber zu werden. Außerdem fühlte er ſich auch oft durch den Mangel an litterariſchen Hülfsmitteln bedrückt, mit denen es damals dort ſehr ſchwach beſtellt geweſen zu ſein ſcheint, zumal er auch von Cotta nicht erreichen konnte, daß außerdeutſche Journale in dem von ihm gewünſchten Umfang gehalten würden, worauf ihm doch, wie er meinte, bei ſeiner Anſtellung Hoffnung gemacht war.

Einige Male ging er im Laufe des Winters und des nächsten Frühjahrs nach München, um sich von der dortigen Bibliothek litterarische Hülfsmittel zu holen und die neuen Erscheinungen durchzusehen. Aber auch München bot ihm nicht Alles, was er zu haben wünschte. Endlich mochte sich auch die alte Wanderlust in ihm zu regen beginnen.

Die Schwester Louise goß Oel in dies Feuer. Sie war von Anfang an wenig damit einverstanden gewesen, daß ihr Bruder sich in Augsburg niederließe, — sie fürchtete, daß er unter den dortigen engen Verhältnissen versauern, und daß es dann für ihn keinen Aufschwung zu einer höheren Lebensstellung, als zu der eines Cotta'schen Redacteurs geben werde. Sie erwartete auch von dem fortwährenden Verkehr mit der Mutter keine dauernde Befriedigung. Sie kam in ihren Briefen oft wieder auf diesen Punkt zurück und suchte darzulegen, wie die Mutter dadurch, daß sie eine Enkelin zu sich nehme, oder daß ihre älteste Tochter zurückkehre, gegen Vereinsamung geschützt werden könne, und wie sie vollen Ersatz für die Trennung finden werde, wenn ihr Sohn sich geistig frei fühle und vorwärts schreite.

Als der Frühling 1826 in's Land kam, war die Wanderlust in Huber unwiderstehlich geworden. Er schlug Cotta vor, er möge ihn nach Paris ziehen lassen, damit er von dort aus für seine Blätter correspondire und namentlich Uebersichten über englische und französische Litteratur schreibe. Cotta mochte hierauf Anfangs nicht recht eingehen, und Huber schrieb nach der ersten im April in München deshalb gepflogenen Besprechung: „Er möchte mein Schicksälchen sein, — dazu kann ich aber Niemanden brauchen als mich selbst". Cotta erklärte ihm, er habe ihn als Nachfolger von Stegmann für die Redaction der Allgemeinen Zeitung ausersehen, und dafür solle er sich in Augsburg ausbilden. Huber erwiderte, daß bei Stegmann's Eigenthümlichkeit ein allmähliches Hineinwachsen in die Redaction nicht möglich sei, und so würde es dem Blatte mehr frommen, wenn er auswärts seine Kenntnisse und seine Erfahrungen vermehre und zum tüchtigen Gelehrten werde, als wenn er inzwischen in Augsburg verkümmere. Das Ende

der Unterhandlungen war, daß Cotta seine Einwilligung zu der Uebersiedlung nach Paris gab und ihm dort auf Rechnung der von ihm einzusendenden Arbeiten einen Credit eröffnete. Eine genaue Feststellung des Bereichs, in welchem sich seine Correspondenzen und größeren Aufsätze zu bewegen hätten, konnte Huber bei der steten Ueberhäufung Cotta's mit Geschäften weder in München noch demnächst auf der Durchreise in Stuttgart erreichen, obwohl er darauf hinwies, wie aus dieser Unbestimmtheit Collisionen mit anderen Correspondenten erwachsen müßten.

Wie die Mutter den Fortgang ihres Sohnes ansah, erhellt aus einem an ihre älteste Tochter damals gerichteten Briefe. Sie schrieb (29. 5. 1826): „Aimé reist heute nach Paris ab. Sein Aufenthalt dort ist ganz unbestimmt, vielleicht sehr lang oder dauernd. Jetzt ist in Deutschland nichts für ihn zu thun, und die Hülfsmittel für das Studium der neueren Geschichte strömen in Paris zusammen, während sie sich in unserem achtundbreißigköpfigem Philisterlande nirgends vereint finden. Ich halte ihn nicht; meine dreiundsechzig Jahre wären ein bleiernes Gewicht für seine junge Thätigkeit. Die will ungehemmten Fortschritt oder Untergehen. Bei uns heißt es Schweigen und Tagelöhnern. Gott leite und segne ihn!"

Aus seinen auf der Reise geschriebenen Briefen spricht fröhliche Wanderlust, und sie lassen nicht erkennen, daß ihm der Abschied von Augsburg sehr schwer geworden ist. Nur als er erzählt, wie Freunde der Mutter sich in Stuttgart im Grünen angebaut haben, fügt er hinzu: „Ich denke dabei freilich oft, warum Du nun gar nicht dazu kommen sollst, irgend einen grünen Fleck Dein zu nennen! Nun zum Besitz sind wir nicht geboren, und unser Reich scheint wirklich nicht von dieser Welt zu sein, denn gerade alles das Wenige, was wir uns wünschen, sollen wir eben nur wünschen, Du einen grünen Fleck und ich? — Da ist eben Missolunghi auch in's große Buch eingetragen, ohne daß ich dabei war".

Nachdem er einen Abstecher nach Tübingen gemacht, um dort einen Jugendfreund, den Architekten Heigelin, nach langer Trennung wiederzusehen, und nachdem er in Straßburg einige Tage

durch eine heftige Augenentzündung festgehalten war, unternahm er zunächst eine Fußreise durch die Vogesen, und zwar durch den von Zabern bis Colmar belegenen Theil. Dann kehrte er nach Straßburg zurück und schrieb dort einen ausführlichen Reisebericht, welcher nach vielen, zum Verdruß Huber's von der Redaction vorgenommenen Abänderungen und Kürzungen im Februar und März 1827 des Morgenblattes veröffentlicht ist. Es ist das eine noch heute lesenswerthe Schilderung dieses schönen Stücks Erde, welches Huber mit Entschiedenheit als deutsches Land bezeichnete, und dessen Sagen und Geschichte er mit gleichem Interesse wie die Naturschönheiten und volkswirthschaftlichen Zustände studirt hatte. Der Mutter schrieb er aus Colmar (2. 7. 1826): „Wenn ich Dir sage, daß ich heute Abend wieder von hier nach Straßburg zurückreise, so wirst Du finden, daß ich viel Lärm um nichts gemacht habe mit der von mir beabsichtigten großen Fußreise. Aber ich habe zwölf Gründe statt Einen, warum ich meinen Stab nicht weitersetze. Erstlich habe ich gerade einen hübschen achttägigen Spaziergang gemacht, und man muß des Guten nicht zuviel thun, besonders aber den Versuchungen widerstehen. Wäre ich erst in Mühlhausen gewesen, so wäre ich auch ohne Rettung bis Basel gegangen und dann? — Ferner habe ich den Hauptzweck schon erreicht, ich habe mich tüchtig ausgetrabt und gesehen, daß ich Gott Lob noch so gut gehen und steigen kann als sonst. Auch kostet der Spaß mehr, als billig, da man ohne Führer selten durchkommt und die Leute hier glücklicher Weise gut genug daran sind, um viel fordern zu können. Dann bin ich ungeduldig, an die Arbeit zu kommen. Ich muß auch wieder Nachricht haben, wie es in der Welt aussieht, — z. B. bei den Lumpenportugiesen mit ihrer Constitution, über welche die Herren Liberalen hier mit allen Glocken läuten. Heute war hier Jubiläumsprocession, — auch lauter dumme Gesichter und arme Lumpen, — außer vielen eleganten Damen. Schöne Berge giebt es hier und Wälder und alte Burgen, wie Sand am Meer, aber keine Alpen, und viele Curiositäten, — es kann mit historischen Noten gespickt einen guten Artikel geben. Wir sind doch eigentlich auch eine Art von Maler und Künstler".

In Straßburg blieb er etwa 14 Tage. Schon ſogleich nach der Ankunft hatte er von dort aus geſchrieben: „Sonderbar. Diesmal habe ich franzöſiſchen Boden und franzöſiſche Schildwachen und weiße Kokarden mit einer Art Ingrimm angeſehen, — ich dachte an Spanien. 1821 war es anders". Er verkehrte mit alten Freunden ſeiner Eltern, den Profeſſoren Schweighäuſer und Arnold. „Dann ſehe ich eine Partie junger Leute," ſchrieb er (8. 7. 1826), „Profeſſoren, Geiſtliche, einen Buchhändler, die allerlei zuſammentreiben und ſich treiben laſſen, — ein bischen burſchikos äußerlich, doch in Ehren. Da ließe ſich vielleicht etwas anbinden, um einmal ein Seil daraus zu machen. Mich fötiren ſie ſtark, und ich werde gut mit ihnen fertig. Hier auf der Bibliothek habe ich Manches gefunden, was ich gerne ordentlich benutzen möchte, beſonders ſpaniſche Geſchichte. Auch fehlt es mir hier nicht an franzöſiſchen Neuigkeiten, da ſie hier ein ganz ordentliches Caſino haben."

Den 15. Juli traf er in Paris ein. Er nahm wieder im Quartier latin Wohnung; aber diesmal doch nicht eine ſo beſchränkte und ärmliche, wie vor fünf Jahren. Rugendas bezog einer ſchon in Augsburg getroffenen Abrede gemäß daſſelbe Haus, und ſie lebten fortan als gute Kameraden zuſammen, welche die Erholung und ſpäter auch ein großes Stück Arbeit mit einander theilten. Huber, als der Aeltere und mit größerer Energie Begabte, ſcheint das Regiment in ihrem kleinen Haushalt geführt zu haben; er nennt Rugendas oft einen guten Geſellen, der ſich gerne zu einem höheren Streben leiten laſſe. Nur in ſpäterer Zeit klagt er, daß Rugendas körperlich ſehr angegriffen und durch eine Leberkrankheit bedroht ſei, und daß es ihm deshalb an aller Energie und Ausdauer fehle. Schon in den erſten Tagen ihres Beiſammenſeins fertigte Rugendas ein Portrait von Huber als Geſchenk für deſſen Mutter; es iſt das Original des Bildes, welches dieſem Bande vorgeſetzt iſt.

In demſelben Hauſe wohnte noch ein anderer Deutſcher, der ſpäter bekannt gewordene Publiciſt K. H. Hermes, der mit Huber etwa in gleichem Alter war, und mit welchem er, ſo wenig er ſich auch Anfangs zu ihm hingezogen fühlte, ſchon um ihrer

gleichen Lage und ihrer gleichen Zwecke willen viel verkehrte. Als Hermes nach Monaten Paris verließ, schrieb Huber an die Mutter (21. 11. 1826): „Ich kann eben durch Jemanden einen Brief bis Stuttgart befördern, und von da ist er das Porto schon werth. Das ist nämlich der Doctor Hermes, früherer Herausgeber der Britannia, ein guter Kopf, hat viel durcheinander gelernt, wenig gesehen, viel gestudentelt und geumtriebelt, — ist ungeheuer anmaßend und nicht sehr zierlich und nicht sehr liebenswürdig. Das ist recht schade, denn es ist viel an ihm, und ich für meine Person komme gut mit ihm aus und könnte gut und gern mit ihm etwas betreiben".

Bei ihrer ersten Berührung mit einander erfuhren Huber und Hermes zu ihrer beiderseitigen Ueberraschung, daß sie beide im Dienste Cotta's ständen und in derselben Richtung correspondiren wollten, ohne daß es Cotta für nöthig befunden hatte, sie gegenseitig von ihrer Existenz zu unterrichten. Und als sie weiter Umschau zu halten begannen, bemerkten sie bald, daß weit mehr Cotta'sche Correspondenten in Paris vorhanden waren, als sie geahnt hatten. Huber schrieb darüber sehr verstimmt, weil dies nothwendig im Gefolge hätte, daß sie sich einander in's Gehege kämen, und daß Jeder viel Ueberflüssiges schreibe, was bereits ohne sein Wissen ein Anderer behandelt habe. Er wiederholte vergeblich seine Bitten um Aufstellung fester Grenzen zwischen den verschiedenen Mitarbeitern und beschloß, seinerseits sich möglichst wenig auf Uebersetzungen und auf Auszüge aus französischen Blättern einzulassen und sich auf selbständig raisonnirende Artikel zu beschränken, — ein Verfahren, bei dem es freilich nicht so leicht war, viele Bogen mit seinen Arbeiten zu füllen und damit hohes Honorar zu verdienen.

Noch eine zweite Enttäuschung sollte Huber alsbald nach seiner Ankunft in Paris erfahren. Er hatte darauf gerechnet, daß es ihm leicht sein werde, sich dort in fortwährender Uebersicht über alle neuen Erscheinungen der englischen und französischen Litteratur zu erhalten. Aber er mußte bald finden, daß es schon sehr schwer halte, nur die französischen Novitäten zu Gesicht zu bekommen, da es an geeigneten öffentlichen Anstalten dafür fehle,

und daß man von engliſcher Litteratur in Paris nicht mehr erfahre, als in einer deutſchen Stadt. Vergebens richtete er an Cotta die Bitte, er möge doch die Pariſer Buchhändler, welche von ihm abhängig ſeien, anweiſen, ihm neue Werke zur Anſicht zu ſchicken. Behülflicher bewies ſich ſein alter Gönner, A. von Humboldt, der ihn mit der früheren Freundlichkeit empfing und ſich ſogleich bemühte, ihm bei Bekannten engliſche Neuigkeiten zu verſchaffen. Auch führte er ihn bei Lafayette ein, der damals damit umging, ein Journal über Amerika herausgeben zu laſſen, und ſomit Anknüpfungspunkte zu bieten ſchien. Auch der alte Gregoire, der Huber ebenfalls wieder mit großer Herzlichkeit aufnahm, erklärte ſich bereit, nach Kräften für ausländiſche Litteratur zu ſorgen.

Aber das waren doch nur vorübergehende Nothbehelfe, und Huber kam ſehr bald auf die Idee, ob er nicht beſſer thue, wenn er nach London gehe, wo er, da Cotta dort noch keinen Correſpondenten habe, in keine Colliſionen kommen werde, und wo ihm die engliſche Litteratur leicht zugänglich ſei. Eine dahin zielende Anfrage wurde aber ſehr ungnädig aufgenommen; Cotta warf ihm Unbeſtändigkeit und Wankelmuth vor. Huber fühlte ſich von dieſem Vorwurf nicht getroffen, ſondern ſchrieb darüber der Mutter (1. 10. 1826): „Dem Cotta geht es mit dem, was er bei mir Wankelmuth nennt, wie es vielleicht uns Allen mehr oder weniger geht, — er bezieht Alles auf ſich und ſeinen Zweck, und wenn der Andere etwas thut, was einem andern Zwecke, einer andern Ideenverbindung angehört, ſo meint er, das ſeien Allotria und purer Wankelmuth, weil er nicht ſieht, woher es kommt und wohin es will. So kann er ſich nicht denken, daß ich irgend etwas Anderes im Leben will, als für ſein Journal zu arbeiten, allenfalls eins herauszugeben und ſo viel zu verdienen, als ich brauche, und bei dieſer Anſicht muß es ihm freilich ſehr fatal und wankelmüthig von mir vorkommen, wenn ich ſo wenig Wichtigkeit auf Ort und Zeit lege, und Pläne oder gar Entſchlüſſe vorbringe, die nur indirect mit jenem Zweck zu thun haben. Was ich nun aber immer mehr als die Hauptſache anſehe, nur wonach ich meine Pläne beſonders einrichte, — wobei ſie freilich

oft die seinen durchkreuzen — das ist die fortschreitende Ausbildung, oder mit einem Worte Selbsterziehung, welche denn doch am Ende der Zweck unseres Lebens ist. Wenn er nun bedächte oder verstände, daß die Wichtigkeit von Ort und Zeit, oder was er die Lage nennt, sehr relativ ist, daß sie z. B. für mich von diesem meinem Hauptzweck abhängt, während er sie nach seinen anderen Zwecken, z. B. seinen Journalen, abmißt, so würde er da nicht Thorheit und Wankelmuth sehen, wo ich wohlüberlegt mich entschließe, da- oder dorthin zu gehen, weil ich dort durch diese oder jene Erfahrung weiter zu kommen glaube. Ob ich in Paris, ob in London bin, muß für den Geschäftsmann doch eine reine Nebensache sein, wenn das Geschäft nur gefördert wird, und hier bin ich das fünfte Rad am Wagen".

Aber auch auf andere Vorschläge, welche Huber machte, um seinen Aufenthalt in Paris ergiebiger zu machen, ging Cotta nicht ein, und die mancherlei von ihm eingesandten Arbeiten blieben größtentheils ungedruckt, ohne daß ihm auch nur Auskunft gegeben wurde, ob sie angenommen würden oder nicht. Huber begann deshalb einzelne Arbeiten an Brockhaus zu senden, der sie in kurzer Frist in den Blättern für litterarische Unterhaltung zum Abdruck brachte. Dort erschienen im October und December auch größere Correspondenzberichte über Pariser Verhältnisse aus Huber's Feder. Das aber steigerte den Unwillen Cotta's, und seine Briefe nahmen einen immer weniger freundlichen Ton an. Cotta tadelte die Schärfe in Huber's Arbeiten, welche seinen Blättern das Publikum entfremden werde, auf das er rechnen müsse; er nannte es: predigen und belehren wollen — und warf ihm auch vor, daß er auf den ihm eröffneten Credit hin mehr erhoben, als das Honorar seiner Artikel betrüge. Huber berief sich dem letzteren Vorwurf gegenüber auf die große Menge Manuscript, die er eingesandt und nicht zurückerhalten habe, und auf die Nothwendigkeit, in Paris zu existiren. Er war durch diesen Vorwurf tief verletzt und fühlte sich zugleich dadurch beschwert, daß Cotta ihn, wie er allmählich einzusehen begann, pecuniär viel schlechter stellte, als manche seiner anderen Mitarbeiter, denen sich Huber, was die Leistung anbetraf, weit über-

legen fühlte. Er glaubte, daß Cotta ihm um der früher erwiesenen Wohlthaten willen ſolches bieten zu können vermeine, und ſein ganzes Freiheits- und Selbſtändigkeitsgefühl lehnte ſich dagegen auf, daß er deshalb abhängig und gegen ſeinen Willen und gegen ſein Intereſſe in ſolchen Verhältniſſen zu Cotta bleiben ſolle. Er wollte dieſe Feſſel brechen.

Aber jeder ſeiner ſehr zahlreichen, dieſe Angelegenheit behandelnden Briefe verräth doch wieder, wie ſchwer er innerlich an dieſen Dingen zu tragen hatte, und wie viele zarte Fäden zugleich zerriſſen werden mußten. Das Verhältniß zu Cotta war ein ſchon von dem Vater her ererbtes, und er war in den Traditionen deſſelben aufgewachſen. Er mußte eingedenk ſein, daß er Cotta viel Dank ſchulde, und daß ſeine Mutter in vielfachen Verbindungen und nicht blos geſchäftlichen — z. B. war die Tochter Cotta's einmal längere Zeit ihr anvertraut geweſen, — zu Cotta ſtehe und von ihm abhängig ſei. Es ward ihm bitterlich ſchwer, das Alles hintanzuſetzen, und er that im Laufe der weiteren Verhandlungen manchen, wenn auch vergeblich bleibenden, ſo doch von ihm für verſöhnlich gehaltenen Schritt, zu dem er ſich einem Dritten gegenüber nicht verſtanden hätte.

Cotta erklärte ſchon im Herbſt 1826, daß er Huber's ferneres Verbleiben in Paris für überflüſſig halte, und deutete an, daß er deshalb ſeine Rückkehr nach Augsburg erwarte. Huber ließ ihn dagegen wiſſen, daß eine Rückkehr in die frühere Stellung ganz außerhalb ſeines Planes liege, daß er das erſte Vertragsverhältniß ſeit der Ueberſiedlung nach Paris als gelöſt anſehe und, falls Cotta ferner ſeiner Dienſte bedürfe, weitere Vorſchläge erwarte. Er erklärte beſtimmt, daß er eine Stellung, in der er ſeine ganze Zeit mit Correcturen, Ueberſetzungen oder Auszügen verbringen müſſe, nicht annehmen könne, und daß er jedenfalls Muße für größere wiſſenſchaftliche Arbeiten behalten müſſe. Cotta ließ dann Monate ohne weitere Mittheilung vergehen, ſo daß Huber meinte, er ſolle durch Aushungerung zur Capitulation getrieben werden. Er war aber inſofern in der Lage, es abwarten zu können, als er neben den fortwährend betriebenen wiſſenſchaftlichen Studien auch eine mehr lohnende Arbeit gefunden hatte, die ihm Unterhalt ſchaffte. Sein

Freund Rugendas hatte nämlich begonnen, ſeine aus Braſilien mitgebrachten vielfachen Zeichnungen in einem bei Engelmann & Comp. in Paris und Mühlhauſen erſcheinenden Prachtwerk herauszugeben. Nach dem Verlagscontract hatte Rugendas übernommen, einen Text dafür zu ſchreiben, und glaubte ſich beauftragt, Ueberſetzungen deſſelben für die franzöſiſche und engliſche Ausgabe gegen ein verhältnißmäßig hohes Honorar zu beſorgen. Mit dem Schreiben des Textes wollte es ihm aber nicht gelingen, und er ſah ſich bald genöthigt, denſelben durch ein Privatabkommen mit Huber an dieſen zu übertragen, und er betraute ihn auch zugleich mit den beiden Ueberſetzungen deſſelben. Huber, der ſich ſchon früher vielfach mit ſüdamerikaniſchen Zuſtänden befaßt hatte, nahm dieſe Arbeit mit Intereſſe auf und behandelte namentlich die allgemeinen geographiſchen, ethnologiſchen und ſocialen Verhältniſſe, welche er in den erſten Heften darſtellte, mit wirklicher Freude. Auch verwerthete er hier von Neuem ſeine mannigfachen Studien über das Sklavenweſen; die Reſultate, zu denen er dabei in Beziehung auf die ſittliche, politiſche und nationalökonomiſche Seite der Sache gelangte, haben heutzutage nichts Ueberraſchendes, nachdem ſie durch die Geſchichte Amerikas ſo eindringlich beſtätigt und zum Gemeingut geworden ſind, — damals aber waren ſie nur von einzelnen vorausſehenden Geiſtern erfaßt und begriffen. Viele Daten, die zur Erklärung der einzelnen Bilder nöthig waren, mußte Huber erſt aus den Notizen ſeines Freundes herausleſen oder erfragen, und ſo war ein ſtetes Zuſammenarbeiten nöthig.

Huber träumte ſchon von großen Summen, die er mit dieſer Winterarbeit erwerben und die er ſparen wollte, um dann längere Zeit ohne allen Erwerb rein wiſſenſchaftlichen Zwecken leben und, wie er auch träumte, einmal einige Sommerwochen an der See rein der Erholung leben zu können. Allein er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, indem Engelmann unerwarteter Weiſe meldete, daß er ſchon eine andere Kraft für die franzöſiſche Ueberſetzung gewonnen habe und die engliſche Ausgabe einſtweilen aufſchieben wolle. Da ſchmolz denn der Ertrag der Arbeit auf die geringe Summe, die Rugendas für den

deutſchen Text zu zahlen vermochte. Auch die Hoffnung, d
die Arbeiten für das Brockhaus'ſche Blatt erhebliche Einnah
zu erhalten, wollte ſich nicht erfüllen, da Brockhaus auf
Anfrage antwortete, daß er monatlich höchſtens einen B
verwenden und ſolchen nicht höher honoriren könne, als wie
die in Deutſchland lebenden Mitarbeiter bezahle. Dagegen h
Huber mit einigen franzöſiſchen Blättern, namentlich Globe
Revue encyclopédique, vorläufig angeknüpft, und überh
fühlte er ſich durchaus nicht durch Sorgen wegen ſeiner Zuk
bedrückt, da er ſich bewußt war, daß er ſeine Ausgaben,
innerlich darunter zu leiden und ſeine Freudigkeit einzubü
auf das Allernothwendigſte beſchränken könne und die Kraf
ſich fühle, in jeder ehrenhaften Weiſe ſein Brod zu finden.
Verwandten daheim, zumal die alternde Mutter, konnten ſich
gegen ernſter Sorgen um ihn nicht entſchlagen.

So war ſeine Lage, als ſein ſchon erwähnter Hausgen
Doctor Hermes, der Paris verlaſſen hatte und nach Stuttgart
gangen war, ihm ſchrieb, Cotta ſei in Folge der Correſpondenz
allerlei Zuträgereien über Aeußerungen, die Huber gethan h
ſolle, ſehr aufgebracht über ihn, — habe aber ſeither den
gehegt, die Redaction eines neuen Blattes, welches er unter
Namen „Ausland" gründen wolle, auf ihn, Hermes, als er
und auf Huber als zweiten Redacteur zu übertragen. Her
bat Huber auf das dringendſte, ſogleich nach Stuttgart zu re
und Verſöhnung mit Cotta zu ſuchen. Huber lehnte dieſen
ſchlag ſehr beſtimmt ab, da die vorhandenen Differenzen d
rührende Scenen nicht beſeitigt würden, und es ihm, ehe e
ein neues Verhältniß zu Cotta trete, auf vollſtändige Klarſtell
der Sachlage ankomme, die ſich beſſer ſchriftlich bewirken l
aber er fand ſich doch veranlaßt, an Cotta zu ſchreiben und j
Klatſchereien beſtimmt entgegenzutreten. Zugleich deutete er
daß er zur Mitarbeit an dem projectirten Blatte, von welc
ihm Cotta ſchon früher geſagt hatte, bereit ſei, wenngleich es
verdroß, daß nicht er, wie er das nach früheren Aeußerun
erwarten konnte, der erſte Redacteur ſein ſollte.

Cotta's nach einigen Wochen eingehende Antwort war d

Vorwürfe über Huber's Fahnenflüchtigkeit, sie enthielt keinerlei bestimmte Anerbietungen, aber forderte ihn doch zur erneuten Mitarbeit auf, indem ihm angezeigt wurde, daß ihm ein neuer Credit bei Lafitte zur Höhe von 500 Gulden eröffnet sei. Huber sandte dann auch alsbald wieder größere Arbeiten an Cotta ein, namentlich die im 23. Band der Annalen abgedruckte über Spanien, obwohl ein Pariser Verleger sich bereits erboten hatte, sie gegen gutes Honorar als Broschüre drucken zu lassen. Zugleich aber nahm er wieder die Bemühungen auf, sich in anderer Weise eine einträgliche Arbeit zu schaffen, die ihm zugleich Muße für eine große wissenschaftliche Aufgabe lasse.

Hierfür hatte er sich schon in den ersten Monaten seines Pariser Aufenthalts die Abfassung einer auf die Quellen gebauten spanischen Geschichte ausgewählt. „Ich habe ein wichtiges Amt," schrieb er mitunter scherzhaft, „ich bin historiographe d'Espagne, wenn auch kraft eigener Ernennung." Mit großer Gründlichkeit wollte er zu Werke gehen; er begann deshalb schon in Paris viel zu excerpiren und zu sammeln, und hoffte darauf, zu diesem Zwecke noch einmal in Spanien, Holland und anderswo in den Archiven nachforschen zu können. Es sollte ihm das eine Lebensaufgabe werden, die, je mehr er sich mit dem Gedanken vertraut machte, um so umfassender wurde, so daß er bald an eine Theilung denken mußte und erwog, ob er nicht zunächst, um die Leute für seine Arbeit zu interessiren, eine Episode bearbeiten solle, etwa die Geschichte der Mauren in Spanien oder die von Alonzo dem Weisen.

Aber je mehr er von der Größe dieser Arbeit überzeugt war, um so mehr fühlte er das Bedürfniß, zunächst eine Aussicht für sichern Erwerb zu gewinnen. Vorübergehend trug er sich mit allerlei Plänen; so dachte er einmal daran, als er so viele Mühseligkeiten davon hatte, wenn er buchhändlerische Novitäten einsehen mußte, er wolle ein großartiges, aber für ihn lucratives Leseinstitut in Paris einrichten. Dann dachte er an eine dort zu gründende deutsche Zeitung, oder an ein englisches Journal, welches in Deutschland geschrieben werden sollte, um das in England beginnende Interesse für deutsche Litteratur zu

beleben und auszunutzen. Am nützlichsten erschien es ihm aber schließlich, mit englischen politischen und litterarischen Blättern anzuknüpfen, um von ihnen regelmäßige Correspondenzen über tragen zu erhalten. Er malte sich aus, daß bei den von der aus gezahlten hohen Honoraren mit leichter Mühe so viel gewonne werden könne, um irgendwo in Deutschland zu leben, und e hoffte, daß die englischen Blätter bei der dort erwachenden grö ßeren Theilnahme für deutsche Litteratur auf Gewinnung deutsche Correspondenten bedacht sein müßten. Brieflich versuchte An knüpfungen blieben ohne Erfolg; aber bessere Aussichten bote sich, als er im Januar 1827 zufällig in einer Gesellschaft mi einem Hauptredacteur der Times zusammentraf und in ein leb haftes Gespräch mit ihm über Spanien verwickelt wurde. Al Huber auf Grund dieser Bekanntschaft bei ihm wegen eine deutschen Correspondenz anfragte, schnitt er ihm freilich jed Hoffnung ab, weil die deutschen Verhältnisse keinen Einfluß au die Börse und sonstigen Handelsgeschäfte Englands hätten; e griff aber mit Lebhaftigkeit den Gedanken auf, daß Huber al Correspondent der Times nach Spanien gehen könne, und behiel sich vor, von London aus, nach Rücksprache mit dem leitende Comité, mit ihm darüber in Verhandlung zu treten. Für Hube war diese Aussicht um so lockender, als sie trefflich zu seine Studien über Spanien stimmte, und als die alte Wanderlu noch lange nicht in ihm erstorben war.

Um dieselbe Zeit kam aber auch eine Anfrage von Cott wegen Theilnahme an der Redaction des Auslands, und Hube mußte sich also entscheiden, welchem von beiden sich zeigende Wegen er folgen wolle. Die Mutter war von einer bange Ahnung vor Spanien beseelt; sie, die sonst so muthige Frau konnte sich der Furcht nicht entziehen, daß ihr Sohn durch un vorsichtige Reden oder Correspondenzen in die ernstesten Ver wicklungen mit den spanischen Machthabern gerathen und daß si ihn, wenn er dorthin gehe, nicht wiedersehen werde. Vergeblic mahnte der Sohn (9. 3. 1827): „Liebe Mutter, so oft ich de Sorge denke, die Du Dir machst und die wir uns eigentlich All machen über das, was wir nicht unter Augen haben, muß ich a

einen großen Blumentopf denken, der mir in München aus dem fünften Stock gerade am Kragen vorbeifiel. Der brachte mich offenbar in weit größere Lebensgefahr, als ich jemals in Spanien gewesen war, und so geht's hundertmal, und so bleibt am Ende doch nichts als Vertrauen". Er setzte vergeblich auseinander, welche Vortheile ihm Madrid bieten werde, — konnte aber die Mutter nicht überreden, den sehnsüchtigen Wunsch fahren zu lassen, ihn wieder in ihrer Nähe zu haben. Und auch in ihm selbst erwachte Sehnsucht nach den Lieben daheim, und der Gedanke, sich gerade in München, dem Orte seiner Niederlage, so bald schon in behaglicher und angesehener Stellung zu befinden, war nicht ohne Reiz für ihn. Er verhehlte sich freilich nicht, daß er mit der Rückkehr nach Deutschland den Plan, eine spanische Geschichte zu schreiben, aufgeben müsse, da er dann nicht mehr hoffen dürfe, daß er sich noch einmal werde losreißen und Gelegenheit zur Durchforschung der spanischen Archive werde finden können; aber er hatte auch schon einen zweiten großen Plan im Auge, dem er sich dann widmen wollte. Er dachte daran, die damals noch wenig bearbeitete Geschichte der französischen Revolution zu schreiben. So antwortete er denn zustimmend auf Cotta's Anfrage und stellte seine Bedingungen; aber in der Erinnerung an die seitherigen Differenzen und im Bewußtsein seiner jetzigen günstigen Position hatte er die Forderungen höher gestellt, als Cotta erwartet haben mochte, indem er z. B. 1200 Gulden Gehalt forderte und daneben erklärte, daß er freie Hand für seine Arbeiten behalten müsse, und er schrieb auch in einer Form, welche Cotta's schon gereizte Stimmung von Neuem verletzt zu haben scheint.

Als die Antwort abgegangen war, kam bald die Aufforderung von der Timesredaction, sich sogleich nach Spanien zu begeben und die Correspondenz zu beginnen. Huber verschob die Antwort, bis Alles mit Cotta geordnet sei. Aber nun vergingen lange Wochen, ehe dieser wieder etwas von sich hören ließ.

In dieser Zeit wurde Huber noch ein anderes Anerbieten gemacht. Ein deutscher Banquier, in dessen Hause er eingeführt

war, fragte bei ihm an, ob er nicht geneigt ſei, die Erziehung eines vornehmen jungen Mannes für einige Jahre zu übernehmen, die äußeren Bedingungen würden nach ſeinen Wünſchen geordnet werden können. Huber mochte dieſe Anfrage nicht ſofort von der Hand weiſen, — er gab eine unbeſtimmte Antwort. Er erfuhr bald, daß es ſich um einen Prinzen Dolgorucki handle; er wurde in das Haus der Eltern eingeführt; ſie zogen ihn nicht gerade an, aber es war auch nichts in ihrer Perſon, was ihn abgeſtoßen hätte. Eine kurze Zeit lang hatte der Gedanke etwas Anziehendes für ihn, daß ſich hier der Weg biete, um durch Arbeit und Dienſtbarkeit während weniger Jahre ſich die Möglichkeit zu ſchaffen, die übrige Lebenszeit ſorglos höheren Zielen zu leben. Auch der ſich ihm eröffnende Luxus und Glanz eines vornehmen Hauſes konnte ihn reizen. Aber es war doch nur ſehr kurze Zeit, in der er ſo fühlte, und ſehr bald ſtand es bei ihm feſt, daß eine ſolche Stellung nicht in ſeinen Lebensplan paſſe, und er zögerte nur noch, das beſtimmt ablehnende Wort zu ſprechen, um dieſen letzten Nothhafen offen zu halten, falls alle anderen Ausſichten verſchwinden ſollten. Aber in einem an Cotta gerichteten Briefe konnte er nicht unterlaſſen anzudeuten, daß ſich ihm derartige, pecuniär glänzende Ausſichten böten, die er um des Münchener Planes willen ausſchlage.

Anfangs März erhielt er endlich eine Antwort von Cotta, in welcher es hieß, daß die von Huber gemachten Forderungen unannehmbar ſeien, und hinzugefügt war, daß Cotta überhaupt Bedenken tragen müſſe, Huber von der ſich ihm darbietenden glänzenden Laufbahn abzuhalten, zumal er nicht wiſſe, ob ſeine Journale über ſeine Lebenszeit hinaus beſtehen würden. Huber wollte nicht daran glauben, daß dies nur eine Form ſei, um die Verhandlungen ganz abzubrechen; er fühlte ſich gedrungen, noch einmal mit Wärme zurückzuſchreiben, er wünſche ja gar nicht Erzieher zu werden, und wenn man ſeine Forderung zu hoch finde, ſo möge man ihm klar und beſtimmt ſagen, was man ihm geben könne, und es werde ſich ja dann noch eine Einigung herſtellen laſſen. Als Cotta darauf wieder nur mit allgemeinen Vorwürfen antwortete, überzeugte ſich Huber, daß von dieſen

Verhandlungen ein Resultat nicht zu erwarten sei. Er schrieb nunmehr nach London, daß er bereit sei, nach Spanien abzureisen, und forderte Creditbriefe und nähere Instructionen. Allein die Antwort blieb aus, und nachdem wieder einige Wochen des vergeblichen Wartens vergangen waren, überzeugte ihn die Lectüre der Times, daß schon ein anderer Madrider Correspondent in voller Thätigkeit sei. Man hatte also sein langes Zögern ohne Weiteres als Ablehnung angesehen. Nun, da von allen Aussichten nur noch das Dolgorucki'sche Anerbieten geblieben war, konnte er sich doch nicht verhehlen, daß das nicht für ihn passe, — und er sprach hier seinerseits die Ablehnung aus. In derselben Zeit war auch die Arbeit für Rugendas beendigt, — und so war nichts, was ihn in Paris festhalten konnte. Der Plan, für eine englische Zeitung eine Correspondenz aus Deutschland zu übernehmen, trat wieder in den Vordergrund; er beschloß, sich dann in Göttingen oder München niederzulassen, und fand es zunächst für nöthig, nach England zu gehen, um dort persönlich Verbindungen mit Zeitungen anzuknüpfen. Er erhob deshalb zu diesem Zweck seine letzten pecuniären Hülfsmittel, und am 10. April verließ er Paris. Kurz zuvor schrieb er der Mutter: „Vor allen Dingen bitte ich Dich, ruhig zu sein oder doch Dein ruhiges Urtheil von Deiner Phantasie zu trennen. Ich muß nun sehen, wie ich es treibe. Es ist hohe Zeit, daß ich mich rühre, — auch ist mir endlich wieder leicht und wohl, als wenn ich einen Alp von mir abgeschüttelt hätte. Das war eine verfluchte Zeit. Verloren habe ich sie übrigens doch nicht, wie Ihr bald sehen werdet. Aber nun bitte ich Euch auch Alle, mir nicht durch zuviel Sorgen und durch zuviel Rathen die Sachen zu erschweren, sondern mir einmal carte blanche zu geben".

Ehe wir Huber nach London begleiten, müssen wir noch einen Blick in sein Pariser Leben thun, von dem wir seither nur die geschäftliche Seite besprochen haben. Die Sorgen und Arbeiten der letzteren mußten natürlich dem gesammten Leben ihren Stempel aufprägen, und lange Zeit, namentlich während der ersten Monate, blieb nicht viel Raum für andere Gedanken

und Genüſſe. In den Briefen erwähnt Huber oft, wie er Ta für Tag von früh Morgens bis in eine ſpäte Nachmittagsſtund unabläſſig arbeite, wie er dann eine gute halbe Stunde gehe, m ſein Mittagseſſen in einer entfernten Reſtauration einzunehmer und wie der Abend ihn wieder an der Arbeit finde. „Es iſt ei wahres Hundeleben, das ich führe," ſchrieb er, „es fehlt d Muße und Behaglichkeit, welche zum ſaubern Arbeiten, zu Feilen des Styls, zum Glätten und Poliren nöthig wäre". Mi unter forderte dann aber auch wieder die Jugend ihr Recht, un Huber ſollte ſich nicht ſo nah mit einem leichtblütigen Künſtle vergeſellſchaftet haben, ohne auch ſeinerſeits dem Künſtlerleich ſinn Tribut bringen zu müſſen. Oft war es gar ſchlecht mit d Kaſſe der beiden Freunde beſtellt, ſo daß ſie ſich ſehr nach d Decke ſtrecken mußten; war dann einmal wieder eine Geldquel ergiebig geweſen, ſo wurde ein vergnügter Tag gemacht und ohr viel Gedanken an die entfernte Zukunft in dieſer oder jene eleganten Reſtauration vornehm gegeſſen, oder dahin oder dorthi ausgeflogen. Huber wußte noch in ſpäteren Jahren mitunte davon zu erzählen, wie ſie in guten Tagen das Kupfergeld ihre unwürdig erklärt und alle ihnen in die Hände kommenden Son ſtücke in die Ecke geworfen hätten, und wie ſie ſolche dann i geldklammen Zeiten in allen Winkeln wieder zuſammengeſuch hätten, um Tage lang davon zu leben.

Ein Kreis junger Gelehrten und Künſtler, und zwar meiſten deutſcher, fand ſich auch wieder, wie bei Huber's erſtem Aufent halt, zuſammen und theilte Leid und Freude mit einander. Unte den Namen der Bekannten, von denen gelegentlich in ſeinen Briefen die Rede iſt, finden wir wiederum den Orientaliſte Olshauſen, mit dem er ſchon 1821 zuſammengetroffen war, un der jetzt als Kieler Profeſſor wieder nach Paris gekommen wa um Quellenſtudien zu treiben, und ſeinen Bruder Theodor Ol hauſen, das ſpätere Mitglied der ſchleswig-holſteiniſchen provi ſoriſchen Regierung von 1848, der damals wegen demagogiſche Umtriebe Deutſchland hatte verlaſſen müſſen, und für den ſic Huber ſehr bemühte, um ihm Ueberſetzungsarbeit oder dergl. z verſchaffen. In den letzten Monaten verkehrte Huber viel mi

Pertz, der als hannöverscher Archivar nach Paris gekommen war, um für die unter des Freiherrn v. Stein Aegide unternommenen Monumenta Germaniae zu sammeln. Er hatte Grüße von hannöverschen Freunden gebracht, und Huber schrieb bald von ihm: „Er ist ein durchtriebener Archivar und Documentenreiter, aber ein recht tüchtiger Mensch und ganz menschlich; wir sehen uns alle Tage, denken sehr gleich und sprechen viel über Geschichte. Ich lerne von ihm".

Kurz vor der Abreise kam der Physiolog Rudolph Wagner nach Paris und brachte aus seiner Heimathstadt, Augsburg, frische Grüße von der Mutter und den Schwestern. Auch Gustav Schwab, der langjährige Freund der Mutter, traf ein. Huber schrieb von ihm (8. 4. 1827): „Schwab ist zum Todtlachen; — leider kann ich, da ich selbst auf dem Sprunge bin, wenig mit ihm thun, weiß ihn aber wohl versorgt und aufgehoben und habe ihn sicheren Leuten aufgehängt, die ihm die lebenden und todten Lions zeigen werden. Er ist, so scheint's, eigens auf die Großmännerjagd ausgezogen. Ich lief den ersten ganzen Tag mit ihm herum bei Constant und Gregoire, — da glaubte er, er müsse ihnen ganz außerordentlich seine Verehrung bezeigen, und konnte vor Verlegenheit und Emotion mit seinem bischen Französisch gar nicht mehr fort, sondern stöhnte die Leute ganz ausnehmend an. Es ist aber doch recht hübsch von ihm, daß er hergekommen".

Auch mit der französischen Gelehrten- und Litteratenwelt trat Huber in gesellschaftlichen Verkehr. Der Redacteur der revue encyclopédique, Jullien, führte ihn schon Anfangs bei einem dîner des rédacteurs ein. Später schrieb Huber (30. 1. 1828): „Ich habe diese Tage bei einer Miß Clarke, bei der ich eingeführt bin, und bei der meistens Engländerinnen und viele Geschiedte Leute, besonders die jüngeren französischen Gelehrten, zusammenkommen, manche Bekanntschaften gemacht, die ich wohl länger tractiren möchte, — besonders Thierry, Fauriel, Thiers u. A. Der arme Thierry, dessen Normannen-Eroberung Du ja lasest, ist fast total blind am schwarzen Staar und sehr melancholisch, weil er sich einbildet, eine allgemeine und zunehmende

Schwäche zu fühlen, — er iſt noch ganz jung (geboren 1795). Wir haben ein wöchentliches Zuſammenessen vor, was recht hübſch werden kann, etwa zwölf, — darunter Pertz".

Mit dem Architekten und Reiſenden Gau trat Huber wieder in vielfachen Verkehr. Derſelbe gab damals die auf ſeiner orientaliſchen Reiſe geſammelten Architekturbilder heraus und ſollte ebenfalls einen Text dazu liefern, mit dem er allein auch nicht zu Stande kommen konnte. Da mußte denn Huber wieder tüchtig helfen, ſo daß er meinte, er müſſe ein Aushängeſchild als Textfabrikant aufhängen, — aber er hatte hier weniger Freude daran. „Es iſt eine abſurde Arbeit," ſchrieb er, „und das Schlimmſte, ich muß ſie umſonſt thun, denn Gau hat ſelbſt nichts."

Zu den früheren Gönnern ſuchte Huber in das alte Verhältniß zu treten. Er rühmte, daß ihn Humboldt mit der früheren Freundlichkeit aufgenommen und ſich alsbald zur möglichſten Förderung ſeiner Pläne bereit erklärt habe. Aber die große Verehrung, welche er früher vor Humboldt's ganzer Perſönlichkeit gefühlt hatte, erlitt einige Einbuße, zumal als er ihn über ſeine Pläne zu Rathe gezogen hatte. Humboldt hatte dabei geäußert, eine ſpaniſche Geſchichte ließe ſich in Paris beſſer ſchreiben als in Madrid, und hatte ziemlich mißachtend über die von Huber projectirten Quellenſtudien geſprochen, die ihm überflüſſig erſchienen. „Er hat mit mir wie ein Leimſieder geſprochen," ſchrieb Huber entrüſtet (9. 4. 1827), „er iſt ganz in Verruf bei uns Allen." Ein anderes Mal äußerte er: „Nicht nur ich, ſondern viele Leute finden, daß der Berliner Aufenthalt Humboldt berliniſirt und diplomatiſirt hat. Tant pis".

Der alte Gregoire flößte Huber noch immer dieſelbe Verehrung ein, wie früher, und dieſer war wiederum thätig, ihm allerlei Notizen über deutſche Secten zu verſchaffen, wogegen Gregoire ihn förderte, wo er konnte. Benjamin Conſtant war meiſtens abweſend; doch ſah Huber in der letzten Zeit wiederum in ſeinen Salons die Blüthe des franzöſiſchen Conſtitutionalismus, wie er denn jetzt auch in Lafayette's Salon eingeführt war, der ihm aber inſofern anziehender war, als er dort zugleich

die engliſche und amerikaniſche Damenwelt in ſchönſter Weiſe vertreten fand.

Hatte er aber ſchon früher über die Oede und Dürre der Leute von der alten conſtitutionellen Schule geklagt, ſo fühlte er ſich jetzt ihnen noch viel fremder geworden. In einer Correſpondenz in den Brockhaus'ſchen Blättern für litterariſche Unterhaltung aus dem October 1826 ſpricht er ſich ſehr entſchieden gegen die unduldſame Art aus, wie ſie in der Kammer den Kampf gegen die Jeſuiten führten. Anſtatt mit den Waffen des Geiſtes gegen ſie zu kämpfen und dahin zu ſtreben, daß freie Luft und freier Raum allen Richtungen gewährt und ſomit ein wahres Geiſtesturnier ermöglicht werde, wüßten die Liberalen den Jeſuiten gegenüber nichts Anderes zu thun, als die Polizei anzurufen und ſich auf veraltete Ausnahmsgeſetze zu ſtützen, die einen unfreien Staat zur Vorausſetzung hätten.

Huber's Briefe enthalten in dieſer Zeit nur ſelten politiſche Auseinanderſetzungen, — ſeine perſönlichen Angelegenheiten füllten die ſehr zahlreichen Briefe völlig aus. Nur einmal, als es ihm im März bei dem ewigen Warten auf Entſcheidung zu enge in Paris geworden war, und er, um ſich durch friſche Eindrücke zu zerſtreuen, nach Havre und Rouen gereiſt war, fand er an letzterem Orte Muße und Stimmung, um in einem langen Brief an die Mutter auch die Politik zu berühren. Seine Auslaſſungen erſcheinen uns zur Charakteriſtik ſeiner damaligen Stellung und zugleich als Anzeichen einer in ſeinem politiſchen Denken erfolgten Wandelung wichtig genug, um ſie vollſtändig mitzutheilen. Er ſchrieb (8. 3. 1827): „Aber was ſagſt Du zu den Infamieen der franzöſiſchen Kammer? Daß das Preßgeſetz in der Unterkammer durchgeht, iſt gewiß. Es kann ſein, daß es in der Pairskammer verworfen wird, — aber das iſt ein ſchlechter Troſt. Das Geſetz iſt das Wenigſte, — denn alles dieſes Zeug kann doch nur ein par Jahre mehr oder weniger dauern, — aber das Schlimme iſt, daß Frankreich wirklich ſo weit reducirt iſt, daß es auf die Ariſtokratie ſeine Hoffnungen bauen muß. Das Wichtigſte iſt, daß die ganze Lumperei vom König ſelbſt ausgeht, der dem Papſt und dem Beichtvater um des Heils ſeiner Seele willen

verſprochen hat, die Preßfreiheit zu unterdrücken — nun, wi
haben uns lange genug gedreht und gewendet, um dieſe König
perſönlich aus dem Spiel zu laſſen, — wollen ſie aber durchau
wieder mitſpielen, ſo mag es drum ſein. Sie zerren und ziehe
ſo lange, bis ihnen der Bettel wieder auf die Naſe fällt. Ich
überzeuge mich aber immer mehr, daß die ſogenannten Repräſen
tativverfaſſungen, wie ſie unſere hergebrachten liberalen Doctrin
ſchaffen, uns nicht retten können. Wir haben Beiſpiele genu
daß der Despotismus, die größtmöglichſte politiſche Immoralit
eben ſo gut von einer repräſentativen Verſammlung ausgeh
kann, als von einem Könige, ſeinem Beichtvater oder ſein
Maitreſſen, — etwas Schlechteres als das ganze franzöſiſc
Regierungsweſen kann es kaum geben. Ich weiß recht gut, d
es ſehr ſchwer iſt, ſich in Betreff dieſer Dinge vom Hergebrachte
loszumachen, und daß es beſonders ſchwer iſt, das, was m
darüber denkt, auch deutlich und unzweideutig zu ſagen, aber i
halte es für dringende Nothwendigkeit, endlich einen Schr
weiter zu thun, und ich weiß, daß die meiſten denkenden Leu
der Generation des neunzehnten Jahrhunderts, d. h. alſo d
nach revolutionären Generation, daſſelbe Bedürfniß und Strebe
haben. Für gewöhnliche Zeiten hat der Staat immer no
zuviel Macht, einerlei bei wem ſie ruht, und in außerordentliche
Zeiten kann doch nur das Außerordentliche retten, ſei es Anarch
oder Despotismus. Aber unter einer ſogenannten abſoluten Mona
chie, alſo einer, die keine allgemeine Repräſentation, aber daf
tüchtige Communalverfaſſungen hat, welche das Zuvielregiere
hindern, ſehe ich mehr Möglichkeit für die wahre Freiheit, a
in unſeren repräſentativen Büreaukratieen. Und was iſt das Reſult
von allem dem? — que nous marchons à la républiqu
Die Büreaukratieen und die Miniſterherrſchaften wird man ſa
werden, — den König wird man nicht länger haben mögen,
und was bleibt als Drittes? Uebrigens geſtehe ich gerne, d
ein König ohne Gewalt ein Unding iſt, — eine Krankhe
— und wollt Ihr durchaus Könige haben, ſo werden ſie Eu
allein wohlfeiler und eben ſo gut regieren, als Eure reſpo
fabeln Miniſter und Kammern".

Es läßt ſich nicht verkennen, hier ſind einige Grundzüge des politiſchen Programms vorhanden, dem Huber für ſein Leben treu geblieben iſt, und wenn mit der Zeit auch eine ſehr beſtimmte Liebe zur Monarchie in ihm hinzugekommen und zu einem wichtigen Factor ſeines politiſchen Denkens und Fühlens geworden iſt, ſo hat er doch immer denſelben Widerwillen gegen die conſtitutionelle Theorie bewahrt. Man hat ihn deshalb ſeiner Zeit als ſervil und urreactionär bezeichnet; aber er iſt dem ſtarken Freiheitstrieb ſeiner Jugend immer treu geblieben, nur daß er die Freiheit nicht mehr von dieſer oder jener Staatsform, ſondern von der ungehemmten Entfaltung freien Bürgerſinnes in den localen Einrichtungen und Sitten erwartete.

Huber's Aufenthalt in London dauerte etwa einen Monat. Er hatte ſich mit vielen Empfehlungen an litterariſche Größen verſehen laſſen, auch durch Conſtant und Gregoire. Wie er von dort aus ſchrieb, fand er noch manche ältere Bekannte, deren Namen er jedoch nicht nennt. Von ſeinem dortigen Ergehen und ſeinen Erfolgen wiſſen wir nur, daß er für ein neues Journal, welches Treuttel und Würtz unter dem Namen „Foreign quarterly review“ für ausländiſche Litteratur herausgeben wollten, engagirt wurde. Die Bedingungen waren günſtig genug, indem er zehn Guineen für den Bogen erhalten und vierteljährlich zwei bis drei Bogen liefern ſollte. Die gehoffte Verbindung mit den beſtehenden großen Journalen ſcheint aber nicht geglückt zu ſein. Außerdem gelang es ihm diesmal auch, ſich ſeinem Taufpathen Lord Dacre, jenem Thomas Brand, der einſt den Forſter'ſchen Eheleuten in Mainz ſo treu zur Seite geſtanden hatte, und der bei Huber's früherer Anweſenheit in London auf Reiſen geweſen war, perſönlich vorzuſtellen, und wenn der ältliche und kränkliche Mann auch durchaus nicht dem glänzenden Bilde entſprach, was die Mutter dem Sohne ſo oft von dieſem ihrem Wohlthäter entworfen hatte, ſo freute er ſich doch der wohlwollenden Aufnahme. Und daß er nach engliſcher Sitte noch ein nachträgliches Pathengeſchenk in baaren zwanzig Pfund erhielt, war zwar für ein deutſches Gefühl etwas verletzend, aber in Anbetracht ſeiner augenblicklichen Lage doch recht angenehm, und es

ermöglichte ihm, mit etwas mehr Ruhe und Behagen den Lond
Aufenthalt auszunützen.

Im Mai begab er sich nach Hamburg. Er schrieb vo
aus über seine Rückreise (16. 5. 1827): „Da bin ich glü
wieder auf dem Trocknen, — aber der Kopf geht mir noch ring
Ich kam erst den 11. zur Abreise von London nach Harwich und
mich dort in dem Paquetbot eingeschifft — aber eine so elende U
fahrt, wie sie der Capitain seit zwanzig Jahren nicht erlebt h
Ohne einen Augenblick Unterbrechung stand uns der rase
Wind aus Osten gerade in's Gesicht und warf das kleine S
herum, daß ihm und uns alle Rippen krachten. Einen A
waren wir gezwungen in den Texel zu flüchten und dort
Nacht vor Anker zu bleiben. So hatte ich ganz unverhofft
Spaß, einen kleinen Zipfel von Holland zu sehen, ein kleines
Nieuwe-Diep mit großen Schiffswerften. Dienstag Ab
lavirten wir uns endlich in die Elbe hinein, und dann noch
Nächte und einen Tag beim schlechtesten Wetter bis hier.
ganze Reise so elend gewesen wie eine todte Katze, so rein
geleert wie ein Windei, — dabei nicht einmal trocken,
besonders in der Nacht schlug fast jede Welle über den ga
Bettel weg. Na eine solche Seereise ist einer der elende
Späße!"

Im Hamburg verweilte Huber wiederum fast einen Mo
Zunächst galt es schnell einen Artikel für die Foreign rev
zu schreiben, welcher Ende Mai in London sein mußte. Er beri
darüber: „Ich konnte nicht gleich eins werden, wie ich me
Artikel einrichten und was für ein Buch ich zur Anzeige wä
sollte. Denn das ist die dumme Einrichtung, daß jeder Ar
die Form einer Recension haben muß, — und dann wollten
einen Artikel über lebende deutsche Schriftsteller. Nun i
neuster Zeit kein Buch herausgekommen, was so recht zu gebrau
wäre. Auch mußte ich mich des Platzes wegen auf ein besti
tes Feld beschränken. So kriegte ich zuletzt die neueste Komi
die verhängnißvolle Gabel von Platen, und das neueste Tra
spiel, den Darius von Uechtritz als Ueberschriften, machte
einen Artikel über unsere jetzige dramatische Litteratur im A

meinen und dann eine detaillirte Anzeige von den zwei Sachen. Ich hätte lieber etwas von Immermann angezeigt, — aber das war nicht neu genug. Ich thue es noch ein ander Mal. Der Artikel hat sich aber gewaschen und war viel zu gut für die Herren Engländer. Unsere Herren Julius v. Voß, Clauren, Müllner, Houwald werden mir es aber wenig danken. Nachdem ich nun mit der Arbeit fertig bin, blieb und bleibe ich noch ein Paar Tage hier, aus dem einfachen Grunde, weil es mir hier gefällt und ich gar keinen Grund sehe, so zu eilen, um mich in dem Göttinger Bücherstaub zu begraben. Die Art, wie mich die gute Kerner aufgenommen hat, und der Umgang mit ihr und ihren Nichten thut mir wohl — nach langer Zeit zum ersten Male — und thut ihnen auch wohl".

Als die Mutter später sein langes Verbleiben in Hamburg tadelte, erwiderte er: „Ich hatte dort in manchen Punkten, die mir wichtig sind, Anregung gefunden, und das Bedürfniß, darüber wieder bis zu einem gewissen Punkte weiter und in's Reine zu kommen, hielt mich fest, und da ich meinen Zweck erreicht habe, so halte ich die Zeit für gut angewandt, gerade weil ich solche innere Zwecke den äußeren vorsetze. Ein Punkt, der Dich vielleicht auch interessirt, ist der sogenannte Mysticismus und was daran hängt, worüber ich Manches nachgedacht und discutirt habe, besonders mit einem Pastor Rautenberg, einem Verwandten der Kerner. Das sind nun einmal meine Gewinnste. Andere schreiben es in's Einnahmebuch, wenn sie einen Titel oder ein Band oder eine Zulage erhalten, — nun Jeder nach seinem Geschmack — aber mich mußt Du doch nach meinem Gesichtspunkt beurtheilen, oder mußt diesen Gesichtspunkt selbst angreifen".

Noch Göttingen zurückgekehrt, schrieb er über seine Pläne, Wünsche und Ansichten ausführlich an die Mutter, die krank und voll Sorgen und Unmuth über die verschlungenen Wege ihres Sohnes war (18. 6. 1827): „Da bin ich wieder in Göttingen, liebe Mutter, und fühle ordentlich schon die beruhigenden, einschläfernden Wirkungen der hiesigen Atmosphäre, einen gewissen ehrbaren Philisterismus, mir durch alle Glieder streichen. Ich habe sogleich ein kleines Logis beim Bibliothekdiener Weißleder

für 7 Louisd'or jährlich gefunden und habe Alles viel hübsch
als wie ich es seit zwölf Monaten gewohnt war. Die Wirth
leute gehören zu den Trabanten von Onkel Reuß und verehr
mich daher königlich. Essen werde ich für 8 Thaler monatl
como cuerpo de rey, d. h. Mittags für 4 Thlr., dann Morge
Milch und Brod und Abends etwas Kaltes, was ich im Ha
habe.*) Daß ein solches Zimmer in Göttingen zur schlechter
Sorte gehört, beweist blos die schändliche Degeneration der Zeit
Du siehst, daß ich bei dieser Art zu leben gar schön auskomm
wenn ich auch nur für die Engländer arbeite oder sogar a
Monate 3 bis 4 Bogen für Brockhaus und etwa ein ander
Journal, die Annalen oder so etwas. Für's Erste aber bin
freilich rein und klar abgebrannt, und bis Fonds einlaufen, m
ich bei Tante Reuß oder bei Großmutter für die ersten Mon
eine Anleihe machen. Da muß ich denn auch für die näch
Zeit der Brodarbeit mehr Zeit einräumen, als ich es für
Zukunft im Sinne habe. Ich habe viele Materialien und ma
ches Thema im Kopfe, was ich nach und nach ausbecken möch
Erstlich will ich irgend eine gelehrte Abhandlung machen, u
irgendwo als Doctor der Philosophie aufgenommen werden
können, was auf jeden Fall nöthig ist, wenn ich je an ei
Professur denken sollte. Da habe ich einen guten Gegenstan
über das Quellenstudium für die spanische Geschichte, — d
Arbeit wäre zugleich eine unentbehrliche Vorarbeit für mich selb
Dann denke ich an eine Darstellung des gegenwärtigen Zustand
des englischen Ostindiens, die wir noch nicht haben. Auch ha
ich den langgehegten Plan zu einem Roman wieder vor, und
ist wohl am besten, den sobald als möglich fertig zu mache
weil er weniger Zeit und Arbeit kostet und am ehesten Geld ei
bringt. Denn ich muß mich jetzt doch vor allen Dingen wied

*) Später berichtete er (11. 10. 1827): „Ich habe eine große Diätreform angefangen, trinke blos Wasser — esse nicht zu Nacht. Es fiel mir plötzl ein, daß mein Magen sich wirklich einbilden könnte, er müsse Wein o Bier haben und etwas zu Nacht — der Narr! Man kann nicht zu wei

rangiren nach dem halben Schiffbruch, den ich erlitten, — d. h. nur in Betreff der Münzen, denn ſonſt ſehe ich nur reinen Gewinn. Ich habe noch mancherlei Anderes vor, aber ich fürchte, Du machſt Dir ſchon wieder über die Mannigfaltigkeit meiner Pläne Noth, — aber bedenke doch, daß man ſich in müßigen Stunden, z. B. wenn man die Hände wäſcht, nicht erwehren kann, Keime oder Körner für künftige Opera, die in Einem herumfahren, etwas anzuſehen und die beſten ein wenig treiben zu laſſen. Da ſchießt nachher immer mehr an, und ſo wird es endlich ſo weit, daß man es nur hinzuſchreiben braucht.

„Die Leute haben mich hier nach ihrer Art recht gut aufgenommen; nur der alte R. iſt phünſch und kann meine mediciniſche Deſertion nicht verdauen, — mit dem zu raiſonniren wäre ein vergebliches Unternehmen. Das macht mir kein graues Haar, ich gehe meinen Weg und thue, als wenn es ſo ſein müßte, und bin außerdem charmant, — weil ich den Leuten wirklich gern Freude mache und nicht das Mindeſte gegen ſie habe. Die Hauptſache iſt, daß wir Zwei und Louiſe uns verſtehen, und deshalb iſt es recht gut, daß wir uns endlich einmal wieder ordentlich ſchreiben. Denn dazu ſind wir ſchon ſeit einiger Zeit nicht recht gekommen, — theils wegen der Entfernung, beſonders aber wegen des Cotta'ſchen Sauerteigs, der uns doch Alle etwas unwirſch gemacht und in eine Art von Hatze gebracht hat. Magſt Du nun auch die Art tadeln, wie ich das Verhältniß zu Cotta abgebrochen habe, — ſo mußt Du doch die Sache ſelbſt, wie ich, als einen großen klaren Gewinnſt anſehen, und ich kann wirklich Deine Unruhe, Deinen Unmuth oder Deine Muthloſigkeit über mich, Dich und Vieles nicht verſtehen oder — nicht billigen. Ich denke, es iſt wohl der Mühe werth, daß wir uns einmal wieder über Ziel und Weg, Wollen und Können, Hoffen und Erreichen oder Entſagen verſtändigen. Du ſagſt freilich, daß Du jetzt mit meinem Wege zufrieden ſeieſt, — aber Du mußt auch überzeugt ſein, daß ich Dir vor der Welt keine Schande mache, ſondern ein bischen Ehre und nach und nach etwas mehr, — das iſt aber nur Kinderei, wie es die Leute brauchen. Weshalb biſt Du über mich unruhig? — Nahrungsſorgen! Ich kann Dir ja vor-

rechnen, wie viel ich verdiene und wie viel ich brauche. Ich hal
in Paris und überhaupt bis hierher ſehr viel mehr ausgegebe
als nöthig war. Das lobe ich nicht, es lag aber ſo in der ganz
Situation und war das Reſultat meiner damaligen Stimmun
ſo daß ich es auch nicht tadeln kann. Genug, daß ich die Er
behrungen, die mir jetzt für's Erſte nöthig ſind, auch nicht ein
Augenblick als ſolche fühle. Aber freilich, um über den We
den ich gegangen, und über die Stellung, die ich erreicht hal
ein Urtheil zu fällen, müſſen wir nach dem Hauptzweck mein
Lebens fragen und über ihn unter uns einig ſein. Ich ſehe il
darin: in mir möglichſt freie Entwicklung des Geiſtes, d
Menſchheit — und nach Außen Beförderung dieſes ſelben Zie
bei Anderen, — ſowohl bei Einzelnen als beim ganzen Volk. D
Erſte, das eigene Geiſtesleben, iſt die Hauptſache, und gera
das fördern die Menſchen in der Regel ſo nebenher oder g
nicht. Klarheit, Heiterkeit durch Handeln und Wiſſen, und r
das nicht ausreicht, durch Liebe und Glauben, — darnach ſtre
ich. Alle Zufälligkeiten der äußeren Lage werden mir imm
mehr bloße Nebenſachen, die in ihrer Stelle und als Mittel ihr
Werth haben, aber nie als Zweck. Mein eigenes perſönlich
Schickſal, d. h. das äußere, iſt mir ſehr fremd; an das, was m
gewöhnlich Glück nennt, denke ich immer ſeltener, und wahrli
dies wird mir immer weniger Entſagen, es wird mir Sie
Ehrgeiz? — er wäre lächerlich, — denn wo ſollte er aufhören
Wer iſt denn mächtig — wer iſt berühmt? Der Hofrath, ob
der Präſident oder der Miniſter, — oder der König von Baye
— Lumperei! oder mein „berühmter" Onkel Heeren, oder A. ob
Z.? — Ja Napoleon, Alexander, Cäſar, Goethe, Homer und ſolc
Heroen à la bonne heure! Dazu hat mich aber die Gotth
nicht gebacken, dahin kann ich nicht, — mein Wirken nach Auß
iſt nun einmal ſehr beſchränkt. Meinen eigenen Geiſt abe
mein Ich, kann ich ſo hoch heben und ſo reich bilden und ſo rei
als Cäſar oder Homer den ihrigen — und noch höher, und
das nicht zuletzt die Hauptſache? Unſer Thun iſt immer n
ein Sandkorn, — durch unſer Sein können wir uns bis z
Gottheit, zur Unendlichkeit erheben. Das iſt mein Amt, da

bin ich angeſtellt. Mein Schickſal, meine äußere Lage beunruhigen mich nicht, ich verlange nicht mehr, obgleich ich mehr Glück und Freude gern annähme. Warum aber läßt Du Dich dadurch bekümmern? Warum quält Dich Deine eigene Lage, — warum fühlſt Du Dich, wie Du ſchreibſt, ohne Beſtimmung, ohne Wirkungskreis? Haben wir nicht daſſelbe Ziel, dieſelbe Aufgabe? Iſt es darum weniger Dein Ziel, weil Du ihm näher ſtehſt? Wäre das nicht Urſache, heiterer, ruhiger zu ſein? Ich möchte gerne glauben, daß Du es ſeiſt, aber dann kann ich mir Deine Raſtloſigkeit, Deine Sorgen um uns nicht erklären. Das Schickſal von uns Einzelnen ſollte uns wirklich gegenſeitig keinen Kummer, keinen Schmerz machen; wir haben ja einen gemeinſchaftlichen großen Schmerz, den Schmerz über die theilweiſe und augenblickliche Unterdrückung des Guten, Wahren und Schönen und der Grundbedingung der Freiheit bei Einzelnen und bei Völkern. Dieſer Schmerz muß mich als Mann tiefer quälen, als Dich, und ich geſtehe es gern, oft, zu oft reißt er ſo an mir, daß ich vergehen möchte, um dem Augenblick zu entgehen, oder ihn durch Thaten, durch Rache auszugleichen. Aber obgleich ich überzeugt bin, daß das unter Umſtänden recht gut wäre, ſehe ich es immer weniger als unentbehrlich für mich an, und erkenne immer deutlicher, daß auch dieſer Schmerz überwunden werden kann und muß. Das Bewußtſein bleibt mir, daß mein ganzes Wirken nach Außen nur das eine Ziel hat: Freiheit. — Du meinſt, ich faſſe zu leicht Hoffnungen, — aber worin ſiehſt Du denn das? Ich ſuche Erwerbsmittel, — wenn ich hier und dort eine Ausſicht finde, ſage ich, das will ich verſuchen, weil es gelingen kann. Die Möglichkeit des Fehlſchlagens ſetze ich immer voraus. Aber haben mich denn Fehlſchlagungen ſchon niedergeſchlagen, daß man mir leichtſinniges Hoffen vorwerfen kann? Und wenn z. B. jetzt noch aus der engliſchen ménage nichts würde, ſo würde ich eben auch ein Schnippchen ſchlagen und ſagen: no importa. Denn alle dieſe Dinge ſind doch nur Nebenſache. Wir ſind nun einmal in der beſten Welt und müſſen unſer äußeres Leben auf irgend eine Art geſtalten, — da mache ich alſo auch Pläne und Verſuche für's Erſte in Göttingen als Schriftſteller,

dann etwa als Profeſſor, — aber Alles kann ich hundertmal abändern, weil ich gar keinen Werth darauf ſetze. Eſſen und Trinken will ich freilich, und bezahlen muß ich, — das iſt aber auch das Einzige, was ich als indispenſabel anſehe. Da iſt noch Eins. Ihr werft mir vor, ich wiſſe mich nicht gehörig in die Leute zu ſchicken und ſie zu benutzen, — Du ſagſt: Man muß die Narren brauchen. Das ſage ich auch, und in der allgemeinen Theorie ſind wir ſehr einig. Aber in praxi fühlſt Du doch ſelbſt gut, daß ein Mann nur bis zu einem gewiſſen Punkte einen Narren um den Bart gehen kann, ohne niederträchtig zu werden. Wer ſoll aber am Ende den Punkt beſtimmen? — doch nur mein Gefühl für eigene Würde. Dann wieder: wenn es wirklich etwas gilt, ſo würde ich dies Gefühl beſiegen, — ich würde einen Narren ſchmeicheln können, eben ſo gut wie ich ihm den Dolch in die Bruſt ſtoßen würde — wie Brutus; aber es müßte der Mühe werth ſein. Und bis jetzt iſt mir wahrlich der Fall noch nicht vorgekommen, — die Waare war mir noch nie den Preis werth. Ich habe bis jetzt um keinerlei Aeußerlichkeit vor einen Narren gekrochen oder einem Lumpen die Cour gemacht und denke für's Erſte dabei zu bleiben. Ich erweiſe Jedem nach ſeinem Rang u. ſ. w. Reſpect, aber nicht um für mich etwas zu erreichen, ſondern aus Humanität, und ſobald mein „quant à moi“ verletzt wird, ſtelle ich mich auf die Hinterbeine. Dabei verliere ich dies und jenes, — habe aber doch den Spaß davon, der mir gerade ſo viel werth iſt, als dies und jenes. Doch genug davon — für's Erſte bin ich hier und freue mich auf Arbeit, — un nous verrons“.

Der Arbeit gab Huber ſich denn auch mit aller Kraft hin und ſchon fünf Wochen ſpäter, am 24. Juli, konnte er von einer fertigen Werk berichten. Die „Skizzen aus Spanien“ — oder genauer geſagt der erſte Band derſelben, der aber noch unter dem allgemeinen Titel als abgeſchloſſenes Werk auftrat, da damals noch nicht feſtſtand, daß noch mehrere Bände unter dieſem Titel folgen ſollten — lagen vollendet vor ihm. Seit Jahren hatte er ſich mit dem Gedanken beſchäftigt, die Roman- oder Novellenform zu benutzen, um die tief von ihm empfundenen und bewun

derten Eigenthümlichkeiten des ſpaniſchen Volkslebens zur Darſtellung zu bringen; es ſchien ihm dies die einzig mögliche Form zu ſein, in der er ein Bild des Fühlens und Denkens der einzelnen Stände, zumal der unteren, zu geben vermochte, und bei der er nicht zu fürchten brauchte, daß dieſer zart zu behandelnde Stoff bei der Fixirung auf's Papier den Duft und die Farbenpracht verliere, worin ſein beſonderer Reiz beſtand. Der Roman war ihm alſo keineswegs Selbſtzweck; es kam ihm gar nicht darauf an, wie er auch oft genug in den Skizzen auseinanderſetzt, dem Publikum eine Unterhaltungslectüre zu bieten, ſondern er war ihm eine Form, um zu belehren und Intereſſe für Spanien zu gewinnen. Ja er hatte immer noch damit zu kämpfen, ob es ihm zieme, dieſe Form zu benutzen, ob ſie nicht ſeiner Natur, ſo wie etwa das Tanzen, widerſpreche, und hätte nicht das dringendſte Geldbedürfniß einige Nöthigung ausgeübt, ſo wäre er vielleicht nie dazu gekommen, dieſe Scheu zu überwinden. Noch als das Buch bereits fertig gedruckt war und bei allen Freunden, die davon Kenntniß erhalten hatten, reichen Beifall gefunden hatte, war er unſchlüſſig, ob er ſeinen Namen davorſetzen ſolle. Er meinte, er müſſe dadurch an Reſpect bei den ernſthaften Leuten verlieren, und wenn er auch bei fernerer Erwägung einſah, daß er guten Grund habe, um mit ſeinem Namen für ſein Unternehmen einzuſtehen, ſo fühlte er doch das Bedürfniß, ſich durch eine recht ernſthafte und gründliche Arbeit möglichſt ſchnell vor ſich und vor Anderen als Gelehrter zu rehabilitiren.

Huber hatte ſeiner Mutter ſchon oft von ſeinen Romanplänen erzählt, aber dann hatte er auch immer geklagt, daß es ihm gänzlich an Phantaſie fehle. Er könne nur erlebte oder erfahrene Thatſachen wiedergeben, und er ſtehe ſofort am Ende, wenn er etwas dazu erfinden müſſe. Um ſo mehr fühlte er ſich verpflichtet, ſich an reale Zuſtände zu halten und nichts Willkürliches und Heterogenes einzufügen. Allmählich waren die Bilder, die er für dieſe Zwecke in ſeinem Geiſte bewahrte, zu einem Ganzen geworden, und namentlich hatte er die auf den verſchiedenen Reiſen gegebene müßige Zeit benutzt, um Alles zu

verknüpfen und zu ordnen, und ſo bedurfte es nur weniger Woch
um das Ganze niederzuſchreiben, was im Druck demnächſt r
der Vorrede 28 Bogen ausmachte. Er begann damit ſchon in Hambu
wo er im Kreiſe ſeiner dortigen Freunde die erſten Anfänge mitthei
und viel Intereſſe erweckte, und beendete es in Göttingen.

Die ſpäteren Theile der Skizzen (der Barbudo, — Mam
u. ſ. w.) ſtehen, wenn man den Maßſtab äſthetiſcher Kr
anlegt, entſchieden über dieſem erſten Theil, indem ſich in jed
dieſer einzelnen Geſchichten, wie in einem einheitlichen Kunſtwe
Alles um den Helden gruppirt, deſſen Thaten und Untergang
ergreifender Weiſe vorgeführt werden. In dem erſten Theil fe
es aber an einer ſolchen Einheit; ja der Verfaſſer verwahrt ſ
in der Vorrede ausdrücklich gegen die Verpflichtung, einen Helt
aufzuſtellen, indem er erklärt, daß es ihm gar nicht um die D
ſtellung irgend eines eigenthümlichen, erhabenen oder tie
Charakters zu thun ſei, ſondern er habe Individualitäten a
dem Volke, Localitäten aus dem Lande, Momente aus der Z
abſchildern wollen, und die erzählte Geſchichte ſei ihm nur
Schnur, an welcher er dieſe einzelnen Bilder aufreihe. Und d
Zweck, eine Anſchauung von Land und Volk zu geben, hat
denn auch vollſtändig erreicht, und es iſt nicht nur das damali
Spanien, welches uns durch die „Skizzen" verſtändlich wi
ſondern viele Vorgänge, welche ſich bis in die neueſte Zeit ſo
im ſpaniſchen Leben wiederholt haben, wie z. B. die bei jed
politiſchen Veränderung mitwirkenden Pronunciamentos die
oder jenes Militärtrupps, das Guerrillaweſen in ſeiner Verwan
ſchaft mit Schmuggler- und Räuberbanden und dergl., ſind für d
Kenner dieſer Skizzen viel begreiflicher und vertrauter geworde

Sie haben denn auch ſehr ſchnell Boden gewonnen u
Wurzel geſchlagen. Es beſtand damals in Göttingen unter d
jüngeren Profeſſoren eine hauptſächlich von dem geiſtreichen u
liebenswürdigen Archäologen Otfried Müller beeinfluß
halb wiſſenſchaftliche, halb geſellige Vereinigung, die ſich, im Gege
ſatz zu den auf ihre Gründlichkeit ſtolzen älteren Profeſſore
den „Hofräthen", die „Ungründlichen" nannte. Das Alterthu
das deutſche Mittelalter, die neuromantiſche Poeſie wurden a

wechselnd gepflegt, wie denn auch die Gebrüder Grimm, welche damals noch in dem nahen Kassel wohnten, bereits in geistiger Verbindung mit manchen Gliedern dieser Genossenschaft standen. In diesem Kreise, dem Huber sich bald angeschlossen zu haben scheint, las er die Skizzen vor und fand damit vielen Anklang und Beifall. Otfried Müller übernahm es, mit Verlegern in Verhandlung zu treten, und vereinbarte bald in erwünschter Weise einen Contract mit der angesehenen Göttinger Firma Vandenhoeck und Ruprecht. Der in Braunschweig erfolgende Druck verzögerte sich bis zum Frühjahr 1828. Die Aufnahme des Buchs bei dem großen Publikum war eine durchaus günstige. Alle Recensionen waren, soweit wir erfahren, des Lobes voll. Es ist bald in einer französischen, einer englischen und einer holländischen Uebersetzung erschienen.

Sogleich nach Beendigung der Skizzen nahm Huber andere, streng wissenschaftliche Arbeiten auf. Zuerst schrieb er für die von Heeren damals redigirten Göttinger gelehrten Anzeigen, das Organ der dortigen Königlichen Societät der Wissenschaften, einige Recensionen über geographische und historische Werke, um sich damit in der Göttinger gelehrten Welt Bürgerrechte zu erwerben. Dann arbeitete er auch Einzelnes für die politischen Annalen und für die Blätter für litterarische Unterhaltung, sowie einen zweiten Aufsatz für die Foreign review, — diesmal über Immermann. Ein Redacteur dieser noch immer nur als Project bestehenden Zeitschrift kam bald nach Göttingen, und Huber schloß nun einen förmlichen Vertrag mit ihm, wonach er sich verpflichtete, für jedes Vierteljahrsheft einen Artikel von wenigstens einem Bogen und eine Correspondenz gegen zehn Louisd'or für den Bogen zu liefern. Aber die von diesem Unternehmen gehoffte sichere Rente sollte nicht so bald zur Wirklichkeit werden, wie er bei seiner Abreise aus England gehofft hatte; im December 1827 schrieb er, es sei noch kein Buchstabe von seinen Arbeiten gedruckt und Nr. 1 der Review solle noch erscheinen. „Ich habe zu viel vor, um mich darüber zu ärgern, fügt er hinzu".

Noch eine andere englische Verbindung muß er angeknüpft und dafür eine größere Arbeit gemacht haben. Wenigstens schrieb

er im December der Mutter, er habe die bewußte Arbeit n
England abgeſchickt, und nach einiger Zeit meldet er ihr: „
Londoner Speculation wird etwas gewagt. Stelle Dir vor,
auf der hieſigen Poſt keine Sachen direct nach London ſpe
werden können. Ich ſchickte das Paquet alſo an Herrn Dun
mit der Bitte, er möchte es ſobald wie möglich nach Lon
befördern. Der giebt es auf die Poſt, — auf die reitende,
und bezahlt dafür 48 Mark!!" (Man wird wohl hier „Schillin
nämlich Hamburger, zu leſen haben.) „Gott weiß, welchen
weg die genommen hat. Vor 14 Tagen kriege ich Antwort
meinem Londoner Buchhändler, er habe das Manuſcript erha
und man habe ihm auf der Poſt 4 Pfund 6 Schilling a
fordert, ſich aber zuletzt mit 1 Pfund 6 Schilling begnügt. Was
für eine Wirthſchaft iſt! Uebrigens ſoll der Druck ſogleich
fangen. Geht es nun, ſo gehen die 24 Mark drein — geht
nicht, ſo ſind ſie eben drangeſetzt und ich ſpeculire nicht m
nach England". Was dieſe Schrift betroffen hat, haben
nicht ermitteln können.

Seine meiſte Zeit und beſte Kraft verwandte er aber
das quellenmäßige Studium der älteren ſpaniſchen Geſchic
und aus dieſer erwählte er ſich bald zur nächſten Bearbeit
die Geſchichte des Cid, für den er, ſeit er ihn zuerſt durch H
der's Romanzen kennen gelernt hatte, und ſeit er in Spa
beobachtet hatte, wie er noch als wahrer Volksheld im Gedächt
der Gegenwart lebe, eine tiefe Verehrung fühlte. Aber nicht
wie ihn die Romanzen und Sagen zeichneten, wollte er ihn d
ſtellen, ſondern er ſuchte in den alten Chroniken nach der
ſchichte des wirklichen Ruy Diaz, genannt der Cid, und ſe
Arbeit mußte deshalb frei bleiben von allen poetiſchen Emotio
und machte gründliches hiſtoriſches Datailſtudium nöthig.
ſchreibt ſelbſt einmal ſcherzweiſe darüber: „Eigentlich iſt es a
doch eine rechte Tugend, und noch dazu eine verkannte oder
nicht anerkannte, — ich könnte mich hinſetzen und im Spie
Skizzen ſchreiben, wofür ich viel Geld kriegte, — und verarb
mich ſtatt deſſen über Folianten, um nach vielen Monaten
Paar Bogen herauszudeſtilliren, für die mir Niemand etwas Ord

liches giebt". Die Wahrheit dieſes Satzes ſollte er denn auch bald genug erfahren, da er viele Mühe hatte, um einen Verleger zu finden, und erſt 1829 erſchien bei Johann Georg Heyſe in Bremen das ſchon im März 1828 von ihm fertiggeſtellte Werk: „Geſchichte des Cid Ruy Diaz Campeador von Bivar. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. V. A. Huber". (235 S.) Inzwiſchen hatte er ſich ſchon mit dem Plan zu einer neuen Arbeit aus der älteren ſpaniſchen Geſchichte beſchäftigt, indem er den Urſprung und die Entwicklung des ſpaniſchen Städteweſens bearbeiten wollte. Doch iſt dieſer Plan nicht zur Ausführung gekommen.

Unter den gelehrten Arbeiten erſtarb aber keineswegs das Intereſſe an den Fragen der Gegenwart, zumal denen der Politik, und er hatte im Gegentheil daran zu tragen, daß man in ſeiner Umgebung ſo wenig ernſtliche Theilnahme und Verſtändniß für ſolche Fragen habe. Die Vorgänge in dem griechiſchen Unabhängigkeitskampfe konnten ihn wiederum auf das tiefſte ergreifen, und wenn die Zeitungen Schreckensnachrichten von 6000 aus Morea in die Sklaverei geſchleppten Griechen oder dergl. berichteten, dann konnte er nicht umhin, den ganzen in dieſen Zahlen enthaltenen Jammer durchzudenken und über die europäiſchen Machthaber, die ſolches duldeten, und über das Publikum, das ſolches ſtumpf und gleichgültig aufnehme, bittere Worte zu ſchreiben.

Von der herrſchenden liberalen Doctrin löſte er ſich innerlich mehr und mehr los. In der Vorrede zu den „Skizzen" bezeichnet er ſchon als den letzten Endzweck unſerer ganzen induſtriell-repräſentativen Civiliſationslehre das Hervorbringen der größtmöglichen Menge materieller Genüſſe, und indem er andeutet, daß die moderne Theorie die Freiheit nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern nur deshalb begehre, weil man ſie für ein nützliches Mittel zur Vermehrung der Fabrication und ſomit der Genüſſe halte, ſpricht er die Hoffnung aus, daß für den Werth der Völker doch noch einmal ein anderer Maßſtab eingeführt und anerkannt werden möge, als die Ellenzahl des Kattuns, den ſie zu produciren vermögen. Der ſtärkſte Tadel richtet ſich gegen die franzö-

ſiſchen Zuſtände, und hier begegnen wir ſchon dem eigenthümlichen Scharfblick, der ihn im ſpäteren Leben ſo oft die kommenden dunkeln Schatten vorhererkennen und, wenn auch ohne Glauben zu finden, vorherſagen ließ. So ſchrieb er am 15. Januar 1828, alſo zwei und einhalb Jahr vor der Julirevolution: „Und wieder dieſe Elendigkeit in Frankreich! Die neuen Miniſter! Und die alten, ſtatt in den Anklageſtand verſetzt zu ſein, mit Geld und Ehren überhäuft! Uebrigens bin ich überzeugt, daß ein liberales Miniſterium ſich nicht halten konnte, weil es ſich nimmer mit der Bigotterie des Königs verträgt. Ein anderes kann ſich aber auch nicht halten, weil es ſich nicht mit der Nation verträgt. Eine Mittelfarbe oder Coalition iſt ein Unſinn, — alſo entweder die Bourbons oder die Nation — muß fallen. An eine eigentliche Revolution denke ich dabei nicht, als nur in dem Sinne, wie unter Jacob II. Denn materieller Vortheil, Genuß, — darauf iſt doch das ganze liberal-induſtrielle Weſen begründet. Ich bin moraliſch überzeugt, daß, wenn man den Leuten bewieſe, daß Handel und Wandel und Reichwerden auch ohne Charte möglich ſei, — ſie wenig darnach fragen würden. Wie die Engländer unter Jacob II. würden ſie ſich Alles gefallen laſſen, nur die Jeſuiten, und was daran hängt, nicht — weil dieſe nicht nur verbieten, ſondern etwas Poſitives dafür aufdrängen, was man nicht haben will, weil man es zu nichts brauchen kann. Deshalb iſt es ein Glück, daß die ſtupiden Bourbons nun gerade darauf ihren Kopf geſetzt haben. Rückwärts gehen ſollen wir freilich nicht, — aber glauben, daß der jetzige Liberalismus das Ziel des Menſchengeſchlechts, daß er das Alleinſeligmachende ſei, das gefällt mir wenig".

Als Huber die dringendſten Arbeiten in Göttingen erledigt hatte, begab er ſich im Auguſt 1827 auf mehrere Wochen nach Baireuth, um dort die Schweſter Louiſe und die beſuchsweiſe bei ihr weilende Mutter nebſt der Schweſter Thereſe Forſter zu ſehen. Die Mutter war ſehr gealtert und von Sorgen und Arbeiten niedergebeugt; ſie fühlte ſich unzufrieden in Augsburg, — ihr Verhältniß zu Cotta war ein ſehr geſpanntes geworden, und ſie hatte an dieſen Unannehmlichkeiten und an ihrem körperlichen Siechthum ſehr ſchwer

zu tragen. Auch die Schweſter Louiſe, welche während Huber's Abweſenheit wiederum ein Kind bald nach der Geburt verloren hatte, war von großer Schwäche befallen und durfte ſich des Zuſammenſeins nur mit großer Vorſicht erfreuen. Der Schweſter Thereſe war der Bruder faſt fremd geworden, und ſie mußten ſich erſt kennen lernen. Der hellſte Lichtblick in dem gemeinſchaftlichen Leben mußte von der damals etwa einjährigen Tochter der Herder'ſchen Eheleute ausgehen; das erwachende Leben der kleinen Adele ſcheint für alle Hausgenoſſen von gleicher Anziehungskraft geweſen zu ſein, und hier begegnet uns bei Huber zuerſt jene herzliche Freude und jenes tiefe Intereſſe am Kinderleben, welches ihm immer blieb und um ſo rührender war, als ihm ſelbſt das Vaterglück verſagt bleiben ſollte. Um ſo größer war denn auch der Schmerz, als auch dieſes dritte Kind bald nach jenem Zuſammenſein den Eltern entriſſen wurde, und der Umſtand, daß die Schweſter gerade damals wieder ihrer Entbindung entgegenſah, machte nach ſo viel untergegangenen Hoffnungen die Sachlage nur noch ſchwerer und beängſtigender. Ein großer Ernſt und die herzlichſte Theilnahme mit dem Schickſal der Schweſter ſpricht aus den in jener Zeit geſchriebenen Briefen Huber's.

Die ganze Situation, in welcher er die Mutter fand, hatte ihm den Gedanken, daß er mit ihr zuſammenwohnen müſſe, wieder nahe gelegt. Er dachte daran, ſie zu überreden, in die alte Vaterſtadt Göttingen zu ziehen, obwohl die Schweſter Louiſe dringend abrieth, da ſie begriff, wie ſehr die Mutter durch ihre Schickſale und ihr Leben im Süden der engen Göttingiſchen Art entfremdet ſein werde, und wie daraus unerfreuliche Reibungen hervorgehen müßten. Dieſe Gedanken nöthigten Huber, an einen Plan für ſeine fernere Zukunft zu denken, — er mußte ſich klar machen, wie lange er vorausſichtlich in Göttingen bleiben werde. Schon waren vorübergehend allerlei Verſuchungen hervorgetreten, die ihn fortführen konnten; von Braunſchweig aus war eine Anfrage gekommen, ob er dort nicht eine Zeitung gründen wolle. In Hannover war ihm unter ſehr vortheilhaften Bedingungen eine Stellung als Hofmeiſter angeboten. Er war aber nicht

darauf eingegangen. Nun plante er, er wolle ſich in Göttingen als Privatdocent der Geſchichte habilitiren, ſobald er ſich durch weitere Studien noch ſattelfeſter gemacht haben werde. Freunde und Verwandte waren bereits thätig, um ihn bei den Machthabern in Hannover in Anſehen zu bringen. Böttiger in Dresden empfahl ihn ſehr dringend an den Curator der Univerſität, Miniſter v. Arnswald, und als dieſer bei ſeiner Anweſenheit in Göttingen bei Blumenbach mit Huber zuſammengetroffen war und ſich lebhaft mit ihm unterhalten hatte, wurden darauf ſchon große Hoffnungen gebaut. Nur Huber ſelbſt ließ ſie nicht auf ſich einwirken; er meinte, noch habe er auf den Gebieten, auf denen er wirken wolle, nichts geleiſtet, — alſo könne er auch keine Anſtellung erwarten, ja nicht einmal wünſchen. Das von den Verwandten für ihn in Ausſicht genommene Amt bei der Bibliothek hatte für ihn keinen Reiz; er meinte, um dem gewachſen zu ſein, müßte er den Bibliotheksdienſt zu ſeinem Lebensberuf machen, und dazu fehle ihm die Luſt. So fuhr er denn fort ungeſtört und raſtlos ſeine hiſtoriſchen Arbeiten fortzuſetzen, um nur, um für den Lebensunterhalt zu ſorgen, hatte er den Plan noch einen Band Skizzen zu ſchreiben. Aber ehe er zur Ausführung kam, ward er auf eine andere Bahn geleitet.

Sein Onkel Heeren erhielt aus Bremen die Anfrage, ob er nicht für die dortige Handelsſchule einen Lehrer vorſchlagen könne, der zugleich den Unterricht in neueren Sprachen und in der hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſchen Fache übernehmen könne. „Bewährtes Lehrgeſchick" wurde freilich auch verlangt, — aber die Verbindung von Sprachfertigkeit und Geſchichtskenntniß war damals ſo ſelten, daß Heeren niemand Anders vorzuſchlagen wußte als den Neffen. Die Dotation der Stelle betrug 1200 Thlr. Gold, — aber es war noch ungewiß, ob ſie ſchon zur Erledigung komme, oder ob man zunächſt einen Hülfslehrer berufen werde. Auch waren die Anforderungen, welche geſtellt wurden, nicht gering; denn der zu Berufende ſollte täglich vier Unterrichtsſtunden geben, und es blieb für Huber fraglich, ob es in Bremen nicht gänzlich an Hülfsmitteln für die eigenen Studien fehlen werde, ob die Art des Unterrichts hierzu Muße laſſen werde

auf welcher Entwicklungsstufe die Schüler ständen, ob also von ihm wissenschaftliche Vorträge oder, was ihm als eine ihm unmögliche Aufgabe erschien, das Einpauken von Grammatik und von Jahreszahlen gefordert werde, und wie sonst die dortigen Verhältnisse seien. Bei den Verhandlungen über diese Fragen wollte es Huber bedünken, als ob seinem Onkel Heeren der Gedanke, daß der Neffe sich neben ihm als Docent etabliren und mit ihm dieselben Fächer lesen werde, nicht ganz genehm sei, und diese Wahrnehmung trug dazu bei, ihn für den Fortgang von Göttingen geneigter zu machen. Und da gerade Frühling war, und er einige Wanderlust in sich fühlte und der Erholung zu bedürfen glaubte, auch seine alte Freundin, die Doctorin Kerner, gerade durch Göttingen nach Hamburg reiste und ihn aufforderte, sie eine Strecke Weges zu begleiten, so begab er sich Anfang Mai 1828 selbst auf die Reise, um an Ort und Stelle die nöthigen Erkundigungen einzuziehen.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Hannover, wo er im Hause des ihm befreundeten Regierungsraths Blumenbach, des Sohnes des Göttinger Professors, gerne zu weilen pflegte, fand er in Bremen bei den dort maßgebenden Persönlichkeiten zwar eine sehr zuvorkommende und freundliche Aufnahme, aber er überzeugte sich auch, daß die Angelegenheit noch nicht spruchreif sei. Unerwarteter Weise traf er einen Hofwyler Genossen, von dem er schon erfahren hatte, daß er ihm ein sehr herzliches Andenken bewahrt hatte, in dem Dompastor Knippenberg, der ihn mit großer Wärme empfing und ihn in das Bremer Leben einführte. Die Verhältnisse, wie Huber sie fand, boten ihm keinen Grund, die Verhandlungen abzubrechen; er sah, daß es sich um den Unterricht von sechzehn- bis achtzehnjährigen Knaben handelte. Zu welchen Resultaten er gelangte, und wie er die Sache anschaute, zeigt folgender von ihm an die Mutter aus Hamburg geschriebener Brief (21. 5. 1828): „Ich hatte keinen erheblichen Grund, der Versuchung einer wohlfeilen Retourkutsche zu widerstehen oder eine Tagereise weiter in Anschlag zu bringen, um die guten Hamburger noch einmal zu sehen und meinen Eid wo möglich Perthes oder Campe persönlich anzuhängen. Nun da

bin ich. Gesehen habe ich noch Niemanden und schreibe Dir nun gleich, um Dir allerlei zu berichten. In Bremen steht es sehr gut, so gut es möglicher Weise stehen kann. Ein bestimmter Bescheid kann noch nicht gegeben werden, erstlich weil bekanntlich ein hochweiser Rath niemals eher einen solchen giebt, als bis er nicht mehr umhin kann. Dann sind die Verhältnisse gerade besonderer Art. Der Director der Handelsschule ist nämlich seit einem halben Jahr Invalid und kann seine Stelle gewiß auch in Zukunft nicht wieder versehen; aber aus löblicher deutscher Sentimentalität, welche die Sache immer allem Andern, besonders aber den Personen aufopfert, kann man sich noch nicht entschließen, seine Stelle definitiv wieder zu besetzen, sondern läßt die ganze Anstalt in einem sehr schädlichen Provisorium, wobei allerlei untergeordnete Hülfslehrer die Stunden des Directors und des verstorbenen Professors Hundeicker (auf dessen Stelle ich steuere) geben. Ein wohledler Rath weiß also bis Dato selber nicht, ob er zwei Hauptstellen oder nur eine zu besetzen hat, und überhaupt nicht recht, woran er ist. Ich erklärte sofort, daß ich mich auf eine bloße Hülfslehrerstelle nicht einlasse, denn die ist das Opfer unseres Zusammenlebens in Göttingen nicht werth, — eine Hauptstelle aber wohl, weil sie mir Unabhängigkeit, sicheren und nützlichen Wirkungskreis und dadurch Dir Beruhigung giebt. Bis Johannis soll Alles entschieden werden. So viel ist schon jetzt gewiß, daß die Herren, — nämlich das sogen. Scholarchat, eine Commission des Raths, welche das Schulwesen dirigirt — mich sehr gern für die Anstalt und, ich könnte sagen, für die Stadt haben möchten. Das einzige Hinderniß, weshalb ich nicht sogleich die Stelle erhielt, ist, daß ich noch gar nicht gelehrt habe. Ich habe mich deshalb angeboten, im Falle diese oder eine andere genügende Stelle (denn die Herren sagten implicite, wenn auch auf diese Stelle ein anderer, wo möglich älterer Schulmann komme, so wollten sie eine andere, in pecuniärer Beziehung gleiche für mich finden) noch bis Ostern 1829 leer bleibe, wollte ich im nächsten Winter einige Stunden zur Probe geben (natürlich mit einem solchen Honorar, daß ich davon auf jeden Fall keine Kosten habe), und wenn nach ein bis drei Monaten diese Probe

zur gegenseitigen Zufriedenheit ausfalle, so erwarte ich, daß man mir dann die Stelle geben werde. Dabei ist es denn geblieben, und der Bürgermeister Gröning hat sich sehr zuvorkommend angeboten, selbst über alles Nöthige mit mir zu correspondiren. Ich habe ihm ein Verzeichniß meiner Aufsätze in den Annalen geben müssen, die er sobald als möglich lesen wolle. Ein Exemplar von meinen Skizzen cursirt auch unter den Wohlweisen. Daß unter den dortigen Umständen, und da nicht nur ein wohledler Rath, sondern zum Theil auch die ganze Bürgerschaft in Betracht kommt, nicht sogleich ja oder nein gesagt wird, kann uns nicht wundern; aber ich kann Dich (ohne Ruhm zu melden) versichern, daß ich den Leuten in die Augen steche. Es ist mir von vielen Seiten und sogar von Leuten, die ich nicht kannte, — lauter dicke reputirliche Leute, — fast gratulirt und der herzliche Wunsch ausgedrückt worden, daß ich ihr Mitbürger werden möchte. Auch die Lehrer an der Schule haben mich sehr herzlich aufgenommen. Ich habe einige Morgen hintereinander die Lehrstunden besucht, und es müßte schlimm gehen, wenn ich damit nicht auch fertig werden könnte. Es ist mehr oder minder wie in Hofwyl, und war mir gleich ganz heimlich und gewohnt. Bei allem dem wissen wir recht gut, daß es noch fehlschlagen kann, und machen uns eben auch nichts draus. Aber die Hauptsache ist: inwiefern die Sache, Stellung, der Wirkungskreis mir und uns zusagen würde? Da habe ich mich nun allerdings überzeugt, daß Eins in's Andere gerechnet ich mir keine meiner Bildungsart und meiner Lebensart und meinem Lebenswege angemessenere Stelle ersinnen könnte, wobei zugleich die pecuniären Verhältnisse so zusagend wären. Es hat sich mir die letzte Zeit über schon oft aufgedrängt, daß ich eine eigentlich gelehrte Laufbahn fast zu spät anfange. Wenn ich sehe, wie ungeheuer die jungen Professörchen über den Büchern gehockt haben, so wäre es fast Thorheit, zu glauben, man könne das im achtundzwanzigsten Jahre noch nachholen. Verloren habe ich meine Zeit nicht, aber was ich gewonnen habe, ist auf der Universität unter Gelehrten, besonders in Göttingen, ein todtes Capital, nach dem Niemand frägt. Und spräche ich mit Menschen- und Engelzungen, — ein Göttinger Professor

ſähe mich doch nur als einen Schuljungen an. Werden doch auch die jungen Bücherwürmer von den alten wie Studenten behandelt. Eine ſolche Stelle aber in einer Seehandelsſtadt iſt gerade die geeignetſte, um mein Capital am vielfachſten zu verzinſen. Ich werde Zeit zu hiſtoriſchen Arbeiten und ohne alles Bücherhonorar ein überflüſſiges Einkommen haben — drei Bibliotheken, worin zwar alte Schmöker fehlen, aber ziemlich viele Hauptſachen zu finden ſind, und die Schmöker kann ich aus Göttingen beziehen — öffentliches Leben, Intereſſe an Begebenheiten mehr als in irgend einem kleinen Staate — und ob es 50,000 Einwohner oder 4 Millionen ſind, macht, was die Mängel betrifft, wenig Unterſchied, — 30 und 40 Millionen wäre etwas Anderes. Wenn die großen Mächte ſich darüber vereinen, ſo hört Baiern eben ſo leicht auf zu exiſtiren, als Bremen. Ueberhaupt an ein öffentliches Leben, wie es ſein ſoll, iſt nicht zu denken, aber etwas davon iſt da, und es kommt darauf an, tüchtige Bürger zu erziehen und nicht Beamte, wie in unſeren kleinen Königreichen. Man überſieht, was man wirkt, und intereſſirt ſich dafür. Eine politiſche Wirkſamkeit ſteht hier Jedem offen, und einer der jetzigen Bürgermeiſter hat als Lehrer der Schule angefangen. Gegen das Alles kommt nun freilich in Betracht, daß wir vielleicht die Hoffnung auf unſer Zuſammenleben aufgeben müſſen, — aber bin ich einmal inſtallirt, ſo ſiehſt Du Dir Bremen an, vielleicht gefällt es Dir. Die ferneren Umgebungen ſind zwar flach und arm, dagegen zunächſt um die Stadt ringsum ein engliſcher Garten, Waſſer, Blüthen, Bäume, Windmühle, Gartenhäuſer u. ſ. w. wunderhübſch. Die Stadt hat etwas recht Stattliches, was an Bern erinnert. Geſellſchaft? — nun ein paar Menſchen zum Umgang finden ſich gewiß. Die Unterhaltung fand ich lebendig und gegenſtändlich. Alles das hat zwar ohne Zweifel ſeine bedeutenden Schattenſeiten, z. B. daß horribile dictu in Geſellſchaft auch vor Damen Tabak geraucht wird, aber das kommt nachgerade ab, und wo wäre Alles lobens- und wünſchenswerth. Es kommt darauf an, dazu beizutragen, daß es beſſer werde, wo es noth thut, und die Möglichkeit dazu habe ich in [illegible]ſer Stellung im höchſten Grade".

Es war in der zweiten Hälfte des Mai, als Huber dies ſchrieb; erſt für den nächſten Winter hatte er ſich zur Uebernahme des Lehramts bereit erklärt, er hatte alſo noch einen freien Sommer vor ſich. Für dieſen ſollte er aber auch in Bremen Verwendung finden. Ein ihm ſchon von Göttingen her bekannter jüngerer Arzt machte ihm den unerwarteten Vorſchlag, ob er ſich nicht entſchließen könnte, mit einem etwa dreißigjährigen, zur Melancholie geneigten, aber ſonſt durchaus geſunden Manne aus einer wohlhabenden Bremer Familie auf deſſen Koſten eine Reiſe durch Frankreich und England zu machen. Huber lehnte dies ſofort ab, weil er auf einer ſolchen Reiſe nichts für ſich zu gewinnen glaubte, ſetzte aber auf ferneres Drängen hinzu: Ja wenn es nach Italien wäre, und erfuhr dann, daß eine Reiſe dorthin auch ganz den Wünſchen der Familie und des jungen Mannes, der ihn bereits in einer Geſellſchaft geſehen, entſpräche. Eine italieniſche Reiſe gehörte aber ſeit langen Jahren zu den ſchönſten und dringendſten Wünſchen Huber's, die ihm, wie er meinte, wenn er ſich in Bremen gebunden haben werde, in weite Ferne verſchwinde, und ſo konnte er der Lockung nicht widerſtehen und ging auf das ihm gemachte Anerbieten unter der Bedingung ein, daß über Baireuth gereiſt werde, wo die Mutter bei der Schweſter weilte, und wo eine zweitägige Raſt gemacht werden ſollte.

So lag eine ſorgenfreie und genußreiche Zeit unmittelbar vor ihm, und dahinter durfte er auf ein ehrenvolles und, wie der mitgetheilte Brief zeigt, mit manchen guten Ausſichten verbundenes Amt hoffen; aber dennoch geht auch in dieſer Zeit ein tief ſchwermüthiger Ton durch ſeine vertraulichen Briefe. So z. B. ſchrieb er, als er von Hamburg nach Bremen zurückgekehrt war, um dort ſeinen Schützling in Empfang zu nehmen, an die Doctorin Kerner (28. 5. 1828): „Mir iſt weh und müde zu Sinne wegen vieler Dinge; mehr wie Alles quält mich wieder von Neuem die Thatenloſigkeit, während im Weſten und Oſten Begebenheiten geſchehen, oder ſich vorbereiten. Ich komme mir oft faſt lächerlich und verächtlich vor, daß ich daſitze und mit großer Wichtigkeit über Gefühlchen und allerlei ſchöne Dinge mit

ſchönen Damen ſpreche und correſpondire, und frage mich, kommſt Du beſagten Damen nicht ebenſo vor, oder was giebt Dir ein Recht, zu erwarten, daß ſie Dich ſo recht eigentlich höher halten, als die Tauſende, über denen Du zu ſtehen meinſt? Nun... ich will das zunächſt Vorliegende ehrlich expediren, es können ja auch noch Zeiten kommen, die Männer und Thaten verlangen, oder wo ich in der Ferne ſuchen kann, was mir fehlt, — denn das ſteht feſter als je bei mir: ſobald meine Mutter nicht mehr lebt, bin ich frei, und wenn mich bis dahin der Tod nicht als Bremer Profeſſor gefunden, ſo muß er mich anderswo ſuchen, oder ich ihn. Genug davon — ich weiß, daß es albern iſt von ungelegten Eiern zu ſprechen, — aber Sie wiſſen wahrlich nicht, wie hart die härteſte Entſagung des Mannes iſt, und wie wenig die beſten Raiſonnements dagegen helfen. — Mit der italieniſchen Reiſe hat es leider ſeine Richtigkeit, ich ſage leider, — denn ich bin in dieſem Augenblick ſo gar nicht reiſeluſtig, — eben weil ich nicht lebensluſtig bin, ſo daß der Verſtand alle Mühe hat, mir zu beweiſen, ich müſſe Italien ſehen. Wozu? Wird in mir oder außer mir dadurch etwas verändert? Nun, laſſen Sie's nur gut ſein, ich gehe ja und habe gar noch das Verdienſt einer Aufopferung".

Der kurze Beſuch in Baireuth vermehrte die Sorgen um der Mutter Befinden. Er ſchrieb den Schweſtern nach Augsburg darüber (13. 6. 1828): „Ich habe Mutter ſchwächer gefunden, als ich es gefürchtet, — ſo ſehr, daß ich kaum ſagen kann, ich fürchte, daß wir ſie nicht mehr lange behalten, da ihr Alter ihr bei einer ſolchen Schwäche eine Laſt werden müßte. Ihr behaltet wenigſtens das Bewußtſein, ihr durch treue Pflege ſehr wohl gethan zu haben, — auch beſonders geiſtig durch Milderung ihrer Schärfe. Sie ſpricht mit tiefer Rührung und Anerkennung davon".

Das ſtete Zuſammenſein mit dem jungen Bremer ward für Huber bald eine recht drückende Laſt. Er fand ihn verweichlicht, energielos, ängſtlich, egoiſtiſch; ſein ſtetes geiſtloſes und kleinliches Fragen auf der einen Seite und ſein Mangel an Bildung und an Verſtändniß für die Schönheiten der Natur und Kunſt

auf der andern Seite waren eine fortwährende Tortur für Huber, und zwar um ſo größer, je gewaltiger die Eindrücke waren, die Italiens Herrlichkeiten auf ihn machten, und ſchließlich ſah er ſich durch die Sorge um ſeinen Begleiter, der ſich bei der italieniſchen Hitze durch unverſtändige Diät und durch vollſtändiges Sichgehenlaſſen eine Krankheit zugezogen hatte, in der Ausbeutung der ſich ihm darbietenden Schätze geſtört. Seine Briefe ſind voll humoriſtiſcher Schilderungen von der unendlichen Langſamkeit ſeines Begleiters, namentlich beim Kaffeetrinken, von den zahlreichen Bedürfniſſen deſſelben, ſeinen Aengſten u. ſ. w., aber der tiefe Unmuth iſt oft nur leicht durch den Humor verdeckt. Er ſelbſt nahm ſich vor, ſich dieſe Zeit nicht nur als eine gute, wenn auch ſehr ſchwere Schule zur Geduld dienen zu laſſen, ſondern ſich auch noch mehr, als früher, unabhängig von allen kleinen Bedürfniſſen zu ſtellen, und da er die Haupturſache der Mängel ſeines Begleiters in der Erziehung deſſelben erkannte, ſo erſchien ihm eine gute Erziehung der Jugend noch mehr als eine würdige und befriedigende Aufgabe.

Aber trotz allem Schweren, waran er zu tragen hatte oder tragen zu müſſen glaubte, konnte er ſich doch den wohlthätigen und erheiternden Eindrücken einer ſolchen Reiſe nicht entziehen. Die ausführlichen und zahlreichen Briefe an die Mutter, die diesmal nur für ſie und nicht mehr, wie die ſpaniſchen Reiſebriefe, zugleich für das Morgenblatt geſchrieben wurden, ſind voll der reizendſten und anſchaulichſten Schilderungen von Gegenden, Menſchen und Kunſtwerken, und jede Zeile zeigt, wie er alle Fühlfäden ſeines inneren Menſchen ausgeſtreckt hatte, um ſich keinen der ſich ihm bietenden geiſtigen Genüſſe entgehen zu laſſen. Ueber München, wo er volle Freude empfand, nicht mehr, wie er ſagte, zur dortigen Cotta'ſchen Menagerie zu gehören, die bitter unter einander gehadert habe, — über Salzburg, deſſen Lage ihn an Granada erinnerte und in volles Entzücken ſetzte, ging es durch Tirol und die Lombardei nach Florenz, wo Raſt gemacht wurde. In Rom ward ein längerer Aufenthalt genommen, ebenſo in Neapel, von wo Anfang September die Rückreiſe angetreten wurde. Für eine ſolche Reiſe hatte er ſich ſeit Jahren vorbe-

reitet; er war in der italieniſchen Geſchichte alter und neuer Zeit genügend orientirt, um ſich überall die Vergangenheit vergegenwärtigen und wirkliche Förderung für ſeine geſchichtlichen Studien aus der Anſchauung der Localitäten entnehmen zu können. Auf dem Gebiete der Kunſt hatte er ſchon früher genug ſtudirt und geſehen, um mit Aufmerkſamkeit und Verſtändniß die ſich ihm jetzt bietende reiche Fülle genießen und verwerthen zu können. Namentlich war es die vorraphaelitiſche Zeit, der er ſeine Aufmerkſamkeit zuwendete und an der er ungeahnte Freude fand. So ſchreibt er nach einem in Piſa zugebrachten Tage, den er als den unvergeßlichſten Tag ſeiner Reiſe bezeichnet, von den im dortigen Campo santo befindlichen Fresken: „Die dritte Seite enthält bibliſche Geſchichten von Benozzo Gozzoli (etwa 1425—50) — dieſe Größe, Reinheit und doch Wahrheit der Individualität des Ausdrucks, ohne das Bemühen, Abſtractionen, Ideale auszudrücken, dabei hin und wieder ein derber Humor, Portraits u. ſ. w., — man müßte Wochen lang dreinſehen, und doch lernte man es noch nicht genug ſchätzen, weil man ſo viele Beziehungen aus der Zeit und den Verhältniſſen des Malers nicht kennt. Dies gilt noch mehr von drei großen Werken eines noch älteren Malers Orcagna: der trionfo de la morte, das jüngſte Gericht und die Höllenqualen. Er iſt im mechaniſchen Theil ein gut Stück härter und ſteifer als Gozzoli, aber die Ideen ſind wahrhaft dantemäßig und der Ausdruck bleibt nicht zurück. Sogar die Härten machen den Eindruck, den manche Härten des Dante machen, — ſie erſchrecken, weil ſie gleichſam die Ideen zu nackt zeigen. Um Dir eine Probe zu geben — nur kurz eine Andeutung des trionfo de la morte: In der Mitte (Alles in Lebensgröße) ſchwebt der Tod, eine weibliche Geſtalt mit furchtbarem Ausdruck in ſchwarzem Gewand, ſchwarze Flügel, die Sichel ſchwingend. Unten in der Mitte liegen niedergemäht Kaiſer, Könige, Päpſte, Biſchöfe, Krieger, denen theils Engel, theils Teufel die Seelen aus dem Munde ziehen, — natürlich Alles mit hiſtoriſch-politiſchen, ſehr kühnen Beziehungen. Links davon iſt eine Gruppe von Alten, Kranken, Krüppeln, die mit der heißeſten Sehnſucht den Tod anflehen und

ſich in den Bereich ſeiner Sichel zu ſchleppen ſuchen, — er aber ſitzt wie ein Raubvogel auf eine andere Gruppe, welche die rechte Seite des Bildes einnimmt. Unter grünen Bäumen voll bunter Vögel ſitzen und ſtehen Frauen und Männer beiſammen und erfreuen ſich mit Poeſie und Muſik; der Ausdruck der Geſichter iſt das Anmuthigſte, harmlos und ſchön Lebensfrohe, was man ſehen kann, und man möchte aufſchreien und die Leute vor dem heranbrauſenden Verderben warnen. Ueber ihnen ſchweben einige Engelein, hoffentlich um die armen frohen Seelen in Empfang zu nehmen. Oben links ſind wilde Felſen und Höllenöffnungen und böſe Geiſter, welche Seelen hineinſchleppen, — rechts in blauer Luft ein Engel, welcher Seelen aufwärts führt. Was gegen ſolche Darſtellungen zu ſagen iſt, iſt bald geſagt und will am Ende gar wenig heißen, — ehe man dem Maler verböte, ſolches darzuſtellen, müßte man ihm den Einfluß guter und böſer Geiſter — Mächte, — wie Du willſt — abdisputiren, was nicht ſo gar leicht iſt, und all' ſolches Geſchwätz muß vor einem ſolchen Bilde verhallen, wie vor dem Brauſen des Meeres. Es iſt eins der ungeheuerſten, vielſagendſten Gedichte, die der menſchliche Geiſt geſchaffen hat, und ich meine immer, ich oder jemand Anderes müßte es in Worte überſetzen können".

Neben der Kunſt war es das italieniſche Volk, dem er ſeine Aufmerkſamkeit zuwendete, und das er unwillkürlich immer mit dem ſpaniſchen Volk vergleichen mußte. Der Vergleich fiel nicht zu Gunſten des italieniſchen aus, namentlich ſo lange er auf der großen, von den Fremden platt getretenen Straße blieb; er vermißte ſcharfgeſchnittene Individualitäten, die Vornehmheit und Würde, die er in Spanien auch beim gemeinen Manne gefunden hatte. Erſt als er von Rom aus eine ſiebentägige Wanderung durch das Gebirge gemacht hatte, zeigte ſich ihm ein befriedigenderes Bild von der italieniſchen Art.

Er war in Rom mit ſeinem Freunde Rugendas wieder zuſammengetroffen, der ſich dort ſeiner Studien halber aufhielt, wie ſie denn auch ſpäter in Neapel zuſammen waren. Da Rugendas ſich durch das unerwartete Ausbleiben der durch ſeine früheren Arbeiten verdienten Zahlungen in großer Verlegenheit

befand, ſo konnte ihm Huber unvermerkt einen erheblichen Dienſt erweiſen, indem er den zufällig in Rom anweſenden Fürſten Thurn und Taxis, ſeinen Hofwyler Genoſſen, deſſen reiche Mittel und ſtets bereite Opferwilligkeit und Freundlichkeit er noch mehrfach im Leben für dieſen oder jenen guten Zweck und immer mit beſtem Erfolg in Anſpruch nehmen ſollte, veranlaßte, Rugendas ein Darlehen von einigen tauſend Gulden für ſo lange anzubieten, bis ſeine Hülfsquellen wieder flöſſen. Auch auf die geiſtige und künſtleriſche Entwicklung von Rugendas ſuchte Huber nach Kräften einzuwirken und unterbreitete ihm manchen Plan für ſeine Arbeiten. Durch ſeinen Freund wurde Huber in die Kreiſe der deutſchen Maler eingeführt, zumal der anti-cornelius'ſchen oder anti-altdeutſchen, und wenn er auch unmuthig über den Mangel an Bildung und an Idee klagte, den er dort fand, ſo konnte er doch dem leichtlebigen Künſtlerthum nicht nahe kommen, ohne auch ſelbſt wieder von dem Zauber des fröhlichen, jovialen Lebens ergriffen zu werden und in vollen Zügen davon zu koſten.

So machte er jene ſiebentägige Reiſe durch das Gebirge mit einer Künſtlerſchaar, und zwar er und Rugendas zur Prüfung ihrer Kräfte trotz der großen Hitze durchgängig zu Fuße, und er hatte um ſo größeren Genuß davon, als ſein Bremer Reiſebegleiter ſchon in Tivoli umgekehrt war, weil er von da kein Fuhrwerk mehr benutzen konnte und nicht wagte, ſich einem Eſel anzuvertrauen. Von dieſer Reiſe berichtete Huber: „Beſonders lieb war mir dieſe Wanderung, weil ich dabei doch etwas vom Volke geſehen habe, und was ich ſah, hat mir gar nicht übel gefallen. In Subiaco waren wir anderthalb Tage bei den bravſten Leuten von der Welt. Wir ſuchten die Locanda, hätten müde und heiß noch den ganzen Berg hinaufſteigen müſſen, da wurde von einem Haus nahe am Thor einer unſerer Kumpane von einem franzöſiſchen Maler begrüßt, — drei andere kamen heraus, eine wunderſchöne freundliche Frau, ein hübſches braunes Mädchen, das die ganze Welt an- und auslachte, und ohne daß wir wußten, wie? ſaßen wir mit den Franzoſen in einer Art von infamen, kühlen Gewölbe am Tiſch, die Weiber brachten Wein und Feigen, und wir waren einlogirt. Alles hinreichend

zerfallen und maleriſch, aber ziemlich reinlich, — eine große halbdunkle Küche immer voll von allerlei Geſindel, — die Mutter eine magere, ſonſt ſchön geweſene Frau hinter einer Art von rohem Büffet und am Herde, der Vater ein rüſtiger Mann hier und dort, — die beiden Töchter überall und nirgends, immer bei der Hand, immer freundlich. Mariuccia, die jüngere, ſo recht, daß Einem das Herz im Leibe lachte, — Clementina die verheirathete, ernſtere, mit ſchöneren Farben, — von und mit beiden ſprachen die Franzoſen, welche ſchon vier Wochen da waren, mit dem lebhafteſten Wohlwollen und ohne die geringſte Leichtfertigkeit und rühmten ihre Ehrbarkeit. Clementina iſt verheirathet an einen — Böhmen!! der, Gott weiß wie, ſich als Uhrmachergeſell dahin verlaufen hat. Trotz ſeinem blonden deutſchen Geſicht oder mit ihm ſpielt er eine recht gute Figur, und ſeine ſchöne Frau hat ihn herzlich lieb und verſichert, er ſei un buon ragazzo, und er rühmt ſie und die Ihrigen, als die bravſten Leute, die er noch geſehen. Auf die Frage, weshalb er aus Deutſchland weggegangen, gab er die gute Antwort: „Es giebt halter gar zu viel Obrigkeit bei uns". Am letzten Nachmittage waren wir 13 in dem alten Gebäude, außer mir lauter Künſtler und — glücklicher Weiſe muß ich leider ſagen — meiſtens Franzoſen. Da wurden die tollſten Streiche getrieben, geſungen, der Saltarello und Tarantella getanzt bis tief in die Nacht, — aus dem Orte drängte ſich Jung und Alt dazu herein, und Alles ging in Frieden und Ehrbarkeit ab. Wären mehr Deutſche dabei geweſen, ſo wäre Trunkenheit und Rohheit nicht ausgeblieben, — das ſei Gott geklagt, aber es iſt wahr".

Von Neapel aus machte er unter Anderem einen mehrtägigen Ausflug nach Sorrent und Capri, und diesmal in einer ganz anders gearteten Geſellſchaft, nämlich mit dem damaligen preußiſchen Geſchäftsträger, nachherigen Staatsminiſter und liberalen Parteiführer, Heinrich v. Arnim und ſeiner Gemahlin. Huber hatte zu der letzteren durch ſeine Mutter und durch ſeine Schweſter Thereſe, die einſt ihre Erzieherin geweſen, nähere Beziehungen. Er ſchrieb von ihnen: „Die Arnim iſt wirklich ein unendlich gutes, reines und einfaches Weſen, und er ſcheint es nach Ver-

dienſt zu erkennen. Er iſt ein tüchtiger Mann, etwas einſeitig deutſch und preußiſch".*) Auf der gemeinſamen Fahrt, an welcher ſein Bremer Begleiter wieder nicht Theil nahm, weil er die Waſſerfahrt ſcheute, hatte Huber viele Freude. In Capri geſellte ſich der Dichter Kopiſch zu ihnen, „eine gemüthliche, luſtige Seele", wie Huber ſchreibt, und machte die Honneurs von Capri und der erſt kurz vorher von ihm entdeckten blauen Grotte, die denn auch Huber im höchſten Grade intereſſirte und erfreute.

Monate lang erwartete Huber vergeblich nähere Nachrichten über die Entſchlüſſe, die man ſeiner Anſtellung halber in Bremen gefaßt habe. Als er nirgends Nachrichten darüber vorfand, fing er ſchon an zu glauben, daß ſich die Sache dort zerſchlagen habe, und er verſäumte es deshalb, auf ſtrenge Einhaltung des Reiſeplans zu halten. Erſt in Oberitalien fand er die erwarteten Briefe vor, die ihn dort ſchon lange erwarteten und ihm anzeigten, daß man ihn bereits in dem veröffentlichten Unterrichtsplan für den Winter als Lehrer genannt habe und auf ſeine Mitwirkung beſtimmt rechne. Was über ſeine künftige Stellung geſagt wurde, war ihm aber nicht klar und ausreichend genug; er bat, beſtimmtere Erklärungen ſo abzuſenden, daß er ſie in Göttingen vorfinden könne, und machte vom Ausfall derſelben ſein Kommen

*) Im nächſten Frühjahr beſuchten Arnims auf ihrer Rückreiſe nach Berlin Thereſe Huber in Augsburg. Sie entwirft in einem an ihren Sohn geſchriebenen Briefe ein Bild des Mannes, welches mit ſeinem ſpäteren Auftreten wenig zu harmoniren ſcheint. Sie ſchreibt: „Arnims gedenken Deiner gar liebevoll und fangen immer wieder an, von Dir zu ſprechen, — vor Allem der Mann, der für Deine Skizzen, Deine Studien, Deinen Eid und Deinen Beruf viele Theilnahme hat. Mit Arnim bin ich mich, nachdem ich geſtern den ganzen Nachmittag mit ihm ſchwatzte, gar gut geſtanden. Er iſt eben an einen gewiſſen Kreis des Guten und Braven gebannt, — ſo das Jahr 1815. Weiter kommen viele Leute nicht. Sie kommen mir vor, wie ſchöne Blumen, — die Roſen haben es ſo, — die kräftig ſich bis zur vollen Blüthe entwickeln, dann kleben die Blätter plötzlich zuſammen, kommen nicht zum Entfalten, ſchrumpeln zuſammen, welken und tragen keinen Samen. Seine Hauptidee, wenigſtens zeigt ſie ſich ſo auf deutſchem Boden, — iſt Haß gegen die Vervollkommnung des Neuen, — Schnellpoſten, Conſtitutionen, Teppiche, Haarthürme, — da habe ich ihm in nichts widerſprochen, nur geſagt, daß beim Fortſchreiten Uebles und Gutes mit inne begriffen wäre. Dann gab es auch Vieles, wo er ſich mit mir oder über mich freute".

oder Nichtkommen abhängig. Nun galt es aber die Reiſe zu beſchleunigen, um rechtzeitig in Bremen eintreffen zu können. Sein Reiſegenoſſe glaubte, daß eine ſchnelle Reiſe ihm ſchade, und fühlte ſich muthig genug, um ſich allein durch die Schweiz und Deutſchland zurückzufinden, und ſo trennten ſie ſich in Genf.

So knapp auch die der Rückreiſe zugemeſſene Zeit war, ſo konnte Huber doch die Schweiz nicht durcheilen, ohne Hofwyl wiederzuſehen. Er ſchrieb von dort aus an die Mutter (Ende September 1827): „Was ſagſt Du dazu? Nach 12 Jahren wieder ein Brief aus Hofwyl — nach Allem, was damals und ſeitdem in mir, mit mir und außer mir vorgegangen iſt, kommt es mir freilich ſonderbar vor, wieder hier zu ſein, und ich bin halb wie im Traum, nachdem ich ſo unzählige Male geträumt habe, ich ſei wieder in Hofwyl. Aber unſer altes Hofwyl iſt es eigentlich nicht mehr, ſondern es iſt gar gewaltig ſtattlich und zum grand seigneur geworden". Es folgt dann eine ausführliche und durchaus günſtige Schilderung der neuen Einrichtungen. Dann fährt er fort: „Madame Fellenberg iſt leider nicht hier, — er, nun Du kannſt Dir denken, daß wir als vernünftige Leute uns prächtig empfangen haben. Von der Vergangenheit war nicht die Rede, nach Dir fragte er ſehr herzlich und läßt ſich Dir empfehlen. Wir gingen gute zwei Stunden auf und ab, und er that mir die Ehre an, mich für einige Artikel zu Gunſten der Linthcolonie im Canton Glarus in Anſpruch zu nehmen, weshalb er mir Tendenz und Weſen der Anſtalt auseinanderlegte und allerlei Gedrucktes darüber zu ſchicken verſprach, ſo daß ich alſo in die ſchönſte Correſpondenz mit ihm gerathen werde. Die Sache iſt übrigens in der That ſehr wichtig und gut, und ich will ſchon deshalb Alles thun, was ich kann. Es iſt eigentlich eine Armenſchule, die nach Fellenberg'ſcher Art auf dem der Linth durch den bekannten Kanal abgewonnenen Terrain errichtet und beſonders für die demokratiſchen Cantone berechnet iſt, um allmählich durch beſſere Volkserziehung dem heilloſen Treiben der ultramontanen Demagogen entgegenzuwirken.*) Ueberhaupt werden uns ja unſere

*) Der zugeſagte Artikel über die Linthcolonie iſt im December 1828 in den Blättern für litterariſche Unterhaltung abgedruckt.

perſönlichen Klagepunkte ſchon längſt nicht mehr verhindert haben, Fellenberg die Ehre zu geben, die ihm gebührt. Er iſt ein Mann, der ſein Leben einem großen Zweck gewidmet hat, der — was auch Ehrgeiz für einen Antheil haben mag, und wenn Ehrgeiz ein Laſter iſt, ſo iſt es doch beſſer als zwanzig ſogenannte Tugenden — bei ſeinem Streben de bonne foi Enthuſiaſt iſt, obgleich mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen, — vielleicht, denn ich bin niemals recht klug darüber geworden, hat der Mann im Grunde ein Liebe fühlendes und bedürfendes Herz. Bei Allen, die nicht zum platten Pöbel gehören, kann alſo nur die Frage ſein: iſt ſein vorgeſetzter Zweck nicht ein Hirngeſpinnſt? Darauf iſt nun ſehr ſchwer ſo geradezu mit ja oder nein zu antworten. Ob uns durch Erziehung zu helfen iſt, weiß ich nicht, aber wenn uns zu helfen iſt, ſo kann es nur durch Erziehung im weiteſten Sinne ſein, oder es muß ein Wunder geſchehen. Bei den höheren Ständen iſt, fürchte ich, Hopfen und Malz verloren, und darin wird Fellenberg nichts beſſern, — dagegen bin ich von dem praktiſchen Nutzen und der Ausführbarkeit ſeines Syſtems der Volkserziehung und von der unendlichen Wichtigkeit derſelben überzeugt und glaube ſogar, daß in nicht ſehr langer Zeit, wenn die Umſtände nur einigermaßen günſtig werden oder ſo fortſchreiten, ſich Reſultate im Großen und von politiſcher Bedeutung, wenigſtens für die Schweiz, darſtellen werden. In der Erreichung ſeines Ziels kann man ihm nun freilich vorwerfen, daß er Alles, was ihm hinderlich ſein konnte oder hinderlich zu ſein ſchien, ohne Rückſicht befehdete und, wo er kann oder konnte, zertrat. Die Frage iſt aber — ehrlich geredet —: iſt es menſchenmöglich, oder iſt es je geſchehen, daß man einen Zweck, dem man ſein Leben weiht, verfolgen kann ohne ſolche Conflicte, ohne ſolches Zertreten? Ich zweifle daran, und das Mehr oder Weniger hängt nur von den Umſtänden ab. Doch ich denke, wir brauchen eben keines langen Beweiſes, um Fellenberg für einen ſehr tüchtigen und — warum nicht? — für einen edlen Menſchen zu halten, wenn wir das Wort nur nicht in dem beſchränkteſten, ſentimentalen Sinne nehmen. Daß der gewaltige Haß und Abſcheu, den ich lange vor Fellenberg hatte, eine Kinderei war, ſchäme ich

mich gar nicht zu geſtehen, obgleich ſolches Gefühl damals ſehr natürlich und in der Ordnung war. Die Mama ſah ich alſo nicht, — ſie ſoll, höre ich von manchen Seiten, ſehr herzlich und oft von mir und von uns ſprechen. Ich war den Nachmittag auch in Moikirch, anderthalb Stunden von Hofwyl, hinter Buchſee, wo „die Robinſonade" angelegt iſt, die jedoch Hand und Fuß hat. Es ſoll durch Erfahrung dargethan werden, inwiefern ein Paar Kinder mit einem erwachſenen Aufſeher ſich ſelbſt ernähren können. Da haben acht Knaben und ein Aufſeher ein Stück Land urbar gemacht, Wald ausgereutet, ein Häuschen, Stall für zwei Kühe, Ziegen u. ſ. w. gebaut (bis auf das Zuhauen der Hauptbalken), Kartoffeln und Kohl gepflanzt, und leben und arbeiten und dehnen ſich allmählich mehr aus und verbeſſern ſich, — nicht ganz ohne Zuſchuß von Hofwyl z. B. an Brod, Ackergeräthſchaften u. ſ. w., aber der Zuſchuß beträgt doch nicht ſo viel, als die Gemeinden zahlen müßten, um dieſelbe Anzahl von Jungens nach dem hergebrachten Schlendrian zu Lumpen heranwachſen zu ſehen. Durch dieſes praktiſche Beiſpiel, wenn es auf die Länge gelingt, ſollen die Gemeinden bewogen werden, ihre Armen auf dem Gemeindeland in gleicher Weiſe zu beſchäftigen und zu verſorgen, ohne daß ſie ihnen mehr koſten. — Von Moikirch herab und auf dem ganzen Wege hatte ich die herrlichſte Anſicht der Alpen und Sonnenuntergang. Nein es giebt doch nichts Herrlicheres, — kaum etwas Aehnliches, — ich möchte jetzt ſagen, nichts. Ich kann mich nicht ſatt ſehen, und es iſt mir wie Einem, der nach langem Durſt nicht genug Quellwaſſer trinken kann. Ich meinte zuweilen, das Ungeheure in der Erinnerung ſei mehr der Kindheit zuzuſchreiben, — aber ſie kommen mir gewaltiger, herrlicher vor, wie je, — während z. B. in Hofwyl alle Dimenſionen ganz lächerlich eingeſchrumpft ſind. Und das ſchöne Grün überall, und die friedlich himmliſchen Landhäuſer, zumal die, welche ich vorgeſtern am Genfer See ſah, und auch nicht ein einziges, welches uns gehört, ſondern alle an alberne Engländer vermiethet. Es iſt doch wahrlich nicht Neid, aber eins gehörte uns doch von Rechtswegen, weil es kein Menſch beſſer zu genießen und zu ſchätzen wüßte".

In Bern traf Huber unvermuthet mit ſeinem Schwager v. Greyerz zuſammen, der dort die älteren Söhne beſucht hatte, von denen der eine als evangeliſcher Theologe, der andere als Forſtmann in die alte Heimath der Familie zurückgekehrt waren. Huber hatte große Freude an dem leider nur kurzen Zuſammenſein mit den jungen Verwandten, die inzwiſchen zu Männern geworden waren und ſich auf das hoffnungsvollſte entwickelt hatten.

Dann galt es eine viertägige, Tag und Nacht fortgeſetzte, eilige Poſtfahrt bis Göttingen. Als er dort ankam, fand er die bündigſten Zuſagen aus Bremen vor, und ſo mußte er denn wieder eilen, ſeine Geſchäfte in Göttingen abzuwickeln und ſich dann wieder auf die Poſt zu ſetzen. Er konnte in dieſen Tagen in Göttingen erfahren, wie viel Wohlwollen und Liebe er unter den Verwandten und Freunden gewonnen hatte, und wie Alle ihn nur ungern ſcheiden ſahen, wenn ſie ſich auch ſeiner, allgemein für ehrenvoll gehaltenen Berufung freuten. Die Aengſtlichen unter ihnen konnten ſich freilich nicht recht denken, wie er, der ſeither der Ungebundenſte unter den Ungebundenen geweſen, und der jeder von außen her ihm zugedachten Feſſel widerſtrebt hatte, ſich in das enge Joch eines Schulmannes finden werde, von dem ſtete Unterordnung unter die Regel des Amtes gefordert werde, und ſie erſtaunten über die Kühnheit von Heeren, der ihn den Bremern vorzuſchlagen gewagt hatte; aber ſie wünſchten ihm um ſo herzlicher ein gutes Gelingen. Am treueſten ſtand ihm in dieſen Tagen Adele Blumenbach zur Seite, da ſie auch auf ſeine gehörige Ausrüſtung Bedacht nahm. Der Brief, in welchem ſie der Mutter davon ſchrieb, giebt ein ſo erfreuliches Bild von der Art des unter beiden beſtehenden Verhältniſſes, daß wir uns nicht enthalten können, davon mitzutheilen. Sie ſchrieb: „Du hatteſt mir geſagt, ſteh ihm mit Rath und nützlichem Wiſſen bei. Außerdem hatte er mir in dieſen letzten Tagen ſo unverkennbar gezeigt, daß er mich lieb hat (denn Du weißt, er iſt nicht demonſtrativ, und ich wußte bis dahin nicht, was er eigentlich von mir hielt) — ſo daß ich, als er am Tage ſeiner Abreiſe Nachmittags noch eine Stunde bei mir war, recht aus der Fülle des Herzens ein vernünftiges Wort mit ihm redete und gerade

den Punkt, ſolche äußerliche Dinge, von denen Du in Deinem Briefe ſprichſt, ſie nicht zu vernachläſſigen, auch noch recht warm mit ihm beſprach. Ich ließ mir erzählen, wie er ſich einzurichten gedenkt, wie es mit ſeiner Wäſche, mit ſeiner Garderobe ſtehe u. ſ. w. Er ſagte mir offen, wie es mit ſeinen Finanzen ausſah, — da überlegten wir Alles ſehr vernünftig, — lachten mitunter erſchrecklich, und wenige Augenblicke darauf hatte ich Mühe, ihm zu verbergen, daß mir die Augen feucht wurden, ſo unausſprechlich brav und lieb ſtand er vor mir. Dann wurde die Hauptſache nochmals ſehr ernſthaft durchgenommen und das Ende vom Liede war — gut. Ich glaube, daß Du in jeder Hinſicht unbekümmert um ihn ſein kannſt, und ich möchte Dir rathen, die 10 Louis'dor, die Du ihm beſtimmt haſt, für jetzt zurückzuhalten u. ſ. w." Huber aber ſchrieb über dieſelbe Angelegenheit (16. 10. 1828): „Geld habe ich von Adele geliehen, die mir faſt mit Thränen dafür gedankt hätte. Es bleibt doch richtig, daß wahre Güte und Wohlwollen eben ſo weit und weiter bringt, als alle Talente, Anlagen, Verſtandesgaben. Was die meiſten Leute ſo elend macht, iſt wirklich mehr Engherzigkeit als Engköpfigkeit. Dieſe gute Adele hat gar nicht einen ſo brillanten Verſtand, aber ſie iſt ſo unendlich gut und liebevoll im Allgemeinen und im Beſondern, daß das ihr alles Gute, Große und Schöne nahe bringt und zu eigen macht, ſo daß ſie gar nicht weit in's Himmelreich hat".

Nach dreitägigem Aufenthalt verließ Huber Göttingen und eilte nach Bremen.

VII.

Im Hafen.

Bremen.
1828 bis 1830.

Der erſte Brief Huber's an die Mutter nach ſeiner Ankunft in Bremen begann alſo (16. 10. 1828): „Du mußt ja nun meinen langen Brief aus Bern und meinen kurzen aus Göttingen erhalten haben und wiſſen, daß ich wohl und getroſt bin, — bis auf den einen Punkt. Getroſt? — Nun, man kann kaum mehr Lebensmuth und weniger Lebensluſt haben, als ich. Wenn ich freilich zuweilen meine, das Leben, das vor mir liegt, ſei gar zu grau in grau, ſo lache ich mich auch gleich aus und frage, warum ich es denn beſſer haben ſollte und es beſſer verlangen könnte? Was will ich denn? Glaube, Liebe, Hoffnung habe ich, — Pflichten erfüllen, ſich aufopfern, entſagen iſt ja Menſchenloos — alſo, wie geſagt, ich bin ſehr getroſt. Doch das iſt de l'idéologie, und das wiſſen wir beide längſt, — ich ſoll Dir alſo ſchreiben, was Du nicht weißt, Thatſachen. Alſo, daß ich ſeit acht Tagen hier bin, und ſeit Anfang dieſer Woche eingeſpannt bin. Am beſten, ich ſetze Dir gleich meinen Lectionskatalog hin" (hier folgt derſelbe, wonach er wöchentlich 24 Stunden in den beiden Oberklaſſen zu geben hatte, und zwar: Engliſch, Franzöſiſch, deutſche Geſchichte, Anthropologie und Handelsgeſchichte). „Du ſiehſt, außer Dienſtag und Freitag iſt es ganz leidlich, aber freilich ſogleich den zweiten Tag ſechs Stunden; — doch es ging und geht, als wenn es ſo ſein müßte. Die nicht ſprachlichen

Stunden koſten für's Erſte freilich Vorbereitungen, beſonders die Handelsgeſchichte, wozu gar kein Leitfaden da iſt, — aber wenn ich mich nur erſt durch das erſte halbe Jahr durchgearbeitet habe, ſo werde ich in der Folge wenig genug zu thun haben. Die Art, wie Alles ſeither geſchehen iſt, das Durchſchnittskaliber der anderen Lehrer iſt mir ſehr günſtig, da es leicht ſein wird, Vieles merklich beſſer zu machen. Die ganze Sache iſt mir ſchon ſo gewohnt, als wenn ich es von jeher getrieben hätte, — ſogar ſolche Sachen, wie z. B. daß ich Dienſtag und Freitag Morgen die erſte Stunde mit einem kurzen Stoßgebet anzufangen habe. Es iſt ein Entſchluß, dann bin ich drüber und es geht glatt weg bei allen ſolchen Neuigkeiten. Ich bin überall gut und von meinen Collegen ſehr herzlich aufgenommen; ſie thaten und thun Alles, um mir den Anfang zu erleichtern. Ich muß fürchten, in den nächſten Wochen ſehr viele Einladungen abhalten oder aushalten zu müſſen. Daß die Leute halbwegs neugierig ſind, iſt natürlich, — ich denke, wenn herauskommt, daß ich eben nicht amüſant bin, werden ſie mich laufen laſſen. Auch in anderer Hinſicht läßt ſich die Sache gut an, z. B. ſupplicirte der erſte, ſehr ſolide hieſige Buchhändler Heiſe um Verlagsartikel; er wird meinen Eid bis Neujahr drucken. Vorher aber denke ich daraus eine Abendvorleſung im hieſigen Muſeum zu machen, was ſehr fashionable iſt und mich im hieſigen Publikum bekannt macht. Senatoren und andere große Männer halten ſolche Vorleſungen. Ferner ſoll ich, ſobald ich Zeit habe, den poetiſchen Theil eines engliſchen Leſebuchs für die Schule machen, das wird gut bezahlt und giebt wenig zu thun. So bin ich jedenfalls gut geborgen."

Es konnte aber nicht ausbleiben, daß der plötzliche Uebergang aus der früheren Ungebundenheit in den ſtrengen Dienſt eines Schulamts und in die immerhin engen geſellſchaftlichen Kreiſe einer ſo abgeſchloſſenen Stadt wie Bremen nicht ohne innere Kämpfe abging, und ſo zeigen uns denn auch die im Laufe des erſten Jahres geſchriebenen Briefe, daß es an Stunden des Unmuths und der Unzufriedenheit nicht fehlte. An ſeinen Schülern lobte er ihre Gutartigkeit und Freundlichkeit, aber er klagte bitterlich über den Mangel an Selbſtändigkeit und an Trieb zur

eigenen Thätigkeit. Er konnte nicht vergeſſen, daß er mit 16 Jahren die Univerſität bezogen und auf eigenen Füßen geſtanden hatte, und konnte ſich ſchlecht darein finden, daß ſeine eben ſo alten oder älteren Schüler nur Schuljungen waren, welche des ſteten Antreibens und der ſteten Controle bedurften. „Sie einigermaßen als vernünftige Leute, als Gentlemen zu behandeln, habe ich aufgeben müſſen"; ſchrieb er bald, „das iſt für wiſſenſchaftliche Gegenſtände ſehr unangenehm." Und wenn er dann von den mühſeligen Correcturen der ſchriftlichen Arbeiten mit ihren unzähligen Fehlern erzählte, ſo fügte er hinzu: „Zuweilen habe ich ein Gefühl, als wenn ich meine Zeit ſündlich vergeudete mit den Rangen, und ich muß mich dann ernſtlich daran erinnern, daß gerade das jetzt mein Amt und meine Pflicht iſt". Aber es ſpricht doch auch wieder eine herzliche Zuneigung zu ſeinen Schülern aus den Briefen, wie er denn z. B. bitter klagt, wenn die Väter den Bildungsgang der Söhne plötzlich abbrechen, weil ſich eine gute Stelle in einem Comptoir für ſie gefunden habe, und weil ſie keine Ahnung davon hätten, daß es darauf ankomme, daß die jungen Leute nicht blos Engliſch und Franzöſiſch und eine gute Handſchrift lernten, ſondern daß ſie einen weiteren Blick und großartigere Anſchauungen erhielten. Hier wie in anderen Dingen klagt er über den Krämergeiſt, der ihm ſo oft entgegentrete.

Seine amtliche Stellung ward im Laufe des erſten Winters dadurch in unerwarteter Weiſe verſchoben, daß der Director der Anſtalt, den man bis dahin als unheilbar erkrankt angeſehen hatte, plötzlich genas und die an Huber übertragenen Unterrichtsſtunden wieder übernahm, um von Zeit zu Zeit darin von Neuem vertreten zu werden. Auch das Scholarchat gerieth dadurch in die unangenehme Lage, daß die Vorausſetzungen, unter denen Huber's Anſtellung in Ausſicht genommen und daher ſeine probeweiſe Beſchäftigung beſchloſſen war, nicht mehr zutrafen, und Huber machte ſich deshalb ſchon darauf gefaßt, wieder ſeinen Wanderſtab ergreifen zu müſſen. Um der Mutter und der Verwandten willen, die ſich freuten, ihn in ſicherer Stellung zu wiſſen, ſchmerzte es ihn; wegen der ihm in Göttingen, wohin er zurück-

zukehren gedachte, winkenden Muße zu freier wiſſenſchaftlicher Arbeit und wegen der damit verbundenen Ausſicht auf ein Zuſammenleben mit der Mutter hatte eine ſolche Wendung ſeiner Angelegenheit manches Erfreuliche, und er ſah daher der Zukunft mit ziemlicher Ruhe entgegen. Allein man hatte an maßgebender Stelle erkannt, welche tüchtige Kraft man an Huber gewonnen habe, und wie er dem dortigen Schulweſen Manches bieten könne, was ſeither gefehlt, und ſo erging denn Ende Februar an ihn ein Schreiben des Scholarchats, worin zunächſt das Bedauern ausgeſprochen wurde, daß ſeine Anſtellung nicht in einer ſeinen Wünſchen völlig entſprechenden Weiſe erfolgen könne, worin ihm aber eine neu für ihn zu gründende Stelle mit einem Gehalt von 800 Thaler Gold angeboten wurde, mit welcher nur die Verpflichtung verbunden ſein ſollte, 12 Stunden (und nicht wie ſeither 24) wöchentlich an der Handels- oder an der gelehrten Schule (dem Gymnaſium) zu unterrichten.

Dieſe Wendung war für Huber im höchſten Grade erwünſcht; er büßte gerne die 400 Thaler Gehalt ein, wenn er dagegen ſo viel mehr freie Zeit für ſeine Arbeiten erhielt und auf die ſeiner wiſſenſchaftlichen Richtung mehr entſprechenden Fächer beſchränkt wurde. Er eilte daher, die gemachte Offerte anzunehmen, und trat ſomit definitiv in den Dienſt der Stadt Bremen ein.

Aber das Gefühl, dort nunmehr eine feſte Heimath zu haben, wollte ſich noch nicht einfinden, und die Umſtände waren nicht darnach angethan, ihm das Anwachſen zu erleichtern. Die ganze Geſelligkeit, in welche ſehr ſelten einmal ein ſolches, durchaus fremdes Element eintrat, gliederte ſich nach Verwandtſchaften und altherkömmlichen Sympathieen und Antipathieen, und wer durch die Verhältniſſe keiner dieſer Gevatterſchaften beſtimmt zugewieſen war, der blieb überall ein uneingeweihter und nur halbberechtigter Genoſſe. Da Huber nicht rauchte, vielmehr ſein Leben lang einen Widerwillen gegen Tabak behielt, und da er keinen Sinn für Kartenſpiel hatte, welches in der damaligen Bremer Geſelligkeit eine wichtige Stelle einnahm, ſo war er von vornherein von manchen Formen des geſelligen Umgangs der Männer ausgeſchloſſen. Dem durch ſeine amtlichen Verhältniſſe

gebotenen oder doch herbeigeführten geſelligen Verkehr entzog er ſich nicht, und zu einigen angeſehenen Häuſern trat er auch bald in alle Rechte eines näheren Freundes. In das Haus ſeines künftigen Schwiegervaters, des Senators Dr. jur. Klugkiſt, ward er ſchon Anfangs durch deſſen amtliche Stellung als Mitglied des Scholarchats geführt. Zu dem angeſehenen, hochgebildeten und wohlwollenden Manne und ſeiner liebenswürdigen Frau gewann er bald ein freundliches Verhältniß.

Von großer Bedeutung ward für Huber der Verkehr mit dem reformirten Paſtor Pauli. Sie waren beide mit dem Dunker'ſchen Hauſe in Hamburg und mit dem dortigen Paſtor Rautenberg befreundet, und ſo knüpften ſich ſofort Beziehungen unter ihnen an. Huber bezeichnet ihn in den Briefen an die Mutter als gar tüchtig und friſch, der zwar für ſeine Perſon und in Allem, was das Amt betreffe, ſehr ſtrenggläubig ſei, aber doch auch für einen andern Standpunkt Verſtändniß habe, ſo daß ſich mit ihm darüber ſtreiten laſſe. Pauli, ein geborener Hamburger, war früher in Berlin angeſtellt geweſen, hatte aber ſein dortiges Amt, weil er zu den damals herrſchenden Beſtrebungen keine innere Stellung gewinnen konnte, niedergelegt, hatte dann in Hamburg Unterricht ertheilt und ſpäter eine ärmliche Pfarrſtelle auf dem Lande bekleidet, bis er nicht lange vor Huber nach Bremen berufen war. So ſtand er auch dem Bremer Leben noch fremd gegenüber; er war ein vielſeitig gebildeter und gewandter Mann, dem Kunſt und Poeſie nicht fremd waren, und der in der beſten Geſellſchaft gelebt hatte. Seine Frau, eine Berlinerin, harmonirte mit ihm, und ſo bot ſein Haus eine anmuthige, in freier Form ſich bewegende Geſelligkeit. Es ſcheint für Huber eine neue und anziehende Erſcheinung geweſen zu ſein, daß ein ſolch freier und tüchtiger Mann, den er als ebenbürtig reſpectiren mußte, ein frommer, demüthiger Chriſt ſein könne, der ſich rückhaltlos dem frommen Kirchenglauben hingegeben habe. Dieſe Wahrnehmung und der ganze Einfluß, den der Verkehr mit Pauli auf ihn übte, war eins der mehreren Momente, welche in dieſer Zeit zuſammenwirkten, um eine gänzliche Umgeſtaltung ſeines religiöſen Denkens und Fühlens in ihm

zu bewirken und ihn zu dem zu machen, was er bis zu seinem hoffentlich seligen Ende geblieben ist, zu einem frommen Christen.

Es dürfte daher an der Zeit sein, daß wir den Weg näher betrachten, den inzwischen seine religiöse Entwicklung genommen hatte. Wir haben früher erzählt, wie der Aufenthalt in Schottland ihm zuerst religiöse Fragen innerlich nahe gelegt hatte, und wie er damals selbst meinte, den Jüngern des strenggläubigen Christenthums nicht fernzustehen. Auch während des darauf folgenden Aufenthalts in Göttingen hatte er sich mit diesen Dingen beschäftigt. Dann aber scheint er während des Zusammenlebens mit der Mutter und unter dem aufreizenden Einfluß seiner Münchener Erlebnisse wieder Rückschritte gethan zu haben. So hatte er von dort aus (15. 5. 1825) schreiben können: „Eigentlich denken sich doch die meisten Menschen ordentlich einen Mann oder ein Wesen, das Gott heißt und irgendwo außerhalb oder über der Natur sitzt und die Sache so und so schiebt, oder auch anders, wenn man ihm ein gut Wort giebt und brav ist. Ich glaube wohl, daß dies nöthig und beruhigend für Viele ist — besonders kann ohne diese Ansicht eigentlich gar kein Gebet im gewöhnlichen Sinne stattfinden, — denn mir würde es nun geradezu widersinnig scheinen, Gott um etwas zu bitten oder ihm zu danken, — was in mir bittet und dankt ist ja auch Gott, d. h. ein Theil des unendlichen Geistes, der die unendliche Welt beseelt. Darum kann ich auch an den sogenannten Wegen der Vorsehung, in ihren Strafen, Fingerzeigen und dergl. wenig Sinn finden, und mir ist nichts abgeschmackter, als das Geschwätz der Teleologen, die sich zu Advocaten des lieben Gottes aufwerfen und beweisen wollen, daß er doch Alles recht hübsch gemacht habe. Das ist mir immer als die eigentliche Gottlosigkeit erschienen". So hatte er es denn auch bald darauf (9. 8. 1825) für recht abgeschmackt erklärt, wenn sich die ehrlichen Leute bei allem dem Ungerechten, was namentlich in der Politik durch Gewalthaber geschehe, dabei beruhigten, der liebe Gott werde es im künftigen Leben strafen. „Dieser Glaube oder fromme Wunsch nach und an eine einstige Vergeltung, von der jede Partei träumt," hatte er geschrieben, „ist eine Zusammensetzung von Eitelkeit, Unglaube

und Feigheit, wenn es nicht bloße Gedankenlosigkeit ist, — Eitelkeit, die meint, wunder wie wichtig in dem großen Weltleben zu sein, — Unglaube, weil er ein positives Unrecht in dem Weltlauf voraussetzt, — Feigheit, weil sie die Kastanien gerne mit einer fremden Pfote ablangen möchte. Nein, ich mag nicht sagen: „Mein ist die Rache, spricht der Herr", — wir müssen rächen und strafen, wenn die Zeit kommt, und das wird wieder Folge einer Ursache und einer Begebenheit sein, wie jede andere, und wir werden fallen, wenn es Zeit ist, wie Jeder vor uns. Nur was wir glauben, ist recht, und nur was wir thun (oder was geschieht), ist wahr."

So war denn auch Jahre lang nicht mehr von seiner Zugehörigkeit zur katholischen Kirche oder einer andern Confession die Rede gewesen, und wenn er auch in den manchen Artikeln, die er in den Jahren 1825 und 1826 gegen das Ueberhandnehmen des Jesuitismus und gegen dessen litterarische Vorkämpfer schrieb, sich als Vertreter protestantischer Anschauungen gerirte, so zeigt doch ein im Mai 1826 in dem Litterarischen Conversationsblatt (S. 499) zum Abdruck gebrachter Artikel, welcherlei Art der Protestantismus sein sollte, welchen er vertreten wollte. Darin steht er ganz auf dem Standpunkt der modernen Negation; er meint, es müsse die schönste Zierde des Protestantismus sein, daß es keine protestantische Kirche gebe, und daß jeder Tag sein eigenes neues Glaubensbekenntniß schaffe und gegen die Vergangenheit und deren dogmatische Bildungen protestire.

Sein strenges Gerechtigkeitsgefühl und die für ihn wirklich zur Wahrheit gewordene Toleranz hatten ihn aber geschützt, daß er nicht ganz in den großen Troß der Kirchenfeinde hineingerathen war, sondern hatten ihn seine eigenen Wege gehen lassen. Wo er wahrgenommen hatte, daß die Aufklärer mit Gewalt und Bedrückung für ihre Sache hatten streiten wollen, da war er alle Zeit ihr Gegner gewesen. So hatte er in der schon früher erwähnten Correspondenz aus Paris in den Blättern für litterarische Unterhaltung seine liberalen Freunde angegriffen, weil sie die Jesuiten nicht mit den Waffen des Geistes, sondern mit

polizeilichen Mitteln bekämpft haben wollten. In einem andern, im September 1827 in denſelben Blättern zum Abdruck gelangten Artikel: „Ein Wort über Myſticismus und Aufklärung, zum Theil in Beziehung auf Hamburg", der ihn ſpäter in einen litterariſchen Streit mit Doctor Gries verwickelte, war er den Anfeindungen und Bedrückungen entgegengetreten, welche gläubige Chriſten in Hamburg um ihres Glaubens und deſſen offenen Bekenntniſſes willen, ſelbſt von Obrigkeitswegen, zu erleiden hatten. Er ſpricht darin aus, daß die Toleranz nur aus der Ueberzeugung zu rechtfertigen ſei, daß es für unſer menſchliches Faſſungsvermögen keine allgemeine, ſondern nur eine individuelle Wahrheit gebe, indem der Eine dieſe, der Andere jene Seite der Wahrheit erkenne, je nach ſeinem geiſtigen Standpunkte, — was Alles die Einheit der Wahrheit nicht ausſchließe, ſondern bedinge. Er tadelt es mit ſcharfem Spott, wie man überall Jeden, der einigen Ernſt in ſein Leben bringe und ihn auch bei Anderen ſuche, der nicht in hergebrachter, behaglicher Ruhe ſich dem Schlendrian des Alltagslebens hingebe, einen „Pietiſten" oder, wie damals das Modewort war, einen „Myſtiker" nenne und ſich dann für berufen halte, jede Verdächtigung und zumal die der Heuchelei gegen ihn vorzubringen. Er geißelt den großen Haufen der Aufgeklärten, der nichts habe, um es an die Stelle des verlorenen alten Glaubens zu ſetzen, als troſtloſen und grenzenloſen Egoismus, und zu feige ſei, um die Conſequenzen ſeines Denkens zu ziehen. Von allen dieſen ſagt er ſich auf das entſchiedenſte los; daß er aber den Glauben der „Myſtiker" in irgend einem Punkte theile, davon giebt dieſer Artikel noch nicht das geringſte Zeichen. Er ſteht darin durchaus objectiv über den Parteien.

Und doch hatte er gerade damals, als er dieſen Artikel ſchrieb, Wochen lang in einem Kreiſe gelebt, in welchem die Frage: Was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde? viel beſprochen wurde und die Gemüther lebhaft bewegte. Es war nach ſeiner zweiten Rückkehr aus England, als er wieder längere Zeit im Dunker'ſchen Hauſe in Hamburg weilte, dem der damalige Vorkämpfer der dortigen Strenggläubigen, Paſtor Rautenberg, als Schwiegerſohn nahe ſtand. Er ſchrieb ja ſelbſt an die Mutter (S. 299), daß

ihn das Streben, ſich über den Myſticismus klar zu werden, länger in Hamburg feſtgehalten habe. Auch in Göttingen, wohin er ſich dann begab, empfingen ihn religiöſe Streitigkeiten; ein junger Geiſtlicher, Bialoblotzki, zu dem Huber früher freundſchaftliche Beziehungen gehabt hatte, hatte einen kleinen Kreis erweckter Chriſten um ſich geſammelt, mit denen er Andachtsübungen hielt, in denen zum Aerger des Publikums ſogar gebetet werden ſollte. Es war zur Bildung einer Miſſionsgeſellſchaft aufgefordert, und ein Freund Huber's, der juriſtiſche Profeſſor Ch. Fr. Elvers, der jenem Kreiſe ſonſt fern ſtand, hatte öffentlich die dagegen erhobenen Angriffe zurückgewieſen. Das Alles bewegte die Gemüther derer, die Huber nahe ſtanden. Er ſelbſt ſcheint aber, abgeſehen davon, daß ihn die platten Beſchuldigungen, welche dieſe Leute zu erfahren hatten, gegen den großen Haufen der Aufklärer nur noch verſtimmter machten, aus dem Umgange mit den erweckten oder doch chriſtlich angeregten Männern für ſeine perſönliche Stellung zum Chriſtenthum damals noch nichts entnommen zu haben.

Aber eigene innere Erlebniſſe hatten angefangen einen mächtigen Einfluß auf ihn nach dieſer Richtung hin zu üben. Er war von vornherein mit einer großen Senſibilität des Gefühls ausgeſtattet; ja ſeiner ganzen Seelenanlage nach beſaß er eine Fähigkeit zum Schmerz, wie ſie wenigen Menſchen zu Theil geworden iſt. Aber es war nicht das eigene Leid, das ihn am tiefſten bewegte, ſondern je mehr er zum Manne geworden war, je mehr Antheil nahm er an fremder Noth. Er hatte das Loos unterdrückter Völker, das Schickſal der Sklaven und der Armen als eigenſten Schmerz gefühlt und hatte von keinem großen Leid erfahren, das nicht in ſeinem Herzen Widerhall gefunden. Insbeſondere war es das tiefe Weh, welches feinfühlige, edle Frauenherzen unter dem Druck einer unglücklichen Ehe dulden mußten, wofür er ein ganz beſonders tiefes Verſtändniß hatte, und woran er das innigſte Mitleid fühlte. Er hatte in ſolche Ehen hineingeſehen; er hatte erlebt, daß ein junges Mädchen, zu welchem er ein faſt brüderliches Verhältniß hatte, einem Manne die Hand reichte, von dem er überzeugt war, daß

er ſie nur knechten und unglücklich machen könne. Er hatte das ruhig mit anſehen müſſen, ohne helfen zu können. Er hatte ſich auch in einzelnen Fällen ſagen müſſen, daß er ſelbſt beigetragen habe, um durch ſein Verhalten das Loos derer, die ihm lieb waren, ſchwerer zu machen und ihnen wehe zu thun.

Das Alles hatte lange an ihm gezehrt; das Räthſel des Lebens hatte ſchwer auf ihm gelegen. Da hatte er die Unzulänglichkeit aller ſeiner ſeitherigen Troſtmittel erfahren, er hatte ſich nach neuer Erkenntniß der Wahrheit auf das herzlichſte geſehnt, und er hatte begriffen, daß er tiefer ſuchen müſſe, wenn er ein Gegengewicht gegen den an ihm zehrenden Schmerz finden wolle.

Als er im Frühjahr 1828 Göttingen verließ, da hatte er, wie eine langjährige Freundin bezeugt, ſchon in der Bibel geforſcht. Er ſelbſt ſchrieb bei ſeinem erſten Beſuch in Bremen an die Doctorin Kerner: bei allem dem Schweren, was auf ihn drücke, fehle es ihm freilich nicht an dem feſten Troſt in letzter Inſtanz. „Wie könnt ich ſonſt leben," fügt er hinzu, „aber ſchon daß ich gerade in dieſer Zeit beſtändig und auch bei verhältnißmäßigen Kleinigkeiten, die hinzukommen, mich direct an den höchſten und letzten Troſt wenden muß, iſt ein Beweis, daß Zweifel und Schmerzen mächtiger ſind, als ſie es billiger Weiſe ſein ſollten." In das Stammbuch einer Freundin, mit der er manche tiefernſte Geſpräche über das Sehnen nach Troſt und Verſöhnung gehabt hatte, und von der er wußte, daß ſie ſich um ſein Seelenheil bekümmere, hatte er damals geſchrieben: Römer 5, 4 und 5: „Geduld aber bringet Erfahrung; Erfahrung aber bringet Hoffnung; Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Denn die Liebe Gottes iſt ausgegoſſen in unſer Herz". Die Schlußworte „durch den heiligen Geiſt, welcher uns gegeben iſt", hatte er weggelaſſen, ſie mochten ihm damals noch unverſtändlich ſein.

Bei den erſten Verhandlungen über ſeine Berufung nach Bremen hatte er davon geſprochen, daß er gelernt habe, ſich als Katholiken anzuſehen, wenn auch nur ganz äußerlich, und daß man ihn als ſolchen nehmen müſſe, wenn man ihn haben wolle.

Er hatte, wie er der Mutter ſchrieb, hinzugefügt, weshalb er nicht zur proteſtantiſchen Kirche übertrete, ſei in unſerer Zeit erklärlich, und könne er ſich darüber nicht weiter auslaſſen. Man hatte an dieſer Stellung denn auch keinen Anſtoß in Bremen genommen. Der Gedanke an die formelle Loslöſung von der katholiſchen Kirche ſcheint ihn aber bald mehr beſchäftigt zu haben. So ſchrieb er ſchon im Januar 1829 an die Mutter: „Es iſt doch eine wunderliche Sache — und wenn jeder nächſte äußerliche Grund aufgehört hat, ſo könnten wir wohl fragen, ob es vernünftig iſt, daß ich — mehr oder minder — zum Märtyrer für eine Kirche werde, mit der ich gar nichts gemein oder zu thun habe, d. h. ob das Hinderniß, Katholik zu heißen, wo kein innerer Grund es mir auferlegt, nicht weggeräumt werden müßte, ſobald es unſeren Zwecken hinderlich iſt. In dem Sinne, wie ich oder wie man idealiſch den Proteſtantismus nehmen kann, bin ich freilich ohne Weiteres ein Proteſtant, — aber es iſt nur ſchlimm, daß die Proteſtanten bald dies, bald jenes darunter verſtehen. Natürlich ein beſtimmtes Glaubensbekenntniß würde ich nie unterſchreiben oder ablegen. Reicht es aber hin, ohne weitere Umſtände mich zu nennen was ich bin, ſo wäre es Thorheit es nicht zu thun. Allgemeines läßt ſich darüber nicht ſagen, weil unter zwanzig Paſtoren kaum zwei dieſelbe Antwort geben würden, — aber ſei's auch blos aus Neugierde, will ich doch einmal darnach fragen, was eigentlich dazu als erforderlich angeſehen wird".

Man ſieht, damals waren es noch mehr äußerliche Gründe, die für oder wider den Confeſſionswechſel in die Wagſchale gelegt wurden, und der innerſte Kern ſeines Lebens war noch nicht davon berührt. So mochte ihm denn auch ſchon der lebhafte Widerſpruch, den dieſe briefliche Aeußerung bei ſeiner Schweſter Louiſe hervorgerufen hatte, als ein genügendes Moment erſcheinen, um die Sache ruhen zu laſſen. Sie ſchrieb ihm (14. 4. 1829): „Daß Du gerne mit proteſtantiſchen Paſtoren herumdisputirſt, habe ich begriffen. Als Einfall, als Betrachtung, als Thema zu weiterem Nachdenken fand ich das ſehr gut, und ich dachte, wenn ein Schamane oder Bramine oder Jude oder Türke nach Bremen

käme, ſo wird der Disputax eben ſo gut Luſt kriegen anzubinden und vielleicht pour la rareté du fait die Contorſionen des Schamanen und das ätheriſche Leben des Hindu nachahmen, — aber einen Ernſt legte ich nicht hinein. Nun ſchreibt Mutter darüber, als wenn ſie Deinen Uebertritt für möglich hielte. Möglich iſt nun freilich Alles in der Welt, aber wahrſcheinlich! Bei Deiner klaren Anſicht über Kirchenthum, Dogma und Paſtorenſchaft; bei Deinem hellen Verſtande, Deinem rein frommen Sinne halte ich es ſogar für unmöglich. Dein Gewiſſen bedarf dieſes Schrittes nicht, denn weder Deine Vernunft noch Dein Gemüth bedürfen der äußeren Form, um ſich der unſichtbaren Macht zuzuwenden, die uns leitet, beherrſcht und beſchützt" u. ſ. w. Die Mutter nahm es gleichmüthiger auf. Sie ſchrieb (3. 4. 1829): „Die liebe kleine Madam in Baireuth hat ein bischen Unruhe über Dein Kirchenthum. Mußte das jetzt ausgeſprochen werden? Sie glaubt, daß Du ſchon im Fall eines Uebertritts wäreſt — aber Du haſt bis jetzt ja noch gar nicht zu treten gebraucht, weder herüber noch hinüber, — ich würde dies als den erſten Tritt anſehen. Schreibe mir doch, wenn etwas geſchehen iſt. Welch' elende Schererei!"

Je länger Huber aber in Bremen war, je mehr nahmen ihn die religiöſen Fragen innerlich in Anſpruch, und es wurde das, was ihm bis dahin ein Gegenſtand kühler Ueberlegung und Abwägung geweſen war, zu einer gebietenden und unwiderſtehlichen Macht. Zwei Erlebniſſe dieſer Zeit ſollten beitragen, alle in ihm ſchlummernden Geiſter aufzurütteln und ihn zur ſchnellen Entſcheidung zu treiben. Schon im erſten Winter war er, wie geſagt, in das Haus des Senators Klugkiſt gekommen; er fühlte ſich bald zu der älteſten der beiden Töchter, Auguſte, hingezogen, und ihm, der bis dahin oft erklärt hatte, daß er ſich nie verheirathen werde, war der Wunſch gekommen, ſie heimzuführen. Aber nicht nur, daß er ſeine äußeren Verhältniſſe nicht für dazu angethan erachtete, damit er um die Tochter eines Bremer Patrizierhauſes werben könne, — auch die alte Sehnſucht nach der Ferne, nach Kampf, nach Ungebundenheit ſtand ihm hindernd entgegen, und er hatte ſchwer mit ſich zu ringen, ehe er ſich ent-

ſchließen konnte, ſeinen ganzen Lebensplan umzuwerfen und i
ſtiller Häuslichkeit und in engen bürgerlichen Verhältniſſen ſei
Glück und ſeine Befriedigung zu finden. Der erſte Erfolg i
dieſem inneren Kampfe war, daß er ſich entſchloß, ſeiner Mutte
in einem nicht mehr erhaltenen Briefe ſeine Gefühle darzulege
Der Brief traf ſie ſchwer krank, ſo daß ſie nur vom Bett au
mit zitternder Hand wenige Worte erwidern konnte (2. 6. 1829
in denen ſie ihn dringend ermahnte, ſolche Gedanken, wie die o
den Verluſt der Freiheit, als „einen alten Hageſtolz- und ſchlechte
Romaneinfall" fahren zu laſſen und offen um die Erwählte a
zuhalten. „Du ſtehſt jetzt in Deinem Zaubern nicht männli
da," fügt ſie hinzu, „aber ich bin ſehr ruhig, denn lange kann
Du nicht irren."

Es waren dies die letzten Worte, welche er von der Ha
ſeiner Mutter erhalten ſollte. Er ahnte nicht, daß die Krankh
der Mutter, welche er für einen ihrer in jedem Sommer wiede
kehrenden Fieberanfälle hielt, einen ſo ſchnellen Verlauf nehm
werde, und er hatte ihr noch einmal weitläufig und, wie es ſchei
zuverſichtlicher und getroſter über ſeine Pläne geſchrieben, — a
ſie ſchon nicht mehr am Leben war. Da wurde ihm auf d
Straße von einem ihm perſönlich widerwärtigen und wenig gea
teten Manne mitgetheilt, daß in der eben angekommenen Aug
burger Allgemeinen Zeitung die Nachricht ſtehe, daß ſeine Mutt
am 15. Juni geſtorben ſei.

Die Nachricht erſchütterte ihn auf das tiefſte. Er ha
ſeinen Vater nicht gekannt; er hatte kein Vaterhaus, keine H
math, kaum ein Vaterland, keine Kirche, der er ſich feſt verbund
fühlte — die Mutter war es allein, die ihn mit den Vorfahr
und mit ſeiner eigenen Vergangenheit verknüpfte. Von ihr ha
er einen großen Theil ſeiner geiſtigen Nahrung erhalten; bei i
hatte er faſt alle Zeit eingehendes Verſtändniß für die eige
thümlichen Wege ſeiner Gedanken und Neigungen gefunden;
hatte den Zauber ihrer Liebenswürdigkeit und ihres reichen Geiſt
mit vollem Bewußtſein auf ſich wirken laſſen, und bis in ſe
ſpätes Alter blieb ſie ihm in dieſer Beziehung ein von den viel
anderen Frauen ſeiner Bekanntſchaft kaum erreichtes Ideal. N

1867 ſchrieb er von ihr in den Erinnerungen an Hofwyl (Gelzer's Monatsblätter November 1867), daß wohl ſchwerlich bei einer Andern die freilich ſo oft ſchmerzlich gefährliche, und doch die edelſten Naturen bezeichnende Gabe idealer, ja poetiſch-phantaſtiſcher und gefühlvoller Auffaſſung der Menſchen und Dinge mit dem ſchärfſten, raſcheſten Blick für jede Realität, dem ſelbſtändigſten ja kühnſten Urtheil, dem ſchärfſten Witz und der mildeſten Geſinnung ſich in höherem Grade vereinigt finden dürfte.

Der Wunſch, mit der Mutter immer zuſammen zu ſein und ihr eine allen ihren Bedürfniſſen entſprechende Heimſtätte zu bereiten, hatte den Sohn ſeit Jahren begleitet und ſeine Schritte gelenkt. Adele Blumenbach hatte damals, als er vor ſeinem Einzug in Bremen in Göttingen geweſen war, der Mutter geſchrieben (24. 10. 1828): „Er meinte, es ſei ja nur ein Verſuch mit Bremen, er könne ja immer noch gehen. Wenn ich aber bedenke, wie oft er in den vier Tagen hier zu mir geſagt: Wenn dann meine Mutter zu mir zieht, — wenn ich dann erſt die Mutter bei mir habe u. ſ. w. u. ſ. w., ſo bin ich überzeugt, er bleibt. Einmal, als wir immer wieder von Dir ſprachen und ich L. glücklich pries, daß ſie nun ſo lange mit Dir geweſen ſei, ſagte er: „Nun — warte nur! wenn ſie erſt bei mir iſt, — mit mir mußt Du ſie durchaus einmal ſehen" — und nun erzählte er mir von Eurer Art zuſammen zu ſtreiten, zu ſcherzen u. ſ. w. O wie innig liebt er Dich! Du weißt das ſelbſt am beſten, aber ich wollte doch, Du hätteſt ihn da gehört!"

In faſt allen aus Bremen an die Mutter geſchriebenen Briefen hatte Huber von der Hoffnung, daß die Mutter zu ihm ziehe, geſprochen, und dieſe hatte Recht, wenn ſie ihm, nachdem ſein definitives Bleiben in Bremen entſchieden war, geſchrieben hatte (2. 3. 1829): „Gott ſegne Dich! Ich weiß, daß Du um meinetwillen Deine bürgerlichen Bande übernahmſt". In letzter Zeit ſchien der Gedanke einer Ueberſiedlung der Mutter nach Bremen durch die Umſtände begünſtigt zu ſein. Ihr Schwiegerſohn v. Herder, der ſeit Jahren auf Wartegeld geſetzt war und unbeſchäftigt in Baireuth gelebt hatte, hatte dem Fürſten von Thurn und Taxis zugeſagt, daß er ſeine Mußezeit benutzen wolle, um

die Oberaufſicht über ſeine Forſtverwaltung zu führen, und war deshalb eben nach Regensburg übergeſiedelt, als der Staat ihn wieder zum Dienſt einberief und als Forſt- und Regierungsrath nach Augsburg ſetzte. Gleichzeitig war ſein Schwager v. Greyerz nach Baireuth verſetzt worden. So war über die beiden Häuſer die größte Unruhe hereingebrochen, die um ſo größer war, als beide hofften, die ſie betreffende Ordre rückgängig zu machen, und die gealterte und kränkliche Mutter, die nicht mehr getrennt von ihren Kindern leben mochte und ſich daher in dieſe Ungewißheit hineingezogen ſah, war darüber ſo mißmüthig, daß wohl der Wunſch auftauchte, ſich noch aufzumachen und nach dem fernen Bremen zu reiſen, wo ſie wenigſtens den bayeriſchen Beamtencalamitäten entrückt war. — Da war nun plötzlich der Tod gekommen und hatte ſie aus der Mitte ihrer drei am Sterbebette ſtehenden Töchter, — Louiſe von Herder war von Regensburg herbeigeeilt, — ſanft hinweggenommen.

Nun waren für Huber alle die nahen Hoffnungen, welche er auf das Zuſammenleben mit der Mutter geſetzt hatte, zerſtört. Aber es war auch der Moment gekommen, den er ſeit Jahren für ſich als den Beginn eines neuen Lebens anzuſehen ſich gewöhnt hatte. Das, was ihn ſeither an die litterariſche Arbeit gefeſſelt, in den engen Grenzen des bürgerlichen Lebens feſtgehalten hatte, — es hielt ihn nicht mehr, und ſo manche andere Perſonen er auch ſeit Jahren ehrte und liebte, keiner von ihnen würde er die Gewalt über ſich eingeräumt haben, ihn jetzt noch von der Bahn abzuhalten, die er als die ihm zugewieſene anſah. Es fragte ſich, ob das ſeit Kurzem neu für ihn erblühende Glück ſchon mächtig genug war, um ihn feſtzuhalten. Wir haben Grund anzunehmen, daß er damals ſehr ſchwere Tage durchrungen hat, und daß insbeſondere der Gedanke in ihm mächtig zu werden drohte, er müſſe den gerade jetzt erfolgenden Tod der Mutter als einen Wink anſehen, der ihn fortrufe; aber es mochte ihm auch grauen vor der gänzlichen Einſamkeit, die ſeinem Leben bevorſtand, wenn er jetzt nach dem Tode der Mutter alle anderen Bande zerriß, — er mußte ſich des letzten ihm von ſeiner Mutter geäußerten Wunſches erinnern, und der Zauber der

jungen Liebe übte auch ſeine Kraft. Genug, nach einigen Tagen war er entſchloſſen und hielt um die Erwählte an. Am 28. Juni 1829 geſchah die Verlobung im ſtillen häuslichen Kreiſe.

Und dann machte Huber ſich alsbald auf, um zu ſeinen Schweſtern zu reiſen, um mit ihnen die letzten Tage der Mutter noch einmal zu durchleben und die äußeren Dinge des Nachlaſſes zu ordnen. Er erfuhr bei dieſem Zuſammenſein, daß die Mutter ſich in letzter Zeit mit dem Gedanken beſchäftigt hatte, ihre in Taſchenbüchern und Zeitſchriften zerſtreuten Erzählungen zuſammenzuſtellen und neu herauszugeben. Er ſah es daher als eine ihm hinterlaſſene Aufgabe an und begann, von ſeinen Schweſtern vielfach unterſtützt, alle die ſo ſehr zerſtreuten Arbeiten der Mutter zuſammenzuſuchen, zu ſichten und zu ordnen, und that dies mit um ſo größerer Pietät, als er von dem dauernden äſthetiſchen und ſittlichen Werth derſelben überzeugt war. Es ging daraus das ſechsbändige, bei Fr. A. Brockhaus in Leipzig 1830 bis 1833 erſchienene Werk, Erzählungen von Thereſe Huber, hervor.

Nach dem wehmüthigen Zuſammenſein mit den Schweſtern in Augsburg erwarteten Huber einige Tage fröhlichen Glücks in Heidelberg, wo er mit den auf einer Reiſe befindlichen künftigen Schwiegereltern und der Braut bei dem dort ſtudirenden jungen Schwager zuſammentraf. Dann mußte er aber allein nach Bremen zurückreiſen, wohin ihn die Pflichten des Schulamts riefen.

Der durch äußere Ereigniſſe ungetrübte Brautſtand dauerte bis zum Frühjahr 1830. Der Gedanke, die Freiheit draußen in der weiten Welt zu ſuchen, war für immer überwunden; aber das Suchen und Sehnen nach dem inneren Frieden dauerte trotz des äußeren Glücks fort, — ja dieſes mehrte das Verlangen, mit ſich ſelbſt eins zu werden und ſo den ihn erwartenden hausherrlichen Pflichten völlig gewachſen zu ſein. Er ſah jetzt in das tägliche Leben eines von einfacher Frömmigkeit getragenen Hauſes; er mußte es als einen von vornherein ſeinem jungen Hausſtand aufgeprägten Mangel empfinden, wenn er ſeine künftige Gattin von ihrem Glauben abſpenſtig machen oder ſie ihrem

eigenen Geistesleben überlassen und für sich andere Bahnen suchen mußte.

Aber alle solche Erwägungen konnten ihm keinen Glauben an den geoffenbarten Christus geben; sie konnten nur die in ihm wohnende Sehnsucht nach Versöhnung und nach Erkenntniß mehren und stärken. Er fuhr fort, eifrig zu suchen und zu forschen, zumal in der heiligen Schrift, wie er denn auch in dieser Zeit mit Pastor Pauli zusammen Luther's Werke zu studiren begann. Zuletzt ist es aber doch, wie er manchmal gestanden hat, wie ein Blitz über ihn gekommen, daß er sich des Glaubens an Jesus Christus, den Sohn Gottes, und an die durch ihn bewirkte Erlösung mit einem Male völlig gewiß geworden, und daß damit aller Zweifel und alle Unruhe von ihm genommen ist. Und dann war er auch keinen Augenblick ungewiß, daß er nicht mehr fern von aller kirchlichen Gemeinschaft und als bloßer Namenkatholik dastehen dürfte; er wollte fortan nicht nur ein Protestant, sondern ein protestantischer Christ sein. Die confessionellen Unterschiede zwischen Lutheranern und Reformirten galten ja damals in der Anschauungsweise der meisten gläubigen Christen als ziemlich nebensächlich oder gar gleichgültig, und auch Huber fand keine Veranlassung, den Werth der beiden Schwesterkirchen abzuwägen und zwischen ihnen zu wählen. Was er zunächst suchte, fand er bei den Reformirten, die ihm durch die Braut und deren Haus und durch seinen Freund Pauli bereits nahe getreten waren, und so zauderte er nicht, mit dem Geistlichen, welcher dem Klugkist'schen Hause am nächsten stand, Pastor Fr. Ad. Krummacher, seinen Eintritt in die reformirte Kirche zu besprechen. Nach einer in dessen veröffentlichten Aufzeichnungen*) befindlichen Notiz ist dies zuerst am 15. October 1829 geschehen. Im Kirchenbuche der St. Ansgariikirche findet sich folgende Notiz: „Am Sonntag den 15. November nahm Herr Victor Aimé Huber, gebürtig aus Stuttgart, Doctor der Medicin und Lehrer bei der hiesigen Handelsschule, Theil an der Feier des heiligen Abendmahls und erklärte hiermit öffentlich seinen Beitritt zur prote-

*) Fr. Ad. Krummacher und seine Freunde. Briefe und Lebensnachrichten, mitgetheilt von A. W. Möller. Bremen, J. G. Heyse. 1849.

ſtantiſchen Kirche evangeliſch-reformirter Confeſſion, nachdem er zuvor mündlich und ſchriftlich bezeugt hatte, daß nicht weltliche Rückſichten, ſondern einzig die aus der heiligen Schrift erlangte Erkenntniß der Mißbräuche und Irrthümer der römiſch-katholiſchen Kirche, welcher er bisher angehört, und die gewiſſenhafte Ueberzeugung, daß einzig und allein das Wort Gottes in der heiligen Schrift die Quelle und Richtſchnur des chriſtlichen Glaubens ſei, zugleich der ſchon längſt vor ſeiner Ankunft in Bremen in ihm genährte und gereifte Wunſch, der evangeliſchen Kirchengemeinſchaft anzugehören, ihn hierzu bewogen und beſtimmt habe". Dieſe Communion war die erſte, an welcher Huber Theil genommen hat.

Am 7. März 1830 fand die Hochzeit ſtatt. Die Zeit des unbeſtimmten Sehnens und Suchens lag hinter ihm; jetzt war er der in ſeiner Ueberzeugung gewiſſe, ſeiner Kraft bewußte, in ſeinen perſönlichen Verhältniſſen geſicherte Mann, und die Zeit des ernſten Wirkens und Schaffens begann.

Ende des erſten Theils.

Druck von G. Päz in Naumburg a/S.

Victor Aimé Huber.

Sein Werden und Wirken.

Zweiter Theil.

Nach einer Aufnahme aus dem Jahre 1865

Victor Aimé Huber.

Sein Werden und Wirken.

Von

Rudolf Elvers.

Zweiter Theil.

Mit einem Portrait V. A. Huber's.

Bremen,
Verlag von C. Ed. Müller.
1874.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. Gelehrte Arbeit. Bremen. Roſtock. Marburg. 1830 bis 1843 . . 1

II. Publiciſtiſche Thätigkeit. Berlin. 1843 bis 1852 105

III. Freiwilliger Dienſt auf ſocialem Gebiet. Wernigerode. 1852 bis 1869 299

I.

Gelehrte Arbeit.

Bremen. Roſtock. Marburg. 1830 bis 1843.

Der erſte Band hatte faſt nur von dem Werden V. A. Huber's zu erzählen; daß aber dies Werden nicht mit dem dreißigſten Jahr aufgehört hat, ſondern daß er bis zu ſeinem Ende fort und fort innerlich gewachſen iſt und ſein geiſtiges Leben immer reicher ausgeſtaltet hat, davon wird hoffentlich dieſer zweite Theil Zeugniß ablegen. Daneben hat er aber auch von einem reichen Wirken Huber's zu erzählen, und zwar von ſeinem Wirken nach drei verſchiedenen Richtungen hin, nämlich als gelehrter Sprach- und Geſchichtsforſcher, als Politiker und als Streiter gegen die ſocialen Nothſtände. Dieſe drei Richtungen ſeiner Wirkſamkeit laſſen ſich nicht zeitlich ſcharf von einander trennen, da er ſie mehrfach gleichzeitig verfolgt hat. Allein in den einzelnen Lebensabſchnitten überwog doch fortan die eine oder andere Richtung und prägte ihnen die beſondere Signatur auf, und ſo dürfen wir nach dieſen drei Richtungen auch drei Epochen ſcheiden, von denen wir die erſte, welche bis zur Ueberſiedelung Huber's nach Berlin dauert, ſchon in der Ueberſchrift als die der gelehrten Arbeit bezeichnet haben.

Wir hatten Huber am Schluß des erſten Bandes als Lehrer an der Handelsſchule und am Gymnaſium in Bremen verlaſſen. Eine große geiſtige Kriſis lag hinter ihm; der bis dahin Heimathloſe hatte eine Heimath, die maß- und zielloſe Freiheitsliebe hatte in der Erfüllung ernſter Berufspflichten, in dem

reichen Eheglück und in dem Zauber der eigenen Häuslichkeit ihr Gegengewicht erhalten, und der fromme Glaube an den Erlöser war zum starken Troſt gegen den Schmerz des Lebens geworden. Es hatte ſich eine durchgreifende Wandelung in ſeinem innern und äußern Leben vollzogen, — aber er hatte darum ſeine Vergangenheit mit ihren Erlebniſſen und Erfahrungen nicht von ſich abgeſchüttelt. Sie blieb ſtets ein wichtiger Factor ſeiner weiteren Entwicklung und Wirkſamkeit.

Er war in die Verhältniſſe, welche ihn fortan umgeben ſollten, nicht hineingewachſen, ſie waren ihm auch nicht durch Nothwendigkeit aufgedrungen worden, ſondern er hatte Alles, — ſelbſt Kirche, Staatsangehörigkeit, Beruf — bewußter Maßen freiwillig gewählt. Sein Urtheil über das Alles ward nicht durch Pietät gegen das Ueberkommene, durch Erinnerung an die Jugendzeit oder durch Freude an dem Gewohnten gehemmt oder auch nur gemildert. Er war in dem Gedanken aufgewachſen, daß die Aufgabe der Menſchen in der ſtrengſten Pflichterfüllung in der Entwicklung aller in ihnen ruhenden Kräfte und in dem Streben nach Schönheit der Formen beſtehe, und er war darum gewöhnt worden, ſeine ganze Umgebung ſtets mit dieſem hohen und idealen Maßſtab zu meſſen. Sein vielfacher Verkehr mit geiſtig ſehr bedeutenden Leuten, ſeine Studien und Reiſen hatten dazu beigetragen, ſeinen Blick zu ſchärfen und ihm weite Geſichtskreiſe zu eröffnen. Ernſter Wahrheitsſinn war ihm angeboren. So wirkten Anlage und Lebensweg zuſammen, um ihm die Gabe der Kritik in beſonderem Grade zu Theil werden zu laſſen. Er ſah mit gleicher Schärfe, was ihm ſelbſt, was den Freunden, was den Feinden abging, um ihren Aufgaben zu genügen; das kleine Getreibe des täglichen Lebens und die Parteiungen mit ihren Antipathieen und Sympathieen konnten ihn nicht leicht ſo umſtricken, daß er dadurch weniger aufmerkſam oder gar blind für die Fehler der Freunde oder die Vorzüge der Gegner geworden wäre, oder daß er um der augenblicklichen Ziele des Parteikampfes willen den großen Zweck des Lebens aus den Augen verloren und der Ueberſicht über die geſammte Lage der Dinge entbehrt hätte. Durch alles dieſes war es ihm oft gegeben, kom

wende Gefahren von Weitem ſehen und im Voraus verkünden zu können, während ſie den Augen Anderer noch unkenntlich waren.

Aber ihm waren mit dem Seherblick der Kaſſandra auch ihre Schmerzen beſtimmt. Eben weil er in weite Ferne ſah, ſo konnten ihm die Augen der Anderen oft genug nicht folgen, und er fand dann lange Zeit hindurch keinen Glauben für ſeine Verkündigungen. Dann hatte er das tiefe Weh zu tragen, daß er das Uebel kommen ſah und ihm doch nicht wehren konnte. Und da es nicht ausbleiben konnte, daß ihn in jedem der Verhältniſſe, die er fortan für ſeinen Lebensweg erwählte, auch viel Beſchränktes, Unbedeutendes und Kraftloſes umgab, und daß er ſich dadurch mannigfach geſtört und gehindert ſah, ſo nagte immer wieder der Zweifel an ihm, ob er auch für ſich den rechten Weg gewählt habe, und der Gedanke trat ihm nahe, den erwählten Weg zu verlaſſen und ſich wieder eine andere Bahn zu ſuchen. Der heiße Wunſch, anzuwachſen und eine volle Heimath zu gewinnen, und die Sehnſucht, in die Ferne zu ziehen, um der umgebenden Beſchränktheit zu entgehen, blieben in ſtetem Kampfe. Auch die Jugendträume von Kämpfen und Siegen für Freiheit und Völkerglück mochten ſich in den erſten Jahren noch mitunter als gaukelnde Luftgebilde mitten unter den Bürden und Arbeiten des Lehramts zeigen, zumal als die franzöſiſche Julirevolution die Welt weithin in Bewegung geſetzt hatte und hier und da Freiheitskämpfe aufloderten. Aber ſie blieben fortan nur flüchtige Phantaſiegebilde, welche den realen Mächten nicht Stand halten konnten, die jetzt über Huber's Leben Gewalt bekommen hatten. Den gewiſſenhaften Lehrer, den treuen und glücklichen Gatten, den frommen Chriſten konnten ſie nicht mehr in eine nebelhafte Ferne verlocken.

Das Chriſtenthum war ihm zu einer Macht geworden, der er ſein Leben lang ein treuer Unterthan blieb. Sein innerſtes Leben, ſein tiefſtes Denken und Fühlen bezog ſich fortan viel mehr auf den letzten Grund aller Dinge, auf das Ende und auf das Jenſeits, als wie er es nach Außen hin zeigte, und wie es die ihm ferner Stehenden vermuthen konnten. Eine beſondere,

wir möchten ſagen, Keuſchheit und Zartheit des Gefühls macht es ihm unmöglich, von den Erfahrungen und Erlebniſſen ſeines Herzens viel zu reden, ja er behielt immer eine gewiſſe Antipathie gegen jene Lebensform, die von allem frommen Fühlen und Denken mit den Lippen Kunde geben zu müſſen glaubt, und er zog es vor, zumal in jüngeren Jahren, hinter einer gewiſſen Herbe und Sprödigkeit im perſönlichen Verkehr Schutz gegen das zu lebhafte Hervortreten der innerſten Gefühle zu ſuchen. In Briefen, ja ſelbſt in den für die Oeffentlichkeit beſtimmten Schriften ließ er ſchon mehr von dem, was ſein Herz bewegte, hindurchſcheinen.

Aus dieſen Quellen erfahren wir denn auch, wie er ſich nicht damit begnügte, den einmal gewonnenen Standpunkt feſt zuhalten, ſondern wie es ihn drängte, mit allem Fleiß und in tiefem Ernſt den Geheimniſſen des Chriſtenthums nachzuſpüren und mit ihm auf allen Gebieten ſeines Lebens Wahrheit zu machen. Namentlich erſehen wir, daß er ſich in den nächſten Jahren mit der Frage, wie ſich der chriſtliche Glaube und das Streben nach politiſcher Freiheit zu einander verhalten müſſe, unabläſſig beſchäftigte. Er glaubte auch hierfür in Luther's Schriften wichtige Fingerzeige zu finden, und mehr und mehr erwärmte er ſich für deſſen ganze Perſönlichkeit. Als bei der Grundſteinlegung zur Walhalla der Name Luther's nicht genannt war, da richtete Huber eine lebhafte Diatribe gegen den bayerſchen Miniſter von Schenk*); er nannte Luther darin den gewaltigſten, tiefſten, treuſten, kühnſten, frömmſten chriſtlichen Mann, den teutſcheſten aller Teutſchen, und in einer kleinen 1831 von ihm ausgegebenen Brochüre über die Feier des achtzehnten Octobers bezeichnete er Luther's Schriften als die beſte geiſtige Speiſe für unſer Volk. „Wem," — ruft er aus — „der irgend weiß, was er bedeutet, geht nicht bei dem Namen Martin Luther eine Welt von lieblichem, kräftigem, friſchem, derbem, ergötzlichem, recht chriſtlich-teutſchem Leben auf, — die Jedem, auch dem ſchlichteſten, gemeinſten Bürgersmann zu

*) Blätter für litterar. Unterhaltung. 1. December 1830.

gänglich und verſtändlich und heilſam ſein könnte und ſollte. Ja, wenn wir irgend einen Fall wiſſen wollen, was uns als Teutſchen ziemt und noth thut, und ſo auch, was der achtzehnte October für uns ſein ſollte, ſo brauchen wir immer nur zu denken, was wohl Doctor Martin Luther dazu ſagen würde, — er, das Ur- und Vorbild eines chriſtlichen, freien, teutſchen Mannes, — ein Block, aus dem man Dutzende von großen Männern anderer Völker ſchneiden könnte."

Eine Reihe in Bremen geſchehener grauenvoller Verbrechen, welche ihrer Zeit die ganze gebildete Welt erſchreckt hatte, machte auf Huber einen beſonders tiefen Eindruck und gab ihm viel Stoff zu der ernſteſten Denkarbeit. Man hatte entdeckt, daß Frau Geſche Margarethe Gottfried, die Wittwe eines kleinen Handelsmanns, welche bis dahin in ihren Kreiſen als eine ſehr wohlthätige und freundliche Frau hoch angeſehen und wegen der zahlreichen Todesfälle in ihrer Familie bemitleidet war, ſeit länger als einem Jahrzehnt die Giftmiſcherei in einem Grauſen erregenden Umfang betrieben hatte. Ihre beiden Männer, mehrere Liebhaber, ihre beiden Eltern, ihre eigenen drei Kinder, andere ihr nahe ſtehende Perſonen, ja ſchließlich wer ihr irgend auf ihrem Wege, ſei es auch um einer Kleinigkeit willen, beſchwerlich ward, war ihrem Gift erlegen. Endlich hatte ſich der Verdacht auf ſie gelenkt. Schon vor Huber's Ankunft in Bremen war ſie verhaftet; die Criminalunterſuchung war in damaliger breiter und langſamer Weiſe mehrere Jahre hindurch geführt worden, und wenn man auch auswärts bereits das große Intereſſe an der Sache verloren hatte, als am 21. April 1831 die Hinrichtung ſtattfand, ſo war doch in Bremen ein ſolcher Vorgang zu unerhört, um nicht von Neuem alle Gedanken in Anſpruch zu nehmen. Die Lage von Huber's Wohnung und dergl. trugen dazu bei, um den ſinnlichen Eindruck für ihn noch mehr zu ſteigern.

In welcher ernſten Weiſe er nun aber dieſes Ereigniß auf ſich wirken ließ, und wie bald er in die Tiefen chriſtlicher Anſchauungen eingedrungen war, das zeigten zwei längere Aufſätze, welche er in Anknüpfung an die von ihrem Vertheidiger F. L.

Voget herausgegebene Biographie der Gottfried in den Blätter für litterariſche Unterhaltung*) erſcheinen ließ. Mit rückſicht loſer Wahrheitsliebe unterſuchte er, wie ein ſolches Verbrech auf ſolchem Boden habe erwachſen können, und wie ſich die Ve brecherin zu den ganzen ſie umgebenden Zuſtänden, und wie ſi jene beſonderen Thaten zu der allgemeinen Sündhaftigkeit ve hielten. Da kam er denn zu folgenden charakteriſtiſchen Sätze

„Wenn manche unſerer Aeußerungen, ja unſere ganze A ſicht dieſer Geſchichte übertrieben, paradox, ungerecht erſcheine ſollten, ſo würde uns dies nicht Wunder nehmen, und wir we den uns gerne darein ergeben, ſofern wir durch unſere Beme kungen wenigſtens recht Viele auf dieſe Erſcheinung aufmerkſa gemacht und vermocht haben, die Biographie der Gottfried ſelb und mit Ernſt und Demuth zu leſen. Wir zweifeln nicht, d dann unſere Anſicht bei Manchem doch Verſtändniß und Anklan finden wird, bei Manchem, den zuweilen wohl ein tiefes Graue ein unausſprechlicher Jammer bei dem kleinlichen, ſelbſtſüchtige genußſüchtigen Treiben einer ſo großen Mehrzahl von Menſche von Familien ergreift, was um ſo gewiſſer alle edlen, ernſte heiligen Elemente des geiſtigen Lebens tödtet, je weniger die Menſchen ſich über irgend eine gewöhnlich ſogenannte Sünd Laſter, Unſittlichkeit, Verbrechen, Thorheit, Handlung überhaup Vorwürfe zu machen haben, je mehr ſie in ſchlaffe Selbſtzufri denheit oder Bewußtloſigkeit verſinken. Dieſes Grauen iſt g wöhnlich nur vorübergehend und vielleicht uns ſelbſt nicht kla bewußt und führt eben deshalb nicht zu einem heilſamen Rück blick auf uns ſelbſt; hier aber, bei dieſer unausſprechlich, une hört und ſo ganz eigenthümlich grauenvollen Erſcheinung wir es uns plötzlich furchtbar klar, vor welchem verborgenen, dur unſer ganzes geſellſchaftliches Leben ſchleichenden Gifte unſer Seele ahnungsvoll ſchaudert. Eine ſolche Erſcheinung, recht ver ſtanden, müßte unſerer ſelbſtgefälligen Eitelkeit, wenn noch irgen etwas, Demuth und Erkenntniß unſerer Sündhaftigkeit lehre und uns im Bewußtſein eigener Hülfloſigkeit, nach dem Hei

*) 1831 Nr. 118 bis 120 und 1832 Nr. 71 und 72.

der Hülfe, dem Troſt hinweiſen, den uns das Evangelium verheißt, und der allein unſer Leben heiligen kann, der es aber auch ſicher heiligt, vor dem aller Unterſchied geiſtiger Bildung, natürlicher Anlagen und äußerer Verhältniſſe verſchwindet. Wer aber wirklich meint, und an Solchen wird es freilich nicht fehlen, daß die hier ausgeſprochenen Anſichten über geſellſchaftliches und Familienleben nur Früchte einer beſchränkten, einſeitigen, düſtern, pedantiſchen Lebensanſicht ſind, der möge ſich ſelbſt aufrichtig fragen und antworten: wie viele ſeiner Gedanken, Wünſche, Gefühle, welcher Theil ſeines geiſtigen, täglichen Lebens, wir wollen nicht einmal ſagen, auf die höchſten Dinge, ſondern nur auf hohe, edle, ſchöne, ernſte Dinge gerichtet iſt, und welcher Antheil ſich lediglich auf gleichgültige, gemeine, kleinliche, unlöbliche, eitle, dem Gebiete der Sinne, der Herrſchaft des Leibes angehörige Dinge bezieht. Wahrlich, wenn man ſieht, welche Nahrung ſo viele Tauſende Jahr aus Jahr ein ihrer Seele bieten, ſo iſt es kein kleines Wunder, daß dieſe Seelen unſterblich bleiben!"

An einer andern Stelle beſpricht er, wie unzulänglich alle ſeitherigen Verſuche ſeien, ſich ein Bild der inneren Entwicklung einer ſolchen Verbrecherin zu machen. „Wir geſtehen auch," fährt er fort, „daß wir mit unſeren Bemühungen, eine genügende Erklärung zu geben, keineswegs zufrieden ſind, und könnten uns allenfalls nur damit entſchuldigen, daß wir die einzige Erklärung, die uns befriedigend erſcheinen würde, den aufgeklärten Leſern dieſer Blätter gar nicht einmal andeuten möchten, in der Gewißheit, daß ſie gleich beim erſten Wort uns verächtlich den Rücken drehen und der Mühe überheben werden, weiter zu ſprechen. Und dennoch wäre es — wenn Aufklärung und Geiſtesfreiheit den Geiſtern ſo viel Freiheit gelaſſen hätte, was wir freilich entfernt ſind, zu hoffen, — wirklich der Mühe werth, einmal, wäre es auch nur als Hypotheſe, dem Teufel die Ehre zu geben und zu verſuchen, wie weit man damit in der Erklärung dieſer Geſchichte käme. In der That dürfte die Anwendung der Lehre der Schrift vom Teufel („und der Teufel fuhr in ihn" u. ſ. w.), auf dieſen Fall angewandt, weiter führen, als Alles, was wir oder Andere bisher darüber geſagt haben. Dann würden wir uns nicht mehr

ſo große und vergebliche Mühe zu geben brauchen, um die unerhörte Reihe von Verbrechen der Gottfried durch irgend eine entſprechende ſtarke menſchliche Leidenſchaft, ihr Gelingen, ihre ſo lange bewahrte Heimlichkeit durch irgend eine ausgezeichnete Geiſteseigenſchaft zu erklären, ſondern es wird gerade die entſchiedene Leere dieſes Gemüths, dieſes Geiſtes am beſten die greuliche, unbedingte Herrſchaft nicht menſchlicher, ſondern teufliſcher Bosheit aufklären. Wenn wir dann dieſe ſelbe oder ähnliche Leere unter mancherlei bunten Lappen des geſellſchaftlichen Lebens und ſeiner Schlaffheit, ſeiner halben negativen Bequemlichkeitstugenden verſteckt, als mehr oder weniger vorherrſchenden Charakterzug der ſogenannten gebildeten, mittleren und höheren Stände zunächſt in Deutſchland erkennen müſſen, ſo dürfte dieſe Erſcheinung noch am eheſten als eine Warnung wirken, dem Einzuge und der Herrſchaft ſo entſetzlicher Gäſte in das leere oder mit Nichtigkeiten und Flitter und Selbſtzufriedenheit gefüllte Heiligthum dadurch zuvorzukommen, daß der Altar des wahren Gottes darin wieder aufgerichtet werde. Es dürfte uns dann vielleicht erklärlich werden, wie ſogar die heftigſten menſchlichen Leidenſchaften ſo greuliche Früchte nicht erklären können und wohl ſchwerlich je hervorgebracht haben, ja gegen ſo unbedingte Herrſchaft des Teufels noch zu kämpfen vermögen; denn auch der ſündhafteſte Menſch iſt doch kein Teufel. Alles dies würde, wie geſagt, dem geneigten Leſer deutlich werden, wenn er ſich entſchließen könnte, auch nur als Hypotheſe für einen Augenblick die Exiſtenz des Teufels anzunehmen; wenigſtens zweifeln wir ſehr daran, daß die Philoſophie der Aufklärung, deren ganzes Capitel doch aus Hypotheſen beſteht, eine ſo genügende aufzuweiſen hat. Doch mag ſich der Leſer beruhigen, es fällt uns gar nicht ein, ihm hier die Exiſtenz des Teufels demonſtriren zu wollen, was uns um ſo ſchwerer werden müßte, da die bekannten Einwürfe, welche die Aufklärungslogik des Leſers uns entgegen zuſtellen nicht verfehlen würde, uns ſo unverſtändlich und unzulänglich ſcheinen, daß — wir wollen es zu unſerer Schande geſtehen — wir es für eine der merkwürdigſten und unerklärlichſten Erſcheinungen der Zeit halten, daß ganz vernünftige, mit allen

Sinnen und natürlichen Fähigkeiten ausgerüstete Leute 30 Jahre alt werden können, ohne an den Teufel zu glauben."

Dieſen Anſchauungen und Stimmungen entſprechend bringt Huber denn auch in allen, die Politik betreffenden Publicationen dieſer Zeit, namentlich in der ſchon genannten Brochüre über die Feier des achtzehnten Octobers und in einer Anzahl von Aufſätzen, welche unter dem Titel „Briefe über die Zeit, Anſichten, Begebenheiten und Menſchen" in den Blättern für litterariſche Unterhaltungen (1831 und 1832) erſchienen, auf chriſtliche Erziehung des Volkes und zumal der Jugend und kämpft gegen die herrſchende ſeichte Aufklärung. „Fürwahr," heißt es in jener Schrift S. 13, „worin auch andere Völker ihre Freiheit ſuchen und finden mögen, eine teutſche Freiheit kann nie und nimmer gedeihen, als nur auf dem Grund und Boden eines wahrhaft würdigen und chriſtlichen Familienlebens." Und ferner S. 19: „Wahrlich in der tiefſten Schmach des Vaterlandes (während der Napoleoniſchen Herrſchaft) hat es uns nicht an Aufklärung, Gelehrſamkeit und Bildung aller Art gefehlt, ſondern an dem Einen, was noth thut. Ja eben, daß ſeit einem halben Jahrhundert ſo viel aufgeklärt worden, daß ſo gar viel philanthropiſch-liberales Gewäſſer in den kräftigen Wein des teutſchen Volksſinnes, in ſein einfältiges Chriſtenthum, ſeine einfache, derbe Häuslichkeit, ſeine reiche Welt der Poeſie und Sagen gegoſſen worden, eben das hat es vorbereitet und zugerichtet zu der ſchmählichen Knechtſchaft, aus welcher der 18. October es befreite."

Daneben erhebt er aber in alter Weiſe die Forderung einer ausgedehnten bürgerlichen Freiheit, und in manchen ſeiner Aufſätze polemiſirte er ſehr lebhaft gegen jene frommen Chriſten, welche glaubten, mit dem Satze: Jedermann ſei der Obrigkeit unterthan, die Gewalt über ihn hat, — alle politiſchen Fragen löſen zu können, und welche jede Volkserhebung auf Grund dieſes Satzes verurtheilten. Mit noch größerem Unwillen ſchrieb er gegen die juriſtiſch-diplomatiſchen Vertreter der damaligen legitimiſtiſchen Schule, welche die officiellen und officiöſen Zeitſchriften beherrſchten; er nennt das von ihnen vertretene Syſtem „ein

trotz aller wiſſenſchaftlichen Pedanterie, trotz allem Anſtrich hiſtoriſcher Gründlichkeit, trotz aller erheuchelten Gerechtigkeit unbedingt gewaltthätiges, despotiſches, unwiſſenſchaftliches, unhiſtoriſches und unchriſtliches Syſtem". Die Pariſer Julirevolution von 1830 begrüßte er mit ungetheilter Freude und nannte ſie einen glorreichen Act der ſtrafenden Gerechtigkeit des Volkes. Seiner Anſicht nach war ſie das einzig mögliche Rettungsmittel geweſen, wenn Frankreich vor der gänzlichen Verkümmerung unter dem Druck des Jeſuitismus und unter der Unwahrheit des Scheinconſtitutionalismus bewahrt bleiben ſollte; da ſie ihm ſomit als ein Act der Nothwehr erſchien, ſo hielt er den Bruch des formellen Rechts für gerechtfertigt. Er verwahrte ſich jedoch ſchon in einem 1831 erſchienenen Aufſatz*) dagegen, daß man ſie als einen Act der Mehrheit des franzöſiſchen Volks anſehe, während ſie doch nur die That einer kleinen Minderheit geweſen ſei, und er ſagte ſich damit von jenen los, die ſie aus dem Princip der Volksſouverainetät rechtfertigen wollten. Die Wege, welche Frankreich demnächſt unter dem Julikönigthum ging, erregten Huber's tiefen Unwillen; dennoch hat er ſeine Anſicht über die Berechtigung der Julirevolution immer bewahrt, und er hat dieſer nicht nur in einer 1842 gegen die liberale Partei in Preußen geſchriebenen Streitſchrift „die Oppoſition", ſondern auch demnächſt in ſeiner conſervativen Zeitſchrift „Janus" Ausdruck gegeben, indem er dort (1845 S. 318) wiederholte, die Julirevolution ſei im Bewußtſein des Volkes, ſo weit es daran betheiligt geweſen ſei, eine Reaction gegen ein moraliſches und formales Unrecht, gegen eine Verfaſſungsverletzung, einen Gewaltſtreich geweſen, welcher nur als Vorſpiel zu weiteren Reactionen habe dienen ſollen, und daß ſie daher ſoweit Aeußerung eines künftigen Rechtsbewußtſeins, eines ſittlich berechtigten, erfreulichen Elements geweſen ſei. Das ſei um ſo mehr anzuerkennen, je mehr die Apoſtel falſcher Freiheit bereit ſeien, allein

*) Blätter für litter. Unterh. Nr. 32 bis 34. Recenſion des Werkes: Oberſt Schepeler, Geſchichte der ſpaniſchen Monarchie.

ſchon in der vagen Freiheitsidee Berechtigung zu ſolchen äußerſten Fällen zu ſuchen.

Die tiefſte und herzlichſte Theilnahme ſchenkte Huber dem 1830 begonnenen Aufſtand der Polen, und in jenen Briefen „über die Zeit, Anſichten, Begebenheiten und Menſchen" führt er ſo kräftige Hiebe für die Sache der Polen, daß die Cenſur manche Streichungen vornahm und ein Brief ganz ungedruckt bleiben mußte. Huber zweifelte nicht daran, daß die Regierungen, zumal die preußiſche, dem Aufſtand mit allem Nachdruck entgegentreten mußten; er behauptete aber, daß es ſich um einen Krieg zwiſchen Gleichberechtigten handle, man auch den Polen die Befugniß zugeſtehen müſſe, das ihnen durch auswärtige Eroberung aufgelegte Joch abzuwerfen, ſobald ſie dazu wirklich die Macht hätten, und er forderte, daß ihr Beginnen nach demſelben Maß gemeſſen werde, wie die Erhebung Deutſchlands, als es unter dem Napoleoniſchen Joch geſeufzt habe. Er erkannte es für die Großmächte als eine politiſche Nothwendigkeit an, daß ſie das einmal unterworfene Polen als ſolches feſtzuhalten ſuchten, aber er wollte ſich das Recht gewahrt haben, herzliches Mitleiden für die Kämpfe und die Leiden des polniſchen Volks zu fühlen. Als Warſchau im September 1831 von der ruſſiſchen Armee geſtürmt und die ſonſtigen drohenden Kriegswirren durch die Londoner Conferenz beſeitigt waren, ſchrieb Huber in der ſchon erwähnten Brochüre über die Feier des achtzehnten Octobers (S. 31.): „Wahrlich, wenn er nöthig und heilſam iſt, dieſer Frieden, ſo iſt er auch theuer erkauft, — vielleicht zu theuer: mit dem Untergang eines unglücklichen Heldenvolkes, mit dem Blute und Leben von Tauſenden, der grimmigen Verzweiflung von Hunderttauſenden der kühnſten, hochherzigſten, freiſinnigſten Männer dieſer Zeit, dem namenloſen Jammer ihrer Weiber, ihrer Kinder, ihrer Schweſtern. Wahrlich, das ganze Feld der Geſchichte, mit Blut und Thränen und Aſche gedüngt, bietet kein zweites Beiſpiel ſo herzzereißenden, unausſprechlichen Unglücks dar, wie das Schickſal dieſes Volkes. Und dennoch giebt uns die Geſchichte — giebt uns das Evangelium Kraft und Troſt auch gegen dieſen Schmerz, — und auch der Sieger iſt es nicht, um den unſer Innerſtes in unheil-

barer Verachtung und Bitterkeit ſich verzehren könnte. Er er füllt ſein gewaltiges Geſchick, ſeine Aufgabe als Erſtgeborene des großen Stammes ſlaviſcher Völker, — und wir können e uns denken, ja wir können es faſt achten, daß der Ruſſe nich denkt und fühlt, wie wir, ſondern ſiegesfreudig, trotzig, drohend auf ſein Schwert weiſt. — Aber das iſt greulich, iſt empörend daß Teutſche mit ſtumpfer Gleichgültigkeit ſich des Frieden freuen ohne einen ernſten Gedanken an den blutigen Preis, de Europa dafür zahlt; daß Teutſche es nun gar die Opfer de Friedens, die Polen, entgelten laſſen, daß dieſer Frieden einen Augenblick bedroht wurde, — daß in Teutſchland dürre Syſtem ſucht, einſeitige und deshalb unredliche Gründlichkeit und feil Rhetorik ſich dazu hergeben, den Sieger zu preiſen, den Beſieg ten, Zertretenen zu ſchmähen und das furchtbare Recht de Schwertes mit dem bunten Lappen ſtaatsrechtlicher Syſteme, hi ſtoriſcher Begründung herauszuputzen oder gar mit dem Gewand der Religion zu heiligen, und der gebildeten Selbſtſucht, wem ſie etwa hier und da dennoch ein gewiſſes Gefühl von Verlegen heit und Scham nicht ganz unterdrücken kann, feine Redensarten und Vorwände an die Hand zu geben, damit ſie nun ohne Scham und Rückhalt nach Frieden wüthen kann".

In den Blättern für litterariſche Unterhaltung von 1832 findet ſich S. 811 eine aus Huber's Feder ſtammende Recenſion der Schrift ſeines Freundes Ch. Fr. Elvers, das Weſen der katholiſchen Kirche in ihrer geſchichtlichen und nationalen Entwicklung (Roſtock 1832). Wenn Huber darin ausführlich darlegt, warum Elvers ſich ſowohl dem herr ſchenden Liberalismus und Rationalismus, als auch den Vertre tretern des Abſolutismus und der Legitimität gegenüber in einer iſolirten und angefochtenen Stellung befinden müſſe, und warum das von ihm erſtrebte freie chriſtliche Staats- und Volksleben allen denen zuwider ſein müſſe, die entweder dem Chriſtenthum oder der Freiheit fremd oder feindlich gegenüber ſtänden, — ſo hat er damit nicht blos die Stellung des Freundes, ſondern auch ſeine eigene charakteriſirt und vertheidigt.

Bezeichnend für Huber's politiſchen Scharfblick iſt es, wie

er schon zu Anfang der dreißiger Jahre die Bedeutung Preußens für das deutsche Staatsleben richtig gewürdigt hat. Man erinnere sich daran, daß andere freisinnige Männer damals alles Heil von dem süddeutschen Constitutionalismus erwarteten, und daß man auf Preußen stolz herabsehen zu können glaubte, ja auf dem Hambacher Fest solchen Gesinnungen öffentlich Ausdruck gab. Huber hatte ebenfalls für das, was in den Berliner officiellen Blättern gesagt wurde, vielen bittern Tadel und kam oft genug auf diese Polemik zurück, — dennoch machte er aus seiner Bewunderung für Preußen und seine Regierung kein Hehl und sprach offen aus, was er von Preußen für die Zukunft erwarte. In einem der Briefe „über die Zeit" u. s. w.*) nannte er es gradezu den einzigen festen, sichern Mittel- und Stützpunkt, welchen Deutschland in einem Kampfe für seine geistige und materielle Unabhängigkeit haben werde, woher es auch immer angegriffen werden möge; er bezeichnete Preußen als das Herz und Banner von Deutschland.

In einer größeren Anzahl von Aufsätzen, welche die Blätter für litterarische Unterhaltung in den Jahren 1830 bis 1832 oft unter der Ueberschrift „Rüge" oder „Warnung" bringen**), wird der in der Litteratur namentlich durch H. Heine und Börne einreißende frivole Ton, und die oberflächliche oder parteiische Recensentenweise mancher damaligen Stimmführer scharf angegriffen. So trat er auch in sehr kräftiger Weise — jedoch diesmal mit voller Namensunterschrift — für seinen Onkel Heeren allerlei Angriffen entgegen, welche von Heidelberg aus unter Schlosser's Aegide namentlich von Bercht erhoben waren.

Wir ersehen aus diesen Aufsätzen, wie Huber auch in Bremen fortfuhr, der Entwicklung der Litteratur in Deutschland und in den Ländern der romanischen Zungen, zumal auf dem Gebiete der Geschichte, der Völkerkunde und der Poesie aufmerksam zu folgen. Spanien blieb auch jetzt noch der Gegenstand seines besonders lebhaften Interesses, und es mögen wohl alle damaligen

*) Blätter für litt. Unterhaltung. 1831. S. 110.

**) Sie tragen meistens die Chiffre 1, — später auch 165, 177 u. 183.

litterarischen Erscheinungen, welche spanische Geschichte oder Poes betrafen, von ihm mehr oder weniger ausführlich recensirt sei Zwei jüngere deutsche Gelehrte, mit denen Huber bereits manch Berührungspunkte hatte, Aschbach und F. W. Lembke, hatten b mals, ein jeder für sich, die ältere spanische Geschichte bearbeite Huber war, indem er die Werke beider recensirte, bestrebt, alle Eifersucht unter ihnen vorzubeugen und einem jeden sein beso sonderes Verdienst zu wahren; als dennoch Aschbach das We von Lembke in einer, wie Huber meinte, ungerechten Weise an griff, trat er für diesen in die Schranken, und es entstand ein sehr heftige litterarische Fehde zwischen ihm und Aschbach. Um so mehr sah er sich veranlaßt, den lange festgehaltenen Plan selbst eine ausführliche spanische Geschichte zu schreiben, nun ganz aufzugeben.

Dagegen benutzte er seine Kenntniß der spanischen Din für eine von ihm 1831 geschriebene Biographie des 1811 ver storbenen großen spanischen Staatsmannes Don Gaspar Melch de Jove Llanos (gewöhnlich genannt: Jovellanos), welche in der im Brockhaus'schen Verlag erscheinenden Sammelwerk „Zeitgenossen Dritte Reihe" abgedruckt ist. Seine Vorliebe für das spanisch Volk, seine Bewunderung für den Freiheitskampf und seine Ver urtheilung der dortigen Reaction fanden in diesem Aufsatz einen erneuten Ausdruck. Hauptsächlich beschäftigte ihn aber die Aus arbeitung der Fortsetzung der Skizzen aus Spanien, von denen der zweite Theil unter dem besondern Titel: Jaime Alfonso, ge nannt el Barbudo, Skizzen aus Valencia und Murcia, im Spät herbst 1832 in Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht, der dritte Theil in drei Abtheilungen unter dem besondern Titel Manuel, Skizzen aus Madrid — Lisboa und die Refugiados in London 1833 bei C. Schünemann in Bremen erschien. Wir er wähnten schon (I. S. 306), wie diese Erzählungen alle Verdienste des ersten Bandes der Skizzen theilen, daneben aber den Vorzug haben, daß sie sich künstlerisch abgerundet um ihren Helden grup piren und für ihn ein tiefes Interesse wecken. Trotz einer reichen Fülle von Humor, mit welcher er einzelne Figuren, zumal die rein volksthümlichen, ausgestattet hat, sind es doch tief ernste

faſt düſtere Bilder, welche der Verfaſſer entrollt, und welche wiederum Zeugniß für das große Mitleiden ablegen, mit welchem ihn die eigenen Erlebniſſe in Spanien und in Mitten der ſpaniſchen Flüchtlinge in London erfüllt hatten. Aber wie Goethe erzählt, daß er die Uebermacht des ihn bedrohenden Weltſchmerzes durch die Compoſition von Werther's Leiden gebrochen habe und dadurch für immer von ihm frei geworden ſei, ſo ſcheinen auch die Skizzen auf Huber die wohlthätige Wirkung gehabt zu haben, daß er mit dieſer poetiſchen Ausgeſtaltung und Verklärung ſeiner ſpaniſchen und portugieſiſchen Erfahrungen den daran haftenden tiefen Schmerz innerlich überwunden hat. Der Gang, den die öffentlichen Angelegenheiten fortan in Spanien nahmen, und namentlich die Unfähigkeit, die auch die liberale Partei demnächſt bewies, als es ſich darum handelte, ihrerſeits glücklichere Zuſtände herzuſtellen, mochten mitwirken, um Huber's bis dahin ſo ſehr lebhafte Sympathieen für Spanien einiger Maßen abzuſchwächen. Er verfolgte die dortigen Vorgänge zwar auch ſpäter noch mit Intereſſe, — aber ſie waren für ihn nicht mehr die Quelle ſchmerzhafter Erregung und leidenſchaftlichen Mitgefühls.*)

Die ſpaniſche Litteratur, zumal die ältere, blieb dagegen noch lange Gegenſtand ſeiner wiſſenſchaftlichen Forſchung. Um einem Bedürfniß abzuhelfen, welches ihm beim Ertheilen von Unterricht in der ſpaniſchen Sprache entgegentrat, gab er ein „Spaniſches Leſebuch, Auswahl aus der claſſiſchen Litteratur der Spanier in Proſa und in Verſen nebſt kurzen biografiſchen und litterariſchen Nachrich-

*) Schon im Auguſt 1834 ſchrieb Huber an Ferdinand Wolf in Wien: „Ich ſehe nur trübe Zeiten für Spanien. Mögen Andere ſich über den Sieg des Liberalismus dort freuen, — der freilich noch theuer zu erkaufen iſt, — ich kann es nur ſehr bedingt. Ich verkenne die ſchlimmen Elemente des Carlismus keineswegs, aber bei allem dem iſt er auch der Repräſentant aller edlen, eigenthümlichen Elemente der altſpaniſchen Nationalität, und alles das wird in dem modernen, büreaukratiſch conſtitutionellen Spanien (wenn nicht gar ſpäter republikaniſchen) untergehen. Freilich es gäbe auch ein Drittes, aber Niemand begreift es und weiß es zu faſſen und feſtzuhalten. Alles treibt vielmehr nach der ſchärfſten Alternative. Und ein Sieg des Carlismus, ja jede Verzögerung ſeines Untergangs wird nur um ſo ſchärfere Extreme der Reaction hervorrufen. Doch manus de tabula."

ten und einem vollständigen Wörterbuch“ heraus, welches 1832 in Bremen bei J. G. Heyse erschien.

Diesem folgte demnächst ein „Handbuch der englischen Poesie, erste Abtheilung eines englischen Lesebuchs für höhere Schulklassen“, welches mit einer Einleitung über die historische Entwicklung der englischen Poesie 1833 in Bremen bei Wilhelm Kaiser erschien. Es hat anderen derartigen Büchern gegenüber die Besonderheit, daß es die Volkslieder und damit die englischen Dialekte ziemlich umfänglich berücksichtigt und z. B. von den von Huber in Schottland gesammelten Jacobitischen Liedern eine größere Anzahl wiedergiebt. Huber rechtfertigt dies in der Vorrede mit dem poetischen Werth derselben und mit den Vortheilen, die sich beim Unterricht aus der Behandlung der Dialekte, zumal der nordenglischen, welche unserer Sprache näher stehen, für die Etymologie der Sprache gewinnen lassen. Die litterarhistorische (etwa fünf Druckbogen starke) Einleitung giebt in charakteristischer Weise eine auf eigenen gründlichen Studien beruhende kritische Uebersicht über die gesammte englische Poesie; darin macht sich die Antipathie, welche Huber dem ganzen öffentlichen Leben Englands gegenüber damals noch fühlte, in scharfer Weise geltend, zumal dann, wenn es sich um Beurtheilung der neueren Zeit handelte.

Da Bremen die für alle diese Arbeiten erforderlichen Hülfsmittel nicht hinreichend bieten konnte, so brachte Huber von 1830 bis 1832 jedesmal die Sommerferien in Göttingen zu, wo ihm die reiche Universitätsbibliothek in gewohnter liberaler Weise zugänglich blieb, und wo er mit seiner Frau in dem Hause seines Onkels Heeren gastliche Aufnahme fand. Dadurch blieb er denn auch mit dem Göttinger Freundeskreise in reger Verbindung. Jene Gesellschaft der „Ungründlichen“ hatte zwar bei dem schnellen Wechsel der jüngeren Generation der Universitätslehrer im Laufe der Jahre viele von ihren ersten mit Huber befreundeten Mitgliedern verloren, wie sie sich auch äußerlich in die gesetztere „Latina“ verwandelt hatte, aber Otfried Müller hielt die alte Tradition aufrecht, und zu manchem der neuen Ankömmlinge, wie namentlich zu den beiden Grimms, zu Dahlmann, dem

Theologen Lücke u. A., trat Huber bald in ein freundliches Verhältniß. So wurde ihm das Universitätsleben und das Gelehrtenwesen trotz seiner Isolirung in Bremen nicht fremd.

Er ließ sich aber dadurch keineswegs die Freude an seinem Schulamte verderben, sondern lag ihm mit gewohnter Pflichttreue und zu allseitiger Befriedigung ob. Seit seiner definitiven Anstellung war ihm neben den verhältnißmäßig wenigen Unterrichtsstunden an der oberen Klasse der Handelsschule auch der englische Unterricht in der Prima der gelehrten Schule übertragen. Ueber die Art und Weise, wie er diesen betrieb, spricht er sich in der Vorrede zum Englischen Lesebuch aus, wo er darlegt, wie auf Gymnasien von dem Streben nach praktischer Fertigkeit im Sprechen und Schreiben der neueren Sprachen kein Erfolg erwartet werden könne, und wie es vielmehr darauf ankomme, in den Schülern ein Interesse an der Litteratur der wichtigen Culturvölker zu wecken und sie mit der nöthigen Fertigkeit auszurüsten, um selbständig weiter zu forschen; er wollte daher diesen Unterricht als Theil des historischen Unterrichts behandelt haben. Es entsprach auch seinen Wünschen, als ihm in den letzten Jahren seines Bremer Aufenthalts der gesammte Geschichtsunterricht in Prima übertragen wurde. Er gewann zu den Schülern derselben ein befriedigendes und förderndes Verhältniß, und bewahrte sein Leben lang eine freundliche Erinnerung an diese „Schulmeisterjahre". Allen Anzeichen nach haben sich auch die Schüler dem Eindruck seiner bedeutenden Persönlichkeit nicht entziehen können und ihm lange ein dankbares Andenken bewahrt.*)

Zu der Befriedigung, welche das Amt gewährte, kam das Glück des eigenen Herdes hinzu. Da Huber es von vornherein als eine Ehrenpflicht angesehen, mit dem eigenen Erwerb seinen Haushalt zu erhalten, und darum jeden Zuschuß des Schwieger-

*) Es ist uns gütigst aus Bremen als Beitrag zu diesem Buche eine Stelle aus dem Protokolle eines dort bestehenden „Primavereins" mitgetheilt, wonach der Präsident dieses Schülervereins einige Monate nach Huber's Abgang von Bremen die neu eintretenden Mitglieder des Vereins mit den Worten begrüßte: „Laßt uns gute Deutsche sein, so sprach der am innigsten von Allen geliebte Lehrer, Doctor Huber, als er uns verließ".

vaters abgelehnt hatte, so war es zwar ein äußerlich knappes und bescheidenes Leben, was das junge Paar in der reichen Handelsstadt führen mußte; aber es war doch eine so fröhliche und zufriedene Zeit, wie sie Huber in seinem ganzen Leben kaum wieder gekannt hat. Einige jüngere Freunde Huber's, namentlich Dr. jur. Focke und der Arzt Dr. Hirschfeld, waren häufige Gäste, und als sie sich bald auch verheiratheten, kamen die drei jungen Paare regelmäßig zu allerlei ernster und heiterer Lectüre und Musik zusammen, bis die Glocke den nahen nächtlichen Schluß des Stadtthores meldete, und dann die Gäste schleunigst aus dem in der Vorstadt belegenen Huber'schen Hause fortstürmten, um das hohe Sperrgeld zu sparen, was die Verspäteten beim Eintritt in die Stadt zu zahlen hatten.

Als nunmehriger Angehöriger einer großen Bremer Familie konnte Huber sich der ausgedehnten Familiengeselligkeit nicht ganz entziehen, wenngleich das junge Paar nach Bremer Sitte in den ersten Jahren des Hausstandes seinerseits von jeder Bewirthung von Gesellschaften dispensirt war. So drückend eine regelmäßige Geselligkeit für Huber's ganze Art sein konnte, so wurde sie ihm doch durch den gerade in dieser Familie herrschenden Geist sehr erleichtert. Die Großmutter seiner Frau, eine geborene Kotzebue und Verwandte des Märchenerzählers Musäus, ein Pathenkind der Herzogin Amalie von Weimar, hatte ihre Jugend in der classischen Zeit Weimars in der besten dortigen Gesellschaft verlebt und hatte die dort empfangenen Eindrücke treu bewahrt sie war jetzt in dem ganzen Kreise hoch verehrt. Huber's Schwiegervater, zu dem er in ein immer herzlicheres Verhältniß getreten war, war ein gründlicher Kunstkenner und Sammler, zumal von alten Radirungen und Holzschnitten. Dessen Schwager, Senator Fritz Gildemeister, war in Geschichte, Politik und Litteratur wohlbewandert und vielfach in diplomatischen Geschäften thätig gewesen. Pastor Pauli war in diesen Familienkreisen ein oft und gern gesehener Gast, und auch an anderen belebenden Kräften fehlte es dieser Geselligkeit nicht. Hin und wieder wurde Huber auch durch Besuch von Fremden erfreut. So suchte ihn zweimal Wilhelm v. Humboldt, der langjährige Freund seiner

Mutter, bei einer Durchreise in ein Seebad auf. In der Begleitung des Kronprinzen von Bayern erschien der alte Augsburger Bekannte, Graf Fugger. Heerens kamen von Göttingen, Ebers von Rostock; Adele Blumenbach weilte zu einem längeren Besuche in Huber's Hause.

Dem bürgerlichen Leben Bremens wußte Huber damals nicht viel erfreuliche Seiten abzugewinnen. In einem Brief an seinen Freund Albrecht in Idstein (bei Wiesbaden) — dem einzigen Brief Huber's, den wir aus der späteren Bremer Zeit haben auffinden können, — schreibt er (15. 4. 1832): „Ich fühle mich in unserem Häuschen um so klarer glücklich, je mehr mich Alles, was außen herum vorgeht, ergrimmt und anekelt. Das Endchen Politik, was uns hier zunächst umgiebt, ist im Ganzen eine Probe und Mikrokosmus des Uebrigen. Die Regierenden sperren sich möglichst, das zu thun, was doch geschehen muß, und was sie allein recht thun können; sie geben dadurch der Opposition, die meint, sie allein sei der wahre Jacob, nur zu viel Vorwand. Bei ein wenig Energie und Geschick könnten die Regierenden die wahre öffentliche Meinung leicht für sich haben; statt dessen machen sie dieselbe irre und lassen einer falschen, usurpirten öffentlichen Meinung das beste Spiel. Kurz ich fange an, zu zweifeln, daß uns irgendwo die traurigen Experimente der armen Franzosen erspart werden. Auch bei uns wird es der Erfahrung bedürfen, um diesen Herren zu beweisen, daß sie nicht die rechten sind. Und dann? — das ist Gottes Sache. Was ich dabei thue? Möglichst derb aller Welt, links und rechts die Wahrheit sagen und dem juste milieu vor Allem. Wie wir aber aus diesem falschen Cirkel von Liberalismus und Antiliberalismus, worin wir und die ganze Welt sich herumtreiben, erlöst werden sollen, sehe ich freilich nicht ein. Doch basta!"

Nichtsdestoweniger wuchs Huber in diesen Jahren mehr und mehr mit Bremen zusammen, und eben weil er bis dahin nirgends gewurzelt, und weil er hier zuerst ein Heimathsgefühl gewonnen hatte, so dachte er auch später, als er Bremen schon lange wieder verlassen hatte, dorthin wie an eine Heimath zurück und verfolgte

alle Entwicklungen der Bremer Zustände mit lebhaftem und herzlichem Interesse.

Als ein wichtiges Erlebniß Huber's während seines Bremer Aufenthalts müssen wir noch den Tod seiner rechten Schwester, Louise v. Herder, registriren, die im Mai 1831 in Augsburg kurz nach der Geburt einer Tochter starb. Im Sommer zuvor war sie mit ihrem Gemahl nach Göttingen gekommen, um dort mit ihrem Bruder zusammen zu treffen, und um dessen Frau persönlich kennen zu lernen; es waren sehr glückliche Tage gewesen, in denen sie sich der Gemeinsamkeit noch einmal recht bewußt geworden waren und durch offenes Aussprechen Alles, was als Schatten zwischen sie hätte treten können, beseitigt hatten. Daß gerade in diese Tage die ersten Nachrichten von der französischen Julirevolution gefallen waren, hatte die Freude nur steigern können, und durch das Bewußtsein, in Beurtheilung der politischen Lage übereinzustimmen, fühlten sie sich nur inniger verbunden. Um so schmerzhafter war daher das baldige Ende der geliebten Schwester.

So manches Erfreuliche in den Bremer Verhältnissen für Huber lag, so entsprachen sie doch nicht dem Bilde, welches er sich für sein Leben gemacht hatte, und er fühlte manche Kraft in sich brach liegen. Als er sich zu dem Beruf eines Gelehrten entschlossen hatte, war ihm als Ziel die Stellung eines Universitätslehrers vor Augen gewesen, und er hatte das Bremer Lehramt nur als eine dorthin führende Zwischenstation angesehen. Als ihm Anerbietungen kamen, welche ihn in eine andere Bahn führen sollten, hatte er keine Freudigkeit gewinnen können, sie anzunehmen. So hatte er die Berufung als Redacteur der hannöverschen Zeitung abgelehnt, und den Aussichten, welche sich auf die Berufung als Oberbibliothekar einer größeren Bibliothek boten, war er nicht nachgegangen. Als ihm dagegen gegen das Ende des Jahres 1832 eine Berufung zu einer ordentlichen Universitätsprofessur zuging, glaubte er Folge leisten zu müssen.

Die Dotation der ihm angebotenen Stelle eines Professors der neueren Geschichte und der abendländischen Sprachen war freilich keine glänzende, und es war eine der kleinsten und ab-

gelegensten Universitäten, welche ihn zu gewinnen begehrte, nämlich Rostock. Als Huber sich zwischen Weihnachten und Neujahr 1833 dorthin begab, um sich zunächst an Ort und Stelle über die Sachlage zu orientiren und eine Wohnung zu miethen, hatte er nicht nur mit ernster Gefahr die halbgefrorene Elbe bei Hamburg zu passiren, sondern die weitere Reise auf den unergründlichen, gänzlich unchaussirten Wegen in den damaligen gar unbequemen Mecklenburger Postwagen gab ihm das deutlichste Bild davon, wie fortan jeder persönliche Verkehr mit der übrigen Welt nur noch mit großen Mühen und Opfern zu erkaufen sein werde. Und aus einem im Postwagen geführten Gespräch konnte er schon im Voraus entnehmen, wie gering der Glanz war, den die Universität, selbst in nächster Nähe, um sich verbreitete. Denn als er einem freundlichen Mitreisenden während des Tage langen Zusammenseins auf Befragen den Zweck seiner Winterreise mitgetheilt hatte, erhielt er die verwunderte Antwort, ob da wohl nicht ein Irrthum oder gar eine absichtliche Mystification zu Grunde liege. Er, der Mitreisende, kenne Rostock ganz gut und habe sich noch kürzlich dort aufgehalten, habe aber dort noch nie von einem solchen Ding, von einer Universität gehört. So etwas gebe es dort nicht. Huber mochte vergeblich von dem ehrwürdigen Alter der dortigen alma mater erzählen — der Reisegefährte blieb bei dem Argwohn, wenn ihm das Alles nur nicht von falschen Freunden aufgebunden sei.

Zu Ostern 1833 ward der Umzug nach Rostock bewirkt. Bei dem Abschied von Bremen konnte Huber erkennen, wie viel Wohlwollen und Anhänglichkeit er dort gewonnen habe. Es war der befriedigende und wohlthuende Abschluß einer glücklichen Zeit. Seine Schüler schenkten ihm den damals noch selteneren Ehrenbecher, und als er die Stadt verlassen hatte, erwartete ihn vor dem Thore die Prima, um dem geliebten Lehrer noch zu Pferde eine Strecke Weges das Geleit zu geben.

Mecklenburg bot für Huber gar mancherlei, was ihm anziehend und sympathisch war.

Es ist — und war es damals noch mehr — ein Land durchaus eigener Art, gleichsam ein Charakterkopf unter den deutschen

Kleinſtaaten mit ſcharf geſchnittenen Zügen, ein vereinz
Stück aus einer andern Zeit und von einer andern Art, wie
übrigen Länder. Die alte ſtändiſche Verfaſſung hatte die
fahren glücklich überſtanden, welche ihr in der Rheinbund
aus den neuen Theorieen von der Machtfülle der ſouverain
wordenen Fürſten erwachſen waren; unangefochten und in v
Lebenskraft ſtand ſie damals da und hielt manche von den Bä
überkommene Zuſtände aufrecht, die anderswo der Zweckmäßi
oder dem Verlangen nach Uniformität gefallen waren. An
ſpielen polizeilicher Bedrückung fehlte es freilich auch dort ni
aber ſie erſchienen zu ſehr als vereinzelte Vorkommniſſe, als
ſie dem geſammten Leben ihren Stempel hätten aufdrücken kön
und im Großen und Ganzen war dem Individuum mehr R
zur freien Entfaltung und Bewegung gelaſſen, als anderw
und „Leben und Lebenlaſſen" war der Wahlſpruch, der ſich übe
bethätigte.

In dem nur loſe gefügten Staat Mecklenburg war
Stadt Roſtock mit ihrem Gebiet ein bevorrechtetes, faſt un
hängiges Glied, recht eigentlich ein Staat im Staate
charakteriſtiſchen Rechten und Sitten, die zum Theil ein tre
Spiegelbild alter Tage waren und für Jeden, der ſie mit hi
riſchem Sinn anſchaute, eine reiche Fundgrube für die Kenn
der deutſchen Vergangenheit ſein konnten. Und innerhalb
Stadt Roſtock bildete wiederum die Univerſität einen klei
Staat für ſich, der zwar unter dem Patronat des Großher
ſtand, aber damals nicht nur ſeine eigene Gerichtsbarkeit, ſont
auch noch ſeine corporative, ſelbſtändige Verwaltung hatte
wenigſtens den Stadtbehörden gegenüber als unabhängige K
Macht auftrat. Es konnte nicht ausbleiben, daß die verſchiede
Elemente mit einander in Reibung geriethen, und daß ſich dar
eine Art von politiſchem Leben entwickelte. War es auch
ein ſpießbürgerlich beſchränktes und enges, ſo war es für Hub
Art doch anziehender, als der anderswo herrſchende aufgekl
Kosmopolitismus, der von der Polizei und nur von ihr
Regelung des ganzen öffentlichen Lebens erwartete.

Auf der andern Seite laſtete aber damals der Mangel

allem geiſtigen Leben gar ſchwer auf Mecklenburg. So ſtolz es darauf ſein konnte, die Rechtscontinuität in ſeinen öffentlichen Einrichtungen bewahrt zu haben, ſo ſehr litt es darunter, daß es nur ein kleines Land war, welches dieſe durchaus beſondere Stellung einnahm, daß ſomit ſeinem iſolirten Staatsleben der großartige Schwung und der Druck einer kräftigen öffentlichen Meinung fehlte, wie es gerade bei einer ſolchen Verfaſſung als heilſames Gegengewicht gegen die einſeitige Pflege der Sonderintereſſen und gegen die Ausnutzung der politiſchen Rechte durch kleinliche Selbſtſucht wünſchenswerth war. Das Bewußtſein des weiten Umfangs ihrer Rechte war bei allen Betheiligten viel verbreiteter, als das Bewußtſein der an dieſe Rechte geknüpften Pflichten. Dazu hatte in religiöſen Dingen der platteſte Rationalismus eine faſt unbeſchränkte Macht gewonnen; er beherrſchte mit wenigen Ausnahmen alle Kanzeln ebenſo, wie die Lehrſtühle der Roſtocker theologiſchen Facultät. Die alte Sitte führte die Gemeindeglieder noch in die Kirchen und zum Tiſch des Herrn, aber ſelbſt hier zeigte ſich viele Stumpfheit, ja ſelbſt Rohheit. Nur hier und da waren von alter Zeit her vereinzelte kleine Häuflein von „Stillen im Lande" geblieben, welche das alte Glaubenslicht treu bewahrten und die engſte Gemeinſchaft unter einander pflegten; aber ſie wurden als Sonderlinge gemieden oder gar verſpottet.

Seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre hatte das auswärts erwachende religiöſe Leben begonnen, auch nach Mecklenburg hin ſeinen Einfluß zu üben. Was insbeſondere Roſtock betrifft, ſo waren es hier namentlich einzelne neu berufene Profeſſoren, ſowie einzelne Mitglieder der dortigen Juſtizkanzlei (des Obergerichts), welche ſich offen als gläubige Chriſten bekannten und die Gemeinſchaft mit jenen Stillen im Lande nicht ſcheuten. Einzelne Gutsbeſitzer, Offiziere u. A. ſchloſſen ſich ihnen an, und ſpäter traten auch jüngere Theologen hinzu, die auswärts das Glaubenslicht gefunden hatten und als Hauslehrer in Roſtock oder in der Umgegend weilten. Man unternahm hier und da Miſſionsſtunden zu halten, Schulen einzurichten, Tractate und Bibeln zu colportiren u. dergl.

Mit um so größerer Heftigkeit wandte sich aber dann d öffentliche Meinung gegen diese Bestrebungen; Rationalismus Rohheit und Aberglauben verbündeten sich gegen die „Pietisten — so nannte man Alle, die sich irgendwie offen zum Glaub der Christen bekannten, — und es gab fast keine Albernheit, d man ihnen nicht nachsagte oder zutraute. Selbst von sogenannt gebildeten Leuten konnte man hören, daß jedes Glied dieser a geblich geheimen Gesellschaft erst nach Verschlucken einer lebendig Kröte in dieselbe aufgenommen sei, und ähnlichen Unsinn. Ei von „Mamsell" — so wurde dort noch jede unverheirath bürgerliche Dame genannt — Friederike Drümmer in Rost gegründete Erziehungsanstalt für junge Mädchen, welche von d christlichen Kreise sehr hoch geschätzt wurde, hatte vorzugswe unter diesen Angriffen zu leiden, und eben deshalb war d Freundeskreis wieder sehr thätig, um die Anstalt aufrecht zu e halten. Und wie es denn zu geschehen pflegt, so riefen die for währenden Angriffe auf die Pietisten unter ihnen auch wied Schärfen und Härten hervor, vor denen dieselben Leute in a deren Zeiten voraussichtlich bewahrt worden wären. Waren d doch auch erst durch schwere innere Kämpfe auf den Weg gelan den sie jetzt wandelten, so daß die Erregung des Kampfes no in ihnen nachzitterte, und waren sie doch nicht in der La an den Ordnungen der Kirche und an ihren Organen einen fest Halt zu finden, so lange die berufenen Diener der Kirche die bi tersten Gegner derer waren, welche dem Rationalismus entgeg zu treten wagten. Da fehlte es denn auch innerhalb der chri lichen Kreise nicht an Spaltungen und Parteiungen, zumal als v Hamburg aus eine wiedertäuferische Secte ihre Netze ausstell

Solcher Gestalt war das Leben, in welches Huber eintret sollte. Schon von der Studentenzeit und von seinem späte Aufenthalt in Göttingen her war er mit seinen jetzigen Colleg Elvers und Spitta befreundet, die beide Genossen der Götting „Ungründlichen" gewesen waren, und durch deren Bemühung seine Berufung nach Rostock erfolgt war. Durch sie trat er al bald einem Kreise gläubiger Christen nahe, der ihm mit Interes und Verständniß für alles das, was ihn bewegte, entgegen kam. –

Dem eigentlichen Conventikelwesen, welches sich mit diesem Kreise in einzelnen Punkten berührte, blieb Huber aber durchaus fern; jene pietistische Art, die innersten Herzenserfahrungen stets im Munde zu führen, die dort herrschende Enge der Anschauungen, die dadurch hervorgerufene Neigung zum Richten und Vermtheilen Anderer — das Alles widerstrebte ihm so sehr, daß er, um nicht Aergerniß zu nehmen, sich lieber entfernt hielt, obwohl er die Berechtigung und den Werth der Bestrebungen nicht verkannte. Wo es aber galt, mit der That den Freunden beizustehen und für sie öffentlich einzutreten, da fehlte er nicht. An dem Drümmer'schen Institut, von dessen Werth er sich bald überzeugte, übernahm er selbst einzelne Unterrichtszweige. Er sprach und schrieb gegen die Gewaltmaßregeln, mit denen man die Unternehmungen seiner Freunde hemmen oder unterdrücken wollte, und trug dazu bei, durch eigene Arbeit und durch Fürsprache bei vermögenden auswärtigen Bekannten die Geldmittel für die begonnenen Schulen herbeizuschaffen. Auch als Berather, Vermittler und Mahner war er dem Kreise von großen Werth; gar mancher Streit wurde von ihm geschlichtet, manche Excentrität durch ihn gemildert. Und als er die socialen Nothstände erst näher kennen gelernt hatte, da legte er auch selbständig Hand an's Werk, wie denn die erste Kleinkinderbewahranstalt in Rostock aus seiner Initiative hervorging.

Diese thätige Theilnahme an den Verhältnissen der neuen Umgebung war der beste Weg, um dort heimisch zu werden, und ohnehin begehrte auch sein Herz darnach, bald möglich wieder ein festes Heimathsgefühl zu gewinnen. Schon nach Jahresfrist hatte er mit Hülfe des Schwiegervaters ein eigenes Haus in Rostock (in der kleinen Mönchenstraße) erworben, und er deutet in seinen Briefen aus jener Zeit an, wie dieser Besitz auch beitragen müsse, ihn hier fester wurzeln zu lassen und dem unbestimmten Sehnen in's Weite vorzubeugen. Dazu sollte ihm auch das Studium der mecklenburgischen Geschichte dienen, womit er sich alsbald gründlich zu beschäftigen begann. Später schreibt er (15. 2. 1835): „Ich sitze jetzt mitten in den Quellensammlungen der deutschen und nordischen Geschichte. Mein nächster Zweck ist

zwar mecklenburgiſche Geſchichte, — aber ſie iſt doch nur d
Mittelpunkt und die Veranlaſſung dieſer Arbeiten, und ich ha
erkannt, daß ich mich auch mit dieſen Dingen gründlicher, als i
bisher irgend gekonnt habe, beſchäftigen muß". In einem ande
Brief (29. 7. 1835) heißt es: „Die slavica nehmen mich je
ſehr in Anſpruch. Nachdem ich die mecklenburgiſche Geſchich
einigermaßen bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts perluſtri
und eine Zeit lang gemeint habe, ich könnte die älteſten Zeite
die slavica, deren Dunkelheit mir faſt unüberwindlich ſchie
auf ſich beruhen laſſen, bin ich doch wieder darauf zurückgekomme
weil ich es nicht ertragen konnte, immer wieder Beziehungen a
das ſogenannte Slaviſche zu finden, ohne irgendwo eine befri
digende Definition und Charakteriſirung deſſelben zu erhalte
So habe ich denn angefangen, von den älteſten Nachrichten
Alles zu ſammeln, was ich in den Quellen ſelbſt über Slav
(beſonders nordöſtliche) finden kann, — namentlich in Beziehu
auf Sitten, Verfaſſung und Religion, wobei die äußere Geſchich
nicht ganz wegfallen kann".

Von dem gleichen Beſtreben war auch ein litterariſch
Unternehmen getragen, welches Huber im zweiten Jahr ſein
Roſtocker Aufenthalts in's Leben rief. Um nämlich die Mitt
für einzelne Wohlthätigkeitsanſtalten, namentlich für die von ih
gegründete Kleinkinderbewahranſtalt, zu erhalten, unternahm
1834 die Herausgabe einer in vierzehntägigen Zwiſchenräum
erſcheinenden Zeitſchrift „Mecklenburgiſche Blätter", d
in gemeinfaßlicher Weiſe Geſchichte, Litteratur, Kunſt, Völke
kunde und Politik behandeln, aber dabei locale Geſichtspunk
vorherrſchend feſthalten ſollte. In dem Vorwort hob er d
Werth alles Localen, Speciellen, Naheliegenden im Gegenſ
zum Vagen und Allgemeinen hervor und forderte deshalb d
den Mitarbeitern die Verwerthung des reichen und mannigfaltig
Stoffs, welchen die Vergangenheit Mecklenburgs biete; er woll
Kunde bringen von den vaterländiſchen localen Alterthümern, d
Volksſagen, Volksliedern und Volksſitten, und dadurch den Gei
das Intereſſe der Localitäten beleben und feſthalten.

Der Erfolg entſprach freilich durchaus nicht ſeiner A

kündigung und seinen eigenen Erwartungen. Pecuniär erwies sich das Unternehmen günstig genug, da es im ersten Semester einen Reinertrag von 210 Thlr. für die wohlthätigen Zwecke abwarf; aber die Mitarbeiter, auf welche Huber nach den ihm gemachten Zusagen in Betreff der Localgeschichte und Topographie gerechnet hatte, blieben fast gänzlich aus, so daß er genöthigt war, das Blatt meistens mit eigenen Arbeiten zu füllen, die der Natur der Sache nach gerade den von ihm gewünschten Localcharakter nicht an sich tragen konnten. Von größeren Aufsätzen, die von Huber's Feder sich in diesem Blatt finden, registriren wir: „Das junge Teutschland und das alte Mecklenburg" (in Anknüpfung an L. Wienbarg's ästhetische Feldzüge), — „Blicke auf die englischen Universitäten", — „Für und wider die plattteutsche Sprache", — ‚Reinhard Fuchs von Jacob Grimm," — „Zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs", — „Worte eines Gläubigen aus Teutschland" (Besprechung einer politischen Denkschrift von W. v. Haxthausen), — „Ueber die Verwahrlosung und Rettung der Kinder zunächst in Beziehung auf die Rettungsanstalt in Hamm bei Hamburg". Außerdem tragen das Zeichen V. A. H. viele kürzere Notizen, namentlich Anekdoten, wie denn auch darin eine ergötzliche Sammlung von Marginalentscheidungen Friedrichs des Großen mitgetheilt ist.

Nach Jahresfrist ging das Blatt wieder ein, hauptsächlich in Folge der Schwierigkeiten, welche die Censur erhob. Er beschwert sich in dem Blatt bitterlich über die überhandnehmenden Beschränkungen der Oeffentlichkeit, welche jeden Versuch unmöglich machten, eine wahrhaft vaterländische öffentliche Meinung zu befördern, und der Erstarrung entgegen zu wirken, welche von der einen Seite, und der Auflösung, welche von der andern Seite drohe. Er klagt ein andermal darüber, daß es ihm unmöglich gemacht sei, die in Betreff des Volksunterrichts in Rostock herrschenden Zustände zu besprechen. In dem Schlußwort sagt er, daß äußerer Zwang und ein Gefühl herzlichen Ekels ihm den Mund darüber verschlösse, welchen Schwierigkeiten und Hindernissen sein Unternehmen endlich unterlegen sei. Ihm habe die erforderliche Lebensluft gefehlt.

Die damals in Huber lebenden politiſchen Anſchauungen und Urtheile, welche uns in den oben genannten Aufſätzen vereinzelt entgegentreten, finden ſich ausgeführter und vollſtändiger in einer Brochüre, welche Huber 1834 im Verlage von Hoffmann und Campe in Hamburg unter dem allerdings gar ungefügigen Titel „Einige Zweifel und Bemerkungen gegen einige Anſichten über die teutſchen Univerſitäten, deren Verfall und Reform“ (130 S.) erſcheinen ließ. Die nächſte Veranlaſſung dieſer Schrift waren die Verhandlungen, welche damals unter den deutſchen Regierungen in Betreff der demagogiſchen Umtriebe und der dagegen zu treffenden Maßregeln geführt wurden, und welche ſich auf den in Wien gehaltenen Miniſterialconferenzen hauptſächlich gegen die Freiheit der Univerſitäten richteten. Die Heißſporne der Diplomaten wollten nicht nur — ſo verlautete im Publikum — das ſtudentiſche Verbindungsweſen ausgerottet und ſtaatsgefährliche Lehrer entfernt haben, ſondern auch die ganze Unterrichtsweiſe ſo reglementirt und eingeengt haben, daß nur die vom Staate approbirten wiſſenſchaftlichen Sätze gelehrt werden dürften und ſo jedem Mißbrauch des Unterrichts vorgebeugt ſei. Gegen dieſe Anſichten zog Huber mit ſcharfer Waffe zu Felde. Schon das Wort Luther's, welches der kleinen Schrift als Motto vorgedruckt iſt, giebt die Richtung derſelben an. Es lautet: „Derohalben müſſen wir uns wohl vorſehen, denn der Teufel verſuchet uns auf's allerliſtigſte und ſpitzigſte, und müſſen nicht alsbald zufahren, wenn ein Mißbrauch um's Ding iſt, daß wir daſſelbige Ding umreißen oder zunichte machen wollen. Denn wenn wir wollten Alles verwerfen, das man mißbrauchet, was würden wir vor ein Spiel zurichten?“ Huber ging keineswegs darauf aus, die vorgekommenen Unordnungen und Verbrechen, wie ſie in dem Attentat auf die Frankfurter Garniſon (3. April 1833) gipfelten, in Abrede zu ſtellen oder ſie beſchönigen zu wollen; im Gegentheil er forderte für die wirklich Schuldigen ſtrenge und ſchnelle Strafen. Aber er geißelte die unſelige Sucht, den alleräußerſten Wurzelausläufern jener Verirrungen nachſpüren zu wollen, wie ſie in den damaligen demagogiſchen Unterſuchungen zu Tage trat, und er kämpfte leb-

haft dagegen, daß man auf einzelne Vorkommniſſe ein Verdammungsurtheil über unſer ganzes Univerſitätsweſen baue. Er legte dar, wie die ſtudentiſchen Verbindungen aus dem berechtigten Triebe der Organiſation hervorgingen, den jede größere Anzahl von Menſchen haben müſſe, wenn ſie nicht in Barbarei verſinken ſolle, und wie der Verſuch, ſie ganz auszurotten, nur dahin führen würde, daß ſie die Verborgenheit ſuchen müßten und alſo jeder heilſamen Einwirkung der Obrigkeit entzogen ſeien und nun erſt gefährlich würden. Vor Allem war es ihm aber darum zu thun, die Univerſitäten nicht zu bloßen Staatsanſtalten mit dem einzigen Zweck, künftige Staatsdiener abzurichten, herabgedrückt zu ſehen; er zeigte an der Hand der Geſchichte, wohin es führe, wenn man das wiſſenſchaftliche Leben durch willkürliche Schranken zu lähmen oder gar zu ertödten unternehme und dadurch allen böſen Lüſten die Stätte bereite. Er legte dar, wie es vielmehr darauf ankomme, dem Univerſitätsleben einen reicheren Inhalt zu geben und es dadurch befriedigender und fördernder zu machen, als ihm durch Verbote die nothwendigen Elemente zu nehmen und es damit öde zu machen und jeder Verführung auszuſetzen. So forderte er denn auch, daß man die corporative Selbſtändigkeit der Univerſitäten nicht noch mehr beſchränke; vielmehr wollte er ſolche gepflegt haben und hoffte, daß ſich dann auch in den Profeſſorenkreiſen ein vermehrtes Bewußtſein der Verantwortlichkeit und dadurch eine ſorgfältigere und gerechtere Handhabung der Disciplin entwickeln werde.

Auf dieſem Wege kam er in der genannten Schrift dazu, ſich überhaupt über die Stellung der Staatsgewalt gegenüber den einzelnen Corporationen und Gemeinden auszuſprechen. Er führte dabei die ſchon früher von ihm angedeuteten Gedanken weiter aus, wonach der oberſten Gewalt im Staate Freiheit der Bewegung und die Macht, in letzter Inſtanz alle Conflicte durch ihren Ausſpruch entſcheiden zu können, zuſtehen müſſe, während er für das locale Leben eine reiche Ausgeſtaltung durch unabhängige und ſelbſtthätige Corporationen und durch ein reiches Maß von Freiheiten forderte. Er trat hier ſchon ganz beſtimmt als Gegner aller derer auf, welche meinten, den Staat dadurch ſichern zu

können, daß sie Garantieen gegen die Staatsgewalt nach constit tioneller Schablone aufrichteten und ein sogenanntes Gleichgewi unter den Gewalten herstellten. „Wir gestehen aufrichtig," s er S. 81, „daß wir dies als eine der größten und verderblichst Thorheiten und Selbsttäuschungen der Zeit ansehen, wodurch j haltbare Verständigung und Organisation unmöglich wird. W können uns eine ex potiore benannte Monarchie, eine Th kratie, eine Republik (Aristokratie, Demokratie) denken und sind alles dies in der Geschichte mit leidlicher Dauerhaftigkeit. W finden auch gelegentlich zwei oder mehr dieser Elemente glei zeitig neben einander; aber nur im Kampfe und im Uebergа zum entscheidenden Sieg des einen oder des andern; nimm mehr als möglicher Weise bleibenden, dauerhaften Zustand. D Geschichte kennt keine andere Garantie, als die Gnade Got und ihre eigenen warnenden Lehren, wenn sie verstanden u beachtet werden. So handelt es sich jetzt darum, ob wir M narchieen oder Republiken haben sollen. Weiß das monarchis Princip nicht noch zur rechten Zeit und entschieden den Sieg, Herrschaft zu behaupten, so wird die angebliche Gleichgewich periode uns über kurz oder lang der Republik zuführen. D damit etwas Wesentliches für die Freiheit gewonnen wer sollte, bezweifeln wir sehr."

Er führt weiter aus, wie es unmöglich sei, daß das ga geistige Leben der Nation dauernd in seiner Spitze, möge di monarchisch oder republikanisch sein, concentrirt werden kön In kritischen Momenten, wo die nationale Existenz bedroht da könne es geschehen, daß sich das höchste wie das gering Organ einer Nation zu gemeinsamer, bewußter Thatkraft v einige. In gewöhnlichen Zeiten führe aber eine solche Vera gemeinerung nur zum höchsten Grad der Individualisirung, selbstsüchtigsten Zersplitterung und Auflösung. Denn der Men sei nicht im Stande, sich auf die Länge und anders, als eben solchen kritischen Momenten, als Theil eines so großen Ganz zu fühlen, wie eine Nation sei, und von Millionen seien imm nur Wenige fähig, mit Verstand, Geist, Sachkenntniß und S sonnenheit des Staatsmanns die Bedürfnisse und Verhältni

der Nation zu übersehen. Solle daher nicht Alles in individueller Selbstsucht untergehen, so müsse sich Jeder für das gewöhnliche Leben als Theil eines organisirten Kreises fühlen, dessen Bedürfnisse und Verhältnisse er übersehen könne. Der Gesammtpatriotismus werde sich zu seiner Zeit nur um so kräftiger regen, je rühriger und kräftiger jener Corporationsgeist sich erhalte. Deshalb müßten die Regierungen davon abstehen, jeder kräftigen Entwicklung localer Organe als Beeinträchtigung ihrer eigenen schrankenlosen Thätigkeit zu widerstreben, und sie müßten ihre Aufgabe den Universitäten gegenüber nicht im Zerstören und Stören, nicht in überflüssiger, beständiger, furchtsamer, mißtrauischer, kleinlicher, pedantischer, wohl gar schuldbewußter Einmischung, sondern im Schaffen, Erhalten, Schirmen, Leiten und Antreiben suchen.

Heutigen Tages, da man von dem Werth und der Bedeutung des Selfgovernments in weiten Kreisen erfüllt ist, werden diese Auslassungen verständlicher sein und mehr Zustimmung finden, als in jenen Zeiten, in denen man in der Litteratur und im Leben nur die Gegensätze: Constitution oder Absolutismus, Freiheit oder strenges Polizeiregiment kannte und erörterte. Bald sollte Huber aber die litterarisch vertheidigten Gedanken auch in seiner amtlichen Thätigkeit vertreten und dadurch in eine schwierige Stellung versetzt werden.

Die Universität Rostock erfreute sich, wie gesagt, bis dahin einer großen corporativen Selbständigkeit, so daß ihr Vermögen durch ihre eigenen Organe nach den Beschlüssen der Gesammtheit der Professoren (des Conciliums) verwaltet wurde. Der Regierung hatte seither nur ein Recht der Visitation zugestanden, welches aber seit langen Jahren nicht geübt war. In Folge der Bundestagsbeschlüsse über die Universitäten war aber auch für Rostock ein ständiger Regierungscommissar ernannt worden, der als ein fremdartiges Element in den alten Universitätsorganismus nicht hineinpaßte und deshalb allerlei Reibung hervorrufen mußte. Mancher Mißbrauch mochte sich auch hier und da in die Universitätsverwaltung eingeschlichen haben, und der Regierungsbevollmächtigte fühlte sich durch die corporative Verwaltung in den

verſchiedenen Unternehmungen behindert, welche er zur Hebung der Univerſität und, wie er meinte, zu deren wahrem Beſten geplant hatte. So erfolgten denn auf ſeine Veranlaſſung durch Anordnungen der Regierung allerlei Eingriffe in die Verwaltung der Univerſität, wie z. B. ohne Vorwiſſen des Conciliums plötzlich auf einem Grundſtück der Univerſität und auf deren Koſten der Bau eines chemiſchen Laboratoriums unternommen wurde. Das führte zu lebhaften Remonſtrationen, die aber keinen Erfolg hatten; vielmehr entzog eine großherzogliche Verordnung vom 17. Juni 1834 der Univerſität die Adminiſtration ihres Vermögens und unterſtellte ſie einer unter dem Vorſitz des Regierungsbevollmächtigten zu bildenden beſondern Commiſſion.

In den Kreiſen der Univerſität ſah man dieſes Vorgehen der Regierung als eine ſchwere Rechtsverletzung an und erhob einmüthig Proteſt. In einer an den Großherzog gerichteten Eingabe von Rector und Concilium vom 18. Auguſt 1834, an welcher auch Huber's Feder mitgearbeitet haben mochte, heißt es z. B.: „Der Weisheit Ew. Königl. Hoheit wird es nicht verborgen bleiben, daß diejenigen, welche aus dem abſtracten Begriff der landesherrlichen Machtvollkommenheit Alles abzuleiten ſich getrauen, mit denen, welche in gleicher Weiſe den leeren Begriff der Volksſouveränität erheben, in eine Klaſſe der Revolutionäre gehören und nicht nur gleich dieſen die hergebrachten Rechtszuſtände durch Mißbrauch obrigkeitlicher Gewalt zertrümmern, ſondern auch das ſchönſte Palladium unſerer erlauchten Fürſten gegen die Umtriebe verblendeter Factionen zerſtören, nämlich den tief und unerſchütterlich in unſerem Volke wurzelnden Gedanken, daß ein wohlerworbenes Recht, eine althergebrachte Verfaſſung nie und nimmermehr angetaſtet werden dürfe. Ew. Königliche Hoheit werden ebenfalls ohne unſere ſubmiſſeſte Bemerkung in Allerhöchſter Weisheit erkannt haben, daß einmal auf dieſe Bahn der Neuerer eingelenkt, kein Einhalten mehr iſt, indem dieſelbe Neuerungsſucht tauſend Gelegenheit finden wird, dem Schein des Beſſeren das reell ſeit Jahrhunderten Beſtehende und tief im Leben des Volks und des ganzen geſellſchaftlichen Zuſtandes Wurzelnde aufzuopfern. Daher wird es auch Ew. Königliche

hoheit nicht befremden, wenn viele der angesehensten Männer es Landes als getreue Anhänger Ew. Königlichen Hoheit und r Landesverfassung mit uns vertrauungsvoll der endlichen Entließung Ew. Königlichen Hoheit entgegensehen, indem sie mit s besorgt fragen, ob wirklich eine altehrwürdige Corporation s Landes und eine vierhundertjährige Rechtsverfassung einer odernen Theorie aufgeopfert werden soll, ob etwa eine neue dnung der Dinge im Lande eintreten und bei der Landesiversität anheben soll? Getrost rufen wir uns selbst und ihnen n Nein zu; denn Ew. Königliche Hoheit werden in Allerhster Weisheit gar bald erkennen, daß von einer heilsamen eform nur dann die Rede sein kann, wenn dieselbe auf verssungsmäßigem Wege mit Zustimmung der Betheiligten ausführt wird".

Aber die von der Universität eingeschlagenen Schritte erwiesen sich im Wesentlichen als resultatlos; denn in den Regierungskreisen war damals der Wunsch erwacht, die mecklenburger Zustände denen der Nachbarländer näher zu bringen und n mehr centralisirtes Staatswesen herzustellen. Für die politische Theorie, welche in den Eingaben der Universität dargelegt rde, hatte man keinen Sinn und kaum Verständniß. Ward ch einer Universitätsdeputation, welche den damals hochbetagten roßherzog Friedrich Franz in herkömmlicher Weise bei seiner hrlich wiederkehrenden Ankunft in dem nahen Seebade Dobberan grüßte, ein lebhafter Ausspruch des Tadels zu Theil, weil die rofessoren sich herausgenommen hätten, zu erklären, sie wollten ine Staatsbürger mehr sein, — so daß die Mitglieder der eputation sich erstaunt ansahen, bis sie sich erinnerten, daß im ufe der Verhandlungen von ihrer Seite behauptet sei, die Proforen seien keine Staatsdiener, sondern Glieder einer selbndigen Corporation.

Huber hatte in diesem Streit mit ganzem Herzen auf Seite iner Collegen gestanden, obwohl er zu dem Regierungsbevollchtigten, Herrn v. Both, eine persönlich freundschaftliche ellung gewonnen hatte und davon überzeugt war, daß derlbe das Beste der Universität wirklich im Auge habe, und ob-

wohl er ſich nicht verhehlte, daß auf Seiten der Univerſität ſeither Manches bei Uebung ihres Verwaltungsrechts verſäumt ſei, und daß dort oft genug Ungeſchick und Unbehülflichkeit geherrſcht habe. Wie tief er aber von dem ungünſtigen Ausgang der Sache verletzt war, zeigt mancher damals an ſeinen Schwiegervater gerichtete Brief. So ſchrieb er (15. 2. 1835): „Eine ärgere Gleichgültigkeit gegen vaterländiſche Geſchichte, wie hier zu Lande, iſt kaum möglich. Und die Univerſität trägt einen guten Theil der Schuld. Freilich kann man aber jetzt wohl fragen: woher ſoll uns die Luſt und die Möglichkeit kommen, einen echt mecklenburgiſchen, auf Kenntniß der Geſchichte und des Rechts gegründeten Geiſt zu pflegen, wenn man in uns das Lebensprincip, auf welchem die ganze Entwicklungsgeſchichte des Landes beruht, in einer ſo ſchmählichen Weiſe verletzt hat? Ich, meines Orts, geſtehe, daß, da fortan nur von Convenienz, von Willkür und dem leidigen allgemeinen guten Willen Einzelner oder eines Einzelnen die Rede iſt, mein Intereſſe für die Univerſität als ſolche todt iſt. Wenn die Sache als Ganzes entſchieden, das Spiel verloren iſt, ſo ſcheint es mir kindiſch und unwürdig, noch um untergeordneter Details willen zu — krakehlen, Unrecht ſogar, ein neues Syſtem, was man nicht mehr abwenden kann, und was am Ende auch ſeine guten Seiten hat, wenn es ſich normal entwickeln kann, durch hoffnungsloſen Widerſpruch zu ſtören oder zu erſchweren. Alſo — ich habe factiſch meine Demiſſion genommen in Allem, was nicht meine Thätigkeit als Docent betrifft — und daß die nicht in den Himmel wachſe, dafür iſt geſorgt. Nur muß man nicht von mir verlangen, daß ich um ſelbſt an dieſer neuen Herrlichkeit thätig Theil nehme. Ich habe wenigſtens das im Leben gelernt, daß es keine unentbehrlichen Menſchen giebt, auch nicht im beſchränkteſten Kreiſe, — da koſtet es meiner Eitelkeit nicht einmal ein großes Opfer, zu ſagen, ihr werdet ohne mich fertig werden können, erlaubt, daß ich mein Rechtsgefühl rein erhalte".

Der Ausgang dieſer Streitigkeiten trug weſentlich dazu bei, ihm den ferneren Aufenthalt in Roſtock zu verleiden und ihn,

ie wir ſehen werden, zur Annahme einer Berufung zu beſtimmen, ie er nicht lange vorher abgelehnt hatte. Dazu trug aber auch ie damalige geringe Frequenz der Univerſität bei, welche die elegenheit zur Ausübung des Lehramts immer mehr beſchränkte. chon bald nach ſeiner Ankunft berichtete er dem Schwieger- ter (13. 5. 1833), die Zahl aller Studirenden Roſtocks be- ge im laufenden Semeſter nur 50 bis 60; geſchichtliche und terariſche Studien ſeien ſeither ſo vernachläſſigt worden, daß s Intereſſe dafür geradezu erſt geſchaffen werden müſſe. „Den- ch," ſchreibt er, „haben ſich zur Litteraturgeſchichte fünf ge- eldet, — gerade dafür mehr als ich erwartete. Ich ſitze jetzt itten in der altteutſchen Poeſie, und wir wollen ſehen, ob die ngens Feuer fangen oder durch und durch naſſes Stroh ſind. ein Publikum über den ſpaniſchen Freiheitskrieg iſt faſt brillant nennen, da ich außer einigen zwanzig Studenten zwei Pro- ſoren, einen Juſtizrath und ſogar den Regierungsbevollmäch- ten vor mir ſitzen habe".

Im zweiten Semeſter ſchrieb er (13. 12. 1833): „Unſer niverſitätsleben geht ſeinen ſchläfrigen Gang. Mein Publikum er altteutſche Poeſie hat indeſſen mehr Intereſſe gefunden, als erwartete, und ich habe ein volles Auditorium, was mir um s Gegenſtandes willen beſonders lieb iſt. Es iſt doch immer n Beweis, daß noch etwas zu machen wäre, wenn ſich nur nige Gleichgeſinnte fänden. Aber (abgeſehen von den Anderen) e philoſophiſche Facultät liegt wirklich gar zu ſehr im Argen, ß wenn es irgend mit dem Geiſt der Jugend beſſer werden llte, ſo muß bei den Lehrern angefangen werden. Vor Allem äte uns ein Philologe noth, der das Alterthum im Geiſt der chule von Otfried Müller auffaßte. Unter den Extraordina- en iſt ein Philoſoph Schmidt, der etwas bedeutet, — ein ſehr chtiger, geiſtreicher und ſelbſtändiger junger Mann, der meiner einung nach beſonders auch dadurch wohlthätig wirkt, daß ſeine hiloſophie das iſt, was alle Philoſophie am Ende allein ſein nn — Skepticismus, während er das Poſitive, Geſchichte und riſtliche Offenbarung, ſehr beſtimmt als Gegenſatz anerkennt nd lehrt, nicht aber Beides durcheinander mengt oder das Eine

dem Andern als Gegenprobe dienen läßt.*) — Am traurigſten ſteht es hier aber mit den hiſtoriſchen Studien und mit Allem, was in das Gebiet des Schönen, Kunſt und Poeſie, fällt. Für die neuere Geſchichte wollte ich ſchon ſorgen, aber was hilft das ohne das Mittelalter? Und das Schöne? In Europa giebt es wohl (Rußland rechne ich nicht zu Europa) keinen Winkel, wo dieſer Hebel des geiſtigen Lebens in der ganzen Bevölkerung ſo völlig fehlt, als hier. Beiſpielsweiſe ſind hier in Roſtock gewiß keine 24 Menſchen, die von der Wiege bis zum Grabe je mit Bewußtſein etwas Schönes geſehen haben. Es iſt, genau bedacht, wirklich grauenvoll. Ohne viel oder wenig Hoffnung, — davon iſt überall heut zu Tage wenig die Rede, ſondern Jeder muß eben auch ohne ſolche ſeine Schuldigkeit thun, wo er ſteht, eben weil er da ſteht, — alſo ohne viele Hoffnung habe ich mir große Mühe gegeben, einen kleinen Verſuch zu Stande zu bringen, ob hier nicht einige Anregung möglich. Ich bemühe mich, die in Mecklenburg vorhandenen Kunſtſchätze zu einer Ausſtellung zuſammen zu bringen". Dieſe Bemühungen ſollten damals erfolglos bleiben.

In den Lectionskatalogen dieſer Zeit finden wir von Huber in jedem Semeſter eine Vorleſung über einen Abſchnitt der neueren Geſchichte, eine über Litteraturgeſchichte und endlich ſogen. Privatiſſima über neuere Sprachen angekündigt. Einige Male zeigte er auch exegetiſche Vorleſungen über Shakſpeare'ſche Werke und über das Nibelungenlied an. Aus den Briefen an den Schwiegervater erfahren wir, daß einzelne Vorleſungen, z. B. über die Geſchichte der Reformation, eine für die damaligen Univerſitätsverhältniſſe ſehr große Theilnahme finden. Im Sommer 1835 ſchreibt Huber aber (19. 7. 35): „Wenn ich Ihnen ſeither von meinen Vorleſungen nichts geſchrieben habe, ſo hat das ſeinen ſehr guten Grund darin, daß ich keine zu Stande gebracht habe. Vier Stunden Engliſch mit 3 bis 4 Scholaren, eigentlich privatissime, nur daß nichts dafür bezahlt wird, ſind kaum zu rechnen.

*) Profeſſor Schmidt verfiel bald in ſchweres Siechthum, welches ihn in ſeiner weiteren akademiſchen Thätigkeit lähmte. Er ſtarb vor einigen Jahren.

nd auch dieſe in Gang zu bringen koſtet Künſte, — die Grenze wiſchen Wollen und Nichtwollen, Entſchließungen und Aufgeben es Beſchloſſenen iſt bei dieſer Generation gar ſchwer zu finden. Ich hatte Geſchichte von Europa vom Ende des fünfzehnten Jahrunderts bis zum Weſtphäliſchen Frieden und Geſchichte der Poeſie der romaniſchen Völker angekündigt, — dazu hat ſich aber auch nicht ein Liebhaber gefunden, wie denn überhaupt weder in dieſem, noch im vorigen Semeſter irgend ein hiſtoriſches oder litterarhiſtoriſches Collegium, — das Zwangscolleg mecklenburgiſche Geſchichte ausgenommen, — zu Stande gekommen iſt. Dies ganze Weſen hat wenigſtens das Gute, daß der alberne Brod- — oder Honorar- — und Zuhörerneid und die damit verbundenen Aufpaſſereien und andere Künſte wegfallen, die z. B. in Göttingen blühten. Keine Zuhörer haben iſt die Regel, und es gilt, als ſei es ſo in der Ordnung. Daß die abſichtliche Erödtung des akademiſchen Gemeinſeins weſentlich mithilft, um eine ſolche Apathie der Lehrthätigkeit zu erzeugen, liegt am Tage. Aber das begreifen die Herren nicht. Ich meinerſeits habe mich, mit Elvers das Rectorat niedergelegt hat, den ich aus perſönlichen Gründen nicht im Stich laſſen konnte, von jeder Theilnahme ausdrücklich losgeſagt. Auch unſere bisherige Befreiung von den ſtädtiſchen Abgaben iſt nun hinſichtlich des Armenweſens aufgehoben, und ſoll das Zwangsſyſtem, die fruchtbare Mutter der Bettelei, eingeführt werden, während die reichen Stiftungen für die Armen durch ſchlechte Verwaltung und vettersvetterſchaftliche Vergeudung und Verwendung ganz außer Betracht geſetzt ſind. Pecuniär iſt die Sache für uns ſehr gleichgültig, da der Zwangsbeitrag für die meiſten von uns nicht größer iſt, als der bisherige freiwillige. Doch genug der Jeremiaden; ohnedem wiſſen Sie, daß, obgleich ich mich über alles dies nicht täuſchen kann und mag, es mich nicht weiter ernſtlich anficht, — es iſt ja ein Theil der Welt, die wir Alle zu tragen haben, und freilich nicht zu ertragen vermöchten, wenn wir uns nicht jeden Augenblick bewußt wären, daß wir auf einem Fels ſtehen, der nicht von dieſer Welt iſt. Aber freilich iſt es den meiſten Leuten gar nicht begreiflich zu machen, wie man tief davon überzeugt

ſein kann, daß die politiſchen und ſonſtigen Bildungswege unſerer Zeit uns zunächſt in einen argen, großen Quark führen werden, und wie man trotz ſolcher Ueberzeugung doch ſeine individuelle Heiterkeit und Freudigkeit bewahren kann. An dieſen guten Dingen fehlt es mir, Gott Lob, weniger, als den Meiſten von denen, die in Paris und London, oder in Berlin, Wien und Petersburg die ſicherſten Bürgſchaften der lieblichſten Zukunft zu ſehen vermeinen".

In einem ſpäteren Brief heißt es (6. 12. 1835): „Meine Lage ſtellt ſich immer mehr als eine Sinecure dar, — was denn auch ſein Gutes hat. Nur nicht auf alle Zeit hinaus. Daß ich nur ein engliſches Collegium zu 4 Stunden wöchentlich zu Stande gebracht habe, kann mich übrigens um ſo weniger befremden, da die nothwendigſten Brodfächer theils gar nicht, theils nur mit 7 bis 10 Zuhörern zu Stande kommen. Das iſt um ſo trauriger, da die Zahl der Studenten zugenommen hat und über hundert beträgt. Seltſam genug iſt das Vorherrſchen der ſpeculativen Richtung bei den Wenigen unter unſeren jungen Leuten, die überhaupt nicht ganz im Gemeinen untergegangen ſind. So hat unſer junger Philoſoph Schmidt einen Kreis von einigen dreißig Jüngern um ſich, und das philoſophirt kreuz und quer. Der Wind kommt zum Theil aus Berlin; indeſſen als Durchgangspunkt mag es immer ſein Gutes haben. Nur muß es nicht dabei bleiben, und die Leute dürfen nicht meinen, es ſei genug mit allen dieſen Conſtructionen a priori. — Einen traurigen Beweis, wie man höheren Orts in Beziehung auf uns geſinnt iſt, haben wir in dieſen Tagen gehabt. Dem theologiſchen Privatdocenten Hävernick, einem Mecklenburger, von dem wir ein neues Leben in dem Todtengebein der theologiſchen Facultät erwarteten und dem bei ſeiner Hierherkunft unter der Hand die beſtimmteſten Zuſicherungen eines wenigſtens nothdürftigen Gehalts gemacht waren, iſt ſein auf dieſe Zuſicherungen begründetes Geſuch ſchnöde abgeſchlagen worden, und er muß ſich nun nach einer Stellung in Preußen oder ſonſtwo umſehen. Sein neuſtes im Druck befindliches Werk, Einleitung zu den Büchern de-

Alten Teſtaments, ſoll überaus tüchtig ſein.*) Wie es ſonſt ſteht, mag ich nicht wiederholen. Der jetzige Rector, der noch dazu unſer Nachbar iſt, bietet in ſeinen Privatverhältniſſen die ärgerlichſten und die ganze Stadt erfüllenden Skandaloſa dar. Die Schimpfereien in ſeinem Hauſe hatten am letzten Sonntag Morgen einen großen Auflauf auf der Straße herbeigeführt. Und ein ſolcher Geſell iſt unſer Haupt und ſoll Zucht und Ehrbarkeit unter unſerer Jugend handhaben. Sie können ſich denken, daß ich unter dieſen Umſtänden nur in meinem Entſchluß beſtärkt werden kann, mich von allen Angelegenheiten möglichſt fern zu halten. Die Frage iſt nur, wie lange das geht".

Bei dieſen Erfahrungen und Stimmungen konnte der Wunſch nicht ausbleiben, Roſtock wieder zu verlaſſen. Eine Berufung hatte er abgelehnt, als die Streitigkeiten mit der Regierung noch in ihrer Entwicklung waren und man noch auf eine günſtige Entſcheidung hoffen konnte. Er hatte damals (1. 11. 1834) ſeinem Schwiegervater geſchrieben: „Kaum waren wir in das eigene Haus eingezogen, ſo erhielt ich einen Brief vom Miniſter Haſſenpflug aus Kaſſel, worin er mir die Profeſſur der abendländiſchen Litteratur in Marburg antrug und mich aufforderte, meine Bedingungen zu nennen. Dieſer Ruf war mir nun wirklich ſo völlig unerwartet, daß ich kaum meinen Augen traute; denn ich glaubte nicht, daß auf Rechnung deſſen, was ich bisher etwa geleiſtet hatte, noch irgend ein Ruf an mich kommen konnte. Vielmehr hatte ich mich völlig reſignirt, nun erſt wieder drei bis vier Jahre zu ſammeln, zu arbeiten und dann zu ſehen, was die Welt dazu ſagen wird. Nun aber, was ſoll ich damit? Luſt von hier weg zu gehen, habe ich eigentlich ganz und gar nicht, — und zwar nicht etwa wegen des neugekauften Hauſes, ſondern umgekehrt. Ich habe das Haus gekauft, weil ich entſchloſſen war, wenigſtens noch einige Jahre hier zu bleiben, — und weil ich

*) Hävernick, der mit Huber nahe befreundet war, ward demnächſt als außerordentlicher Profeſſor in Roſtock mit geringem Gehalt angeſtellt; er ſah ſich 1841 genöthigt, einem Ruf nach Königsberg zu folgen, wo er nach wenigen Jahren ſtarb.

überzeugt bin, daß meine hieſige Lage gerade für mich ihr Gutes, ja Nöthiges hat. Auf der andern Seite können unſere hieſigen Angelegenheiten eine ſolche Wendung nehmen, daß man nicht mehr mit Ehren oder Freuden bleiben mag oder kann, und dann wäre es gut, man könnte eine ſolche Pforte offen erhalten". Das Ende der Sache war aber damals doch geweſen, daß er den Ruf abgelehnt hatte. „Damit iſt nicht geſagt," ſchrieb er darüber an Ferdinand Wolf in Wien, „daß ich gerade wünſche, ewig hier zu bleiben; aber wenn ich Roſtock verlaſſe, ſo muß es nach einem Ort gehen, wo ich definitiv bleiben kann und mag. Ein ſolcher wäre aber Marburg nicht, obgleich es viel mehr bietet als Roſtock. Dorthin ziehen, dort ſein und nach ein paar Jahren vielleicht wieder zu wandern, wäre mein Caſus nicht. Ja ſollte ich darüber auch hier ſitzen bleiben, ſo frage ich auch nichts darnach. Vanitas vanitatum! Ein ſtilles häusliches Glück, wie der Herr mir beſcheert hat, iſt die Hauptſache, — das fühlt ſich um ſo mehr wenn man die Welt geſehen und ihren trüben, bitterſüßen Kelch geleert hat". Er hatte damals, aber erfolglos, Wolf für die Marburger Profeſſur in Vorſchlag gebracht.

Nach Jahresfriſt hatten ſich aber die Angelegenheiten Roſtock ſo entwickelt, daß Huber dringend wünſchte, ſein Bündel ſchnüren und anderswo amtiren zu können. Man hatte von Hannover aus ſeine baldige Berufung nach Göttingen in Ausſicht geſtellt; allein dieſe Ausſicht erfüllte ſich nicht, ſondern Gervinus wurde berufen. Huber ſchrieb darüber (6. 12. 1835): „Auf Dahlmann's Veranlaſſung wird Gervinus aus Heidelberg, den ich dort dieſen Sommer kennen lernte, für die neuere Geſchichte nach Göttingen berufen. Abgeſehen von den romaniſchen Sprachen und Litteraturen, — meinem ſpeciellen Feld, — iſt er mir gewiß ebenbürtig, wenn nicht mehr. Seine Geſchichte der teutſchen Poeſie im Mittelalter ſoll vortrefflich ſein, und einige frühere Aufſätze über ſpaniſche Geſchichte ſind ſehr gut. Die Hauptſache iſt aber, daß er noch für die Hälfte von dem zu haben iſt, was man mir bieten mußte, und ſo muß ich es ganz in der Ordnung finden, ſobald eben ſpeciell für abendländiſche Litteratur nicht geſchehen ſoll. Dies wird jetzt jedenfalls nicht eher geſchehen

als bis eine Lücke eintritt. Uebrigens glauben Sie ja nicht, daß wir dieſes Schwinden unſerer Ausſichten ſehr tragiſch nehmen. Es iſt uns wieder zu größerer Freudigkeit recht klar geworden, wie thöricht es wäre, ſich in dieſer Spanne Zeit um irgend eine Aeußerlichkeit der Art zu grämen, wenn man des Einen, was noth thut, ſo gewiß iſt, wie wir es durch Gottes Gnade ſind. Doch das ſchließt natürlich nicht aus, nach vernünftigen Grundſätzen nöthigen Falls auch ſelbſt zu handeln, und ſo entſteht die Frage, ob ich nicht jetzt wieder einen Verſuch machen ſoll, in Kaſſel anzubinden, was ich ſehr gut thun kann, ohne mir ein Dementi zu geben, da die ſeitdem hier eingetretene Entſcheidung unſerer hieſigen Verhältniſſe deutlich genug ſpricht".

Den hier angedeuteten Weg ſchlug er demnächſt ein; er ließ in Kaſſel wiſſen, daß er jetzt zu haben ſei, vorausgeſetzt, daß man ihn noch unter denſelben Bedingungen berufen werde, die man ihm früher habe gewähren wollen. In Kaſſel ging man gern darauf ein, und durch Miniſterialſchreiben vom 2. Mai 1836 ward er förmlich für die Stelle eines ordentlichen Profeſſors der abendländiſchen Litteratur an der Landesuniverſität Marburg, womit die Ermächtigung zu Vorleſungen über neuere Geſchichte verbunden werde, unter Zuſicherung eines Gehalts von 1200 Thalern und „aller Rechte der kurfürſtlichen Staatsdiener" berufen. Huber ſchrieb darüber dem Schwiegervater (22. 5. 1836): „Daß auch Sie, lieber Vater, mit der Entſcheidung unſerer langen, leidigen Ungewißheiten zufrieden ſind, vollendet meine Ueberzeugung, daß es in der That das Beſte iſt, was ſich nach den Umſtänden begeben konnte. Göttingen habe ich nicht nur vorläufig verſchmerzt, ſondern mich auch überzeugt, daß überhaupt wohl Marburg unter ſolchen Bedingungen beſſer iſt. Eine doch nicht ganz unſcheinbare und ſo vortheilhaft gelegene, kleine und wohlfeile Univerſität mit einem bedeutenden Gehalt, Muße und Mitteln zu Reiſen — oder eine große, theuere mit viel geringerem Gehalt, ſo daß man ſich um Honorar oder durch Bücherſchreiben abrackern muß, um nur fertig zu werden. Die Vortheile der Göttinger Bibliothek hoffe ich auch von Marburg aus genießen zu können. Kurz, die Sache iſt wohl anzunehmen.

Kaiserslautern hat sich dabei durchaus verbindlich und wohlmeinend benommen, und die Sache nur als einen neuen Entschluß in Beziehung auf den vorigen Ruf, nicht als eine ganz neue von mir angeknüpfte Verhandlung angesehen. Von mehreren dortigen Collegen höre ich nur Gutes, von Julius Müller, Hupfeld, Sengler, Nitzsch — ich habe Ursache zu glauben, daß sie mich dort gerne sehen. Mein Haus werde ich jeden Falls ohne Verlust verkaufen".

Im Herbst 1836 verließ Huber Rostock. So fremd er auch dem dortigen geselligen Treiben geblieben war, zumal er an Festlichkeiten, wie sie damals noch vorkamen, die von Mittags bis zum hellen Morgen dauerten, und an der überreichen „obotritischen Küche" keinen Geschmack finden konnte, so sah ihn doch ein kleiner Kreis von Freunden mit tiefem Bedauern scheiden; es hatten sich herzliche und enge Bande geknüpft, die auch in der Ferne fortbestanden und durch manchen Briefwechsel viele Jahre lang treu gepflegt wurden. Namentlich blieb er mit dem Drümmer'schen Hause in naher Verbindung; mit der Vorsteherin Friederike Drümmer correspondirte er sehr fleißig bis zu ihrem 1841 erfolgten Tode. Ein Lehrer der Anstalt, Candidat Gleiß (jetzt Pastor in Holstein), war einige Zeit, als Miether, Huber's gerngesehener Hausgenosse gewesen, bis die städtischen Behörden ihn zwangen, in der Drümmer'schen Anstalt zu wohnen, weil er nur dann als Hauslehrer angesehen und in der Stadt geduldet werden könne, während er als nicht heimathsberechtigt mit Ausweisung bedroht wurde, wenn er als selbständiger Miether außer der Anstalt wohnte. Auch mit ihm blieb Huber in schriftlichem Verkehr.

Noch mehr als zwanzig Jahre stand er durch häufigen Briefwechsel in Verbindung mit Frau v. Gadow geborenen v. Preen, einer schon hochbetagten Dame, die von dem zwei Meilen von Rostock belegenen Gute Groß-Potrems aus einen großen Einfluß auf die gläubigen Christen der Umgegend übte und sich durch reiche Bildung, Schärfe des Urtheils und persönliche Liebenswürdigkeit auszeichnete. Außer den schon genannten älteren Freunden Huber's, Spitta und Elvers, sind noch Justizrath v. Oertzen, Major v. Stein und nach dessen baldigem Tode dessen Witwe,

ferner der Profeſſor der Technologie Becker und deſſen Gattin, eine Tochter des berühmten Botanikers Link, als ſolche zu nennen, mit denen er auch aus der Ferne noch herzliche Freundſchaft pflegte und mannigfach correſpondirte. Auch das Roſtocker Seebad Warnemünde, in welchem er nach dortiger Sitte mehrmals einen längeren Sommeraufenthalt genommen und ſich ſehr behaglich gefühlt hatte, bewahrte er in gutem Andenken, ſo daß er ſpäter gern noch einmal dahin zurückkehrte.

Im Spätſommer 1835 hatte Huber mit ſeiner Frau von Roſtock aus eine Reiſe über Lübeck und durch das öſtliche Holſtein nach Bremen gemacht und dort einige Wochen im Hauſe der Schwiegereltern geweilt. Die Schwiegereltern und die Schwäger hatten ſie auch in Roſtock nacheinander beſucht, und die Schwägerin Eliſe Klugkiſt hatte längere Zeit bei ihnen zugebracht. Jetzt bei der Ueberſiedlung nach Marburg wurde ernſtlich erwogen, ob man nicht zuvor einen Beſuch in Bremen wiederholen ſollte, wo die geliebte Mutter zu kränkeln begonnen hatte; weil aber die Zeit kärglich zugemeſſen war, und weil Huber glaubte, die ſchwache Geſundheit ſeiner Frau nicht durch zu ſchnelles Reiſen anſtrengen zu dürfen, ſo wurde der Gedanke aufgegeben, — was für beide Eheleute, als ſie im Laufe des nächſten Winters die unerwartete Nachricht von dem Tode der Mutter erhielten, zur Mehrung und Verſchärfung des Schmerzes über den großen Verluſt dienen ſollte. In Göttingen, wo ſie auf der Durchreiſe, der Verwandten und der Bibliothek halber, einige Zeit weilten, fand Huber bereits eine ihm theure Stelle leer, indem die Großmutter Heyne ſeit ſeinem letzten Dortſein abberufen war.

Die Univerſität Marburg hatte damals eine ſehr glückliche Epoche. Miniſter Haſſenpflug, der ein warmes Intereſſe für die Landesuniverſität hatte und ihr während ſeines erſten Miniſteriums (1834 bis 1837) ſein großes Verwaltungsgeſchick zu Gute kommen ließ, hatte in dem kleinen Marburg ſehr bedeutende Lehrkräfte zu vereinen gewußt: wir brauchen nur die Namen der Theologen Julius Müller und Hupfeld, der Juriſten Puchta und Bangerow, des Philologen Karl Friedrich Hermann, des Chemikers Bunſen u. A. zu nennen, um an die Bedeutung von

Marburg in der damaligen gelehrten Welt zu erinnern. Es läßt ſich denken, wie wohlthuend der Gegenſatz mit der wiſſenſchaftlichen Einöde Roſtocks für Huber ſein mußte, und es ſpricht denn auch eine fröhliche und dankbare Stimmung aus ſeinen Briefen dieſer Zeit. Sein erſter Brief an den Schwiegervater (30. 10. 1836) ſchildert allerdings in ſehr draſtiſcher Weiſe die großen Mißſtände der von den Collegen im Voraus für ihn gemietheten Wohnung, der einzigen, die zu haben geweſen, in der ſich kein rechter Winkel, kein heiler, geſchweige denn gerader Fußboden vorgefunden, und in der man „mit einem halben Dutzend Studenten, Malern, Putzmacherinnen, Predigerwittwen und dergleichen" durcheinander wohne; er ſetzt aber dann hinzu: „Alle anderen Punkte laſſen ſich über Erwarten gut an. Die Gegend iſt, ſogar in dieſer Jahreszeit, unbeſchreiblich ſchön. Ich habe an Müller, Hupfeld, Puchta, Seugler Collegen gefunden, wie ich ſie mir nicht beſſer wünſchen kann, und eine wirklich rührend wohlwollende und vertrauensvolle Aufnahme. Auch einige der Frauen laſſen mich für meine Frau die Möglichkeit eines angenehmen, freundſchaftlichen Umgangs, jeden Falls eine genügende Geſelligkeit erwarten. Geiſt und Haltung der Studenten ſind ſehr gut; an Intereſſe für meine Fächer fehlt es nicht. Für engliſche Lectüre, zunächſt Shakſpeare, habe ich 13 Theilnehmer und zu einem Publikum über ſpaniſche Geſchichte (ſeit 1808) iſt ein ſolches Zuſtrömen, daß gar kein Auditorium hinreicht und außer einigen achtzig, die drinnen Platz finden, noch eine ziemliche Zahl auf Treppen und Vorplatz ſtehen. Was ein ſolcher Zudrang werth iſt, weiß ich recht gut und werde ſehr froh ſein, wenn ich mit einigen zwanzigen ſchließe, aber ſo iſt es doch für's Erſte ganz angenehm, nicht vor leeren Bänken zu predigen. Wie aber wirklich ein regeres geiſtiges Leben vorhanden iſt, beweiſt, daß ſich zu Privatiſſimis im Engliſchen, Italieniſchen, Spaniſchen viel mehr gemeldet haben, als ich befriedigen konnte. Nun habe ich zwei Abtheilungen, die eine für den Taſſo, die andere für Arioſto. Das iſt für kaum 300 Studenten in dieſer Zeit gewiß ganz ehrenwerth. Aber auch außerhalb des akademiſchen Kreiſes weht ein friſcheres, geiſtiges Leben, — nicht etwa blos wie in

Roſtock, ſondern man möchte es auch in manchen anderen größeren Univerſitätsſtädten vergeblich in dieſer Weiſe ſuchen. So hat unſer Commandant, der ehemalige Kriegsminiſter, General v. Müldener, der hier in einem ſehr ehrenvollen Exil lebt, ein ſpaniſches Privatiſſimum bei mir. Er iſt ein feiner, martialiſcher alter Herr und hört jedes Semeſter ein oder das andere Colleg, ſitzt mitten unter den Studenten, beantwortet Fragen, wie ſie u. ſ. w. So kommt er mit ſeinem Lehrbuch unter dem Arm zu mir aus einem chemiſchen Practicum. Nun alles dies, — und ich könnte noch mehr anführen, — entſcheidet noch nicht; aber es läßt ſich doch gut an. Für die Univerſität bleibt noch Manches zu thun, zum Theil in materieller Hinſicht — aber Haſſenpflug hat den beſten Willen und wird die Mittel finden".

Auch in den folgenden Jahren ſchreibt Huber immer mit Befriedigung über ſeine Lehrthätigkeit. So große Schwierigkeiten es ihm auch oft bereitete, daß das von ihm vertretene Fach kein eigentliches Brodfach war, ſondern daß ſeine Vorleſungen auf die Freiwilligen aller Facultäten angewieſen waren, und daß er daher eine Stunde wählen ſollte, die von keinem der nothwendigen Collegien aller vier Facultäten in Anſpruch genommen wurde, und ſich ſolche Stunden oft nicht finden wollten, ſo hatte er doch immer eine Anzahl ſtetig fleißiger und aufgeweckter Zuhörer, mit denen zu arbeiten ihm Freude gewährte. Wie es überall im Univerſitätsleben geht, ſo gab es auch hier Fluth und Ebbe, und namentlich in der ſpäteren Zeit von Huber's Aufenthalt in Marburg, als ſchon die kurze Blüthe der Univerſität aufzuhören begann und in das Studentenleben in Folge von allerlei unglücklichen Einflüſſen ein roher und unfleißiger Geiſt einriß, hatte vorübergehend auch Huber darüber zu klagen, daß der Boden ungünſtiger für ſeine Lehrthätigkeit werde; aber er ließ ſich nicht verdrießen, nöthigen Falls ſeine Collegien vor wenigen Zuhörern zu halten. Als Zeugen ſeiner damaligen Stimmung mögen folgende Brieffragmente dienen.

30. November 1837: „Unſere akademiſchen und allgemeinen Verhältniſſe haben bisher weder von guten noch ſchlimmen Folgen der Veränderungen in den höheren Sphären etwas Weſentliches

zu verspüren gehabt.*) Wir erwarten den neuen Minister von Hanstein hier zu sehen und hoffen ihn hinsichtlich unserer Baulichkeiten nach unserem Sinn zu bearbeiten. Es fehlt uns ein Germanist, Processualist und Kirchenrechtslehrer und ein Universitätsprediger. In jeder andern Hinsicht ist nur zu wünschen, daß man uns ungeschoren und unbeachtet lassen möge, und eine gewisse Vernachlässigung, sobald sie nur unsere billigen Vorstellungen nicht ganz unbeachtet läßt, ist am Ende noch weniger bedenklich, als die etwas hochfahrende und eigenwillige Protection, womit uns Hassenpflug beehrte. Eigenlob ist nicht fein; aber unser Küchenzettel ist so gut bestellt und lügt so wenig, als der irgend einer Universität dritten oder auch wohl zweiten Ranges. Unsere Sitten sind wirklich auffallend gut, so daß ich in dieser Hinsicht keine mir bekannte Universität uns gleichstellen kann. Das hängt mit manchen Dingen zusammen, die gerade nicht unser Verdienst sind; aber item es ist so. Es ist abgesehen von aller pflichtschuldigen Vorliebe für das eigene Nest doch auch für jeden Teutschen erfreulich, wenn man bedenkt, was ein solches Nest, eine teutsche Universität dritten oder vierten Ranges mit so geringen Mitteln in aller Dunkelheit und Bescheidenheit leistet im Verhältniß zu den glänzendsten und kostbarsten Anstalten des Auslandes".

10. Juni 1839: „Meine Collegien, um auch diesen Punkt nach löblicher Gewohnheit in diesem Semester wenigstens einmal gegen Sie zu erwähnen, haben sich wieder recht gut gemacht, — d. h. so gut es nach Umständen irgend zu erwarten war, da unsere Frequenz nur sehr wenig zugenommen hat, andere Hindernisse dieser Studien aber immer mehr wachsen. Ich lese über Dante, und einen Cursus in meinem englischen Lesebuch mit litterarhistorischem Commentar, acht Stunden die Woche mit 21 Zuhörern. Und was die Hauptsache ist, ich bin sehr zufrieden mit meinen Zuhörern und sie scheinen es mit mir zu sein. Das Schlimmste aber ist, daß wenn die Freude an der Sache recht lebendig geworden ist, Zeit und Mittel fehlen, um es einiger-

*) Hassenpflug war kurz zuvor aus seinen Aemtern entlassen.

maßen weiter und ſelbſtändiger zu treiben. Das Examen pro pane oder de pane lucrando iſt vor der Thür, und ſie müſſen Alles ſtehen und liegen laſſen, was nicht dazu gehört. Bin ich doch ſchon in dem Fall geweſen, geradezu abrathen zu müſſen, dies oder das bei mir zu hören, weil es zu viel ſein würde und doch nichts dabei herauskäme. Nun für mich kann ich nicht mehr dabei erwarten und verlangen, als Freude an meinen Berufsgeſchäften — und die habe ich, ſo lange es ſo bleibt".

15. Februar 1842: „Von einem Zeiſelbär, von einem Murmelthier, einer Fledermaus werden Sie, lieber Vater, keine erheblichen Leiſtungen im Fach der Correſpondenz erwarten, — und alle dieſe Beſtien habe ich die Zeit her vorſtellen müſſen, da der Schnee mir das Ausgehen bei Tage meiner kranken und ſchwachen Augen wegen ganz verbot, und zu den pflichtmäßigen Fledermausexpeditionen in der Dämmerung konnte ich mich doch nur im äußerſten Falle entſchließen, um mich vor gänzlicher Erſtarrung in der Stubenluft zu hüten. Dieſe Lebensart macht aber auf die Länge d u m m, und ich fürchte, was noch ſchlimmer iſt, auch dick, obgleich meine Feinde behaupten mögen, da wäre nicht mehr viel an mir zu verderben. Wie dem auch ſei, es war hohe Zeit, daß der Schnee wegſchmolz. Und ſo wird denn auch meine lang eingefrorne Correſpondenz wieder flüſſig, und Sie müſſen es ſich ſchon gefallen laſſen, wenn der Strom auch Sie nicht verſchont. Ganz viel iſt freilich nicht zu melden; ich müßte denn wieder einmal über unſere academica klagen, wozu es leider gerade in dieſen Tagen nicht an Stoff gebricht, da (wie es denn ſo Zeiten giebt, die faſt regelmäßig wiederkehren) ein Geſchwür, was ſich ſeit längerer Zeit in der Tiefe bildete, endlich zum Ausbruch gekommen iſt, mit Prügeleien und dergleichen Dingen. — Da ein ſolcher Ausbruch übrigens immer Gelegenheit zu einigen der dringendſten Amputationen und Extirpationen giebt, ſo iſt er an ſich eher als ein günſtiges Novum zu betrachten. Leider hilft aber eine ſolche Operation nur für die nächſte Zeit, wenn nicht Mittel gegen die Wiederkehr des Uebels getroffen werden, und eben da fehlt es bei uns. Statt die mauvais sujets (es iſt ſelten mehr als ein halbes Dutzend), welche die

Quelle von allem dem ſind, bei ſchicklicher Gelegenheit zu entfernen, ehe ſie einen ſolchen Rattenkönig bilden können, laſſen wir es immer ſo lange hinſchleppen, bis wieder das Schlimmſte geſchehen iſt. Und von einer Kriſe zur andern findet doch ein allmähliches Sinken des ganzen Organismus ſtatt, und in Summa: wir ſitzen jetzt wirklich in einem Pfuhl von Gemeinheit; Ausnahmen ſind da, aber die Zahl wird von Semeſter zu Semeſter geringer. Leider ſind es nächſt den Medicinern hauptſächlich die Juriſten, die uns zu ſchaffen machen, und daß das geiſtloſe, handwerksmäßige Treiben der Docenten gerade in dieſer Facultät*) ein Hauptgrund des Uebels iſt, läßt ſich nicht leugnen. Aber was iſt da zu machen, da man von oben gar keinen Sinn für das Beſſere hat. Nun basta der Litaneien, — nur hinſichtlich eines der von mir urgirten remedia ein Wort: Daß mit bloßen disciplinariſchen Mitteln nichts gethan iſt, wenn auch die gröbſten Exceſſe dadurch vermieden werden können, liegt am Tage, — alſo gilt es, geiſtig einwirken! Da ſpringt nun die faſt unbedingte Vernachläſſigung des Schönen bei uns ſogleich in die Augen, und kurz und gut, ich glaubte, daß durch die Anſtellung eines tüchtigen Muſik- und Concertmeiſters, der in jeder Hinſicht befähigt wäre, in dieſem Sinne auf und mit den jungen Leuten etwas Tüchtiges zu wirken, viel gebeſſert werden könnte. Allein die Herren Mediciner und Juriſten haben meine desfallſigen Wünſche und Anſichten als völlig grundlos beſeitigt, — nicht ohne eine gewiſſe ironiſche Ueberlegenheit einer ſolchen Ideologie gegenüber, die da wähnt irgend einen höheren Werth auf das *καλόν* legen zu können".

Bald berichtete Huber jedoch, wie ſich für ſeine Collegien trotz der Abnahme der Frequenz der Univerſität immer wieder eine Anzahl fleißiger Zuhörer zuſammenfinde. „Ich muß mich wundern," ſchreibt er (6. 4. 1842), „wie nur ſo viele ehrliche Jungens ſich entſchließen können, daß ſie trotz der ſo engen Verhältniſſe, nach welchen ihr Leben von Jugend an zugeſchnitten

*) Puchta, Bangerow u. ſ. w. hatten Marburg längſt wieder verlaſſen.

iſt, einmal von der Brodkrippe nach meinen brodloſen Künſten hin aufkucken mögen."

Von Zuhörern, zu denen er ein näheres Verhältniß hatte, ſind uns genannt: Dietrich (jetzt Profeſſor der orientaliſchen Sprachen in Marburg), Ebert (Profeſſor der neueren Sprachen in Wien), Harnier (Reichstagsabgeordneter und Landescreditkaſſendirector in Kaſſel), Harnier (Arzt daſelbſt), Heppe (Profeſſor der Theologie in Marburg), Knies (Profeſſor der Staatswiſſenſchaften in Freiburg), Piderit (Gymnaſialdirector in — Hanau), Wetzell (Staatsrath in Schwerin), Wiegand (Profeſſor der Botanik in Marburg).*)

Anfangs las Huber auch in Marburg über Abſchnitte der neueren Geſchichte, und als 1841 das hiſtoriſche Fach einige Zeit verwaiſt war, ließ er ſich bereit finden, aushülfsweiſe für daſſelbe einzutreten. Mehr und mehr aber concentrirte er ſich auf die Litteraturgeſchichte und auf die Interpretation hervorragender Werke der abendländiſchen Litteratur; er benutzte im Spaniſchen und Engliſchen die von ihm ſeiner Zeit in Bremen herausgegebenen Leſebücher. Dann finden wir Collegien über Shakſpeare'ſche Dramen, über Dante, über Moreto's ſpaniſche Komödien, über Byron, über die neueſte franzöſiſche Poeſie u. ſ. w. verzeichnet.

Seine litterariſchen Arbeiten und Pläne bezogen ſich zum größeren Theil auch auf Litteraturgeſchichte.**) Wie dieſe aber bei ihm nicht zu einer geiſtloſen Aneinanderreihung von Namen und Daten wurde, ſondern wie er ſie in Verbindung mit der eigentlichen Geſchichte brachte und alle Zeit nach dem tiefen Zuſammenhang zwiſchen der Litteratur und dem geſammten Zuſtand eines Volkes forſchte, mögen die Einleitungsworte einer Schrift bezeugen, die er ſogleich nach dem Antritt der Roſtocker Profeſſur unter dem Titel: Die neuromantiſche Poeſie in Frank-

*) Wenn auch nicht zu Huber's Zuhörern, ſo kann doch zu ſeinen Schülern gewiſſermaßen Emanuel Geibel gerechnet werden, indem derſelbe einmal einige Zeit im Huber'ſchen Hauſe in Marburg weilte, um ſich mit der ſpaniſchen Poeſie näher bekannt zu machen.

**) Wir faſſen hier in Beziehung auf die wiſſenſchaftliche Thätigkeit Huber's die Marburger und die Roſtocker Zeit in einer Darſtellung zuſammen.

reich und ihr Verhältniß zu der geistigen Entwicklung des französischen Volkes (Leipzig, F. A. Brockhaus 1833. 181 S.) veröffentlicht hat.

„Wie wir das eigentlichste Wesen der Pflanze," heißt es dort, „vorzugsweise in ihrer Blüthe, als dem Sitz und Erzeugniß ihrer höchsten Lebensthätigkeit zu erkennen suchen, so erscheint uns in Kunst und Poesie der umfassendste, gedrängteste und zugleich zarteste Ausdruck der Zustände, welche das letzte, eigentliche Resultat der Begebenheiten in dem Leben der Völker sind. Wie in der Blüthe aber auch die Frucht, die Fortpflanzung, die Zukunft der Gattung enthalten ist, wie jeder Moment wieder Keime nachfolgender Begebenheiten und Zustände in sich trägt, so erscheint auch Kunst und Poesie in bedeutungsvoller Wechselwirkung, nicht blos der Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch der Zukunft in dem Leben der Völker innig verwandt. Wie die eigentlichste Bedeutung der einzelnen Momente dieses Lebens nur erkannt zu werden vermag aus dessen Blüthe in Kunst und Poesie, so wird umgekehrt die Entwicklung und das Wesen dieser Blüthe nur begreiflich durch ihren Zusammenhang mit vorhergehenden, gleichzeitigen und nachfolgenden Begebenheiten und Zuständen, und durch Kenntniß dieser selbst, als des Grunds und Bodens, des Klimas und der Atmosphäre, aus denen die Pflanze des Volkslebens und ihre Blüthe, die Poesie, erwachsen ist."

So hatte er es denn auch in der genannten Schrift unternommen, eine Parallele zu ziehen zwischen der französischen Litteratur während der letzten Jahrhunderte und der gleichzeitigen Geschichte des französischen Volks, und er hatte versucht, das Entstehen der romantischen Schule in Frankreich als eine nothwendige Entwicklung darzulegen. Er hatte sie gegen manche Angriffe vertheidigt und die Hoffnung auf einen Aufschwung der Litteratur und des französischen Lebens ausgesprochen, wenngleich er sich der Sorge, daß diese neue Schule sich auf Irrwegen verlieren werde, nicht ganz entschlagen konnte. Die kleine Schrift ist reich an tiefsinnigen Urtheilen über mannigfache Dinge, so über das Verhältniß des classischen Alterthums zum Mittelalter und zur Gegenwart, über den Gegensatz von Heidenthum und

Christenthum, über den französischen Volksgeist und seine Einwirkung auf die Revolution, über die Napoleonische Zeit und dergleichen, und sie verdient nicht die Vergessenheit, der sie bald nach ihrem Erscheinen verfallen zu sein scheint. Es mag von ihr gelten, was von so manchen Arbeiten Huber's galt: die in ihr enthaltenen Ideen waren zu früh ausgesprochen, um Beachtung und Verständniß bei dem großen Publikum zu finden, und als die Zeit kam, in der sie Sympathieen begegnet wäre, war die Schrift, als solche, vergessen und unbeachtet.

Auf den mit dieser Schrift betretenen Wegen war er weiter gewandert, und während er durchaus allem litterarischen Cliquenwesen fern blieb, war er in seinen Arbeiten und Bestrebungen so vielfach mit Ferdinand Wolf in Wien (damals Scriptor, später Bibliothekar an der k. k. Hofbibliothek) zusammengetroffen, daß sich seit 1834 ein von Wolf begonnener brieflicher Verkehr unter ihnen bildete, der fast dreißig Jahre lang bis zu Wolf's Tode fortdauerte und mehr und mehr ein herzlich freundschaftlicher wurde, zumal nachdem sie sich 1849 auch persönlich kennen gelernt hatten. Die von Huber an Wolf geschriebenen Briefe sind uns gütigst anvertraut worden, und geben uns vielen Aufschluß über die wissenschaftlichen Bestrebungen und Pläne Huber's während seines Rostocker und Marburger Aufenthalts, wie sie auch zugleich ein schönes Bild von der offenen und uneigennützigen Art geben, wie beide Gelehrte sich gegenseitig zu fördern und bei Ausführung ihrer beiderseitigen, sich so nahe berührenden Pläne zu unterstützen suchten. Wir müssen einzelne, für Huber charakteristische Fragmente dieser Briefe mittheilen.

Wolf hatte geglaubt, daß Huber ihm in Folge seines Aufenthalts in Spanien über allerlei dortige litterarische Verhältnisse Aufschluß geben könne. Huber hatte erwidern müssen, daß ihm diese Dinge damals noch gar fern gelegen hätten, als er in Spanien gewesen sei, und daß er daher nur wenig Auskunft geben könne. In einem späteren Briefe Huber's heißt es:

„Rostock 22. 8. 1834: Ew. Wohlgeboren Geehrtes v. 8. d. M. äußert sich so nachsichtig über die Art von Bankerut, den ich in meinen Antworten auf Ihre Fragen erlitten, und sprechen

ſo freundſchaftlich den Gedanken aus, der auch in meiner Seele war, es ſei das Bewußtſein gemeinſamer wiſſenſchaftlicher Intereſſen und gegenſeitiger Achtung und ein darauf begründeter gelegentlicher Verkehr mehr werth, als ganze Hefte voll Notizen, daß ich die erſte Muße benutze, um Ihnen zu antworten, obgleich ich auch diesmal faſt nur meine Unwiſſenheit zu bezeugen habe. Jenes Bedürfniß und der Genuß eines ſolchen Verkehrs wird freilich weit mehr auf meiner Seite ſein; denn von einer Iſolirung, wie die meinige, beſonders in Hinſicht auf alles Spaniſche, können Sie ſich wohl kaum einen Begriff machen. Geſtehen muß ich, daß nicht blos die Lage dieſes Neſtes, ſondern auch eigene — Laune, wenn Sie es ſo nennen wollen, Schuld iſt, daß ich in ſehr wenigem litterariſchen Verkehr ſtehe, und beſonders in keiner Verbindung mit irgend einer litterariſchen Cotterie. Und doch möchte ich nicht gerne Laune nennen, was Reſultat meines ganzen innern und äußern Lebens iſt und beſonders der immer wieder erneuten Enttäuſchungen, die mich am Ende kaum mehr hoffen laſſen, unter unſeren, beſonders jüngeren Genoſſen in Minerva et Apolline einen zu finden, der nicht über kurz oder lang dahin käme, blos das Seine in der Sache zu ſuchen. Ew. Wohlgeboren habe ich für die wohlthuende Erfahrung einer Ausnahme zu danken."

Wolf hatte Huber's ſpaniſches Leſebuch recenſirt. Huber ſchrieb darauf (29. 7. 1835): „Meinen herzlichen, wenn auch ſpäten Dank für Ihren Brief und Recenſion, lieber Freund. Letztere würde mich, auch wenn ſie mich weiter nichts anginge, ſehr erfreut haben als ein Muſter von Recenſion durch Gründlichkeit, Liebe zur Sache und Billigkeit gegen den Autor — Eigenſchaften, die leider immer ſeltener in unſerer kritiſchen Litteratur werden, — wenigſtens ihre Vereinigung. Wie viel größer meine Freude iſt, daß gerade ein Opus von mir ſo vom Glück, oder vielmehr von Ihrem freundlichen Wohlwollen begünſtigt worden, welches freilich eben mein Glück iſt, brauche ich Ihnen darnach nicht weiter auseinanderzuſetzen. Das große Lob, das Sie mir ſpenden, kann ich, ſo weit überhaupt, nur als auf Plan und Anlage bezüglich annehmen. Daß die Ausführung ſehr fehler-

haft, davon kann Niemand mehr überzeugt sein, als ich. Daß eine zweite Ausgabe besser ausfallen würde, hoffe ich um so zuversichtlicher nach den nützlichen Monitis Ihrer Recension; aber auch schon ohne diese habe ich seitdem richtigere Ansichten über die Nothwendigkeit bibliographischer Genauigkeit gewonnen, — ich hoffe, Sie verstehen, was ich damit meine, — worin ich früher etwas laxe und cavaliere Grundsätze hatte, d. h. gar keine".

In den aus Marburg geschriebenen Briefen ist wiederholt von dem Plan, eine ausführliche spanische Litteraturgeschichte zu schreiben, die Rede. Eine kurze Uebersicht derselben hatte Huber schon für das Conversationslexikon von Brockhaus gegeben. In einem Brief (5. 5. 1837) heißt es, nachdem er über den auch in Marburg sehr empfindlichen Mangel einer genügenden Bibliothek geklagt hat: „Möglich, daß ich mir die Aufgabe in Beziehung auf die spanische Litteratur zu hoch gestellt habe, und doch wüßte ich sie nicht anders zu stellen, soll wirklich die Sache dadurch gefördert werden. Ich meine besonders die Beziehungen zwischen Leben und Litteratur, und deshalb die möglichst erschöpfende Kunde vom Leben in den verschiedenen Epochen. Bei früheren Epochen ist die Beschränkung in dem anerkannten und unersetzlichen Mangel oder in der Kargheit der Quellen gegeben, und man kann und muß sich begnügen; aber das 16. und 17. Jahrhundert! Wie kann man sich so leicht überzeugen, daß es nicht möglich und nöthig sein sollte, von dem Leben, den Zuständen des Volks in allen Richtungen und Ständen unter Karl V. und den beiden Philippen eine richtigere, lebendigere Anschauung zu gewinnen, als bisher der Fall war? Und wie kann man ohne eine solche von einer Geschichte der Litteratur sprechen? Den Gesichtspunkt, die Hauptumrisse glaube ich gewonnen zu haben, aber die Details! — in welcher Masse von heterogensten Werken, Gesandtschaftsberichten, Memoiren, Reisebeschreibungen, bis zu Legenden, Predigten, — was nicht? — hinunter sind sie zerstreut, der Züge, welche die Litteratur selbst bietet, nicht zu gedenken. Nun — no se ganó Zamora en una hora und poco

á poco hilaba la vieja el copo*) — und etwa auch in magnis voluisse sat?!"

Auch einem andern Freunde, seinem früheren Lehrer Albrecht, schrieb er von diesen Plänen und den dabei zu überwindenden Schwierigkeiten. In einem aus Göttingen (8. 10. 1837) datirten Brief heißt es: „Ich hatte vor, zu Dir nach Wiesbaden zu kommen, aber ich bin hier auf der Bibliothek hängen geblieben, wie es mir leider immer geht, da ich in Marburg, so wie früher in Rostock gänzlichen Mangel an Hülfsmitteln für meine Arbeiten leide. Da häufen sich in jedem halben Jahre so viele Lücken und Bedenken, die nur hier auszufüllen und zu beseitigen sind, und dabei hängt sich noch so Vieles an, — die Versuchung, die seltene Gelegenheit zu benutzen, um dies und das Opus einzusehen, was man einmal brauchen könnte und anderswo nicht findet, häuft sich so, daß man in einen Wust geräth, der eine Woche nach der andern verschlingt, und jetzt sehe ich kaum ab, wie ich nur das Nöthigste bis Ende der Ferien absolviren kann. Schöne Ferien! Dies leidige Bücherleben! — während man eigentlich doch von Natur und lange Jahre hindurch auch durch Praxis zu einem ganz andern Leben zugeschnitten ist! Und es kommt doch nicht einmal etwas Ordentliches dabei heraus, wenn ich nicht wenigstens ein Jahr eine Bibliothek, wie die hiesige, ununterbrochen benutzen kann. Es handelt sich zunächst um eine Geschichte der romanischen Litteratur — oder mit anderen Worten der Bildung (geistigen) der romanischen Völker, des lebendigen Zusammenhangs zwischen der Poesie, Litteratur und dem politischen, religiösen, sittlichen, gesellschaftlichen Leben. Die Hauptzüge habe ich, aber die Ausführung ist in meiner jetzigen Lage unmöglich. Ich habe zu solcher Arbeit viele wesentliche Requisite, die kaum Einer außer mir in Deutschland hat; aber die leidigen Bücher fehlen. Ich schaffe jährlich für 200 Thaler an; aber das genügt eben kaum für die Hauptzüge. Wo die Bücher sind, wie z. B. hier, da fehlen die Leute, der Sinn, das Interesse

*) „In einer Stunde ist Zamora nicht gewonnen", — und „nach und nach spann die Alte die Wolle ab."

für die Sache. Unter den 2000 Schriftgelehrten, die hier am hundertjährigen Gedenktage der Georgia Auguſta jubilirten, war kaum Einer, der in dieſem Gebiet ſich irgend umgeſehen hatte, mit dem ich irgend darüber hätte verkehren können. Und doch wie weit und reich iſt es. Nun — das iſt kein Unglück weder für die Welt, die ihren Lauf gehen wird auch ohne mein Opus, — noch für mich, der längſt gelernt hat, eben dem Liebſten zu entſagen, und weiß, daß jede Entſagung rechter Art ein Zuwachs des Einen und Einzigen iſt, was wirklich noth thut. Und dann freilich iſt deſſen, was man hat und beſchaffen kann, der nächſten Pflichte und Geſchäfte immer genug, um keine Zeit zu mißmüthigem Nichtsthun zu laſſen. Wenn nur meine Augen nicht immer ſchlimmer würden, d. h. undeutlicher ſehend und empfindlich — wenn ich nur eine Gelegenheit hätte, ſie jeden Augenblick nach Bedürfniß ein wenig auf die Weide in's Grüne treiben zu können, ſo wäre Alles ganz gut. In Summa: ich bin jeden Falls in der großen Kunſt, immer heiter zu ſein, nie weiter geweſen, als jetzt, und anders mußt Du auch dieſe meine Jeremiade nicht deuten".

Die großen litterarhiſtoriſchen Pläne ſpitzten ſich zunächſt zu einer Specialarbeit zu, einer Geſchichte der engliſchen Univerſitäten. Seit jenem erſten Beſuch in Oxford (1824) hatte er nicht aufgehört, für dieſe Beſonderheit des engliſchen Lebens großes Intereſſe zu hegen. Die Mecklenburgiſchen Blätter hatten ſchon 1834 einen längeren Aufſatz aus Huber's Feder unter dem Titel „Blicke auf die engliſchen Univerſitäten" gebracht, der, zunächſt durch die damaligen Kämpfe um die Selbſtändigkeit der Univerſität hervorgerufen, den Zweck hatte, die Möglichkeit, daß eine Univerſität als eine unabhängige Corporation daſtehe, an dem concreten Beiſpiel der engliſchen Univerſitäten darzulegen. Dann hatte Huber in der Allgemeinen Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte von Erſch und Gruber unter der Ueberſchrift „Oxford" (Dritte Section VIII. S. 146 bis 193) eine ausführlichere Darſtellung des engliſchen Univerſitätsweſens und namentlich des Verhältniſſes der beiden alten Univerſitäten Oxford und Cambridge zur Entwicklung der Wiſſen-

ſchaften in England gegeben. Das genügte ihm aber noch nicht. „Wie es denn ſo geht," ſchrieb er (23. 11. 1837), „hat man einen Gegenſtand einmal angefaßt, ſo will er durchgearbeitet und ausgeführt werden. Ich habe nun noch einige fehlende Materialien gewonnen und ſo kann es ein opusculum von 15 Bogen werden, welches die Sache für's erſte abſolvirt." Dies opusculum wurde aber zum zweibändigen opus, welches 63 Bogen ſtark unter dem Titel: Die engliſchen Univerſitäten. Eine Vorarbeit zur engliſchen Litteraturgeſchichte, (Caſſel 1839 und 1840, F. C. Kriegers Verlagsbuchhandlung) erſchien. Es beginnt mit einer allgemeinen Geſchichte der Entwicklung der abendländiſchen Univerſitäten im zwölften Jahrhundert, behandelt dann ſpeciell die engliſchen Univerſitäten und ihre einzelnen Gliederungen, der Nationen und der Colleges während des Mittelalters und der Reformation, vergleicht ſie mit den verwandten Inſtitutionen in den ſtädtiſchen Verfaſſungen, ſchildert das Wiedererwachen der humaniſtiſchen Studien und verfolgt ſodann im zweiten Bande die Entwicklung der Univerſitäten und des wiſſenſchaftlichen Lebens während der neueren Zeit, bis er mit einer Darſtellung der jetzigen Verfaſſung und einer kritiſchen Beleuchtung des heutigen engliſchen Univerſitätslebens ſchließt. „Die große Schwierigkeit dieſer Arbeit liegt beſonders darin, daß es ſich faſt gar nicht um Begebenheiten, ſondern blos um Zuſtände handelt, deren Geſtalt und Entwicklung aus einer Maſſe verworrner, unzuſammenhängender, einzeln und an ſich meiſt ganz bedeutungsloſer Züge zu reconſtruiren iſt. Vorgearbeitet war faſt gar nicht," — ſo ſchrieb er dem Schwiegervater beim Erſcheinen des erſten Bandes (26. 2. 1839), und daß es ſich um hiſtoriſche Special- und Detailarbeit handle, darauf weiſt auch das dem Werke vorgedruckte, einem Aufſatz Otfried Müller's entnommene Motto hin, in welchem es heißt: „Scharfe Beachtung des Erfahrungsmäßigen, Sammlung ſo vieler einzelnen Punkte als aufzufinden möglich iſt, Erforſchung des geſetzmäßigen Zuſammenhangs nach Wahrſcheinlichkeitsgeſetzen und Zurückbeziehung auf die gegebenen Grundlagen der allgemeinen Natur — auf eine andere Weiſe, als dieſe, wird man nie in der Ge-

ſchichte zur Vorſtellung und Empfindung der vollen Wirklichkeit kommen, die für den Hiſtoriker etwas unendlich Wichtigeres iſt, als die allgemeinen Abſtractionen und Raiſonnements, die man der Geſchichte nicht als Zweck unterlegen kann, ohne ſie in ihrem eigentlichen Weſen zu vernichten".

Neben den hiſtoriſchen Unterſuchungen fehlt es in dem Werk auch nicht an Vergleichungen mit den Zuſtänden deutſcher Univerſitäten und deutſcher Wiſſenſchaft und an manchen einſchneidenden Urtheilen über die Beſtrebungen der Gegenwart auf wiſſenſchaftlichem, ſtaatlichem und kirchlichem Gebiet und an Aeußerungen über die Hoffnungen und Befürchtungen, welche ſich daran knüpfen. Huber fand es deshalb nöthig, ſich in der Vorrede zum erſten Bande unter Anderem über ſein Verhältniß zu den Anſichten der Zeit auszuſprechen und ſich dagegen zu verwahren, daß man aus ſeinen tadelnden Urtheilen folgere, er ſei mit der Gegenwart zerfallen und ſehne ſich nach der Vergangenheit zurück, während er ſeine Polemik nur gegen die Carricaturen der Zeit gerichtet haben wollte. An Wolf ſchrieb Huber nach Erſcheinen des erſten Bandes: „Wie wenig Dank und Anerkennung gerade eine ſolche Behandlung eines ſolchen Stoffes von ſolchem Standpunkt mit ſolcher Geſinnung (die ich nicht verleugnen wollte, auch wo ich könnte) erwarten kann, werden Sie leicht ermeſſen. Wer weiß z. B. oder fragt darnach, daß meine Vorgänger ſo gut wie gar nichts geleiſtet, nichts als elende Salbaderei, Wiederkauerei getrieben haben. Doch genug, — meinen Lohn habe ich dahin in der Freude an der Sache, an der Arbeit. An Leſer, Recenſenten, Publikum zu denken, fällt mir gar nicht mehr ein. Ich wünſche nur Anerkennung von den Wenigen, deren Urtheil ich achte". Huber hatte das Werk zunächſt für das deutſche Publikum geſchrieben, aber er hoffte, daß es doch auch in England einige Beachtung finden werde. Im Juni 1839 konnte er ſeinem Schwiegervater ſchreiben: „Einen unerwarteten Vortheil hat mir ſchon der erſchienene erſte Band gebracht — jeder Vortheil für den Autor muß bei einem ſolchen Buch unerwartet ſein, — nämlich die Bekanntſchaft und eifrige Correſpondenz mit zwei engliſchen Litteraten, die zu den ſehr wenigen ihrer Landsleute

gehören, die etwas von der Sache verſtehen. Der eine, Th. Wright, iſt auch bei uns ſchon ziemlich bekannt und wird es noch mehr werden, — erſt kürzlich gab er Briefe aus der Zeit Eliſabeth's mit Commentaren u. ſ. w. heraus; der andere, Longueville Jones, lebt in Paris und iſt beſonders ein ſtarker Statiſtiker. Beide ſind mir mit einer zumal bei Engländern ſehr ſeltenen Dienſtwilligkeit und mit viel Intereſſe an der Sache entgegengekommen. Was die ältere Geſchichte betrifft, ſo ſind ſie freilich noch beim A-B-C, obgleich ſie an der Quelle ſaßen. Aber auch ganz abgeſehen von dieſem Specialgegenſtand iſt mir dieſer Verkehr außerordentlich viel werth, da es mir ganz an Verbindungen dort fehlt, dieſe aber gerade der Art iſt, wie ich ſie brauche, — durchaus matter of fact. Wright wünſcht das Buch zu überſetzen oder überſetzen zu laſſen. Doch iſt noch der zweite Theil abzuwarten und wird ſich dann ſein Beifall auch leicht etwas kühlen, da er ſehr liberal reformatoriſche Tendenzen hat, denen ich in der Darſtellung der neueſten Zeit gelegentlich auf die Hühneraugen zu treten nicht vermeiden kann".

In einem ſpäteren Briefe an Wolf (14. 5. 41.) heißt es: „Mit Wright und ſeinen Landsleuten bin ich nicht ſehr zufrieden. Ich glaube, mein Opus hätte dort wohl eine gründlichere Beurtheilung verdient; außer einer ſehr allgemein gehaltenen, gutgemeinten und lobreichen Anzeige des erſten Bandes von Wright, hat aber meines Wiſſens kein Menſch ein Wort darüber verloren. Da haben ſogar die Amerikaner, denen die Sache doch viel ferner liegt, ſich honnetter gemacht. Nun, daß bei meinem Veroruß einige humaniora (Eitelkeit iſt ſogar ein humanissimum) mit unterlaufen, will ich nicht gerade leugnen. Doch liegt mir wenigſtens eben ſo viel an der Sache, und die hat nun einmal ihre ſehr begründeten Anſprüche. Daß dem gebildeten engliſchen Publikum ſolche Bücher wie Menzel's Litteraturgeſchichte u. dergl. beſſer gefallen, wo ihnen eine recht befangene, recht einſeitige und inſofern leicht conſequente Anſicht recht grob zugehauen in die Hände gegeben wird, daran ſie ſich halten können, beſonders eine ſolche, wo die große Heerpauke der Moral und des Patriotismus (des anti-galliſchen) recht brutal erſchallt, — das wundert mich nicht, aber

es ſollte doch Ausnahmen geben. Es war freilich auch vorherzuſehen, daß meine Anſichten und Urtheile alle Parteien verletzen und die Nationaleitelkeit kränken würden, welche bei den Engländern wenigſtens ſo ſtark und viel plumper und bösartiger iſt, wie bei den Franzoſen".

Mit der Zeit fand Huber's Werk dennoch in England Beachtung, und zwar in weit größerem Maße, als er es irgend erwartet hatte. Im Jahre 1843 erſchien eine Ueberſetzung in London bei William Pickering unter dem Titel: the english universities from the german of V. A. Huber. An abridged translation edited by Francis W. Newman, professor of the greek and latin classics at Manchester new college, and formerly fellow of Balliol college, Oxford, in drei ſehr ſplendide ausgeſtatteten Bänden mit zahlreichen, zum Theil ſehr bunt colorirten Abbildungen von Perſonen, Localitäten, Trachten und Scenen aus dem Univerſitätsleben, die zu der gelehrten deutſchen Arbeit in einem auffallenden Contraſt ſtehen. Man hatte auch Huber's Portrait bringen wollen; er hatte es aber abgelehnt, ein ſolches zu beſchaffen, da er fürchtete, die Marburger Künſtler würden gar zu unbarmherzig mit ſeinem Geſicht umgehen, und er es nicht für der Mühe werth hielt, deshalb auswärtige Künſtler anzugehen. Die Ueberſetzer (als ſolche werden neben Newman auch Balgrave Simpſon genannt, während Heywood die Koſten des Unternehmens trug) hatten vielfach in Noten ihre perſönlichen Anſichten zugefügt, und da ſie, wie Huber (16. 11. 1842) dem Schwiegervater ſchrieb, Whigradicale waren, ſo polemiſirten ſie gelegentlich ſtark gegen die Anſichten des Autors, deſſen Thatſachen ſie freilich nichts anhaben könnten. „Mich freut die Anerkennung," fügt er hinzu, „die in der Thatſache der Ueberſetzung liegt, und um ſo mehr, als ſie von politiſchen Gegnern kommt." Wir werden ſpäter ſehen, wie er 1844 bei ſeinem Beſuch in England dieſer Autorſchaft viel achtungsvolles Entgegenkommen in der dortigen Gelehrtenwelt verdankte.

Alsbald nach Vollendung dieſes Werks traten wieder die anderen litterarhiſtoriſchen Pläne in den Vordergrund. Zeitweilig

beſchäftigte er ſich mit der Ausarbeitung eines Handbuchs der neueren Geſchichte, — doch berechnete er die Zeit, welche er ſich dazu gönnen müſſe, ſogleich auf ein Jahrzehnt, und legte dieſe Arbeit dann wieder zurück, um zunächſt mittelſt litterarhiſtoriſcher Specialunterſuchungen tiefer in das Leben der Hauptculturvölker einzudringen. So ſchrieb er ſchon im Januar 1839: „Ich habe mir aus Göttingen Manches mitgebracht zu einer gründlichen Arbeit über die populäre Poeſie der Spanier, beſonders die heterogene Maſſe der Romanceros. Ich denke an eine Geneſis des Volksliedes beſonders im Verhältniß zu den älteren Chroniken und zu der ritterlichen Poeſie der Cancioneros und dergl. Ueber alles dieſes iſt noch ſo gut wie nichts Erſprießliches gearbeitet. Freilich fehlt mir nicht viel mehr, als zwei Drittel des nöthigen Materials, — doch habe ich für's Erſte noch genug zu beißen, und nachher werden wir weiter ſehen". Zwei Jahre ſpäter (15. 4. 1841) berichtete er an Wolf, wie es ihm endlich gelungen ſei, in Spanien Mittelsmänner zu finden, die ihm die dort noch vorhandenen Materialien für ſeine Arbeiten mittheilen könnten. „Dieſen Winter," heißt es dann in dem Brief, „bin ich freilich nicht viel weiter gekommen, da die laufenden Arbeiten, namentlich die Collegien, mich zu ſehr in Anſpruch nahmen, beſonders Geſchichte, die mich wieder auf meine früher begonnene Bearbeitung eines Handbuchs führte, welches denn auch beträchtlich gefördert iſt. Dieſen Sommer läuft der Collegienbach ſeichte genug, und wenn ich Pfingſten nach Darmſtadt komme, um mir von der dortigen Bibliothek eine Portion Materialien zum Durcharbeiten zu holen, ſo denke ich auch mit den Romanzen vom Fleck zu kommen. Einige richtige Standpunkte und erſprießliche Durchblicke glaube ich gewonnen zu haben, doch iſt es noch nicht reif, — ſogar noch nicht ſo weit, um hier mitgetheilt zu werden. An die beliebte Mode, ſolche aperçus, ehe ſie irgend reif und belegt ſind, in mehr oder weniger geiſtreiche Allgemeinheiten oder philoſophiſche Kategorien und Phraſen zu wickeln und mit anmuthiger Keckheit als abgethane Sachen zu produciren, kann ich mich nicht gewöhnen, und ſo kann es auch im beſten Fall noch lange währen."

ſpäter an ſeinen Schwiegervater gerichteter Brief (28. 12. 1841)

erzählt von einer Sammlung ſpaniſcher Volksbücher, die er aufgetrieben habe, und worin er reiche und überraſchende Beiträge zur Geſchichte der populären Poeſie, ja der ganzen Nationalbildung in Spanien finde, die dort Niemand geſucht habe und die ſonſt nirgends zu finden ſeien. „Freilich," ſchreibt er, „je mehr man findet und hat, deſto mehr ſucht und braucht man, deſto weniger kann man daran denken, die Acten als geſchloſſen anzuſehen. So wird mir nun eine nähere Vergleichung mit ähnlichen Producten anderer, auch der deutſchen Litteratur nöthig, — denn überall verlaufen ſich die kräftigen Quellen der Volkspoeſie in dieſen Gebieten, die freilich oft Sand und Sumpf ſind. Vom Ziele bin ich alſo um ſo weiter entfernt, je weiter ich vorrücke, — ſofern das Ziel ein größeres Werk über dieſen Gegenſtand ſein ſoll, das meinen Anforderungen entſpricht. Einige Späne mögen immerhin früher abfallen."

Das hier in Ausſicht genommene größere Werk hat den Aufgaben weichen müſſen, welche das ſpätere Leben Huber's ausfüllten, und iſt nicht zu Stande gekommen; als ſolche Späne, die ſchon bei den Vorarbeiten abgefallen ſind, werden wir zwei 1844 veröffentlichte Schriften anſehen dürfen. Die eine iſt die lateiniſch geſchriebene Abhandlung über die Form der älteren ſpaniſchen Volkspoeſie: De primitiva cantilenarum popularium epicarum [vulgo Romances] apud Hispanos forma (Berolini, typis academicis) — die Inaugurationsſchrift beim Antritt der Berliner Profeſſur, — die andere iſt die von Huber neu herausgegebene: Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador (Marburg en casa de Bayrhoffer, librero de la universidad), der er eine 148 Seiten lange ſpaniſch geſchriebene hiſtoriſch-litterariſche Einleitung zugefügt hatte.*) Dieſes ſchön ausgeſtattete Buch iſt mit Beziehung darauf, daß die erſte Ausgabe 1512 unter den Au-

*) Der Cid behielt für Huber immer noch eine beſondere Anziehungskraft. Er ſchrieb damals, es ſei kein anderer Stoff zu finden, in welchem ſich der Entwicklungsproceß von Sage, Volkslied, Chronik, Geſchichte und Kunſtpoeſie ſo ohne Unterbrechung durch eine Reihe von Jahrhunderten verfolgen ließe, und der alſo in litterarhiſtoriſcher Hinſicht ſo intereſſant ſei, als dieſer.

ſpicien des nachmaligen Kaiſers Ferdinand des Erſten erſchienen war, dem Kaiſer Ferdinand von Oeſterreich gewidmet. Derſelbe bezeugte demnächſt an Huber ſeinen Dank durch Verleihung der großen goldenen Medaille für Wiſſenſchaft.

Außer ſolchen ſpeciellen Arbeiten über die ſpaniſche Volkspoeſie faßte Huber im Laufe der Jahre noch allerlei litterarhiſtoriſche Pläne in's Auge. So ſchrieb er (15. 2. 1842): „Ich bin jetzt ziemlich im Zuge mit einer Arbeit, die vielleicht bald zu einem Buche wird, — nämlich ein Handbuch der allgemeinen neueren Litteraturgeſchichte. Zunächſt handelt es ſich indeſſen nur um die Ausarbeitung der Dictate, als Text für mündliche Erörterungen einer auf nächſten Sommer angekündigten Vorleſung über dieſen weiten und reichen Stoff. Ich halte ſonſt eigentlich wenig von ſo überſichtlicher Behandlung — indeſſen man muß es auf alle Weiſe verſuchen. Damit würde vielleicht ein anderer Plan zuſammenhängen, nämlich die Herausgabe einer Reihe von Handbüchern, wenigſtens der Hauptlitteraturen, welche ſich in Form, Ausſtattung und Behandlung am liebſten an das treffliche Wackernagel'ſche Handbuch der deutſchen Litteratur anſchließen ſollten. Das würde mich die nächſten Jahre hindurch ziemlich beſchäftigen, wobei ich denn freilich wieder das Elend meiner hieſigen Iſolirung von litterariſchem Verkehr und von Bibliotheken werde zu beklagen haben".

Endlich haben wir aus dem beſprochenen Lebensabſchnitt auch noch einige größere Recenſionen Huber's zu regiſtriren. Dergleichen erſchienen noch 1835 und 1836 in den Blättern für litterariſche Unterhaltung*); dann ſcheint aber eine gänzliche Entfremdung zwiſchen Huber und dem Brockhaus'ſchen Unternehmen eingetreten zu ſein. Für eine umfängliche Recenſion des Werkes von Friedrich v. Raumer, England im Jahre 1835 (Leipzig bei Brockhaus), hatte Huber keinen Raum in den kritiſchen Zeitſchriften gefunden. Er ließ ſie daher nach Jahresfriſt als

*) 1835. Nr. 343—347 über v. Maurer, das griechiſche Volk (eine ſcharfe Kritik des Verhaltens der Großmächte); 1836. Nr. 279—281, über Toreno, historia del levantamiento, guerra y revolucion de España.

selbständiges Werk unter dem Titel: „Beiträge zur Kritik der neusten Litteratur, Erstes Heft, Rostock, Universitätsbuchhandlung von J. M. Oeberg 1837", (98 S.) erscheinen. Er ging darin dem Raumer'schen Buche sehr scharf zu Leibe, indem er demselben namentlich vorwarf, daß der Verfasser die englischen Zustände nur durch die Brille der ihm befreundeten liberalen Whigs gesehen, und daher auch das Wesen der dortigen Verfassung arg verkannt und die der öffentlichen Ordnung drohenden Gefahren nicht bemerkt habe. Namentlich polemisirte er gegen die von Raumer zwischen Preußen und England gezogene Parallele, bei welcher der Hauptunterschied zwischen einem durch und durch monarchischen und einem der Sache nach nahezu republikanischen Staat verkannt sei. In dem Vorwort stellte Huber noch weitere Kritiken in ähnlicher Form über bemerkenswerthe Erscheinungen, zumal auf dem Gebiet der geschichtlichen Litteratur und der Litteraturgeschichte, in Aussicht, falls dies erste Heft die erwünschte Aufnahme finde. Dasselbe scheint aber wenig Beachtung gefunden zu haben, so daß eine Fortsetzung nicht erschienen ist. Auch blieb Huber während seines Marburger Aufenthalts fortgesetzt ohne alle Verbindung mit kritischen Zeitschriften.

Es bleibt uns noch übrig, von Huber's täglichem Leben in Marburg zu berichten. Auch hier war, wie in Rostock, die Pflege der eigenen, stillen Häuslichkeit der Mittelpunkt desselben, — die Geselligkeit, die sich ohnehin nur auf einen kleineren Kreis beschränkte, stand erst in zweiter Linie. Die erste, ungenügende Wohnung wurde schon nach wenigen Monaten mit einer besseren vertauscht und alsbald der Plan gefaßt, auf einem käuflich erworbenen, vor dem Barfüßer Thor belegenen Grundstück ein eigenes Haus zu bauen. Doch als Hand an's Werk gelegt werden sollte, zeigten sich so viele Schwierigkeiten, und die dortigen Handwerker ließen so wenig von ihren Leistungen erwarten, daß Huber voraussah, er würde diesem Bau viele Zeit und viele gute Laune opfern müssen. Er ließ den Plan daher fallen und hat das Grundstück nach Jahren einer wohlthätigen Anstalt geschenkt. Dagegen kam er wieder in den Besitz eines eigenen

Hauſes, als im Jahr 1839 ſein Freund und College, Julius Müller, einem Ruf nach Halle gefolgt war und er für dieſen in einen ſo eben abgeſchloſſenen Kaufvertrag über ein in der Untergaſſe gelegenes Haus als Käufer eingetreten war. Es war ein altes, an die Stadtmauer gebautes Haus, — auch war es zu groß für den kleinen Hausſtand, ſo daß noch Miether aufgenommen werden mußten; aber es hatte eine freundliche, ſonnige Lage, ſchöne Ausſicht in das Lahnthal und einen Garten mit alten Bäumen. Huber hatte viele Freude an dieſem Beſitz, und gelegentlich erfahren wir aus den Briefen, wie er ſelbſt eifrig gepflanzt und begoſſen oder Obſt abgenommen hat.

Die Trauer um den Tod der Schwiegermutter trug dazu bei, um das Einleben in die Marburger Geſelligkeit hinauszuſchieben. In den erſten Ferien eilte das Ehepaar nach Bremen; nach der Rückkehr nach Marburg ſchrieb Huber dem Schwiegervater (25. 5. 1837): „Unſer Bremer Zuſammenſein hat uns in gar mancher Hinſicht erfriſcht und geſtärkt. Wie ſehr unſer eins deſſen bedarf, kann kaum Jemand beurtheilen, der nicht eben wie unſer eins mit dem lebendigſten Gefühl und Bedürfniß für Familienleben und Alles, was gerade ſo ruhige, feſte, althergebrachte Verhältniſſe wie die Bremiſchen mit ſich bringen, doch ſeit früheſter Jugend immer in der Fremde herumgetrieben iſt und auch jetzt in der Fremde nicht recht zum Anwurzeln kommt, obgleich das eigentliche Herumtreiben Gottlob vorbei iſt und wenigſtens überall die häuslichſte Häuslichkeit uns folgt. Nun das macht das leidige Litteraten- und Profeſſorenweſen, — was freilich auch wieder ſeine vortrefflichen Seiten hat, die ich von Herzen anerkenne, — wenigſtens ſo lange es uns noch möglich iſt, gelegentlich die Ferien zu benutzen, um es mit Händen zu greifen, daß man nicht allein auf der Welt iſt, ſondern noch Familie, Freunde, Vaterſtadt hat. Sogar in Beziehung auf letztere mache ich das Bremiſche Recht, wonach Ehegatten in Gütergemeinſchaft leben, in vollem Maße geltend, und ich muß mich ordentlich zuweilen darauf beſinnen, daß ich nicht wirklich ein Bremer Kind bin, — ſo ſehr hat Bremen für mich die Bedeutung einer Vaterſtadt, und der Wunſch, die Idee, am Ende doch wieder dort, als in einen letzten

und ſichern Hafen einzulaufen, wird bei mir immer mehr zu einer Art von fixen Idee. Nun — das hat keine Eile!"

Das Heimiſchwerden in Marburg wurde erſchwert durch den ſchnellen Wechſel, der damals unter den Marburger Profeſſoren ſtattfand. Die durch Haſſenpflug herbeigerufenen bedeutenden Männer ließen ſich nicht mehr halten, als nach ſeinem Abgang alles ernſtere Intereſſe an der Univerſität und das Verſtändniß für ihre Bedürfniſſe bei der Regierung geſchwunden war. Der Kreis, dem Huber ſogleich näher getreten war, erlitt ſehr bald durch Puchta's Abgang eine große Einbuße. Später folgte Julius Müller, dem Huber beſonders befreundet war, und mit dem er Lebenslang eng verbunden blieb, zumal nachdem auch noch ein Familienband hinzugetreten war, indem Müller, der in Marburg ſeine erſte Frau verloren hatte, ſich 1840 mit Huber's Schwägerin, Eliſe Klugkiſt, verheirathete. Auch an dem Orientaliſten Hupfeld, welcher ebenfalls nach Halle berufen wurde, verlor Huber einen nahe ſtehenden Freund, wenn gleich die beiderſeitige Art ſehr verſchieden war und ſie oft in ihren Anſichten und in ihren Formen disharmonirten. Der Theologe Kling ging nach Bonn, der Philoſoph Sengler nach Freiburg, der Juriſt Duncker nach Göttingen; zu ihnen allen ſtand Huber in mehr oder weniger nahen Beziehungen. Beſonders tief empfand er den Abgang des Philologen Karl Friedrich Hermann nach Göttingen, an dem er in allen Univerſitätsangelegenheiten einen zuverläſſigen Beiſtand von gleicher, ernſter Geſinnung gehabt hatte. Auch Hermann hielt große Stücke auf Huber, wie er denn dem Schreiber dieſes nach vielen Jahren einmal ſagte, daß er von allen Collegen, die er im Laufe der Zeiten an verſchiedenen Univerſitäten gehabt habe, nur gar wenige als ſo ſittlich makellos und ſo unbedingt zuverläſſig erkannt habe, wie Huber, — ein Wort, welches bei Hermann's ſtrenger, knapper Art gewiß buchſtäblich zu nehmen war. Von den neu nach Marburg berufenen Profeſſoren traten der Theologe Henke, der Kirchenrechtslehrer Richter, der Mediciner Naſſe und trotz des nur noch kurzen Zuſammenſeins der Theologe Thierſch in nähere Beziehungen zu ihm. Zu ſeinen Zuhörern Diederich und Wetzell, welche

sich inzwischen als Docenten habilitirt hatten, blieb ein nahes freundschaftliches Verhältniß. Ein solches bestand auch mit dem Historiker und Philologen Rubino, der damals dem Christenthum innerlich zwar schon sehr nahe stand, aber noch nicht die Freudigkeit gewonnen hatte, den förmlichen Uebertritt aus dem Judenthum zu vollziehen. Von den nicht zur Universität gehörigen Personen standen der 1841 nach Marburg versetzte Obergerichtsdirector Bickell und der Gymnasialdirector A. F. C. Vilmar in nahen Beziehungen zu Huber, — beides Männer von großer Gelehrsamkeit und hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung, der erstere als Bearbeiter des Kirchenrechts, der andere als Litteraturhistoriker und Theologe. Sie und Hupfeld vertraten in dem Freundeskreise das specifisch hessische Element, und wenn für Huber in ihrer in gewissem Sinne engen und exclusiven Anschauungsweise oft genug etwas Störendes und fast Abstoßendes lag, so hatten doch andererseits die scharf geschnittenen und tüchtigen Persönlichkeiten auch manches Anziehende für ihn. Uebrigens war damals in Vilmar noch jene liebenswürdige Stimmung überwiegend, aus welcher seine deutsche Litteraturgeschichte geflossen ist, — erst die späteren politischen und kirchlichen Kämpfe ließen jene Schärfe die Oberhand gewinnen, die seinen späteren Arbeiten inne wohnt.

Sieben Jahre lang dauerte das Marburger gelehrte Stillleben. Aber mancherlei längere oder kürzere Unterbrechungen sollten nicht fehlen. Der Bücherbedarf und die verwandtschaftlichen Beziehungen führten wiederholte Reisen nach Göttingen herbei, wo im Heeren'schen Hause Quartier genommen wurde. Aber der Verwandtenkreis lichtete sich mehr und mehr. Reuß und Frau, Blumenbach (1840), Heeren (1842) starben während Huber's Marburger Aufenthalt. Am schmerzlichsten war für ihn der 1837 erfolgte Tod von Adele Blumenbach; er schrieb darüber dem Schwiegervater: „Auch in Göttingen ein Trauerhaus! Ja, mehr wie eins; denn selten wurde wohl ein Mädchen in ihrem Alter und in ihrer Lage von so Vielen herzlich geliebt und verehrt und mit so vielem Grund. Mir war sie seit zwanzig Jahren eine ältere Schwester, unwandelbar ohne die geringste Trübung.

Wie schwesterlich sie meine Frau geliebt, weiß diese. Was wir an ihr verloren, ist unersetzlich in gar vieler Hinsicht".

Im Herbst 1837 nahm Huber an dem Fest des hundertjährigen Jubiläums der Göttinger Universität Theil, das zum ersten großartigen deutschen Gelehrtencongreß wurde und als solcher eine wichtige Stelle in der Gelehrtengeschichte einnimmt. Huber schrieb darüber an Wolf in Wien, der dort auf seine Anregung zum Ehrendoctor creirt wurde (10. 11. 1837): „Es war Eins in's Andere gerechnet ein schönes und merkwürdiges, die deutschen Universitäten (vielleicht das Beste, was wir haben) würdig ehrendes Fest, aller einzelnen Mängel und Lächerlichkeiten unbeschadet. Der einzige wesentliche Mangel war ein Local, wo man sich sehen und sprechen konnte. Dies war aber ein großer Mangel und der Hauptgrund dafür, daß man eigentlich nichts von einander hatte, als das Wissen: der und der ist da und hat seine Nase mitten im Gesicht, wie sonst". In einem Briefe an Albrecht sagt er, es sei eine seltsame Menagerie von Celebritäten und Notabilitäten gewesen, — „Alles ersäuft in Humboldt's furchtbar glatten Wortströmen".

Huber wurde bei Gelegenheit des Jubiläums zum correspondirenden Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften (der Göttinger Akademie) ernannt.

Die Bibliothek hielt ihn noch mehrere Wochen in Göttingen fest, als die großen Menschenwogen, welche das Jubiläum herbeigeführt hatte, schon wieder abgelaufen waren. Er trat von Neuem dem alten Freundeskreis nahe und durchlebte mit ihm die schweren Entschließungen und Sorgen, welche die politische Lage Hannovers damals hervorrief. Er konnte nicht die volle Ueberzeugung gewinnen, daß König Ernst August unbedingt an die von seinem Vorgänger erlassene Verfassung gebunden sei, und er hatte daher auch einige Bedenken, ob der von den „Sieben" gethane Schritt völlig correct sei. Als aber dann wenige Wochen nach seiner Abreise aus Göttingen der Würfel gefallen und das hannöversche Gouvernement in einer, wie ihm däuchte, brutalen Weise durch Absetzung der Sieben und durch Landesverweisung dreier von ihnen den Knoten durchhauen hatte, da war auch Huber auf das

Tiefſte ergriffen, und fortan ſtand er mit Herz und Hand auf Seiten der Sieben. Er ſchrieb ſchon im November 1837 an den Schwiegervater: „Sie können ſich denken, daß bei unſeren näheren verwandtſchaftlichen und freundſchaftlichen Beziehungen mit Göttingen und Hannover wir mit großer Theilnahme und Beſorgniß die dortige Ent- oder Verwicklung verfolgen. Die Erklärung der Sieben ſehe ich jedenfalls als eine erfreuliche Ehrenrettung des Gelehrten- und Profeſſorenſtandes an, inſofern ſie beweiſt, daß wir nicht nothwendig politiſche Caſtraten zu ſein brauchen. Uebrigens geſtehe ich, daß ich trotz einer ſolchen juriſtiſchen Autorität, wie Albrecht, und einer ſolchen politiſchen, wie Dahlmann, der Anſicht über die Unrechtmäßigkeit des königlichen Patents nicht ſo ganz beitreten kann. Die Sache iſt mir weder in dem einen noch in dem andern Sinne ganz klar, und ich komme immer wieder darauf, daß es einer von den Fällen iſt, in denen durch das Urtheil eines competenten Gerichts als court of equity oder durch eine neue vertragsmäßige Interpretation eine Lücke ausgefüllt, ein Widerſpruch gehoben werden müßte. Doch meine Anſicht iſt ſehr gleichgültig; die Thatſache, von der ich mich in Göttingen überzeugt habe, iſt, daß neun Zehntel der hannöverſchen Juriſten, Beamten u. ſ. w. die Sache ſo anſehen, wie die Sieben. Wie viele werden dieſer Ueberzeugung gemäß handeln? Und wenn auch alle, was kann Erſprießliches dabei herauskommen? Ich fürchte, wenig oder nichts, ſondern auf jede Weiſe nur Unheil".

Sobald es feſtſtand, daß die Sieben amt- und brodlos ſich eine neue Heimath ſuchen müßten, zauderte Huber nicht, nach Kräften dafür thätig zu ſein, um ihnen einen neuen ehrenvollen Wirkungskreis und jedenfalls ſofort ausreichenden Unterhalt zu ſchaffen, und er ſuchte daher in den ihm zugänglichen Kreiſen für die von Leipzig aus veranſtalteten Sammlungen zu wirken. Es liegen uns einige von ihm erlaſſene Circulare an die Marburger Collegen vor, worin er es wiederholt für eine Ehrenſchuld Deutſchlands und zumal der deutſchen Wiſſenſchaft erklärt, für jene Männer zu ſorgen, zumal ſolche ſonſt in eine Lage gerathen würden, welche nicht nur Mangel und Entbehrungen für ſie

herbeiführen, sondern auch der Wissenschaft die freie Thätigkeit solcher Kräfte entziehen oder doch verkümmern müßte. Es macht einen wehmüthigen Eindruck, wie dieser volle Ton sich an der Enge der Verhältnisse, unter denen die meisten Collegen seufzten, brechen und herabstimmen mußte; gar manche fanden sich veranlaßt, auf jenen Circularbogen ihre beschränkte Lage auseinanderzusetzen und es damit zu entschuldigen, wenn sie geringe oder gar keine Beiträge zeichneten. Es war etwas ganz Neues, noch nicht Dagewesenes eine solche Nationalsubscription mit politischem Hintergrunde, und man merkt es den Unterschriften an, daß sich die Leute noch nicht recht dabei zu benehmen wußten. Huber's eigener Beitrag ragt gar hoch über die seiner Collegen heraus.

Er gab sich Anfangs der Hoffnung hin, daß es gelingen werde, die Berufung einiger der vertriebenen Collegen nach Marburg durchzusetzen. Aber gar bald stellte sich dieser Plan als unausführbar heraus. Er war dann Jahre lang bemüht, alle Beziehungen, die irgend von Einfluß sein konnten, zu benutzen um auswärts eine Wiederanstellung der Sieben herbeizuführen. In seiner vom 30. October 1839 datirten Vorrede zum zweiten Theil des dem Kronprinzen von Preußen gewidmeten Werks über die englischen Universitäten schrieb er, nachdem er erwähnt, daß es für das Universitätsleben nicht blos auf Wissenschaft, sondern auch auf Charakter und Gesinnung ankomme, die scharfen Worte: „So lange aber diejenigen unter den tüchtigsten Trägern teutscher Wissenschaft, welche nicht glaubten, als solche von den Pflichten und Rechten des Mannes entbunden zu sein, — so lange zumal die beiden Grimm, die echtesten Söhne der echt teutschen Mutter, dem akademischen Leben entrissen sind, darf man voraussetzen, daß Charakter und Gesinnung mit den Anforderungen, welche die Staatsgewalten an unsere höhere Bildung machen, unverträglich sind, und dann ist allerdings die möglichst consequente Durchführung der Gesetze des Staatsmechanismus auch auf den Universitäten das sicherste Mittel zum Zweck. Wie auf die Länge die Wissenschaft ohne die Gesinnung fahren dürfte, wäre freilich sehr zu bedenken. Doch ist auch ein Drittes denkbar: nämlich sich sowohl dieser, e ent-

ſchlagen, ſofern ſie nicht unmittelbar und unbedingt zum Staatsdienſt in jedem Sinne zu verwenden wäre".

Um für die Wiederanſtellung der Sieben thätig zu ſein, wurde auch eine Reiſe benutzt, die Huber im Frühjahr 1838 nach Berlin machte. Der nächſte Zweck derſelben war bibliothekariſcher Art, — er wollte mancherlei Bücher auf der Berliner Bibliothek einſehen und trug ſich außerdem mit allerlei Plänen, um den deutſchen Bibliotheken die Erſcheinungen der abendländiſchen Litteratur in reicherem Maße zuzuführen. Er ſchrieb darüber nach ſeiner Rückkehr dem Schwiegervater (24. 5. 1838): „Ich hatte zwei ſchöne Pläne, deren Betreibung mit ein Zweck meiner Reiſe war. Erſtlich dachte ich an eine Verbindung mehrerer Bibliotheken, um (etwa unterſtützt durch außerordentliche Beihülfe der Regierung) die jetzigen Conjuncturen in Spanien zu benutzen, um einmal eine Schiffsladung voll hispanica nach Deutſchland zu ſchaffen. Die weitere Ausführung des Geſchäfts kann ich um ſo mehr übergehen, da doch nichts daraus wird. Hier, in Kaſſel und in Leipzig fand ich ſehr guten Willen; aber Alles verwies nach Berlin und meinte, wenn man dort Theil nehme, wäre etwas zu machen, ſonſt nichts. In Berlin iſt aber eben gar nichts zu machen. Die Bibliothek hat nichts übrig — die Bibliothekare ſind gleichgültig — vornehm, — die Regierung und beſonders der König haben eine Averſion gegen Alles, was nicht in der mechaniſchen Routine hergebracht iſt, und ſind entſchloſſen, keinen Thaler für irgend etwas extra auszugeben. Es iſt eine unglaublich lahme, verdrießliche, materielle Stimmung dort. Die Wenigen, welche für ſolche Dinge Sinn und Intereſſe haben, vermögen gar nichts — z. B. der Kronprinz. Ein anderer Punkt war die Beſchaffung engliſcher Sachen nach einem beſſern Plan und auf wohlfeilerem Wege, als bisher, mit regelmäßiger Benutzung der second hand Catalogs und Verkäufe. Aber auch da iſt nichts zu machen. Die Herren finden es bequemer, ſich von dem Windbeutel A. prellen zu laſſen. Doch habe ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Ich ſtreite dabei pro aris et focis; denn eben ſeit ich nun durch den mir von Ihnen gütigſt gewährten Zuſchuß zu meinem Bibliotheksetat in

den Stand gesetzt bin, an eine taliter qualiter Completirung meiner Bücher zu denken, liegt mir um so mehr daran, die Sache möglichst praktisch einzurichten. Eine Hauptbedingung ist dafür aber immer „bedeutende Bestellungen". Wenn z. B. für 2000 Thaler oder für 4000 Thaler jährlich in London bestellt würde, dann könnte man Alles um ein Drittel wohlfeiler bekommen und die Herren dort würden ein Interesse finden, uns solide und gefällig zu bedienen, während sie jetzt kaum hinhören, wenn von 50 oder von 100 oder 200 Thälerchen die Rede ist, die dieser oder jener Privatmann oder diese oder jene Bibliothek daran wenden kann. Dieser Zersplitterung abzuhelfen, das, was Jeder dran wenden kann, zu einem joint stock Unternehmen zu vereinigen, dann planmäßig completiren, einen guten Agenten dort finden — das muß doch möglich zu machen sein. Doch genug von diesen unzeitigen Geburten!"

Diese Reise nach Berlin führte Huber etwa fünf Wochen von Hause; es war die erste längere Trennung von seiner Frau seit seiner Verheirathung, und wir verdanken ihr eine Reihe von Briefen, welche so manchen Blick nicht nur in Huber's damalige Stimmung und Denkungsweise, sondern auch in sonstige Verhältnisse thun lassen, daß wir Einiges daraus mittheilen zu müssen glauben.

Leipzig 31. 3. 1838. „Bisher muß ich aufrichtig sagen, komme ich mir noch sehr albern vor, hier in der Welt herum und in die Welt hinein zu kutschiren und mein Heimwesen zurück zu lassen. Hätte ich erst nöthig, das schätzen zu lernen, — gut, so wäre Menschenverstand darin, aber das ist von allen Dingen, was ich am wenigsten zu lernen brauche. Vielleicht ist es mir nur zu sehr das Liebste, und es ist mir sonst nirgends wohl. Ich komme mir vor, wie Peter in der Fremde und möchte anfangen zu greinen und wieder umzukehren. Ja — was nicht aus den Leuten wird! Bei der Reise im Postwagen war mir, trotz der Erinnerungen, die ich von früher her daran habe, die Gemeinheit und Dummheit dieser Eilwagen- und Wirthshauswelt nervös angreifend. So zweimal 24 Stunden mit solchen Bestien in einem engen Kasten eingesperrt, — man wird wahrlich an der

eigenen Menſchlichkeit und Selbſtheit irre und kommt in Verſuchung, mit zu heulen, zu brüllen und ſonſt ſich als Beſtie zu gehaben, — oder doch aus dem Kaſten herauszuſpringen à tout prix. Und es waren in ihrer Art ganz gute, feine Leute, — Handlungsvoyageurs, Architekten — kurz noch mit die beſte Poſtgeſellſchaft — aber welche Gemeinheit liegt dem ganzen Weſen, trotz der halbwegs ſogar gebildet ausſehenden Außenſeite, zu Grunde. Die Leute mögen vielleicht für ſich und zu Hauſe beſſer ſein, — erſt die Poſtwagen- und Wirthshausatmoſphäre treibt die Gemeinheit der Leute ſo hervor. Da war ein Jude aus Liſſa, — ſonſt eben auch eine Beſtie, — er zeigte aber zwiſchen all' dem Schacherweſen eine beſſere Natur, ſo wie er von Frau und Kindern ſprach. Jeder Menſch hat doch ſeinen Blumengarten, wäre er auch noch ſo klein und kümmerlich und ringsumher Alles noch ſo öde und wüſt. Wenn man da im Vorbeifahren einen Blick hineinthun kann, ſo thut es Aug' und Herzen wohl; — ſind es auch nur ſo ein Paar Levkoyen oder Nelken hinter dem Miſt, wie bei einer mecklenburgiſchen Katenhöhle. Ja, wenn es nur immer ſein Heim wäre, was den Blumengarten im Leben des Einzelnen darſtellt! leider iſt es aber oft etwas Anderes, — aber auch dann iſt es beſſer wie gar nichts. Doch genug von meiner Poſtgeſellſchaft! Nur das noch: gegen Männer, die ihre Frauen, ohne daß eine große Pflicht es unabweislich fordert, mit ſolchen Poſtwagen reiſen laſſen, und gegen Damen, die, um ein Vergnügen zu erkaufen, ſich nichts daraus machen, habe ich einen wahren Abſcheu bekommen..... In Kaſſel war ich bei Jacob Grimm. Er machte mir keinen erfreulichen Eindruck. Er klagte, daß er mit ſeinen Arbeiten ſehr unterbrochen ſei. Offenbar ſind ihm ſeine Umgebungen nicht bequem und gemüthlich genug. Und ſein kleines Hinterzimmer mit dem Bett drin und den Fenſtern auf den dunkeln Hof ſticht freilich ſehr gegen ſeine Göttinger Zimmer ab, wo es ſehr hübſch war, allerlei Comforts um ihn her und Platz für Alles. Kurz er lebt wirklich wie ein verbannter refugiado, — und das in dieſer Nähe von Haus, iſt vielleicht um ſo ſchmerzlicher. Aber wie ſchändlich iſt es auch eine ſolche Rache zu nehmen an einem ſolchen Mann! Auch die

gute Frau Grimm, die wenige Tage vorher von Göttingen aus da gewesen war, soll sehr niedergeschlagen sein, — Wilhelm noch der munterste. Ich blieb nicht lange bei Jacob. Er hat in seinem äußeren Wesen leicht etwas Verlegenes oder ist vielmehr penibel. Und das ganze Verhältniß ließ das noch mehr hervortreten."

Leipzig 6. 4. 1838. „Ich bin länger hier geblieben, als ich vorhatte. Bei dem schrecklichen Wetter, bei dem ewigen Herumlaufen in dem kalten Wind und dann wieder bei dem vielen Sprechen in den kleinen, überreichlich geheizten Zimmern und bei einigen Diners hatte ich mir eine Erkältung geholt und meinte, es werde ein ordentlicher Husten. Ich habe mich aber schon curirt, indem ich zwei Abende zu Hause blieb, Klatschrosenbonbons en masse verzehrte und — und — und eine halbe Flasche Champagner gleich vor Schlafengehen, — Puchta hatte es mir verschrieben. Der Thee ist hier zu Lande zu greulich, — Schupftabak und Grünspan.... Puchta ist der Alte. Er hat wenig Umgang. Mit seinen Collegien geht es besser. Doch gilt er allgemein für einen ziemlich wunderlichen und unzugänglichen Kauz, — was er denn am Ende auch für die Meisten, die ihn nicht kennen, wirklich ist... Gestern war ich Mittags bei Brockhaus, — en famille, — mit Dahlmann, Marezoll und einem Doctor Marbach, einem von unseren jungen großen Männern. Dahlmann ist hier offenbar in einer falschen Stellung. Anfangs fêtirt von den Liberalen, — nun halbwegs protegirt; nächste Woche will er fort, erst nach Jena, dann mit seiner Frau nach Kissingen. Ueber seine hiesige Anstellung ist noch nichts entschieden. Wie es wirken wird, daß die hiesige Universität von Hannover aus verboten wird, steht noch dahin. Wenn es in Dresden hinreichende Indignation hervorruft, so kann es ihm nützen. Puchta hat Dahlmann oder Dahlmann hat Puchta vermieden, — wahrscheinlich beides, aber Puchta hätte den ersten Schritt thun können. Er ist natürlich weit entfernt, Alles zu billigen, was von oben her geschieht, und wenn ich ihn dränge, muß er mir viel mehr zugeben, als er Lust hat, — aber er hat dann auch wieder viel zu mäkeln, z. B. an den Sieben und ihrem Verfahren. Darin hat er ja zum Theil Recht, aber m[illegible] denn doch zuletzt eine

summa summarum ziehen und ſich ſo oder ſo erklären können. Ich verlange ja nicht Enthuſiasmus oder Verehrung für die Sieben — ſondern nur Anerkennung des Hauptpunktes: den Muth, einer ehrenwerthen Ueberzeugung die äußere Exiſtenz zum Opfer zu bringen. Ja gerade die Fehler, die dabei praktiſch und geſchäftlich vorgekommen ſind, heben dieſen Hauptpunkt um ſo mehr hervor. Aber das wird gar nicht anerkannt, oder doch nur widerſtrebend, wenn man mit der Naſe darauf geſtoßen wird. Da iſt es denn ſehr hart, von einem Mann in Dahlmann's Lage zu verlangen, er ſoll die Leute zurückweiſen, die ihm freundlich entgegenkommen, deren Anſichten und Treiben er aber freilich nicht billigen kann, denen er weſentlich fremd iſt, — während die, welche ihm in vieler Hinſicht näher ſtehen, ſich vornehm, kühl, bedenklich zurückziehen. Puchta hätte ſchon als Vogelſcheuche Dahlmann nützen und manchen liberalen Sperling zurückſchrecken können. Dahlmann fühlt offenbar ſeine falſche Stellung, fühlt, daß er mit dieſem und jenem auf einen viel cordatern Fuß gekommen iſt, als es ſich für ihn ziemt, und thut wohl, ſich eine Zeit lang zu eklipſiren."

Unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Berlin ſchrieb Huber: „Es iſt wahr, es iſt eine impoſante Stadt, wenigſtens der Theil hier herum beim Gensdarmenmarkt bis zur Königsſtraße hin. Eine ſchöne Stadt, — wenn nur erſt Leute ſich dazu finden, — denn daran ſcheint es ſehr zu fehlen. Nur in der Königsſtraße iſt einiges Gedränge, ſonſt kaum zwei Dutzend Menſchen, ſo weit man ſieht".

Huber nahm bei ſeinem alten Bekannten, Heinrich v. Arnim, Quartier, der damals als vortragender Rath im Miniſterium des Aeußern angeſtellt war. Von dort aus ſchrieb er (13. 4. 1838): „Bei Arnims iſt es recht heimlich und wohnlich. Das Haus liegt vor dem Potsdamer Thor, - - nicht weit, aber ganz ſtill zwiſchen Gärten. Aus meinem Zimmer habe ich die Ausſicht auf Wieſen, Waſſer, Windmühlen — wenn es erſt grün wäre, ſo wäre es ganz ländlich, — der Hahn kräht, eben wie auf dem Dorf. Ich bin natürlich wenig zu Hauſe, aber ich freue mich immer recht, nach Hauſe zu kommen. Schade iſt es freilich,

daß Frau v. Arnim nicht recht dabei sein kann, — (sie war von einem Wagen übergefahren und dabei verwundet worden) da ihre Sache, ohne schmerzlich oder gefährlich zu sein, sich länger hinzieht und sie angreift. Außerdem ist nun noch eine ältere unverheirathete Stiefschwester im Hause, — sehr kränklich, aber gut. Dann das kleine Gör, die Else, ein prächtig Kind, — es kam mir gleich in vollem Jubel entgegen, als wenn wir alte Bekannte wären. Wir lesen täglich unser Capitel in der Bibel zusammen. Gestern war ich Mittags bei Link (dem Botaniker), Abends bei Hinrich Steffens, dazwischen Gemälde besehen, Journale gelesen, Besuche gemacht u. s. w. Heute waren wir in der Kirche — eine halbe Stunde weit, und hörten schöne Predigt von Gerlach. Ich habe Bücher von der Bibliothek zu Hause, die ich durcharbeiten muß, und ich darf mich meinen so freundlichen Wirthen nicht ganz entziehen. Drum kann ich nur das Wichtigste erzählen. Also was denn? Nun erstlich im Allgemeinen, daß es mir hier ganz gut gefällt, daß ich aber auch für meine antipreußischen Ansichten sehr viel mehr Bestätigung finde, als ich irgend erwartete. Es herrscht ein tiefes Mißbehagen bei allen Klugen und Bessern — zum Theil gerade in Betreff solcher Verhältnisse, die ich für sehr wohl geordnet hielt, z. B. die Art, wie Wissenschaft und Kunst patronisirt wird. Aber das hindert nicht, daß ich hier sehr viel Schönes sehe und höre — auch charmante Leute aller Art. Ein großer Theil meines Laufens und Sprechens bezog sich gestern auf die Grimms. Wie ich dazu kam, wäre zu weitläufig, und Hoffnung ist fast gar nicht da. Der Kronprinz ist sehr entschieden dafür, daß sie und dann auch besonders Otfried Müller hierher gerufen werden, und er soll sich überhaupt sehr wacker machen. Aber er vermag gar nichts. Nur mittelmäßige Lakayenseelen haben Einfluß. Der König ist über Alles verdrießlich und aufgebracht. Der einzige in seiner Art tüchtige Mann, der viel vermag, ist Müffling (Präsident des Staatsraths und Gouverneur von Berlin); aber der ist unbedingt für die Patentgeschichte und wüthend auf die Sieben. Er soll sogar die Haupthand in den hannöverschen Sachen haben und nichts ohne ihn geschehen. Er ist ein Schwager von Scheele

(Cabinetsminiſter in Hannover). Doch iſt das mehr unter der Hand — officiell hält man ſich ganz paſſiv. Nun — der ehrliche Ternite*), der die Verhältniſſe und Leute ſehr genau kennt, auch als eine Art von luſtigem Rath Jedem ſeine Meinung ſagt — oder ſich doch nicht um hundert politiſche Rückſichten kümmert, — Ternite hatte die Courage, mit Müffling über die Grimms zu ſprechen und ihn an mich zu verweiſen, und Müffling hatte mich geſtern um zehn Uhr ſprechen und erwarten wollen. Unglücklicher Weiſe kam mir Ternite's Billet erſt nach elf, und ſo wurde nichts daraus, und ich habe mich begnügen müſſen, ihm eine lange Epiſtel zu ſchreiben. Mit Böckh habe ich auch darüber geſprochen; aber der hat wenig Muth, und wie geſagt, ich hoffe für Grimms gar nichts — um ſo weniger, da Jacob Grimm auch etwas über die Göttinger Angelegenheit ſchreiben wird. Dagegen iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß Otfried Müller herberufen wird, — ja es ſcheint das Hinderniß mehr von ſeiner Seite als von hier aus zu kommen. Ternite iſt auch in dieſer Sache mit Händen, Füßen und Mund ſehr eifrig. — Eben erhalte ich eine Antwort von Müffling, — ſehr merkwürdig — gar keine Hoffnung „jetzt und für die nächſte Zukunft". Uebrigens iſt es für mich ſehr ſchmeichelhaft, daß er ſo antwortet, wie er antwortet, und es iſt jedenfalls gut geweſen, daß ich geſchrieben. Der Mann hat doch einmal eine andere Seite der Sache geſehen, einen andern Ton anſchlagen hören und iſt nicht ganz unempfänglich dafür. Wenn die Leute ſich doch nur von dem Wahn befreien könnten, in Männern wie Grimms Liberale und Revolutionäre zu ſehen".

Berlin 20. 4. 38. „Seit halb neun Uhr bin ich wieder auf den Beinen geweſen, — habe wieder viel Zeit verloren, — einiges Wenige erreicht — und dabei immer greulicher Wind und Staub in den langen, blendenden Straßen. Ein Punkt, an den ich mich noch immer nicht recht gewöhnen kann, iſt der, daß Bekanntſchaftenmachen, Menſchenſehen eben auch keine verlorene

*) Der Maler und Director der Gemäldegallerie Ternite war während eines längeren Beſuchs in Roſtock mit Huber bekannt geworden.

Zeit ist. Deren würde es nun freilich noch viel mehr geben, wenn ich mich so weit darauf einlassen wollte, als Arnims und Andere mir dazu Gelegenheit geben wollen und mögen. Wenn die arme Arnim nicht noch immer liegen müßte, so würde es sich bequemer machen, indem sie ihre Freunde zu sich bäten; aber die Heilung zieht sich lange hin. Sie gehört in das Genre von durchaus gemüthlichen, wahren, geraden, einfachen Frauen. In ihren religiösen Ansichten oder vielmehr Formen, d. h. in der Anwendung auf's Leben, neigt sie zu einigem Rigorismus oder Pietismus im engeren Sinne, doch ohne Schroffheit und besonders ohne Hochmuth. Er ist ein durchaus wackerer Mensch und guter Christ, auch recht verständig und voll Interesse für viele Sachen. Ihr Kreis besteht wohl nur aus christlichen Leuten und solchen, die mehr oder weniger zu den Ansichten des politischen Wochenblatts neigen, — doch mit viel mehr Freiheit und Mannigfaltigkeit, als das Blatt, — so daß sich auch recht gut mit ihnen disputiren läßt. Das thun sie, wie es scheint, sehr gern und auch viel lieber wie ich, so daß ich mich gelegentlich ordentlich dazu zwingen muß. Unter Arnims nächsten Freunden sind einige der nächsten Vertrauten des Kronprinzen, die aber jetzt absichtlich durch Beförderung entfernt sind, weil man den Einfluß der Pietisten auf ihn fürchtet. Ernstliches Christenthum heißt hier bei denen, welche die Macht haben, eben so gut Pietismus, als anderswo, und Hengstenberg versichert geradezu, es würden seit einiger Zeit nur unchristliche oder antichristliche Hegelianer angestellt. Arnim war oder ist durchaus überzeugt, ich müßte hierher oder wenigstens nach Bonn; er meinte, ich müsse in diesem Sinne Schritte thun oder anklopfen. Meinen Bedenken dagegen, besonders der Scheu, willkürlich an unserer Lage oder Bahn zu zerren und zu ändern, räumt er zwar alles Gewicht ein, doch hat *er* es offenbar nicht aufgegeben. Und *ich* — nun Du kannst Dir denken, daß es mich lebhaft beschäftigt; aber meine Ansicht, daß wir stille halten und abwarten müssen, kann ich doch nicht aufgeben. Jedenfalls ist *jetzt* kein günstiges Resultat zu erwarten, und wenn man mich *jetzt* beriefe, wäre ich sehr zweifelhaft, ob ich es annähme. Die Verhältnisse sind zu

unangenehm. Dagegen nach Allem, was ich vom Kronprinzen höre, würde ich es für ein Glück für uns halten, wenn ich, sobald er zur Regierung käme, etwa nach Bonn berufen würde, und ich glaube, daß für diese Möglichkeit schon durch mein Hiersein und Besprechen mit Arnim und durch die Bekanntschaft mit einigen seiner Freunde nicht wenig vorgearbeitet ist. Ob ich mich in diesem Sinne noch bestimmter aussprechen soll, weiß ich wahrlich selbst nicht, — so lange ich nicht entschiedene Freudigkeit dazu habe, werde ich es nicht thun. Ich soll mich jedenfalls und ganz abgesehen von diesen Gedanken dem Kronprinzen vorstellen lassen, räth Arnim, — und ich habe nach Allem, was ich davon höre, wohl Lust dazu. An Hassenpflug's Anstellung in Preußen ist bis dahin auch nicht zu denken, — dann aber kann er leicht noch eine bedeutende Rolle spielen. Vom Kronprinz nur noch dies: Prinz .... hatte sich über Savigny sehr beleidigend der Göttinger Sache wegen ausgesprochen, und zwar dessen Sohne gegenüber; der Kronprinz aber ruhte nicht, bis er ihm eine eclatante Genugthuung gegeben, ihn zu Tisch gebeten und taliter qualiter um Verzeihung gebeten. Der Kronprinz soll auch der beste Ehemann sein, so daß die Kronprinzeß einmal gesagt hat, wenn sie auch noch Kinder hätte, würde sie fürchten, zu glücklich zu sein. Kurzum, — zum Kronprinzen könnte ich ein Herz haben und möchte ihn wohl sehen und hören. Mit dem Christenthum steht es sehr viel kühler und ärmer hier, als ich mir je gedacht. Ich zweifle nach Allem, was ich sehe und höre, ob unter den Gebildeten, den Einflußreichen, den Beamten es mehr als der hundertste Theil ist, der es ernstlich meint oder auch nur wüßte, worauf es ankommt. Die Leipziger „Allgemeine Zeitung" in ihren scheußlichen Expectorationen über kirchliche und christliche Dinge (bei Gelegenheit der Kölner Wirren) sagt ungefähr, was hier die Mehrzahl der Beamten denkt .... Hitzig lud mich letzthin zu der litterarischen Gesellschaft ein, die expres mir zu Ehren zusammenkam, — man machte zuviel Complimente über Skizzen u. s. w. — sonst war es nicht übel. Kugler, der mir sehr gut gefällt, scheint mir in einer etwas gedrückten Lage und malcontent zu sein. Nun — es passiren aber auch unglaubliche

Sachen hier, und gerade wo man es am wenigsten glaubt, in der gepriesenen Beförderung der Intelligenz, Wissenschaft und Kunst. Humboldt, der mich heute besuchte, schimpft wie ein Rohrspatz auf Alles. Steffens habe ich einige Male gesehen. Er spricht viel, und viel von sich, doch nicht unliebenswürdig; obgleich nicht so bedeutend, als ich erwartete. Ueber Politik und Kirche und hiesige Angelegenheiten äußert er sich sehr frei und frondirt lustig los."

Berlin 27. 4. 1838. „Mit meinen spanischen Bücherplänen sieht es schlecht genug aus. Niemand interessirt sich dafür und Niemand weiß, wer Koch oder Kellner ist, — in diesen, wie in vielen anderen Dingen. Jedermann beklagt, daß man nichts gethan hat, um für das hiesige an wirklichen Meisterwerken arme Museum in Spanien Gemälde zu kaufen; aber Jedermann findet es so, wie die Sachen stehen, ganz natürlich, und ich sehe jetzt auch ein, wie thöricht es von mir war, hier etwas für den Bücherplan oder für Rugendas*) zu erwarten. Für einige Alfanzereien, an denen der König Freude hat, und für einige Dinge, nach denen kein Mensch fragt, und bei denen Niemand begreift oder gesteht, wer sie eigentlich empfohlen hat und warum sie gekauft sind, werden große Summen verschleudert, z. B. für sechs elfenbeinene Becher mit mittelmäßigen Jagdstücken von einem Coburger Schnitzer 6000 Thaler, für ein Wappenbuch 2000 Thaler. Dagegen wird z. B. außer Schinkel kein einziger hiesiger Künstler für irgend eine bedeutende Arbeit vom Staat oder König beschäftigt. Der Kronprinz möchte wohl, aber er hat kein Geld. So bleiben nur kleine Arbeiten für die ärmlichen Privatbeutel oder für die Kunstvereine, die recht viele Gewinnste haben wollen,

*) Huber's Jugendfreund Rugendas weilte seit längerer Zeit wieder in Südamerika und war dort in pecuniäre Bedrängniß gerathen. Huber wünschte ihm dadurch Hülfe zu schaffen, daß man ihm von Berlin aus Bestellungen zugehen lasse. Später sandte Rugendas 50 Oelskizzen von Land und Leuten in Südamerika an Huber, damit er sie versilbere, und nach dem Regierungsantritt von Friedrich Wilhelm IV. ward es unter Beihülfe von A. v. Humboldt erreicht, daß das Berliner Museum nicht nur diese 50 Skizzen erwarb, sondern noch 150 weitere für den Gesammtpreis von 2500 Thaler bestellte.

und Alles „verkrümelt" sich. An Talenten fehlt es nicht... Ich war im Atelier von Begas, einem freundlichen, lebendigen Rheinländer; er zeigte mir viele hübsche Skizzen, denen es nur an Bestellern fehlt, um sie in Oel auszuführen. Dann war ich gestern bei Rauch, einem stattlichen, liebenswürdigen alten Herrn; ich sah schöne Sachen, besonders eine Najade für den Kaiser von Rußland. Aber am meisten interessirte mich eine Arbeit von einem Schlesier (Kiß) — Modell in Lehm, fast Lebensgröße, — eine Amazone zu Pferd von einem Tiger angefallen, — es ist eine Keckheit der Erfindung und eine Wahrheit und Freiheit der Ausführung, wie kaum irgend eine ähnliche Arbeit, und müßte in Erz gegossen und am rechten Platz aufgestellt, ungeheure Wirkung thun und dem jungen Künstler einen europäischen Ruf geben. Aber welcher Privatmann kann eine solche Arbeit bestellen, und der König sieht's kaum an, — irgend ein Sprung der Taglioni oder eine Schnurrpfeiferei, — ein Modellchen der blauen Grotte von Kopisch ist ihm hundertmal mehr werth. Rauch hat ein Paar treffliche Modelle zum Denkmal Friedrich des Großen gemacht; aber der König will nichts davon hören, — man darf bei Hofe nicht einmal sagen „Friedrich der Große", sondern „der Zweite". — Arnim macht schon allerlei Pläne für die Zukunft. Er will sich, wenn er irgend kann, aus dem Dienst zurückziehen, und zwar nach Bonn; da sollen wir denn Professor sein u. s. w. Wenn die guten Leute nur einsehen wollten, daß ich nicht länger bleiben kann, und mich nicht damit quälen wollten. Ich denke jedenfalls spätestens den 3. Mai zu reisen. Das Einzige, was mich bewegen müßte, einen Tag zuzugeben, wäre die Vorstellung beim Kronprinzen; denn da sie einmal eingeleitet ist, kann ich nicht den 3. reisen, wenn mir dieser Tag gerade zur Audienz bestimmt ist. Morgen soll ich auch der Prinzessin Wilhelm vorgestellt werden. Ich hatte begreiflich wenig Lust; aber Arnims sagten, da die Prinzessin es wünsche und ich doch einmal hier sei, um Menschen kennen zu lernen, und da die Prinzessin doch auch ein Mensch sei u. s. w. — und sie haben freilich so Unrecht nicht. Ich habe, da es einmal sein soll, noch einen kleinen Hintergedanken. Die Prinzessin ist

nämlich eine beſondere Verehrerin ihrer Ahnfrau, der heiligen Eliſabeth, — dabei will ich ſie faſſen und ihr etwas für unſere Marburger Kleinkinderſchule abzwacken. Arnims necken mich viel über meine geringe Neugier nach Menſchen und Dingen und ſtellen mir Haſſenpflug als Exempel auf, — aber es iſt am Ende auch ſo gut. Den Geographen Ritter habe ich aber doch heute aufgeſucht, und wir ſind ſehr gut miteinander gefahren. Auch bei Bettina bin ich Wunders halben geweſen, bin aber wenig erbaut. Sie deraiſonnirt denn doch zu toll, und dann iſt doch gar zu viel Unwahrheit und Eitelkeit dabei. So mit der Vergötterung der Grimms, die ſie ganz falſch auffaßt. Sie hat ſich in den Kopf geſetzt, mit ihnen nach Leipzig zu ziehen, um ſie für Alles zu tröſten, — das fehlte noch. Es iſt wirklich eine unerträgliche Perſon; halbe Stunden lang ihr Geſchwätz anhören zu müſſen, zu dem man entweder ſtillſchweigen oder ſagen muß: Gnädige Frau, das iſt ja purer Unſinn. Ich wählte natürlich das Erſtere und ſie hält mich ohne Zweifel für einen großen Pinſel oder großen Bewunderer."

Berlin 29. 4. 1838. „Aber watt ſägſt Du nu? Geſtern die Prinzeß Wilhelm entzückt, heute den Kronprinzen beglückt! Wenn das ſo fortgeht! Da muß ich denn gleich berichten. Viel iſt freilich nicht zu berichten, aber es freut mich doch, die Herrſchaften geſehen zu haben. Die Prinzeſſin iſt wirklich eine höchſt liebenswürdige, ſtattliche, würdige Dame — eine rechte Prinzeſſin. Sie war ſehr gnädig und ich brachte denn auch unſere Kleinkinderſchule auf's Beſte in's Spiel — Enkelin der heiligen Eliſabeth — doppelt werthe Gabe u. ſ. w. Sie hat mir denn auch ſehr gnädig verſprochen, zu thun, was ſie bei den vielen an ſie gemachten Anſprüchen thun könne. Wollen nun ſehen, was das Huhn für ein Ei legt, — Gott verzeih mir den beſpectirlichen Vergleich. Aber eine ſehr angenehme Erinnerung werde ich von ihr behalten. Der Kronprinz nun gar, der mich auf heute um 12 Uhr zu ſich beſtellte, iſt wirklich die Liebenswürdigkeit ſelbſt, — und zwar eine durchaus natürliche, gemüthliche, welche Einen gleich von vorn herein vollkommen à son aise ſetzt, ſo daß man ganz vergißt, mit wem man zu thun hat, und

nur eine so bedeutende und liebenswürdige Persönlichkeit vor sich sieht, daß dadurch jede zu große Familiarität ausgeschlossen wird. Er hat besonders eine vortreffliche Art zu fragen, und es war denn von allerlei die Rede, besonders von Oxford, England und dergl., was er recht gut kennt. Daß ich nicht von meinen Verhältnissen und Wünschen, Versetzung und dergl. sprach, versteht sich. Es würde nur die unbefangene Freude des Augenblicks gestört und doch gar nichts gefördert haben. Der Kronprinz vermag nichts, und es ist, wie gesagt, zu nichts Geld da. Der Kronprinz rieth mir übrigens sehr, noch zu Minister Altenstein zu gehen, — und wenn es sich macht, so werde ich es auch noch thun. Ich bin noch mehr, wie im Anfang, darüber im Klaren, daß hier unter den jetzigen Verhältnissen gar nichts für uns zu machen ist, daß es dagegen künftig nur des rechten Worts an der rechten Stelle bedürfen wird, um einen Ruf nach Berlin oder Bonn herbeizuführen. Wer das rechte Wort sagen wird, weiß Gott allein. Also heißt es: sich an das Nächste halten, treu und mit Liebe im Kleinen wirken, und nicht vergessen, welch köstliches Ding es ist, stille sein und das Seinige schaffen, und sich untereinander lieb haben und den Herren lieb haben. Ich bin auch mit dieser Versuchung, die mir die guten Arnims etwas leichtsinnig hingeworfen haben, vollkommen im Reinen. Sie thaten es in bester Meinung und werden auch, wo sie können ferner dazu thun. Ich war noch einmal in der gesetzlosen Gesellschaft mit Lachmann, Reimer u. A., Parthey hatte mich hingebracht. Es war ziemlich langweilig. Da war so die eigentliche preußische Beamten- und Bürger- oder Gebildetenstimmung, — dürr, scharf — zugleich servil durch Vergötterung des Staats und liberal frondirend gegen Kirche, Adel und Individuen ..... Ich hätte mich vielleicht von vorn herein auf den Fuß setzen sollen, alle Welt von Varnhagen bis zu Savigny hinauf zu besuchen, um sie kennen zu lernen. Das scheinen die Leute nicht nur ganz in Ordnung zu finden, sondern fast zu erwarten. Aber ich bin dazu verdorben; ich bin nicht neugierig genug und theils zu stolz, theils zu bescheiden. Auch von dem, was man hier das Volksleben nennen kann, habe ich nichts gesehen. Ich weiß

nicht, ob ich mich früher in dieſes Genre, wie es hier iſt, hätte begeben mögen. Jetzt ſind mir jedenfalls ſolche Orte, wo man das Volk in ſeiner Glorie ſehen könnte, — die großen Schnapstempel u. ſ. w. ſo ſehr zuwider, und ich ſcheue es ſo ſehr, mich auch nur durch ihren Anblick zu beſudeln, daß es mir unmöglich war, dahin zu gehen. Ich muß aber geſtehen, daß ich die Beſchreibungen von Betrunkenheit, Malice, Grobheit, die über das Berliner Straßenpublikum umgehen, ganz und gar unbegründet finde. Aufdringen wird ſich jedenfalls nichts der Art, wenn man es auch ohne Zweifel finden kann. Ich erinnere mich kaum eine einzige Figur geſehen zu haben, die auf den Typus Eckenſteher paßt. Die Droſchkenkutſcher ſind die Höflichkeit und Ehrlichkeit ſelber, und ich habe auf Fragen aller Art von aller Art Leuten nur immer den allerfreundlichſten Beſcheid bekommen. So iſt mir denn auch in den höheren Sphären von den faden, geiſtreichſeinſollenden, verrufenen Berliner Thees nichts vorgekommen, ſondern ich finde im Gegentheil eine gewiſſe Natürlichkeit oder doch ſich Geben, wie man iſt, ein gewiſſes Schlankſein und dergl. als einen weſentlichen Zug der verſchiedenartigen Kreiſe, in die ich habe gucken können. Damit will und kann ich nicht leugnen, daß es nicht auch Geſelligkeit von der andern Art giebt; aber jedenfalls kann ich mit Recht behaupten, daß ſie nicht allgemein oder auch nur vorherrſchend ſei."

Es war die Folge der Eindrücke, die Huber während dieſes faſt vierwöchentlichen Aufenthalts in Berlin empfangen hatte, daß er ſein Werk über die engliſchen Univerſitäten dem Kronprinzen widmete. Dieſer antwortete auf das Ueberſendungsſchreiben am 28. März 1839: „Mit Vergnügen habe ich die mir am 25. v. Mts. überſandte Schrift entgegengenommen, und ſo wie ich ſtets Ihre Werke mit großem Intereſſe geleſen habe, iſt dies mit Ihrer gegenwärtigen Arbeit in noch höherem Grade der Fall, da ich ſeitdem die Freude gehabt habe, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen u. ſ. w."

Im Herbſt 1839 wurde Huber's akademiſche und litterariſche Thätigkeit von Neuem und diesmal faſt für ein Jahr unterbrochen. Eben hatte er ſich nämlich angekauft und das eigene

Haus bezogen, als er zum Deputirten der Universität für die kurhessische Ständeversammlung gewählt wurde. Huber pflegte zwar halb ernstlich, halb scherzhaft zu behaupten, daß seine Collegen ihn nur gewählt hätten, weil sie ihn und sein Fach für am meisten entbehrlich auf der Universität gehalten hätten; dennoch glaubte er die Wahl annehmen zu müssen. Er schrieb noch von Marburg aus dem Schwiegervater (24. 9. 1839): „Ich kann dieser meiner Deputirtenpflicht noch keine, auch nur erträgliche Seite abgewinnen und kämpfe aufrichtig gesagt noch immer mit mir, ob ich nicht noch zurücktreten soll. Und doch geht es zu sehr gegen mein Corporations- und Amtsgewissen. Denn theils erkenne ich überhaupt zu entschieden das Princip an, daß Jeder die Last tragen muß, die ihm durch Wahl der Collegen zufällt, sei es Dekanat, Prorectorat oder was sonst, indem darauf allein die Möglichkeit corporativer Existenz beruht, die ohnehin so vielfach gefährdet ist; — theils liegen gerade hier besondere Umstände vor, die sehr wesentliche Nachtheile für die Universität befürchten lassen, wenn ich die Wahl ablehne. Bei allem dem ist es ein unerträglich saurer Apfel, aus meiner stillen wissenschaftlichen Arbeit weg und zur Strafarbeit an dem Thurmbau des constitutionellen Babels verurtheilt zu werden. Und ich war gerade so schön im Zuge mit Freude und Gedeihen und habe eben bei dieser Gelegenheit so viele Beweise von Seiten meiner Zuhörer und derer, die es im nächsten Winter werden wollten, dafür erhalten, daß ich nicht umsonst gearbeitet habe, trotz aller so höchst ungünstigen Verhältnisse. Nun werde ich nach einer Unterbrechung von einem oder mehreren Semestern, wenn der alte Kern meiner Zuhörer sich verkrümelt hat, von vorne anfangen, während gerade das Anschließen jüngerer, neuer Zuhörer an die tüchtigeren älteren der Sache eine so gute Haltung gab. Und dies ist nur eine von den vielen Unannehmlichkeiten und Nachtheilen — der anderen, z. B. der Schwierigkeit, sich in Kassel passend einzurichten, bei der Ungewißheit darüber, wie lange es dauern wird, will ich gar nicht gedenken".

Das constitutionelle Leben Kurhessens, dem Huber somit seine Kräfte widmen sollte, war damals eine noch junge Schöpfung,

— die Verfassung vom 5. Januar 1831 hatte es in's Leben gerufen, — aber der erste Jugendglanz war schon geschwunden, und es hatte viel mehr herbe, als erfreuliche Seiten. Die aus nur Einer Kammer bestehende Ständeversammlung hatte in den ersten Jahren ihrer Existenz einen gewichtigen Einfluß auf die Regierung geübt, und ein liberales Gesetz nach dem andern war in schneller Folge zu Stande gekommen. Persönliche Interessen des Kurprinzen, des damaligen Regenten, hatten die ersten tieferen Differenzen zwischen Regierung und Ständeversammlung hervorgerufen; Hassenpflug, der von 1833 bis 1837 das Ministerium leitete, hatte die Situation benutzt, um die Macht der Regierung wieder zu kräftigen und die Stellung der Ständeversammlung möglichst zu schwächen. Wer fortan Opposition machte, mußte wissen, daß er als Gegner der Regierung von oben her keinerlei Förderung, sondern für sich und die Seinigen Nachtheil und Schädigung zu erwarten habe. Die Stände hatten die einmal inne gehabte Position nicht freiwillig wieder fahren lassen; aber sie hatten ihrerseits dem Angriff nur kleinliche Mittel entgegensetzen können. Ihr Geldbewilligungsrecht wurde fortan mit der größten Kargheit geübt, und wo sich nur der kleinste formelle Anhalt dazu bot, wurde der höchste constitutionelle Trumpf, die Ministeranklage, wenn auch immer erfolglos, ausgespielt. Durch den Abgang Hassenpflug's, welchen nicht der von ihm bekämpfte Liberalismus, sondern fürstliche Laune gestürzt hatte, war die Lage der Stände nicht gebessert worden; an die Stelle einer bedeutenden, damals noch von einem idealen Streben getragenen und dadurch einigermaßen selbständigen Kraft waren Männer getreten, die mehr und mehr zu bloßen Werkzeugen launischer Eigenmacht wurden, welche auch vor den kleinlichsten Mitteln nicht zurückschreckte. Es handelte sich daher in der Ständeversammlung fortan keineswegs mehr um Principienkämpfe in großem Styl, sondern um ein kleinliches, fast unfruchtbares und sich endlos hinziehendes Markten und Dingen, das durch gegenseitiges Mißtrauen nur noch unerfreulicher wurde. Das Alles war damals, als Huber in die Ständeversammlung eintrat, schon in den Anfängen vorhanden, wenn gleich man

noch lange nicht bis zu jener Steigerung der Gegenſätze und jener Verbitterung vorgeſchritten war, die ſpäter den kurheſſiſchen conſtitutionellen Kämpfen jene traurige Berühmtheit gaben.

Die Ständeverſammlung beſtand aus 40 bis 50 Mitgliedern; der Zahl nach hatten die Vertreter der Städte das Uebergewicht — es waren deren 15, meiſtens Bürgermeiſter und Advocaten und darunter die Führer der entſchiedenſten Oppoſition, wie Schwarzenberg und Eberhard, — wie auch einzelne von einer mehr vermittelnden Richtung wie Schomburg, der Oberbürgermeiſter von Kaſſel, der bei dem Zuſtandekommen der Verfaſſung eine bedeutende Rolle geſpielt hatte, Nebelthau und Obergerichtsdirector v. Baumbach. Die zwölf Vertreter der Landgemeinden waren, abgeſehen von Bürgermeiſter Wippermann, einem der Führer der Oppoſition, faſt durchgängig Bauern, die nur das eine Princip hatten, möglichſt wenig Geld zu bewilligen, und die daher den Führern der Oppoſition faſt unbedingt folgten. Die Deputirten der Ritterſchaft, ſowie die Stellvertreter, welche die einzelnen Zweige des fürſtlichen Hauſes, ſowie die wenigen Standesherren abgeordnet hatten, waren faſt durchgängig alte Offiziere und ſtanden meiſtens auf Seiten der Regierung. Bedeutende politiſche Capacitäten, welche einen überwältigenden Einfluß zu üben vermochten, waren damals in der Ständeverſammlung nicht vorhanden.

Huber war bei ſeinem Eintritt allen in Frage ſtehenden Verhältniſſen und Perſonen faſt gänzlich fremd. Nur zu dem Abgeordneten Nebelthau, — Anwalt und Poſthalter in Kaſſel, — hatte er durch die Bremer Verwandtſchaft Familienbeziehungen. Sie ſcheinen ſich aber nicht angezogen zu haben und erſt im Laufe der Bekanntſchaft wurden ſie vertrauter. Er wußte von vornherein, daß er der Menge der Liberalen ziemlich fremd gegenüber ſtehen werde, da ſeine Grundanſchauungen ſo ganz andere ſeien; er glaubte aber auch auf der rechten Seite keinen Anhalt erwarten zu dürfen, zumal er dort nur Abhängigkeit von der Regierung und Verfolgung egoiſtiſcher Zwecke zu finden fürchtete.

Das Erſte, was Huber in Kaſſel zu lernen hatte, war ein

großes Quantum von Geduld. Zunächst dauerte es Wochen lang, bis die Ständeversammlung nur eröffnet wurde; dann war es eine Fülle von sehr kleinlichen und unbedeutenden Dingen, die in den beiden Sitzungen, welche wöchentlich gehalten zu werden pflegten, mit großer Weitschweifigkeit verhandelt wurden. Nach den gedruckten Sitzungsprotokollen nahmen zahllose Unterstützungsgesuche, Beschwerden über diese oder jene kleine Regierungsmaßregel, die detaillirtesten Berathungen über die Einzelheiten des Etats die meiste Zeit in Anspruch. Die Frage, ob Stenographen zu den Verhandlungen zugezogen werden durften, wurde gleich im Anfange mit großer Lebhaftigkeit verhandelt und führte zu heftigen Protesten. Größere Gesetze von principieller Bedeutung lagen nur in geringer Zahl vor. Alles wurde zunächst in den Ausschüssen auf das Umständlichste berathen, und dann wurden lange Berichte darüber gedruckt. So schleppten sich die Verhandlungen ununterbrochen vom November 1839 bis zum Herbst 1840 hin, um dann nach einer kurzen Pause im November von Neuem zu beginnen. Ein Versuch Huber's, die Geschäftsordnung im Interesse der Beschleunigung der Verhandlungen umzugestalten, blieb ohne Erfolg.

So klagte er denn bald nach seiner Ankunft in Kassel in einem Briefe an Julius Müller: „Ein bestimmtes Berufsgeschäft für jeden Tag ist uns unentbehrlich, und wenn damit auch längst nicht Alles gethan ist, so erleichtert es doch mittelbar oder unmittelbar gar Manches. Den Mangel eines solchen Kernes und Haltpunktes des äußern und (rückwirkend) des innern Lebens zu verwinden, ist für's Erste noch meine Aufgabe als vacirender pater patriae".

Huber konnte aber seiner ganzen Art nach ein solches Deputirtenamt nicht übernehmen, ohne es mit dem ganzen, ihm innewohnenden Ernst zu verwalten, und ohne Alles, was in seinen Kräften stand, zu thun, um wahrgenommene Mißstände zu beseitigen. So hielt er denn auch mit der größten Gewissenhaftigkeit in den für ihn unendlich langweiligen Sitzungen aus, in denen er nur selten und wenn es sich um größere, ihm zu Herzen gehende Fragen handelte, das Wort ergriff. [illegible] auch für

ihn das nahe Göttingen mit seinen Bibliotheksschätzen war, so nahm er doch nur sehr selten Urlaub dahin und nur, wenn er gewiß wußte, daß er keine Sitzung versäumen werde, in der auf seine Stimme etwas ankommen werde. „Hier ist einmal mein Posten," schrieb er, „wenn es sich auch um unbedeutende Dinge handelt, und es kann bei der herrschenden Stimmung in jeder Sitzung ein wichtiger Punkt zur Sprache kommen, wo ich mir nicht verzeihen könnte, nicht auf meinem Posten gewesen zu sein. Meine besondere Stellung macht mir das, was Pflicht eines jeden Deputirten ist, noch besonders zur Pflicht, gebietet mir ganz besonders Alles zu vermeiden, was man mir mit Grund irgend als Vernachlässigung oder als absichtliches Umgehen einer schwierigen Frage vorwerfen könnte."

Huber wurde sehr bald auf einen wichtigen Punkt des hessischen Staatswesens aufmerksam, der ihm durch die früheren Verhandlungen verfahren schien, und den er hoffen durfte durch eine muthige und vorurtheilsfreie Wiederaufnahme in's richtige Gleis bringen zu können. Das war die Angelegenheit der Rotenburg'schen Quart. Landgraf Moritz hatte nämlich 1620 seinen jüngeren Söhnen und deren Nachkommenschaft den vierten Theil der Revenüen seines Landes zugesagt, und man hatte ihnen dann bestimmte Theile des Landes, darunter Rotenburg (deshalb die Rotenburger Quart genannt), als Dotation unter der Landeshoheit der älteren, regierenden Linie überwiesen. Der letzte Sproß dieser jüngeren Linie war nun 1834 ausgestorben und die Rotenburger Quart somit an die regierende Linie heimgefallen. Inzwischen hatte man aber 1831 nach Einführung der Verfassung eine Auseinandersetzung zwischen der landesherrlichen und der Staatskasse vorgenommen und dem Kurfürsten neben der Civilliste einen bestimmten Theil des hessischen Schatzes als fideicommissarisches Hausvermögen überwiesen, während die Nutzungen eines andern Theils, des „Staatsschatzes", den Staatskassen zugesichert waren. Bei dieser Auseinandersetzung war von dem so nahe bevorstehenden Ereigniß, daß die Rotenburger Nebenlinie aussterben und somit ihre Quart an die regierende Linie heimfallen könne, nicht die Rede gewesen. Als dies nun wirklich

erfolgte, hatte der Kurprinz ſich ſofort in den Beſitz der Revenüen der Quart geſetzt, und regierungsſeitig wurde behauptet, da ſolche 1831 nicht an „den Staat" abgetreten ſei, ſo ſei ſie ſelbſtverſtändlich dem fürſtlichen Hauſe zur freien Dispoſition verblieben, wogegen ſtändiſcherſeits ſchon mehrere Sitzungen hindurch die Quart für den Staat als deſſen ſelbſtverſtändliches Eigenthum in Anſpruch genommen und lebhaft über Verkümmerung des Rechts Beſchwerde geführt war. Die Stände hatten verſucht, die Sache zum rechtlichen Austrag durch ein vom Bund einzuſetzendes Schiedsgericht zu bringen, — regierungsſeitig hatte man es aber abgelehnt, ſich auf einen Schiedsſpruch einzulaſſen, und ſo war dieſe Sache zu einem offenen, auf ſtändiſcher Seite ſchwer empfundenen Schaden geworden, an welchem das Verhältniß zwiſchen Regierung und Ständen und folgeweiſe zwiſchen Fürſt und Volk dauernd kranken zu ſollen ſchien.

Huber fühlte zunächſt das Bedürfniß, ſich über die rechtliche Lage der Sache klar zu machen. Er ſchrieb bald an J. Müller (6. 12. 1839): „Unſere politica liegen noch wie ein Chaos vor uns, — worin nur Eins feſtſteht, ein Wille, der von Recht und Billigkeit unbedingt nichts weiß, noch wiſſen will. In Hannover hat man das Rechtsleben des Volks an ein Paar Principien geſpießt, um es verbluten und verzappeln zu laſſen, — Principien, an die man ſelbſt nicht glaubt, die man ſelbſt jeden Augenblick Lügen ſtraft, die aber doch an ſich eine relative Wahrheit haben. Hier macht man ſich die Sache bequemer und läßt uns an einem einfachen sic volo verzappeln. Ich meine zunächſt die Rotenburger Quart-Angelegenheit. Nachdem ich alle Voracten durchgearbeitet, bleibt mir kein Hauch von Zweifel, daß die Anſicht der Stände die rechtlich und verfaſſungsmäßig begründete iſt, und daß früher beide Theile die Sache bona fide ſo verſtanden haben. Hat Haſſenpflug, die Unbeſtimmtheit des Buchſtabens benutzend, dieſe neue Interpretation aufgebracht, ſo hat er ſich ſchwer verſündigt. Wir können die Sache nicht einfach fallen laſſen, ohne das Grundprincip der ſtändiſchen Wirkſamkeit aufzugeben, und doch zeigt ſich bisher kein Ausweg, auch nur den Schein zu retten. Ich hätte wohl einen Plan; aber ich bin zu fremd, —

und was ſoll ich Sie mit ungelegten Eiern meiner landſtändiſchen Weisheit plagen".

Wenige Wochen ſpäter trat er mit ſeinem Plane hervor, und da zeigte es ſich, daß ihn die ſpecielle Streitfrage ſchon tief in das heſſiſche Staatsrecht hineingeführt hatte, und daß er dort auf einen Schaden der Fundamente geſtoßen zu ſein glaubte, deſſen Heilung ihm noch wichtiger war, als die Beſeitigung des gerade vorliegenden Streits, obwohl er ſolchen mit jener Heilung beſeitigen zu können hoffte. Er erkannte nämlich bald, daß man bei dem ganzen Streit, ob die Quart dem Kurfürſten oder dem Staat zugefallen ſei, von der Vorausſetzung ausgehe, daß Kurfürſt und Staat zwei getrennte, einander gegenüberſtehende Rechtsperſonen ſeien; wäre dies richtig, ſo ſchloß er weiter, ſo wäre bei Gründung der Verfaſſung der größere Theil des fürſtlichen Vermögens dem heſſiſchen Hauſe genommen und an die neue Schöpfung, den Staat, gegeben, und darin liege der Keim, an dem die heſſiſche Verfaſſung dermaleinſt, wie vor Kurzem die hannöverſche Verfaſſung, untergehen könne. Dann ſei es wahr, was ihre Feinde, zumal die Diplomaten aus der Metternich'ſchen Schule und möglicher Weiſe auch die erbberechtigten Agnaten behaupteten, daß die Einführung der Verfaſſung eine Revolution geweſen, und daß die Fäden mit der Vergangenheit zerbrochen ſeien. Allerdings fand er einzelne Ausdrücke in der Verfaſſung und in den bald nachher gegebenen Geſetzen, die darauf deuteten, daß man Staat und Fürſt als Gegenſätze gedacht hatte; aber er nahm mit Recht an, daß dies nicht genüge, um die ganze rechtliche Entwicklung mit einem Schlage zu beſeitigen und um unbewußt ein ganz neues Ding zu ſchaffen. Er fand es daher vor Allem nöthig, daß die rechtliche Lage geklärt und es beſtimmt ausgeſprochen werde, daß das heſſiſche Vermögen 1831 nicht zwiſchen dem Kurfürſten und dem Staat getheilt ſei, ſondern daß es nach wie vor Eigenthum des kurfürſtlichen Hauſes ſei, und daß die Vorgänge von 1831 nur den Zweck gehabt hätten, die alte Beſtimmung des fürſtlichen Kammerguts (ſowohl die Koſten der Hofhaltung, als auch die Koſten der Landesregierung zu beſtreiten) vertragsmäßig zu regeln und beſtimmt feſtzuſetzen

welcher Theil der Revenüen für den Hof und welcher Theil für die Landesregierung zu verwenden sei. Auf diesem Wege gelangte er zu dem Schluß, daß, da die heimgefallene Quart eben solches Kammergut sei, welches den zwiefachen Zweck habe, für den Hof und für die Landesregierung Mittel zu beschaffen, es eben so unrichtig sei, wenn die Stände sie ganz für den Staat forderten, wie wenn der Regent sie für seine Privatzwecke allein benutzen und der ständischen Controlle entziehen wolle, und so trat er am 3. Januar mit dem Antrage auf, man möge bei der Regierung beantragen, daß durch Gesetzgebung anerkannt werde, daß das sogenannte Staatsvermögen auch nach Erlaß der Verfassung dynastisches Eigenthum geblieben sei, und daß dem entsprechend über die Rotenburger Quart entschieden werde, indem durch Verhandlungen festgestellt werde, welcher Beitrag daraus zu den Kosten des Staatshaushalts zu zahlen und wie die landständische Controlle über die Unveräußerlichkeit der Quart u. s. w. zu üben sei.

Ueber die erste Aufnahme dieses Antrags schrieb Huber (5. 1. 1840): „Es schien mir, als ob mein fast fünfviertelstündiger Vortrag Eindruck machte. Er wurde zum Druck und der Antrag an einen besondern Ausschuß verwiesen. Der Hof möchte aber nicht günstig dafür sein, wenn ich darnach schließen soll, daß die Hofjunkerbank einige Demonstrationen dagegen machte. Herr v. B. trug z. B. darauf an, den Antrag als unerheblich zu beseitigen. Andere wußten dabei offenbar noch nicht recht, wie sie sich dabei benehmen sollten. Auffallend war mir, daß ich an demselben Abend noch ein Billet von Graf Kuefstein (dem österreichischen Gesandten) erhielt, worin er um eilige Mittheilung des Antrags bat. Nun — vedremo — ich habe damit jedenfalls eine bestimmte Stellung gewonnen und auch eine größere Zuversicht". Einige Tage später schrieb er: „Kuefstein nimmt den größten Antheil an meinem Antrag und macht mich schamroth mit Allem, was er von dessen Bedeutung, Interesse, Courage u. s. w. sagt. Der Minister Motz sagte mir bei Tisch, er habe den Eindruck gehabt, als wenn ein Karren, der sich in einem falschen Gleise festgefahren hat, plötzlichen

Ruck in ein neues Gleis geriſſen werde, — ob es zum Ziele führe, könne er freilich nicht ſagen. Von Seiten der Stände iſt es ein gutes Zeichen, daß ich in den Ausſchuß zur Prüfung des Antrags gewählt bin mit Nebelthau, v. Eſchwege, Wippermann und Schomburg. Die Herren wiſſen offenbar noch nicht recht, was ſie aus mir machen ſollen".

Die Verhandlungen über dieſen Antrag zogen ſich viele Monate lang hin. Inzwiſchen ward Huber's Stellung mitten zwiſchen den Parteien klarer und feſter. So ſchrieb er (21. 1. 1840): „Mit unſeren Sachen geht es jetzt gerade wie im Sande. Mein Antrag hängt am Ausſchußnagel. Die Stenographenſache iſt friedlich gelöſt, wozu ich, wie ich glaube, weſentlich beigetragen habe. Ueberhaupt erkenne ich meine Aufgabe mehr darin, ſo viel an mir iſt, jeder Oppoſition in Punkten, die nicht klar und von der größten, entſcheidendſten Wichtigkeit ſind, entgegen zu arbeiten. Jetzt wollen die Leute wieder eine Miniſteranklage erheben, weil unſere Diäten ohne unſere Zuziehung durch Verordnung geregelt ſind, und weil der vorige Landtag ohne einen eigentlichen Abſchied, d. h. ohne formelle Vereinigung über das Beſchloſſene entlaſſen iſt. Das kann zu gar nichts führen, da der Buchſtabe der Verfaſſung auf Seiten der Regierung iſt, und da das, was ſie angeordnet hat, ohnehin ganz zweckmäßig war, wenn ſie es in der Form auch wieder beleidigend brutal gemacht hat. Alle dieſe Dinge laufen darauf hinaus: es iſt in der Verfaſſung noch ein gewiſſes ſchwankendes neutrales Gebiet. Das wollten die früheren Stände für ihre Wirkſamkeit occupiren und alſo unſere Verhältniſſe im republikaniſchen Sinne entwickeln. Die Regierung dagegen hat es factiſch zu ihrem Vortheil occupirt, d. h. ſie will es im monarchiſchen Sinne ausbauen und hat dabei mehr oder weniger den Buchſtaben für ſich. Nun iſt es Thorheit, ſich dieſem Streben der Regierung entgegenſetzen zu wollen, das der ganzen Lage der Sache und dem wahren Bedürfniß durchaus angemeſſen iſt. Ob die Regierung noch *mehr*, als dies neutrale Gebiet, occupiren, ob ſie die unbeſtreitbaren, klaren Grenzen des ſtändiſchen Rechts zu überſchreiten beabſichtigt? Wenn ſie das wirklich thut, ſo müſſen wir dieſe Grenzen

auf das äußerſte vertheidigen; aber ehe ſie es thut, auf bloßen Verdacht hin, dürfen wir nicht Zeit und Kräfte an vergebliche Vertheidigung unhaltbarer Punkte verſchwenden, zumal wenn das Recht nicht klar und die Zweckmäßigkeit auf Seiten der Regierung iſt. Nicht Wenige denken ebenſo; aber es mag ſich Keiner beſtimmt und offen ausſprechen, damit man nicht von ihm ſage, er habe ſich herumkriegen laſſen. Von mir heißt es, man könne nicht daraus klug werden, ob ich für die Regierung, oder für die Oppoſition ſei, und das iſt mir gerade recht".

„Von den Liberalen," heißt es in einem ſpäteren Briefe (24. 2. 1840), „ſcheide ich mich immer mehr, und die Herren laſſen es mich denn auch bei Gelegenheit hinreichend merken, wie höchlich ſie es mir übel nehmen. Obgleich ſie von vornherein gar keinen Grund hatten, mich zu den Ihrigen zu rechnen, ſo hat ſich der Gegenſatz doch erſt mit der Zeit ſo ſcharf herausgeſtellt, und zwar um ſo mehr, je mehr ich die Herren kennen lerne. Auf der andern Seite kann und will ich keine Stütze ſuchen; man iſt da freilich lange nicht ſo ſchlimm, als ich es mir Anfangs dachte, aber weder zuverläſſig noch ſelbſtändig genug, daß ich mich ihnen anſchließen könnte, obgleich ſie gelegentlich für meine Anträge ſtimmen oder wir zuſammen für die der Regierung. In den meiſten wichtigen Dingen ſtehe ich ganz iſolirt, — die Liberalen feindſelig, die Anderen wenigſtens kühl. Die Regierung natürlich will und verzeiht keine Selbſtändigkeit und läßt es ſich zwar gefallen, wenn man aus Ueberzeugung für ſie ſtimmt, weiß es aber weiter keinen Dank. Unter ſolchen Umſtänden in der Ständeverſammlung ſprechen, iſt wirklich kein Spaß, — es iſt Alles in der Wüſte geprebigt und es iſt nichts dabei zu erwarten, als das Gewiſſen frei".

Inzwiſchen nahmen die Commiſſionsverhandlungen in Betreff der Rotenburger Quart einen zwar langſamen, aber doch anſcheinend günſtigen Verlauf. Auf Seiten der Regierung fand ſich, vielleicht unter dem Einfluß des öſterreichiſchen Geſandten, mehr Geneigtheit, auf Huber's Vorſchlag einzugehen, als er erwartet hatte; der Miniſter v. Steuber wurde zu Verhandlungen bevollmächtigt und nach Monaten einigte ſich der Aus-

schuß mit der Regierung dahin, daß zwar Huber's Vorschlag auf Erlaß eines besondern Gesetzes aus allerlei formellen Gründen abgelehnt werden solle, daß aber in den zwischen der Regierung und den Ständen zu vereinbarenden Landtagsabschied ein den Anträgen Huber's im Wesentlichen entsprechendes beiderseitiges Anerkenntniß der rechtlichen Natur des Domanialvermögens und des Staatsschatzes aufgenommen und zugleich ein Abkommen über die Rotenburger Quart dahin getroffen werden solle, daß die Revenüen derselben zur Hofkasse fließen und daraus ein fester Beitrag, der mit Rücksicht auf die pecuniäre Lage des Kurprinzen sehr niedrig normirt war, zur Staatskasse gezahlt werden solle. Mit diesem Resultat glaubten alle Betheiligten Großes und Unverhofftes erreicht zu haben. Allein sie täuschten sich. Als endlich Ende Juni die Angelegenheit zur Plenarberathung kam, da ließ die Linke ihre Führer im Stich, welche in der Commission einstimmig den Compromiß acceptirt hatten, und wenn sie auch die Hauptresultate nicht bekämpfen mochte, so mäkelte sie doch an den Nebenpunkten herum und wies die Sache zu neuen Verhandlungen an die Commission. Es wurde noch ein Versuch gemacht, die Einigung aufrecht zu erhalten, aber als es dann in der Ständeversammlung zur Abstimmung kam, wurde sie, nachdem sich die meisten gewichtigen Stimmen dafür ausgesprochen hatten und nur sehr unbedeutende Gründe dagegen vorgebracht waren, mit 24 Stimmen, — darunter alle Bauern, — gegen 23 verworfen. Es sollten zwar die Commissionsverhandlungen noch fortgesetzt werden, um einen günstigeren Vergleich herbeizuführen; aber Huber zweifelte nicht, daß dies erfolglos bleiben müsse, und meldete sofort seinen Austritt aus der Commission an. Ein Ausgleich kam denn auch nicht mehr zu Stande; der Regent vereinnahmte nach wie vor alle Revenüen der Quart, bis er später unter den Märzstürmen von 1848 einstweilen unter Vorbehalt des Rechtsweges darauf verzichtete. Die Frage, ob das fürstliche Haus oder eine von ihm getrennte, selbständige Corporation, „der Staat", Eigenthümer des Domanialvermögens sei, blieb nach wie vor in der Schwebe, um je nach Lage der Sache so oder so be- [illegible] werden, und noch in den jüngsten Tagen ist sie wieder

in den Vordergrund getreten, seitdem über die Rechte des hessischen Fürstenhauses an dem von Preußen sequestrirten hessischen Hausschatz debattirt wird.

Huber's Interesse an den landständischen Verhandlungen war durch diesen Ausgang seines Unternehmens sehr heruntergestimmt; nur noch um zweier Angelegenheiten willen glaubte er noch einige Zeit an den Sitzungen Theil nehmen zu müssen. Es sollte nämlich noch ein Gesetz über die Gerichtsbarkeit der Universität berathen werden, und er glaubte, es sei ganz besonders seines Amtes, dabei für die Universität einzutreten. Sodann fühlte er sich gedrungen, ein kräftiges Zeugniß in der hannöverschen Verfassungsangelegenheit abzulegen, zumal der Gedanke nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit lag, daß sich dermaleinst in Kurhessen Aehnliches vollziehen könne, und es ihm deshalb geboten schien, bei Zeiten vorzubauen. Er war mit der Absicht, einen derartigen Antrag zu stellen, nach Kassel gekommen; aber ein junger Advocat, der eben in die Ständeversammlung eingetreten war, war ihm zuvorgekommen und hatte sich sodann, als sich der Regierungscommissar mit seiner ganzen Wucht einem solchen Unternehmen entgegengesetzt und mit Auflösung der Ständeversammlung gedroht hatte, verbindlich gemacht, diesen Antrag bis zur Erledigung der wichtigsten Angelegenheiten, namentlich des Budgets, ruhen zu lassen. Huber glaubte sich ebenfalls an diese Abmachung binden zu müssen und hatte daher bis zum August zu warten, ehe er zur Verhandlung kam. Dies geschah aber, wie die Regierung durchgesetzt hatte, in geheimer Sitzung, und als der Protest des Regierungscommissars nichts fruchten wollte, wurde durch Entfernung einiger Anhänger der Regierung die Versammlung beschlußunfähig gemacht.

Damit war aber Huber's lang geübte Geduld gebrochen, und er beschloß, seiner landständischen Thätigkeit ein Ende zu machen. Zunächst benutzte er einen ihm schon ertheilten Urlaub zu einer Reise, während welcher eine längere Vertagung der Ständeversammlung eintrat. Als diese im November wieder einberufen werden sollte, beantragte Huber, seinen Stellvertreter für ihn einzuberufen und ihn als ausgeschieden anzusehen. Aber der

Regierung wollte dieſer Tauſch nicht gefallen. Er erhielt ſehr bald ein huldvolles Schreiben des Miniſters v. Hanſtein, worin er auf Befehl des Kurprinzen-Mitregenten auf das dringendſte aufgefordert wurde, ſofort wieder einzutreten, indem es „Höchſtdemſelben beſonders angenehm ſein werde", ihn wieder in Kaſſel zu ſehen. Huber antwortete ſogleich, daß er trotz aller Ehrerbietung den Wunſch nicht erfüllen könne. „Als Hauptaufgabe meiner landſtändiſchen Thätigkeit" — ſo ſchrieb er — „erkannte ich immer mehr die Bekämpfung und wo möglich die gänzliche Beſeitigung einer verderblichen und leider in einer feſt compacten Majorität vertretenen politiſchen Richtung; es war meine Abſicht, dieſe Aufgabe auch im ferneren Verlauf meiner landſtändiſchen Thätigkeit nach Möglichkeit zu löſen. Aber dies war mir nur dann möglich, wenn ich die Zuverſicht hatte, daß mein durchaus ſelbſtändiger Standpunkt, welcher bei der aufrichtigſten und lebendigſten monarchiſchen Geſinnung auch die Verfaſſung und zwar in möglichſt monarchiſcher Interpretation und Handhabung als unabänderliche, rechtlich und moraliſch bindende Thatſache feſthält, — daß alſo dieſer mein Standpunkt keinen weſentlichen Widerſpruch mit den Anſichten hoher Staatsregierung bringen werde. Nur unter dieſer Bedingung konnte ich mich durch das Bewußtſein einer nicht ganz nutzloſen Thätigkeit über das ſonſt unerſetzliche Opfer beruhigen, welches die dauernde Unterbrechung meiner wiſſenſchaftlichen und akademiſchen Thätigkeit und die Untergrabung der darauf begründeten unabhängigen Stellung mir auferlegte. Dies Bewußtſein und dieſe Bedingung iſt nun aber durch einige landſtändiſche Erfahrungen, zumal durch die Haltung zerſtört, welche hohe Staatsregierung in der hannöverſchen Frage anzunehmen für gut fand. Ich kann darnach die Ueberzeugung nicht abweiſen, daß ich mich fortan in einer falſchen oder zu iſolirten Stellung befinden würde, als daß auf dieſem Gebiete noch von einer erſprießlichen Wirkſamkeit für mich die Rede ſein könnte." Er ſetzt dann auseinander, wie er auch den einmal gethanen Schritt, die Einberufung ſeines Stellvertreters beantragt zu haben, nicht rückgängig machen und die eben begonnenen Collegien nicht abbrechen könne, und ſchließt mit den Worten: „Unter dieſen

Umständen bleibt mir nichts übrig, als Ew. Excellenz auf's dringendste zu ersuchen, nicht nur meine Gründe selbst geneigtest gelten zu lassen, sondern auch Ihre gewichtige Fürsprache Allerhöchsten Orts in demselben Sinne zu verwenden, damit mir in Gnaden vergönnt werde, hier in meinem eigentlichen Beruf und auf dem gewohnten und lieben Felde dem Landesherrn und dem Lande meine treuen Dienste zu widmen, für welche ich dort auf dem — wie vielleicht schon dieses Schreiben und dessen Veranlassung zur Genüge beweist — mir ganz fremden Gebiete der Politik keinen Raum noch Segen finde."

Damit hatte Huber die Brücken hinter sich abgebrochen, und man stand davon ab, ihn noch fernerhin seiner gelehrten Thätigkeit entziehen zu wollen. Ehe wir ihn aber auf seinem weitern Wege begleiten, müssen wir noch ein Bild seines persönlichen Lebens und seines geselligen Verkehrs während des neunmonatlichen Kasseler Aufenthalts geben. Seine Frau hatte ihn dorthin begleitet; aber er wünschte bald, ihr das unwöhnliche Leben im Wirthshause möglichst zu ersparen, und als um Neujahr in Braunschweig die Hochzeit seines Schwagers, Doctor Julius Klugkist, mit der Tochter von Huber's altem Lehrer Griepenkerl gefeiert wurde, da kehrte Huber allein nach Kassel zurück, während die Frau fast vier Monate im väterlichen Hause in Bremen weilte. Als sie im Frühling wieder nach Kassel gekommen war, da machte Huber es mitunter möglich, anstatt in der sonnenlosen Straße der Stadt draußen im schönen Wilhelmshöhe zu wohnen, wo Berg und Wald mit vollen Zügen genossen wurde, und von wo er nur zu den landständischen Geschäften nach Kassel pilgerte. Auch richtete er es mehrmals so ein, daß die Frau einige Zeit bei den Verwandten in Göttingen weilen konnte, und ging dann auch selbst auf kurze Zeit dahin.

Diesen Trennungen verdanken wir manche in jene Zeit fallende Briefe, die nicht nur über sein äußeres Thun und Treiben berichten, sondern auch ein Bild seiner gesammten Stimmung geben. Wir heben nur ein solches Zeugniß heraus. An seinem vierzigjährigen Geburtstag schrieb er: „So wäre ich denn nun also ein zehnjähriger Ehemann und vierzigjähriger Schwabe.

Drum muß ich nun den Schwabenſtreichen mit allen Ehren und Rückſichten den Abſchied geben und alle ziemenden guten Vorſätze für einen reifen Schwaben einholen. Nun — „ſtille ſein und ſich genügen laſſen“ — Alles dankbar und freudig nehmen, wie es der Herr giebt, das iſt die Sache, das thut mir noth — und dazu habe ich einen ernſtlichen Anlauf genommen. In der Tiefe, ganz unten, hat es oft noch bei mir geſtürmt, — wilde Geiſter aller Art aus vergangener Zeit — am ſchlimmſten die, welche das alte Lied von verfehltem Leben ſingen wollen, — aber es war Schwabenthorheit und ſoll jetzt vorbei ſein. Glaube aber nicht, daß deshalb meine Freude, mein Genügen an unſerem ſtillen, beſchränkten Leben nur ein Zwang geweſen iſt, den ich mir angethan habe, — ſo iſt es nicht, — es gehört eben zu der Eigenthümlichkeit des trotzig verzagten Dinges, daß wir gleichzeitig ſo entgegengeſetzte Stimmungen hegen können. Und doch iſt es ja nicht genug, daß wir den alten Menſchen durch einen neuen überwinden, er ſollte eben gar nicht mehr da ſein. Und Gott weiß, wie ſchwer es mir doch oft wird in ſchlimmen Augenblicken, und nur um Gotteswillen und um Deinetwillen vermag ich es — vermag der neue Schwab den alten unter zu kriegen... Zu dem dankbaren Sichgenügenlaſſen wird denn jedenfalls das landſtändiſche Intermezzo beitragen, da es mir ſehr klar gemacht hat, daß ein Profeſſor, ein Gelehrter, der zu leben hat und ſich mit den Dingen abgiebt, die er verſteht, die ihn intereſſiren, ohne daß er dabei von einer Menſchenſeele abhängt, doch immer noch das beſte Loos in dieſer wunderlichen Welt gezogen hat, — auch wenn er nicht alle Bücher hat, die er braucht, — man arbeitet dann eben ſo gut, wie man kann, und am Ende iſt das Arbeiten mit gewiſſenhafter Liebe doch die Hauptſache, auch wenn nichts fertig werden ſollte“.

Für die Fortſetzung ſeiner eigentlichen Fachſtudien fehlte in Kaſſel Muße und Material. Um ſo mehr benutzte er alle ihm bleibende freie Zeit, um ſich in der neueren Litteratur heimiſcher zu machen und ſo manche ihn intereſſirende Erſcheinung, die er in den letzten Jahren ſeiner größeren Arbeiten wegen ungeleſen hatte vorübergehen laſſen müſſen, nachträglich kennen zu lernen.

Was die Geſelligkeit betraf, ſo war er ſeiner ganzen Stellung in der Ständeverſammlung nach von einem intimen Verkehr mit den Collegen entbunden. Ohnehin fand ein kameradſchaftliches Zuſammenhalten derſelben außer dem Ständehauſe nicht ſtatt; waren die Sitzungen vorüber, ſo ſuchte Jeder die Geſellſchaft, die ſeiner beſondern Neigung am meiſten entſprach. Huber fühlte ſich aber von der Menge der Liberalen eben ſo wenig, wie von den Vertretern der Rechten angezogen und vermied deshalb ihre Geſelligkeit aufzuſuchen. Erſt nach längerer Zeit gewann er einigen Collegen von der Rechten größeren Geſchmack ab, und er mußte trotz aller Differenzen, die unter ihnen beſtehen blieben, anerkennen, daß er ſich in ihnen geirrt habe, und daß ſie viel ſelbſtändiger und unabhängiger ſeien, als er ſie ſich ſeither gedacht habe. Auch zu dem Landtagscommiſſar, Miniſterialrath Scheffer, dem ſpäteren Miniſter, gewann er trotz der Polemik, die ſie mitunter gegeneinander in der Kammer übten, ein perſönlich freundſchaftliches Verhältniß. Mit ihm und jenen conſervativen Collegen machte Huber während des Sommers einige Streifzüge in die Umgegend, bei denen es ganz vergnügt herging. Dem Hof und der vornehmen Welt Kaſſels erſtattete er nur den allernöthigſten Tribut, und auch nur, weil er gerne der damals von oben her ſehr ſtiefmütterlich behandelten Univerſität allerlei Gutes zuwenden wollte. So manches Univerſitätsinſtitut bedurfte größerer Mittel, ſo mancher College hoffte ſehnſüchtig auf Zulage, und die durch den Fortgang ſo vieler Profeſſoren entſtehenden Lücken machten die Berufung tüchtiger Kräfte immer dringender nöthig. Huber mußte ſich aber bald überzeugen, wie gering das Intereſſe für die Univerſität bei allen damals maßgebenden Perſönlichkeiten war.

Eine ihm angenehme Geſelligkeit fand er in dem ſehr gaſtlichen Hauſe des Grafen Werner v. Haxthauſen (eines Schwagers ſeines Freundes v. Arnswaldt), der damals in Kaſſel einen Winteraufenthalt machte und Männer von geiſtiger Bedeutung um ſich zu ſammeln liebte, wie die beiden Grimms, den Bildhauer Henſchel, den Bibliothekar Schubert u. A. Auch ein Bruder von Huber's Schwager, Wilhelm v. Herder, der ſich in Rußland

Vermögen erworben hatte, lebte mit seiner Familie den Winter über in Kassel, und schon um der verwandtschaftlichen Beziehungen willen gehörte Huber häufig zu den Gästen des ebenfalls sehr gastlichen Hauses. Der Gymnasialdirector Weber war mit einer Enkelin des alten Gottfried Herder verheirathet, und so waren auch zu ihm Familienbeziehungen gegeben. Fast allwöchentlich pflegte er einen Abend bei den alten Freunden Grimms zuzubringen, die noch immer im Exil in Kassel lebten und sehnsüchtig auf einen neuen Wirkungskreis hofften. Aus Huber's Briefen erfahren wir, wie er dort um so willkommner gewesen, als sie im Uebrigen mehr und mehr isolirt waren. Viele alte Bekannte zögen sich zurück, seitdem man sie von oben her ungnädig ansehe, und auch die Zahl der besuchenden Fremden werde kleiner. Zu einer vollen Harmonie zwischen ihrer Art und Huber's Art wollte es freilich nicht recht kommen. So schreibt er (26. 2. 1840): „Grimms sind doch gar zu einseitig und in mancher Hinsicht, möchte ich sagen, beschränkt, ohne damit eigentlich einen Tadel aussprechen zu wollen. Im Gegentheil hat es in Verbindung mit so vielem Bedeutenden und Guten etwas Ehrwürdiges und Rührendes. So ist z. B. ihre politische Einseitigkeit geradezu Unschuld, besonders bei Jacob, der wirklich in der kindlichsten Unschuld die tollsten liberalen Deraisonnements vorbringen kann, die eigentlich in ihrer wahren Bedeutung und in ihrem Zusammenhange ganz gegen seine Natur und Meinung sein würden. Schade ist es, daß er doch vom Christenthum keine Ader hat, — und seltsam, daß er eigentlich auch keinen rechten Sinn für Poesie hat, selbst nicht für den poetischen Werth der Dinge, mit denen er sich sein Leben lang beschäftigt hat, — jedoch mit Ausnahmen. Nach anderen Dingen frägt er gar nichts, — höchstens etwa nach Shakspeare. Wilhelm ist viel empfänglicher, vielseitiger. Aber dennoch Eins in's Andere sind sie und die Frau eben doch gar liebe Leute und wahrhaft anhänglich an die, welche sich in dieser Zeit bewährt haben".

In einem Briefe an J. Müller (28. 6. 1840) heißt es von Grimms: „Jacob ist ein alter Heide und schmeißt in seiner

litischen Entrüstung und bei seiner gänzlichen Unkenntniß

der Sachen mit den allertollſten, aber oft ſehr ergötzlichen Brocken um ſich; aber er macht ſich damit Luft und befindet ſich wohl dabei. Wilhelm hat nach dieſer Seite hin mehr Bildung und Bewußtſein, er verſchluckt mehr Galle, er beherrſcht ſich mehr und ſucht der Uebertreibung und Verbitterung mehr zu widerſtehen; aber es bekommt ihm nicht ſo gut".

Eine beſondere Freude hatte Huber an dem Verkehr mit einem kleinen Kreiſe ernſter Chriſten, in den er durch Bickell, der damals noch in Kaſſel als Mitglied des Oberappellationsgerichts wohnte, eingeführt war. Etwa vier bis fünf Familien höherer Beamten kamen wöchentlich zuſammen, laſen etwas Erbauliches mit einander, und verbrachten dann bei einem frugalen Mahle den Abend. In dieſem Kreiſe fand Huber am meiſten Verſtändniß für ſeine landſtändiſche Thätigkeit und manchen ſachkundigen Rath. „Die Frauen ſind freilich ſehr wenig was man „gebildet" nennt," ſchreibt er von dieſem Kränzchen, „aber dabei doch nicht ohne Theilnahme für Allgemeineres und herzensgut und natürlich und ſtill zufrieden. Es herrſcht dort ein gar hübſcher Ton auch mit gemüthlichem Scherz und behaglichem Necken, — Alles ohne Prätenſion, ohne alle Eleganz irgend einer Art, — ganz heſſiſch, aber auch ohne Gemeinheit. Und, was doch die Hauptſache im Verkehr iſt, aufrichtige chriſtliche Geſinnung und klare Erkenntniß." Huber wiederholt oft in ſeinen Briefen, daß er ſich auf das „Kränzchen" freue, und daß er wünſche, auch in Marburg wiederum eine ſolche Geſelligkeit zu finden.

Die an den Kaſſeler Aufenthalt ſich anſchließende Herbſtreiſe führte das Huber'ſche Ehepaar nach Norden. Er ſchrieb darüber an Wolf: „Seit Ende Auguſt haben wir uns denn in Bremen, Hamburg und Lübeck herumgetrieben — beiläufig im Lippe'ſchen Lande wieder ein treffliches und ſo wenig bekanntes Stück deutſcher Erde und deutſchen Landes kennen lernen. In Bremen fand ſich Hochzeitfreude und Trauer ſeltſam verbunden, da meine Schwägerin Eliſe Klugkiſt meinen ehemaligen Marburger Collegen Julius Müller heirathete, und die Nachricht von dem Tode ſeines Bruders Otfried in Athen wie ein Blitz aus heiterer Luft in die erſte Begrüßung der Brautleute ſchlug. Den Verluſt der

Wiſſenſchaft theilen wir mit der ganzen wiſſenſchaftlichen Welt; mir war er, wie ſo Vielen, noch außerdem ein werther, tüchtiger Freund, der uns nun durch den Bruder noch ſo viel näher rücken ſollte. Göttingen verliert ſittlich faſt eben ſo viel an ihm, als wiſſenſchaftlich.

Nach Marburg zurückgekehrt, trat für einige Zeit in dem häuslichen Leben des Huber'ſchen Ehepaars eine erhebliche Neuerung ein. Er ſchrieb darüber an Albrecht (16. 11. 1840): „Unſer altes ſtilles Selbanderleben hat eine merkliche Veränderung dadurch erlitten, daß wir ein junges Mädchen aus Roſtock auf höchſtens ein Jahr bei uns haben, eine Nichte einer ſehr lieben Frau, die ſich dort ſehr an uns attachirt hatte und einen großen Werth darauf legte, einmal bei uns zu ſein. Das hat nun zwei Seiten für uns, die wir das Zuſammenleben und Einsſein ſo gewohnt ſind. Wie Alles, was Einem ſchwer wird und gelernt werden muß, iſt es denn auch gut und heilſam pro salute animae. Nun und überdies, wie geſagt, hat es eben zwei Seiten und wir haben auch Freude daran".

Als im nächſten Herbſt der junge Gaſt in die Heimath zurückgekehrt war, trat Huber mit ſeiner Frau eine längere Erholungsreiſe nach Süddeutſchland an. In München erfreute er ſich des reichen Kunſtlebens, welches ſich dort ſeit ſeinem früheren Aufenthalt entfaltet hatte. Nach der Rückkehr ſchrieb er dem Schwiegervater (7. 11. 1841): „Neben den vielen Genüſſen an Kunſt und Natur haben wir denn auch eine Reihe von Gemüthsgenüſſen eigener Art erreiſt, die zu wenig geſucht waren, als daß wir uns ihrer zu ſchämen brauchten. Mainz, Heidelberg, Stuttgart, Ulm, Augsburg, Erlangen (wo der Schwager v. Herder wohnte) riefen alte ferne Zeiten wach — und ich konnte Auguſte in meine Jugenderinnerungen und bei den wenigen, noch verbliebenen Jugendfreunden einführen und ſomit dieſen meinen geiſtigen Beſitz der Bremer Gütergemeinſchaft gemäß mit ihr theilen. Die herzliche Aufnahme, die wir fanden, erleichterte mir denn auch die Sache, und das Ende vom Liede iſt, daß meine Frau zur paſſionirten Süddeutſchen wurde. In Ulm z. B. nahm der alte Apotheker Reichart, in deſſen Haus wir bis zu Vaters

Tode wohnten, und der mich seit 37 Jahren nicht gesehen, uns mit so frischer, treuer Erinnerung an alte Zeiten auf, daß wir in der halben Stunde ganz heimisch wurden; jeden Winkel des alten, noch ganz unveränderten Hauses haben wir besehen. So in Stuttgart und in Augsburg. Auch in Erlangen haben wir acht Tage recht vergnügt zugebracht".

Der Sommer 1842 brachte für Huber wieder eine längere Trennung von seiner Frau, da diese in Ems eine Badekur brauchen mußte. Im Herbst weilte er einige Zeit mit ihr in Halle im Hause seines Schwagers Müller und machte von dort einen Abstecher nach Dresden, um die Bibliothek zu benutzen. Zu gleichem Zwecke hielt er sich auch im Laufe dieser Jahre wiederholt einige Tage in Darmstadt und in Frankfurt auf, wo für diese oder jene Seite seiner Studien wichtige Materialien zu finden waren.

Bei solchen Gelegenheiten tönt denn aber immer wieder durch seine Briefe die Klage durch, daß er mit so vielen Umständen das, was er für seine Fachstudien brauche, zusammensuchen müsse, und von diesen gelegentlichen Benutzungen doch nie den Vortheil habe, welchen ihm eine große, wohlausgerüstete Bibliothek geben würde, wenn er sie an seinem Wohnort zur steten Disposition habe. Und gedachte er dann, wie die gleichartigen Bestrebungen seines Fachgenossen Ferdinand Wolf in Wien durch dessen Stellung an der überreichen Hofbibliothek so günstig gefördert wurden, so konnte dies nicht gerade ermuthigend auf seinen wissenschaftlichen Unternehmungsgeist wirken. Es war gewiß nicht eine bloße Phrase, wenn er so oft in den Briefen an Wolf versichert, er fühle deshalb keinen Neid und könne sich der Förderung, welche seiner Wissenschaft durch die günstige Situation Wolf's zu Theil werde, von Herzen freuen, — allein er konnte sich doch nicht verhehlen, daß seine Arbeiten hinter denen des Freundes zurückbleiben mußten, wenn für ihn die Quellen, aus denen er zu schöpfen hatte, so spärlich flossen. Und er glaubte zu bemerken, daß es auch noch in anderen Beziehungen bei der besondern Natur seines Specialfachs für das Gedeihen seiner Arbeiten nicht günstig sei, daß er der lebendigen Berührung mit

der großen Welt entbehre. „Als ich hierherkam," ſchreibt er einmal, „wußte ich mich im vollen Beſitz von ſechs lebenden Sprachen, die ich ohne Schwierigkeiten ſprechen zu können glaubte; jetzt fühle ich mich ſchon ungewiß darin."

Aber er war trotz ſolcher Erwägungen immer noch weit davon entfernt, ſich ſeine Fachwiſſenſchaft verleiden zu laſſen, und er würde vorausſichtlich nach wie vor mit ganzem Fleiß der Sprach- und Geſchichtsforſchung treu geblieben ſein, wenn nicht die politiſchen Verhältniſſe eine Wendung genommen hätten, die ſein Intereſſe mehr und mehr in Anſpruch nahmen und in ihm die Ueberzeugung hervorriefen, daß es für ihn Pflicht ſei, in den erwachenden politiſchen Kämpfen auf der Wahlſtatt zu erſcheinen.

II.

Publiciſtiſche Thätigkeit.

Berlin 1843 bis 1852.

Als Huber 1838 längere Zeit in Berlin geweilt hatte, da waren, wie wir ſchon erzählt haben, allerlei Hoffnungen auf eine demnächſtige Berufung nach Preußen für den Fall eines Thronwechſels angeregt worden. Allein lange ehe dieſer Fall wirklich eintrat, waren dieſe Hoffnungen wieder geſchwunden. Seine Beziehungen zu Heinrich v. Arnim, der ſie beſonders gepflegt hatte, waren wenigſtens vorübergehend kühler geworden, als Huber ſich während ſeiner ſtändiſchen Thätigkeit gar ungünſtig über das frühere Wirken Haſſenpflug's ausgeſprochen und damit gegen die große Verehrung angeſtoßen hatte, welche damals Haſſenpflug noch bei Arnim und ſeinen Freunden genoß. Die ſcharfen Worte in der Vorrede des zweiten Theils der Geſchichte der engliſchen Univerſitäten mochten auch nicht günſtig für ihn gewirkt haben. Wenigſtens glaubte er ſelbſt, ſeine Ausſichten in Preußen ſeien geſchwunden, und als er ſich 1839 in Marburg angekauft hatte, meldete er dies ſeinem Freunde Wolf in Wien mit den Worten: „Dieſer Kauf hat für mich auch die Bedeutung des nec plus ultra. Meine ganze Stellung, meine politiſche, religiöſe und kirchliche Anſicht, meine Sorgloſigkeit, ja mein Widerwillen gegen Anknüpfen und Warmhalten von Verbindungen, die mich äußerlich fördern könnten, — das Alles iſolirt mich ſo, verträgt ſich ſo wenig mit den Geſinnungen und Beſtrebungen irgend einer der Parteien oder Richtungen, deren Einfluß den Einzelnen jetzt oder

in der Zukunft fördern können, — ich kann und will so wenig auch nur negativ meinen Dissens verleugnen, daß es thöricht wäre, wenn ich noch ferner auf einen annehmbaren Ruf rechnen wollte, d. h. auf einen solchen, der mir gewährt, was mir hier fehlt, litterarische Hülfsmittel und Umgang mit analogen Bestrebungen — soll heißen Strebenden — oder doch wenigstens Ersteres. Soll ich aber einmal auf einer Scholle vegetiren, so soll es wenigstens meine eigene sein".

Nach dem Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. schrieb Huber an seinen Schwager Müller (28. 6. 1840): „Ob ich für unsere deutsche Zukunft hoffen oder fürchten soll, ist mir — unbeschadet meiner aufrichtigen persönlichen Verehrung für den neuen Herrn — noch völlig dunkel. Es gab eine Zeit, wo dies Ereigniß mich auch hinsichtlich meiner kleinen Personalien mehr oder weniger berührt haben würde; jetzt nach meinen öffentlichen Aeußerungen über die hannöversche Sache und über die Göttinger Sieben glaube ich an einen Ruf nach Preußen nicht mehr denken zu dürfen".

Aber wie die Blicke aller denkenden Menschen in Deutschland in jenen Jahren unverwandt auf Berlin gerichtet waren, wo sich das Wehen eines neuen Geistes immer vernehmlicher machte, so folgte auch Huber den dortigen Vorgängen mit ungetheiltem Interesse, und als bald die großen, in der Zeit ruhenden Gegensätze zum offensten Ausdruck gelangten und der Parteikampf sich immer lauter erhob, da trieb es auch ihn, sich in den Kampf zu mischen und seinen besondern Standpunkt geltend zu machen. Manche Jahre hindurch hatte er aller journalistischen Thätigkeit entsagt gehabt; jetzt glaubte er den Widerwillen überwinden zu müssen. Er wollte mit der Augsburger allgemeinen Zeitung wieder anknüpfen; aber sie wollte seiner Anschauungsweise keinen Raum gönnen. Da ließ er denn eine eigene Broschüre ausgehen, die unter dem Titel: Ueber die Elemente, die Möglichkeit oder Nothwendigkeit einer conservativen Partei in Deutschland, in Marburg 1841 bei N. G. Elwert erschien. Es war zunächst eine Streitschrift, welche mit scharfen Waffen die damals in der Tageslitteratur ton-

angebende junghegel'sche Schule und zumal ihr Centralorgan, die von Ruge herausgegebenen Halliſchen und ſpäteren deutſchen Jahrbücher, angriff und ſie ſchon durch das Motto: „Das ſind Brunnen ohne Waſſer, und Wolken vom Windwirbel umgetrieben... denn ſie reden ſtolze Worte, da nichts hinter iſt... und verheißen Freiheit, da ſie doch ſelbſt Knechte des Verderbens ſind" (2. Petri 17. 18. 19.) zu kennzeichnen ſuchte. Er legte dar, wie das letzte, wenn auch zur Zeit noch verhüllte Ziel der Junghegelianer dahin gehe, die ſittlichen Grundlagen von Staat, Kirche und Geſellſchaft zu untergraben, und wie ſie unter dem Aushängeſchild, welches ſie ſich angemaßt hätten, „Geiſt, Freiheit, Intelligenz", alles Beſtehende in Frage ſtellten.

Gegen ſie rief er alle diejenigen auf, denen an Erhaltung der alten Grundlagen unſeres Volkslebens gelegen ſei; ſelbſt die Rationaliſten wollte er nicht von der Kampfgenoſſenſchaft ausgeſchloſſen haben, wenn ſie die alte Fahne „Tugend und Unſterblichkeit" gegen die hereinbrechende Barbarei vertheidigen wollten. Auch ſie wollte er für die große Schaar der „Conſervativen" gewonnen haben, und er verwahrte ſich lebhaft dagegen, daß dieſer Name das Beſtreben andeuten ſolle, daß alles Beſtehende zu conſerviren oder gar auf vergangene Zeiten zurückzuführen ſei; im Gegentheil, er wollte nach wie vor freie, volksthümliche Entwicklung des öffentlichen Lebens und Heiligkeit der einmal gewährten politiſchen Rechte. Er verkenne nicht, — ſo führte er aus — daß zur Zeit noch keine conſervative Partei da ſei, ſondern nur Elemente einer ſolchen, — und er meine, daß dieſe jetzt auch noch nicht der Organiſation als Partei bedürften, ſondern unter der Fahne der Regierung als deren Streitgenoſſen kämpfen könnten. Aber er wies ſchon darauf hin, daß die Sache der Conſervativen künftig nicht unbedingt identiſch ſein werde mit der Sache der jedesmaligen Staatsgewalt, daß ſie auch eine Sache für ſich, ihre eigene Sache zu vertreten hätten, wobei ihnen kein Gott und kein Menſch helfen werde, wenn ſie nicht auch zugriffen und das Ihrige thäten, und daß ſie ſich dann zur conſervativen Partei würden verdichten und ihren Kampf gegen die deſtructiven Mächte mit eigenen Mitteln auf eigene Gefahr würden kämpfen müſſen, — ſelbſt-

verſtändlich nur mit den Waffen, welche chriſtlicher Gehorſam gegen die rechtmäßige Obrigkeit und deutſche Treue gegen das angeſtammte Fürſtenhaus dann geſtatten würden.

Zeigte er ſomit ſchon für die Zukunft eine Perſpective, welche dem damaligen Geſichtskreiſe der Menge noch ganz fern lag, ſo ſtellte er auch alsbald an alle Conſervativen die ungewohnte Forderung, daß ſie ſchon jetzt ſelbſtthätig und thatkräftig in den Kampf zwiſchen den Regierungen und den deſtructiven Mächten eingreifen möchten. Er legte dar, wie die Regierungen in ihrer Iſolirung nicht in der Lage ſeien, den Kampf nach allen Richtungen hin ſiegreich auskämpfen zu können, wie ſie der öffentlichen Meinung bedürften, und wie dieſe durch die freie That der Einzelnen gewonnen werden müſſe. Er forderte vor Allem die Gründung eines Organs in der Preſſe, welches zum Mittelpunkt aller wahrhaft conſervativen, nationalen, chriſtlich-monarchiſchen Kräfte in ganz Deutſchland zu werden vermöchte, und erklärte es ſchon als ſelbſtverſtändlich, daß ſolches in Berlin gegründet werden müſſe. Denn Preußen ſei das Centrum des entbrannten Kampfes und dort werde er hauptſächlich zum Austrage kommen.

Das ſind in kurzen Zügen die Grundgedanken dieſer Broſchüre: außerdem enthält ſie eine Fülle beachtenswerther Gedanken über die Grundlagen des öffentlichen Lebens, über die Stellung der einzelnen Kirchen untereinander und zum Staat, über Pflege der Wiſſenſchaft u. a. Aber es fehlt ihr, was Huber's Arbeiten dieſer Periode mehr und mehr zu fehlen begann, jene Durchſichtigkeit und Klarheit in der Darſtellung, die es möglich macht, ſich mit geringer Mühe über die Ziele der Schrift orientiren zu können, und ſie konnte daher nur für diejenigen voller Werth haben, welche von vornherein bereit waren, ſie nicht blos flüchtig zu leſen, ſondern mit ernſtem Fleiß zu ſtudiren und die manchen durch die Schwerfälligkeit der Sätze und die vielen eingeſchobenen Perioden erwachſenden Schwierigkeiten nachdrücklich zu überwinden.

Es wird an der Zeit ſein, daß wir dieſer — wir können es nicht leugnen — Verſchlechterung ſeines Stils, welche uns in den ſpäteren Schriften ſo oft begegnet und welche nicht ohne

den größten Einfluß auf ſeine weitere Wirkſamkeit bleiben konnte, unſere Aufmerkſamkeit ſchenken und ihren inneren Gründen nachfragen. Als er in ſeiner Jugend keck und kühn von ſeinen Erlebniſſen in Frankreich und Spanien ſchrieb, ja auch noch ſpäter, als er die Skizzen aus Spanien verfaßte, da war ſein Styl friſch, unmittelbar und nicht ohne Anmuth geweſen; gewiſſe Verclauſulirungen und Reſtrictionen, die ſpäter ſo verhängnißvoll werden ſollten, zeigten ſich freilich auch damals ſchon in ihren Anfängen; aber ſie erſchienen noch als neckiſche Kobolde, während ſie in den ſpäteren Arbeiten als ſchwerer Alp die freie Entfaltung der Sätze hindern. Nach jenen Jugendarbeiten war faſt ein Jahrzehnt, und zwar ein für die innere Entwicklung ſehr wichtiges Jahrzehnt, unter gelehrter Specialarbeit verſtrichen; bei den in dieſer Zeit entſtandenen Arbeiten hatte Huber, wie es von den deutſchen Gelehrten ſo oft geſchieht, die Form der Darſtellung als nebenſächlich behandelt und auf das Bedürfniß des größeren Publikums um ſo weniger Rückſicht genommen, je mehr ſich ſein Verkehr an den kleinen Univerſitäten auf die wenigen Schüler und Freunde beſchränkte, die ſich in ſeine beſondere Art leicht hineinfanden. Die Gelehrtenwelt ſchloß ſich damals ja viel mehr gegen das große Publikum ab, als jetzt, und bei dem Mangel alles öffentlichen Lebens fehlte dem Gelehrten jeder Antrieb, um aus dem Kreiſe der gewohnten Denk- und Redeform herauszutreten und ſeine Art dem Verſtändniß der Menge anzupaſſen. Seine Kunſtfertigkeit in der äußeren Darſtellung war alſo nicht gewachſen, und die früher an geringeren Aufgaben erprobte Fertigkeit, von der ohnehin ein Theil durch Nichtbenutzung eingebüßt ſein mochte, reichte nicht aus, um den größeren, jetzt geſtellten Aufgaben gerecht zu werden. Denn ſein ganzes geiſtiges Leben hatte ſich vertieft, die Gedankenfülle war gewachſen, und das äußerſt ſenſibel gewordene Wahrheitsgefühl machte es zu einer Gewiſſensſache, ſich aller Uebertreibung und aller halbwahren Phraſe zu enthalten. Jeder in die Feder kommende Satz erinnerte ihn an gewiſſe Analogieen und Conſequenzen, und zu oft fand er es nöthig, dem verehrten Leſer auseinanderzuſetzen, wie er dies und das vorausſetzen, es hier bei Seite laſſen und es dem Leſer in's

Gewiſſen ſchieben müſſe, wenn er dies und das noch nicht wiſſe. Ließ der Ausdruck, welcher ihm gerade zu Gebote ſtand, ein Mißverſtändniß zu, welches den an ſich wahren Gedanken in ein falſches Licht hätte ſetzen können, dann unterließ er nicht, ihm eine umfängliche und oft wieder mehrfach verclauſulirte Reſtriction beizufügen, mochte darüber auch die Klarheit des Satzbaues und ſomit die leichte Verſtändlichkeit erheblich beſchädigt werden. Der Verſuchung, welche jedem Mann der Feder oft genug nahe tritt, wenn es ſich darum handelt, einige kräftige Drücker und Lichteffecte zur beſſern ſtyliſtiſchen Abrundung und zur Herbeilockung und Erheiterung des verehrten Publikums anzubringen, hat er alle Zeit tapfer widerſtanden.

Huber verſchloß ſich ſelbſt der Wahrnehmung nicht, daß in ſeiner Schreibweiſe Gründe lagen, welche ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit beeinträchtigten; er hat auch, wie wir ſehen werden, ſpäter ſehr ernſtlich darnach gerungen, dieſe Schwierigkeiten zu überwinden; allein, wenn er auch in manchen ſeiner Schriften, namentlich in den ſocialen, die gefährlichen Klippen mehr vermieden hat und zu einer bequemeren Darſtellungsweiſe gelangt iſt, ſo iſt er doch zu einem eigentlich volksthümlichen Schriftſteller, zu welchem er ſonſt ſo viel Beruf hatte, nie geworden. Es blieb alle Zeit ein engerer Kreis von Anhängern, welche die Mühe nicht ſcheuten, ſich in ſeine Schreib- und Denkweiſe hineinzufinden, und welche dann auch reichen Erſatz für ihre Mühe fanden und deshalb jede ſeiner neuen Veröffentlichungen mit Freuden aufnahmen, — das große Publikum verhielt ſich meiſtens ziemlich gleichgültig gegen ſeine Arbeit.

So ging es denn auch mit jener politiſchen Brochüre über die conſervative Partei. In einem Briefe vom Juni 1842 ſchreibt Huber: „Eine fatale Nachricht habe ich geſtern bekommen, daß der Verkauf meines conſervativen Opusculum kaum die Druckkoſten deckt, — 200 Exemplare ſind bisher verkauft. Da iſt nun viel Schuld des Verlegers, — etwas kommt aber auch auf meine Kappe; jedenfalls iſt es aber doch ein Zeichen, worüber viel zu ſagen wäre. Auf unſerer Seite iſt (abgeſehen von dem eigentlich religiöſen Felde — Miſſion, Bibelgeſellſchaft u. ſ. w.)

Alles an Händen und Füßen lahm, kauft nichts, lieſt nichts, empfiehlt nichts, — auf der andern Seite iſt Alles in hundertthändiger und hundertfüßiger Kameraderiethätigkeit. Nun ich habe es verwunden, obgleich es Anfangs ſehr bitter ſchmeckte!"

Trotz dieſem Mißerfolge beim großen Publikum hatte das Schriftchen doch hier und da Samenkörner geſtreut und wird deshalb für die Geſchichte der Parteien in Preußen immerhin ſeine Bedeutung behalten. In einem an ſeinen Schwiegervater gerichteten Brief Huber's aus dem December 1841 heißt es: „Daß Sie meine publiciſtiſche oder politiſch-litterariſche Peccadille gelten laſſen, iſt ſogar mehr, als ich erwartete, und beruhigt mich merklich. An mancherlei Wirkungen fehlt es denn ſchon jetzt nicht, und höre ich aus guter Quelle, daß in Berlin ein Blatt ungefähr in meinem Sinne beſchloſſen iſt, — unter R...'s Leitung, deſſen Qualification hierfür freilich in mancher Hinſicht zu bezweifeln iſt. Als Curioſum mag gelten, daß ich aus Zürich eine ſehr warme Anſprache im Sinne meiner Schrift erhalten habe, — mit der Ausſicht auf ein dort zu begründendes conſervatives Journal — Saul unter den Propheten! Auch hat es mir nicht an Gelegenheit gefehlt, den Irrthum zu beſeitigen, als wenn ich für mich die Leitung eines ſolchen Inſtituts beabſichtigte, wovor mich begreiflich Gott behüten wolle".

Aber die einmal betretene politiſche Arena ſollte er ſo bald nicht wieder verlaſſen. Im Sommer 1842 ließ er in der „Elberfelder Zeitung", dem einzigen der damals erſcheinenden politiſchen Blätter, in welchem er verwandte Elemente fand, eine Reihe von Artikeln abdrucken, welche ſodann unter dem Titel: „Die Oppoſition. Ein Nachtrag zu der conſervativen Partei von V. A. H." zu einer beſondern Brochüre vereinigt und bei Eduard Anton in Halle (1842) erſchienen ſind. Hierin trat er ſchon mitten hinein in die damaligen, ſpeciell in Preußen geführten politiſchen Kämpfe, und dem etwaigen Einwurf gegenüber, was ihn, den Nichtpreußen, dieſe Dinge angingen, betonte er nachdrücklich, daß in Preußen die Entſcheidung für ganz Deutſchland falle. Charakteriſtiſcher Weiſe nannte er dabei Friedrich Wilhelm IV. den geiſtigen Mittelpunkt für alle geſunden Elemente

des deutschen Staatslebens — er sagte, daß er in ihm gleichsam das Haupt eines unsichtbaren deutschen Reichs — nach Analogie der unsichtbaren Kirche — verehre. So trifft denn auch die Stellung, welche Huber in diesen Aufsätzen gegenüber den damaligen Forderungen nach einer Constitution einnimmt, in auffallender Weise mit den Intentionen des Königs zusammen, wie dieser sie zum Theil erst viel später öffentlich dargelegt hat. Huber glaubte nicht daran, daß man mit gutem Gewissen aus den bezüglichen Erklärungen Friedrich Wilhelm's des Dritten die Forderung einer Constitution begründen könne; er sah in dieser Forderung nur das Streben, daß das entscheidende Moment der Staatsgewalt den Händen des Fürsten entwunden werden solle, um auf eine angeblich das Volk, in der That aber nur den Liberalismus repräsentirende reichsständische Versammlung übertragen zu werden, und um dann von dort aus zur Zerstörung und Unterdrückung aller derjenigen Elemente, Interessen und Rechte in Staat, Kirche, Gesellschaft und Familie zu dienen, welche irgendwie mit dem sogenannten Geist der Zeit, d. h. dem Liberalismus, in Widerspruch ständen. Möchte immerhin die volle Entfaltung der in einer liberalen Constitution liegenden Consequenzen ihr noch nicht unmittelbar auf dem Fuß folgen, möchten 10, 20, ja selbst 50 Jahre vergehen, — die endliche Gestaltung würde aber, trotz der etwa dem Schein nach noch fortdauernden monarchischen Regierungsform, die unmittelbare Herrschaft der augenblicklichen, oft auch nur der scheinbaren Majoritäten sein, — und das implicire die brutalste Tyrannei und die niedrigste Knechtschaft, deren die neuere Zeit fähig sei. Aber er wollte auch nicht für den überkommenen absoluten Staat kämpfen. „Daß der, alle freiere politische Entwicklung, alle Theilnahme des Volks am öffentlichen Leben ausschließende oder doch auf ein kümmerliches Minimum reducirende Regierungsmechanismus, der früher das preußische Staatswesen charakterisirte, bis auf einen gewissen Punkt und in einer gegebenen Periode eine Nothwendigkeit, eine Bedingung der Selbsterhaltung, ja des Werdens und Seins war, werden nur die leugnen, denen überall kein historisches Urtheil zusteht, — daß jene Zeit mit ihren Forderungen oder Ge-

ſtaltungen vorüber iſt, das iſt jedenfalls Niemand weniger geneigt oder berufen in Abrede zu ſtellen oder zu beklagen, als wir.“ Er ſagt voraus, daß die Staatsgewalt ſelbſt über kurz oder lang an das Volk, an deſſen politiſche Tüchtigkeit und Bildung, an deſſen Treue und Liebe, an deſſen patriotiſche und monarchiſche Geſinnung werde appelliren müſſen, um ihre eigenen Ideen und Pläne zu einer würdigen und erſprießlichen Entwicklung des Staats- und Volkslebens zu verwirklichen, — in der Berufung der vereinigten Ausſchüſſe der Provinzialſtände ſah er darin einen erſten und richtigen Schritt, — aber er wollte dem König alle Zeit das letzte, entſcheidende Wort gewahrt haben und war nach wie vor ein Gegner aller Theilung der Gewalten. Wiederum ruft er die conſervativen Elemente zur That und zum kräftigen Zeugniß auf, und das ſchon in der erſten Brochüre gegebene Bild einer guten conſervativen Preſſe vervollſtändigt er noch dahin, daß er von ihr eine offene Kritik der Regierungsmaßregeln fordert. „Daß wir uns nicht ſcheuen dürfen,“ ſagt er dabei, „dem alten großen verzogenen Kalbe, der liberalen öffentlichen Meinung ſo oft und ſo viel in's Auge zu ſchlagen, als es die Sache fordert — daß wir auch unſere eigenen Kälblein nicht ſchonen dürfen, verſteht ſich ohnehin von ſelbſt; aber die echte Freiſinnigkeit, welche ein Hauptwahrzeichen der guten Sache iſt, im Gegenſatz zu jenem Zerr- und Trugbilde, welches die Oppoſition anbetet oder anbeten läßt, muß ſich auch der Staatsgewalt gegenüber zeigen; und wer möchte leugnen, daß theils aus Feigheit, Egoismus, Bequemlichkeit, theils aus übel verſtandener Pietät gerade in dieſer Beziehung der Oppoſition nur zu viel Grund zu ſelbſtgefälligen Betrachtungen und Vergleichungen gegeben wird.“ Er legt dar, wie jedes geſunde Staatsleben der ſteten Kritik bedürfe, und wie dieſe nur wohlthätig wirken könne, wenn ſie von aufrichtiger Anhänglichkeit an das Ganze der zu Recht beſtehenden Zuſtände und von Gerechtigkeit und Kenntniß der Verhältniſſe getragen ſei. Er fordert, daß die Beamten die ſeitherige Paſſivität der Preſſe gegenüber aufgeben und ihre Sachkenntniß zur Aufklärung und Belehrung des irregeleiteten Publikums benutzen.

Als einen charakteriſtiſchen Zug dieſer Schrift müſſen wir

noch hervorheben, daß Huber trotz seinem Widerwillen gegen die geforderte Constitution, das Blatt Papier, „welches sich zwischen Fürsten und Volk stellt“, sich doch hütet, das „Niemals“ auszusprechen: er erkennt im Gegentheil an, daß es Zeiten und Verhältnisse geben kann und gegeben hat, wo auch die scharfsinnigsten und entschiedensten Freunde der Monarchie eine mehr oder weniger das Wesen der Monarchie gefährdende Constitution sich gefallen lassen, sie gleichsam acceptiren mögen, weil sie darin noch immer ein relativ geringeres Uebel, ja noch immer eine relativ wünschenswerthe Zuflucht und Bürgschaft für die Rettung der höchsten Güter politischen Lebens vor gänzlichem Untergang sehen könnten.

Huber hatte wegen der beiden eben besprochenen Brochüren unter Anderem heftige Angriffe der Münchner historisch-politischen Blätter zu bestehen, die vor Allem an der Stellung Anstoß genommen hatten, die er für Preußen vindicirt hatte. Er hatte in der zweiten Brochüre vergeblich „ein anständiges Verhältniß der bewaffneten Neutralität“ zwischen den katholischen und den protestantischen Conservativen proponirt, und sich dagegen verwahrt, daß er sich durch die Feindseligkeiten der Katholiken aus seiner einmal gewonnenen Position heraustreiben lasse, wonach er auch die katholische Kirche, als eine in ihrer Eigenthümlichkeit relativ berechtigte, für die Gesammtentwicklung des Reichs Gottes unentbehrliche Entwicklungsform des christlichen Lebens anerkennen könne. Allein ein neuer heftiger Artikel, der Jarcke zugeschrieben wurde, war die Antwort gewesen, und nun hielt sich auch Huber verpflichtet, sich in einer besondern Brochüre: „Was wollen eigentlich die Münchner historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland? Leipzig, Verlag von L. Fort 1843.“ mit den Münchner Stimmführern auseinanderzusetzen. Er griff sie an wegen der stolzen Art, mit der sie auf die Zustände in den protestantischen Ländern und auf die hier vorhandenen und angeblich nur durch den Protestantismus hervorgerufenen Gefahren herabzusehen sich vermäßen: er eiferte gegen den „abgeschmackten Betrug“, daß man den Leiden, Gefahren und Sünden der protestantischen Welt ein Trugbild katholischer Unfehlbarkeit in der Lehre, im Leben, in Staat,

Kirche und Familie vorhalte, und wies sie nicht nur auf die Thatsache hin, daß der Katholicismus in früheren Zeiten die Revolution nicht habe bannen können, sondern auch darauf, welche Zustände unter seiner Herrschaft noch jetzt in Oesterreich beständen, wo trotz des Bildes der äußeren politischen Ruhe die ganze Bildung der höheren und mittleren Stände von dem vulgärsten Liberalismus durchdrungen sei. Man fühlt der ganzen Schrift an, wie sehr die von katholischer Seite kommenden Angriffe ihn belästigten und verstimmten, indem sie ihn in der Hauptrichtung der begonnenen politischen Action störten und zu einer theilweisen Frontveränderung nöthigten; sie ist schärfer und verletzender geschrieben, als sonst seine Art war.

Inzwischen blieben Huber's Rathschläge nicht ohne Wirkung in Berlin. Man trat dem Gedanken ernstlich näher, in seinem Sinne ein conservatives Organ zu gründen, und zwar war es der König selbst, der diesem Plan fortgesetzte, ernste Aufmerksamkeit schenkte. Aber das, was sich heute bei den mehr entwickelten Verhältnissen der Presse bald in's Werk setzen läßt, wenn für die erforderlichen großen Geldmittel Deckung vorhanden ist, galt damals in den Kreisen der Büreaukratie als ein schwieriges und lange vorher und allseitig zu erwägendes Unternehmen. War es doch eine ganz neue Bahn, die man betreten wollte, indem man ein Organ schuf, das von oben her Schutz und jede Art von Förderung erhalten und doch wieder kein Regierungsorgan sein, sondern den conservativen Elementen freien Spielraum zur Selbstthätigkeit und offnen Kritik gewähren sollte. Der geschäftliche Betrieb dieser Angelegenheit war dem Cabinetsminister, General v. Thile, welcher dem König besonders nahe stand, übertragen. Als Huber im Herbst 1842 besuchsweise bei seinem Schwager Müller in Halle weilte, wurde eine Zusammenkunft Berliner und Hallenser Herren in Coswig veranstaltet, auf welcher das Programm für ein solches Organ durchgesprochen werden sollte. Von Halle kamen mit Huber sein Schwager Müller und Leo, von Berlin unter Anderen Hengstenberg, der seit Kurzem dort als Obertribunalrath angestellte Hassenpflug und auch ein officieller Delegirter des Generals v. Thile. Huber schrieb später in

einem Brief an seinen Schwiegervater, es sei bei dieser Conferenz auf gut berlinische Weise gewaltig viel hin und her gekannegießert, ohne daß viel dabei herausgekommen sei. Aber alle Umstände deuten darauf, daß der Plan, eine conservative Zeitschrift zu gründen, durch diese Conferenz gefördert, und daß dem Gedanken, Huber selbst für dieselbe zu gewinnen, von da an ernstlich näher getreten wurde.

Am 3. März 1843 wurde der Minister Eichhorn durch eine Königliche Cabinetsordre beauftragt, mit Huber wegen seiner Anstellung an der Berliner Universität in Verhandlung zu treten, da der König Werth darauf lege, ihn sowohl wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen, als wegen seiner Gesinnung für Berlin zu gewinnen.*) Minister Eichhorn nahm deshalb die Vermittlung des damaligen preußischen Ministerresidenten in Frankfurt a. M., v. Sydow, in Anspruch, stellte dabei aber nur einen Gehalt von 800 Thalern in Aussicht, indem er bemerken ließ, daß eine höher gehende Forderung Huber's das ganze Project vereiteln könne.

Ehe aber noch Sydow die bezüglichen Eröffnungen an Huber hatte machen können, wurde dieser von Radowitz, der damals Oberst und Gesandter in Karlsruhe war, zu einer Zusammenkunft in Kassel aufgefordert, und hier wurde ihm auf unmittelbaren Befehl des Königs und mit Rücksicht auf die bereits angeordnete Berufung der Vorschlag gemacht, eine litterarische Zeitschrift zu gründen und zu leiten. Huber schrieb darüber seinem Schwiegervater (23. 3. 1843): „Freieste Hand, ausgedehnteste Mittel sagte er zu, und Mitarbeiter des allerbesten Klanges (Schelling, Puchta, v. Gerlach und ein Dutzend desselben oder ähnlichen Kalibers, die er nannte). Eine Wochenschrift in Form und Oekonomie der deutschen Jahrbücher schien wünschenswerth, doch werde mir das ganz überlassen bleiben. Die Tendenz, so weit sie in einer nicht wissenschaftlichen, obgleich gebildeten Be-

*) Wir entnehmen diese und die folgenden Daten den Acten des Königlichen Ministeriums der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten in Berlin, deren Durchsicht uns gestattet war.

handlung Raum finde und gefordert werden könne, solle ganz so sein, wie ich sie bei vielen Gelegenheiten ausgesprochen habe, die größtmöglichste Freiheit der Discussion innerhalb der Grenzen, die ich selbst anerkannt hätte, u. s. w. u. s. w., womit ich Sie nicht belästigen will. (Radowitz ist ein wenig beau parleur.) Die Hauptsache aber ist die, daß Alles das und auch die Beziehung auf mich des Königs eigene individuelle Ansicht und Wunsch ist, — wie Radowitz ausdrücklich sagte. Nun — ich habe ihm darauf ganz reinen Wein eingeschenkt und gesagt, daß die Gründung der Zeitschrift für mich der zweite Punkt sei, der erst in Frage komme, wenn der erste, die Professur, erledigt sei, und daß eine in jeder Hinsicht genügende akademische Stellung die erste Bedingung meines Eintritts in preußische Verhältnisse sei".

Dem entsprechend antwortete er auch auf die Sydow'sche Anfrage, die er bei seiner Rückkehr nach Marburg vorfand, und in welcher noch keine bestimmten Vorschläge in Betreff des Gehalts u. s. w. gemacht waren. Er sprach seine Freude darüber aus, daß ihm die Berufung die Hoffnung gewähre, die Wissenschaft, der er Zeit und Kraft, wenn auch seither unter ungünstigen Umständen, so doch mit Begeisterung und nicht ohne innern Beruf gewidmet habe, fortan in kräftigerer und ersprießlicherer Weise zu fördern, er lehnte es aber zugleich ab, in eine weniger gut dotirte und weniger angesehene Stelle einzutreten, als wie er sie seither inne gehabt. „Ich vertrete hier viel weniger meine eigenen Interessen," heißt es in dem betreffenden Schreiben vom 24. März 1843, „mögen sie auch noch so wohlberechtigt sein, als vielmehr das Fach, die Wissenschaft, der ich angehöre und diene. Ich muß wünschen und darf es voraussetzen, daß die erste Veranlassung, der Hauptgrund, der diese ganze Erörterung herbeigeführt hat, darin liegt, daß man auch für die preußischen Universitäten und zunächst Berlin die hohe Bedeutung der neueren Philologie, Litteratur und Litteraturgeschichte in der höheren Bildung der Zeit mehr, als leider bisher geschehen ist, anerkennt, und in dieser Voraussetzung darf ich es denn auch um so unumwundener aussprechen, daß ich im Namen und zum Besten dieses Fachs für

eine ordentliche Professur desselben an der Berliner Universität auf eine solche Ausstattung Anspruch machen müßte, die ein vollständiges Aequivalent für das sichern würde, was auf der hiesigen Universität diesem Fach in meiner Person zugestanden worden ist, — ein Aequivalent, welches natürlich nach dem Unterschiede der Preise und den Anforderungen des Lebens in beiden Orten ermittelt werden müßte. Nun weiß ich zwar allerdings gar wohl, daß Fach und Person nicht ganz zu trennen sind; aber sobald einmal die Ansprüche des Fachs approximativ anerkannt sind, hat die Personenfrage in meinen Augen jedenfalls durchaus keine Schwierigkeit mehr; da ich mir — alle ziemende Bescheidenheit vorbehalten — bewußt bin, auf diesem Gebiet keinen Concurrenten zu haben, dessen gegründete Ansprüche sich durch meine Berufung irgend beeinträchtigt finden könnten. Ist doch die Zahl derjenigen, die ich wenigstens als ebenbürtig und gleichwerthig anerkennen könnte, leider so gering, daß sie mit drei bis vier Namen erschöpft wäre; einem von diesen zu weichen, würde ich aber in jedem Augenblick mit Freuden bereit sein. Nach dieser Aeußerung über mich selbst bin ich übrigens dem Herrn Minister zunächst, dann aber Allen, die einen Anspruch des Interesses an der Sache haben, die weitere Erklärung schuldig, daß es mir in den letzten fünfzehn Jahren — und zwar in dem Maße, wie ich die Aufgabe der Wissenschaft erkannte und theilweise zu lösen vermochte — doch viel zu sehr an litterarischen und anderweitigen Hülfsmitteln für die Bearbeitung der romanischen und englischen Litteraturgeschichte gefehlt hat, als daß ich meinen eigenen Anforderungen irgend genügen könnte, — daß ich diesen meinen Anforderungen als Docent auf einer Universität wie Berlin nur dann hoffen kann einigermaßen zu genügen, wenn ich über so manchen Punkt, den ich nothgedrungen zweifelhaft lassen mußte, durch weitere Studien an Ort und Stelle (z. B. besonders in London, Paris und Madrid) größere Sicherheit erlangt haben werde. Welchen Einfluß dieses Geständniß gegen mich selbst, zumal im Vergleich mit den Ansprüchen, welche Andere etwa haben oder machen mögen, auf die Ansichten Seiner Excellenz des Herrn Ministers haben kann, muß

ich um ſo ruhiger erwarten, da ich überzeugt bin, daß er das Motiv verſtehen und achten wird."

Nachdem Huber in einem ſpäteren Schreiben ſeine Forderung auf einen Gehalt von 1800 Thalern präciſirt, und nachdem durch Cabinetsordre vom 3. Mai die Zubilligung eines ſolchen Gehalts genehmigt und die vorläufige Uebernahme von 1000 Thalern deſſelben auf die General-Staatskaſſe angeordnet war, erhielt Geheimrath v. Sydow den Auftrag, an Huber die erforderlichen Eröffnungen zu machen. Es ſollte ihm die Berufung als ordentlicher Profeſſor der neueren Philologie, Litteratur und Litterärgeſchichte mit allen ſtatutenmäßigen Rechten und Pflichten eines ſolchen zugeſagt, zugleich aber angedeutet werden, daß von ihm noch etwas Anderes als akademiſche Leiſtungen erwartet werde. In dem betreffenden, von der Hand des Geheimen Regierungsrath Eilers concipirten, an Sydow gerichteten Miniſterialerlaß vom 12. Mai 1843 heißt es in dieſer Beziehung: „Ew. Hochwohlgeboren darf ich jedoch bei dieſer Gelegenheit nicht vorenthalten, daß es nicht allein das Intereſſe an der neueren Philologie bei der hieſigen Univerſität iſt, welches uns die Berufung des Profeſſor Huber wünſchen läßt, ſondern vorzüglich auch ſein Talent für Auffaſſung und Darſtellung verſchiedener Richtungen auf dem Gebiet der Verfaſſungs- und Staatenpolitik. Die von ihm gelieferten publiciſtiſchen Aufſätze beweiſen, daß er den Charakter unſerer Zeit im Allgemeinen richtig aufgefaßt hat und namentlich zu der Einſicht gekommen iſt, daß der gegenwärtige Geſellſchaftszuſtand hauptſächlich an einem bedenklichen Mißverhältniſſe der ſittlichen Grundlagen zu den materiellen Intereſſen und rationellen Bewegungen leidet. Die große Aufgabe, welche Preußen als dem Schauplatze der lebhafteſten Reibungen aller politiſchen und religiöſen Syſteme in Deutſchland zugefallen iſt, ſcheint er zwar, nach ſeinen Schriften „die conſervative Partei" und „die Oppoſition" zu urtheilen, noch nicht klar erkannt zu haben, ſowie ſeine politiſchen Betrachtungen auch noch kein Zeugniß von einer gründlichen Durchforſchung des innern Getriebes der verſchiedenen Principien und ihrer wahren Zielpunkte geben („indem er mitunter zum Conſervativen rechnet, was der

Endabsicht nach zum Radicalismus gehört", — lautet eine im Concept befindliche, aber durchstrichene Stelle); seine Gesinnungen, sein lebhaftes Interesse für die Zukunft der deutschen Nation und seine Liebe zu Preußen liegen aber eben so deutlich außer Zweifel, als seine publicistischen Talente. Daran läßt sich mit Grund die Hoffnung knüpfen, daß er, durch Umgang mit praktischen und wissenschaftlichen Staatsmännern höheren Standpunktes geläutert, vielleicht einen größeren Werth auf eine tüchtige und unmittelbar in das Leben der deutschen Nation eingreifende politisch-litterarische Wirksamkeit legen wird, als auf die Förderung der neueren Philologie. Für diesen Fall wird er seiner akademischen Thätigkeit ein beliebiges Maß setzen können, und ich würde nichts dagegen einzuwenden haben, vielmehr es gern sehen, wenn er, um seine Zeit und Kräfte der größeren Aufgabe zu widmen, seine Vorlesungen bei der Universität auf ein Publikum beschränken wollte. Ew. Hochwohlgeboren bewährtem Tacte kann ich es ganz anheimstellen, in welcher Form dieses Hauptmotives der Berufung des p. Huber, da es nicht ganz übergangen werden darf, gegen denselben zu erwähnen sein dürfte".

Herr v. Sydow unterzog sich diesem Auftrage in der freundlichsten und verbindlichsten Form, so daß es Huber gar nicht zum Bewußtsein kam, daß die Voraussetzung, von der er bei Annahme der Berufung ausgegangen war, nicht zutraf, und er nur den Eindruck empfing, daß man ihm völlig freie Hand darin lasse, wie viel Zeit er der akademischen Thätigkeit widmen wolle. In seinem an Minister Eichhorn gerichteten Schreiben vom 4. Juni heißt es: „Ich kann denn vor allen Dingen nur erklären, daß ich in Gottes Namen und in der Hoffnung auf seinen Beistand entschlossen bin, den Ruf an die Berliner Universität anzunehmen. Damit habe ich denn auch alle Bedenken und Widerstrebungen, woran zumal Fleisch und Blut es nicht fehlen ließen, hinter mich geworfen, um den Blick nur vorwärts nach dem in meinem neuen Wirkungskreis gegebenen Ziel zu richten. Dabei kann ich aber nicht umhin, es auszusprechen, wie tief ich das in mich gesetzte Vertrauen empfinde, und wie sehr insbesondere die Art und Weise, wie meine Wünsche berücksichtigt worden sind, dazu bei-

getragen haben, jenen Entschluß zu einem durchaus vertrauensvollen und freudigen zu machen. Was die Aussicht betrifft, auch auf einem andern, als dem eigentlich akademischen Gebiete und in einer mehr allgemeinen politisch-litterarischen Thätigkeit der guten Sache dienen zu können, so ist es mir ganz besonders erfreulich, in dem Schreiben des Herrn v. Sydow Grund zu der Hoffnung zu finden, daß ich auch in dieser Beziehung der mir so schätzenswerthen, ja unentbehrlichen wohlwollenden Theilnahme Ew. Excellenz gewärtig sein darf. Um so mehr aber wird es mein Bestreben sein, daß meine akademische Thätigkeit nicht zu sehr und wesentlich unter jener andern leide, und abgesehen von der unvermeidlichen Häufung der Schwierigkeiten im Anfang (nach beiden Seiten), hoffe ich billigen und sachverständigen Anforderungen und meinem eigenen Wunsche, sowie meiner Pflicht gegen meine Wissenschaft mehr und mehr genügen zu können; sofern nur die Anerkennung der Bedeutung und Berechtigung der Sache selbst nicht nach manchen Seiten hin zu wenig vorbereitet oder gar zu sehr präjudicirt ist".

Dem Schwiegervater schrieb Huber: „Ich habe die Berufung so wenig gesucht, sie ist so unerwartet gekommen, so rasch entschieden worden, daß ich wohl einen höheren Beruf und Fügung darin sehen darf, — wenn überhaupt in solchen Dingen eine solche Ansicht gelten darf. Natürlich ist dies nur die Professur, aber für mich die Hauptsache und mit 1800 Thalern ist die Position gesichert, — daß ich mich pecuniär nicht eigentlich verbessere, ist für die moralische Seite der Sache um so besser. In Betreff der andern Seite, in Betreff des Journals, werde ich nun ruhig das Weitere abwarten und nichts abschließen, ohne mich sicher zu stellen, daß man mich dann nicht im Stiche läßt. Ich habe zu viele Beweise, daß man mich braucht, und ich brauche die Herren und Alles, was sie bieten können, zu wenig, als daß ich nicht alle Vortheile aus dieser Stellung zu ziehen suchen werde. Natürlich ist hier nicht die Rede von pecuniären Vortheilen, sondern von dem, was nöthig ist, um in der Sache mit Ehren und Frommen zu bestehen. Daß bei Vielen meine Berufung böses Blut [illegible] vorher; aber Viele

erwarten mich auch mit Vertrauen, Hoffnung und Freude, und wenn ich die Stimmen wäge und nicht zähle, so kann ich mich gar wohl trösten. Und doch wird es uns unendlich schwer werden, unser freundliches Haus und Garten zu verlassen".

Im Herbst 1843 sollte Huber nach Berlin übersiedeln und mit dem Wintersemester sein akademisches Lehramt beginnen. Man wünschte aber in Berlin auch, daß die projectirte Zeitschrift sofort in's Leben trete. Huber legte denn auch schon im Juni von Marburg aus dem Minister v. Thile ein Promemoria, die Gründung einer litterarisch-politischen Zeitschrift betreffend, vor, welches, wie es damals in der Natur der Sache lag, die Tendenz und Behandlungsweise nur sehr im Allgemeinen dahin skizziren konnte, daß alles Antichristliche und politisch Destructive ausgeschlossen, jede bedeutende Erscheinung oder Frage auf dem Gebiete der Kirche, des Staats, der Gesellschaft, der Wissenschaft, Kunst und Natur beachtet und die Vermittlung zwischen Wissenschaft und Leben in wahrer höherer Bildung erstrebt werden solle. Die äußere Einrichtung sollte der Einrichtung der Ruge'schen deutschen Jahrbücher entsprechen. Es war dargelegt, wie im Anfang bedeutende Geldmittel zur Disposition stehen müßten, und wie auf einen pecuniären Ertrag für die ersten Jahre nicht zu zählen sei. Ein Hauptredacteur mit zwei Unterredacteuren würde die Leitung in Händen haben; ein Kern von wenigstens fünfzehn der tüchtigsten Repräsentanten der Hauptrichtungen des wissenschaftlichen und praktischen Lebens müßte sich von vornherein zur Theilnahme verpflichten, so daß der Bedarf an Manuscript wenigstens für ein Vierteljahr gesichert sei, und jedenfalls dürfte das erste Erscheinen nicht auf Kosten des Nachdrucks und des Eindrucks des ersten Auftretens und der Nachhaltigkeit der weiteren Operationen übereilt werden.

Sowohl Minister v. Thile, wie Minister Eichhorn sprachen ihre Zustimmung zu der Vorlage aus, und namentlich Ersterer drängte, daß Huber möglichst bald nach Berlin komme, um die einleitenden Schritte für das Inslebentreten der projectirten Zeitschrift zu thun. Da Huber die Ansicht aussprach, daß es ihm unumgänglich nöthig erscheine, sich vor dem Beginn des Unter-

nehmens in den beiden Hauptmittelpunkten der nichtgermaniſchen Welt, London und Paris, perſönlich wieder zu orientiren und ſich zu dieſem Zweck einige Wochen dort aufzuhalten, und man hierzu gern die Hand bieten wollte, ſo wurde ihm eröffnet, daß ſeine Berliner Anſtellung ſchon vom Auguſt an in Wirkſamkeit treten ſolle, ſo daß ihm in Form des Gehalts für Auguſt und September die Mittel für eine ſolche Reiſe gewährt würden. Huber ging aber hierauf nicht ein, da er es mit ſeiner Stellung als heſſiſcher Beamter nicht vereinen zu können glaubte, vor der erſt zum 1. October bevorſtehenden Löſung dieſes Dienſtverhältniſſes ſchon preußiſches Gehalt zu beziehen, und weil er allen ihm in Marburg noch obliegenden Pflichten, die durch das gerade von ihm verwaltete Dekanat noch gewachſen waren, bis zum Ende in vollem Umfange genügen wollte. Auch brauchte er noch Zeit, um die gerade im Druck befindliche Einleitung zum Cid und andere begonnene wiſſenſchaftliche Arbeiten zum Abſchluß zu bringen. Es blieben alſo alle weiteren Schritte für das Inslebentreten des neuen Journals bis zur Ueberſiedlung nach Berlin ausgeſetzt. Inzwiſchen ließ er einzelne politiſche Aufſätze in der ſeit einiger Zeit in Berlin beſtehenden litterariſchen Zeitung erſcheinen, ſo über „öffentliche Meinung und politiſche Inſtitutionen“ (in Nr. 24 bis 31 des Jahrgangs 1843) und bereitete ſeine Berliner Habilitationsſchrift vor.

Nachdem er noch die Freude gehabt hatte, einen Beſuch ſeines Schwiegervaters im eigenen Hauſe zu empfangen und mit ihm, der in jungen Jahren in Marburg ſtudirt hatte, die dortigen Schönheiten noch einmal zu genießen, ſiedelte er Anfang October 1843 nach Berlin über. Damit war ein verhängnißvoller Schritt geſchehen. Die Zeit der ſtillen, gelehrten Arbeit und der unbefangenen akademiſchen Thätigkeit, worin Huber ſeither Befriedigung und Freude gefunden hatte, war vorüber und ſollte, ſo wenig er dieſes damals auch ahnte, niemals wiederkehren; er war in die Kämpfe der Gegenwart eingetreten und hatte fortan die Conſequenzen dieſer Stellung zu tragen. Er konnte ſeine Gedanken immer weniger den nächſten Aufgaben der Zeit und ihren Sorgen entziehen, und wenn er ſich auch oft genug nach jenen Tagen

ſtiller wiſſenſchaftlicher Thätigkeit, wie nach einer freundlichen, grünen Oaſe zurückſehnte, und wenn auch vorübergehend der Gedanke auftauchte, ſich wieder dorthin aus der ermüdenden und ſo oft undankbaren politiſchen und ſocialen Thätigkeit zurückzuflüchten, ſo hat ſein Gewiſſen doch immer Einſprache gethan und es ihm wieder zur Pflicht gemacht, in der einmal begonnenen ſchweren Arbeit treu auszuharren.

Huber's Berufung nach Berlin war von der öffentlichen Meinung ſofort als ein politiſcher Act angeſehen und kritiſirt worden. So ängſtlich auch die Pläne in Betreff des conſervativen Journals von den Betheiligten als ein Geheimniß behandelt waren, ſo war doch davon etwas in's Publikum gedrungen, auswärtige Zeitungen hatten darüber geſchrieben, und Niemand theilte daher die von ihm feſtgehaltene Ueberzeugung, daß er um ſeiner wiſſenſchaftlichen Leiſtungen willen nach Berlin berufen ſei, ſondern Jeder ſah ſeine Stellung an der Univerſität nur als den Vorwand und als das Mittel an, um politiſche Zwecke zu fördern. Ein kleiner Kreis älterer Freunde, worunter Puchta und die Brüder Grimm, empfingen ihn mit herzlichem Wohlwollen. Seine wenigen politiſchen Geſinnungsgenoſſen ſetzten große Hoffnung auf ſeine Thätigkeit und kamen ihm deshalb freundlich entgegen; er rühmt in ſeinen damaligen Briefen namentlich, wie wohlwollend, ja wie mit faſt väterlicher Freundlichkeit die Miniſter v. Thile und Eichhorn ſich von vornherein zu ihm geſtellt hätten. Allein in den akademiſchen Kreiſen ſcheint dennoch die Verſtimmung darüber vorgeherrſcht zu haben, daß andere, als wiſſenſchaftliche Rückſichten bei der Berufung maßgebend geweſen waren, und man enthielt ſich nicht, es ihn gelegentlich entgelten zu laſſen. Bei dem Habilitationsacte, der ſolennen, lateiniſchen Vorleſung, durch welche er ſich nach dem dortigen Gebrauch als Profeſſor einzuführen hatte, ſoll von allen Collegen ſeiner Facultät nur Trendelenburg zugegen geweſen ſein, zu dem Huber immer ein freundliches Verhältniß bewahrte.

Seinen eigentlichen Vorleſungen, die er alsbald mit allem Nachdruck begann, da er ſie nach wie vor als ſeine nächſte und hauptſächlichſte Aufgabe anſah, fehlte es im Anfang nicht an Zu-

lauf; man wollte den Mann ſehen und hören, der es unternehmen zu können glaubte, dem herrſchenden Zeitgeiſt entgegen zu treten. Es war nicht, wie in Marburg, eine Schaar unbefangener, wiſſensdurſtiger, achtungsvoller Schüler, die ihn erwartete, ſondern ein von vornherein zur mißgünſtigen Kritik geneigter Haufe, der nur obenhin naſchen wollte und wenige Neigung haben mochte, ſich in die beſondere Art des noch unberühmten Lehrers zu finden und ihm in die Tiefe ſeiner Wiſſenſchaft zu folgen. Da konnte denn Huber's Art keinerlei Beifall gewinnen. Von ſeiner Vortragsweiſe galt alles das und zum Theil in erhöhtem Grade, was wir oben von ſeinem Styl geſagt haben, und die Eigenthümlichkeit ſeines Organs und das häufige Räuspern, zu welchem er genöthigt war, verſchlimmerten noch den Eindruck ſeines Vortrags. Wie er dieſe Erfahrungen aufnahm, mögen einige Auszüge aus Briefen an ſeinen Schwiegervater zeigen. Dort heißt es:

18. November 1843. „Was meine hieſige Aufgabe betrifft, ſo nehmen mich jetzt meine Vorleſungen faſt unbedingt in Anſpruch. Das iſt mein: hic Rhodus, hic salta — alles Andere, König und Kaiſer und Papſt hilft und ſcheert mich daneben gar nichts. Die Schwierigkeiten ſind außerordentlich groß, aber ſo eigenthümlich, daß es mir unmöglich iſt, ſie hier auseinander zu ſetzen. Böſer Wille, Superklugheit und dergleichen im akademiſchen Publikum wenig berechtigtes Weſen — theils überhaupt, theils gegen mich, da Viele ſich meinetwegen zurückgeſetzt wähnen, — dann der Mangel einer beſtimmten Berechtigung meiner Fächer in der öffentlichen Meinung u. ſ. w. — Alles wirkt zuſammen. Kein geringer Punkt iſt aber das überwiegende Gewicht, das hier auf die Form gelegt wird, was Unſereins von dem kleinen Marburg und Roſtock her nicht gewohnt ſein kann. Genug alſo, man muß ſich faſt über Möglichkeit zuſammennehmen und ſpannen, um dem Anſpruch jedes Tages zu gegnügen. Das äußere Reſultat iſt, daß ich in einem Publikum über neuere ſpaniſche Geſchichte ein ſehr ſtarkes und offenbar aufmerkſames Auditorium habe, — darunter viele Offiziere und Civiliſten, — in der Litteraturgeſchichte der neuromaniſchen Völker (bis zum 17. Jahrhundert)

nach vielem Ab- und Zulaufen etwa ſechs fleißig nachſchreibende Zuhörer. Damit bin ich zunächſt völlig zufrieden. Eine eigenthümliche Schwierigkeit will ich Ihnen nur anführen: das ſogen. Sprechzimmer, wo man vor dem Anfang der Vorleſung eintritt und von den Bekannten angeredet und zerſtreut, von den Gegnern beobachtet und ſo gehindert wird, ſich zum Vortrag zu ſammeln. Nun mit Gottes Hülfe ſoll es ja weiter gehen!"

3. Januar 1844. „Gottes Segen und alles Gute zum neuen Jahr, lieber Vater, — den guten Brauch kann ich doch auch hier nicht fallen laſſen, ja hier am wenigſten, wo wir ſelbſt ſo viele Urſachen haben, die guten Wünſche und das Gebet derer, die uns in der Ferne durch Liebe nahe ſtehen, in Anſpruch zu nehmen. Noch iſt das „dicke Ende" unſeres hieſigen Anfangs nicht heruntergebracht, — darüber will ich Sie um ſo weniger täuſchen, je gewiſſer die wirklichen Schattenſeiten lange nicht ſo ſchlimm ſind, als Sie ſich es ſonſt vielleicht denken würden, wenn ich gar nichts davon ſchriebe. Die Nichtswürdigkeiten eines Th. Mundt und dieſer ganzen Rotte ſind zwar an ſich nicht unſchädlich, da bei dem Geiſt, der unter einem Theil der hieſigen Studenten herrſcht, und bei der geiſtloſen Apathie der Maſſen ſolche Hetzereien mehr oder weniger Eingang finden und mir und denen, die in meiner Lage ſind, ihre Stellung und Wirkſamkeit erſchweren. Doch darauf konnte ich mich ja gefaßt machen und hatte mich gefaßt gemacht, und inſofern ein Leiden darin liegt, leide ich in guter Geſellſchaft, ſo daß ich mich darüber wohl tröſten kann. Dagegen wird mir meine akademiſche Aufgabe auch an ſich viel ſchwerer, als ich angeſchlagen hatte, und die Vorbereitung auf meine Vorleſung nimmt mich ſo in Anſpruch, daß ich zu gar nichts Weiterem Zeit, Kraft und Geiſtesfreiheit übrig habe."

10. März 1844. „Ich feiere heute meinen Geburtstag, und da fehlt es denn nicht an Stoff zu ernſtlichen Betrachtungen aus der Vergangenheit in die Zukunft und zu der Bitte, daß die Prüfungen und Erfahrungen der letzten Monate eine dauernde Frucht „friedſamer Gerechtigkeit" bringen mögen. Da wir mehr und mehr über Waſſer kommen und den ſchlimmſten und ſchwerſten

Anfang mit Gottes Hülfe als überstanden ansehen können, so ist es wohl eben so gut, das dahinten Liegende nicht wieder im Einzelnen hervorzuziehen, sondern ein Paar Kreuze darüber zu schlagen. Da Ihnen indessen meine früheren Aeußerungen über meine akademische Stellung räthselhaft und eines weiteren Commentars bedürftig erscheinen müssen, so muß ich den doch mit ein Paar Worten geben. Zunächst wäre es thöricht, mir das Factum zu verhehlen, daß mein akademischer Anfang sich als ein keineswegs glänzender herausgestellt hat, sondern als ein sehr kleiner und schwacher. Die Ursachen sind sehr mannigfacher Art, und daß Hetzereien und Feindseligkeiten der gemeinsten Art das Ihrige dazu beigetragen, bedarf für Jeden, der die Verhältnisse kennt, keiner Nachweisung. Indessen kann ich nicht verkennen, daß auch an mir die Schuld liegt. Ich fand nämlich bald, daß das, was ich vorbereitet hatte, zunächst in der Form für die hiesigen Ansprüche nicht genüge, — bei der Umarbeitung der Form ergaben sich dann aber wieder (wie es bei einer so unfertigen Sache, wie die Litteraturgeschichte, nicht anders sein kann) so viele nova, so vieles in der Sache Ungenügende, daß ich auch da, ehe ich mich versah, Hals über Kopf in ein gänzliches Niederreißen und damit in die Nothwendigkeit, Alles neu zu bauen und so von der Hand in den Mund zu leben, hineingerieth, so daß die Form, der Vortrag wieder unter diesem Gedränge leiden mußte. Dazu kam denn eine Periode von Befangenheit, die zum Theil durch äußere Umstände veranlaßt wurde (z. B. das fortwährende Ab- und Zulaufen der Hospitanten, was hier ein wahrer Unfug ist) — damit eine mir noch jetzt räthselhafte Desorientirung in dem sonst Bekanntesten und Gewohntesten des wissenschaftlichen Eigenthums und Haushalts — genug, eine sehr schlimme Zeit, in der ich zuweilen nahe daran war, zu erliegen — auch körperlich. Und wie es denn so geht, kam denn noch so Manches dazu, und was sonst in anderer Stimmung leicht abgemacht wäre, vermehrt in geometrischer Progression die Last des Augenblicks. So z. B. die Habilitation, die ich denn aber vor vier Wochen glücklich abgemacht habe, und theils seitdem, theils wirklich dadurch hat sich meine Stellung, Haltung und Stimmung wirklich bedeutend ge-

bessert, und wie gesagt, ich komme mehr und mehr über Wasser. Die Frequenz läßt sich freilich in demselben Semester nicht wieder herstellen, aber ich habe wieder guten Muth für die Zukunft, und habe das Bewußtsein, des Stoffes und der Form wieder mächtig geworden zu sein, auch den Glauben an meine Methode wieder gewonnen. Dazu trägt denn freilich bei, daß diejenigen, auf deren Urtheil mir etwas ankommen muß, sich nicht an mir haben irre machen lassen, sondern die Sache eben als eine „Berliner Erfahrung" ansehen, die so oder so Jeder durchmachen mußte. Eine offene Erklärung mit dem Minister Eichhorn war mir dringendes Bedürfniß, und die habe ich denn vor einigen Tagen in der allerbefriedigendsten Weise gehabt und den Mann wirklich tief gerührt über sein wahrhaft väterliches Wohlwollen und unverrmindertes Vertrauen verlassen. Meine Ansicht, daß ich besser thun werde, diesen Sommer, wo ohnehin zu einem ordentlichen Hauptcollegium keine Zeit ist, lieber ganz auszusetzen und mich auf den nächsten Winter um so besser vorzubereiten, theilte er vollkommen, und da zu dieser Vorbereitung in Beziehung auf manche Punkte sowohl der älteren als neueren Litteratur eine litterarische Reise unumgänglich nöthig ist, — ich habe recht gefühlt und gemerkt, wie man in einem solchen Nest, wie Marburg, herauskommt, — hat er es mir nicht nur ganz freigestellt, wie lange ich Urlaub nehmen wolle, sondern mir auch ohne ein Wort von meiner Seite eine angemessene Staatsunterstützung angeboten."

Auch in den Briefen an Wolf in Wien finden wir manche Schilderungen seiner akademischen Nothstände im ersten Berliner Winter. Da heißt es unter Anderem: „Die Leute sind hier schon so superklug, daß sie von allen Dingen und vor allen Dingen eine fertige Uebersicht verlangen — nur nichts Unfertiges, nur keine kleinliche Details — nur nirgends merken lassen, daß noch nicht Alles ganz und klar und fertig ist. Ein guter Freund warnte mich geradezu: es habe einen schlechten Eindruck gemacht, daß ich mich über manche Punkte nicht mit der gehörigen Sicherheit ausgesprochen habe". Die ganze Tiefe der Noth, die Huber damals ausgestanden hat, erfahren wir aber erst aus einem viele

Jahre ſpäter geſchriebenen Brief, in dem er einem jungen Freunde, Heinrich v. Stein (jetzt Profeſſor der Philoſophie in Roſtock) zu deſſen Eintritt in die akademiſche Lehrthätigkeit Glück wünſchte. Er ſchrieb ihm (23. 4. 1857): „Im Allgemeinen können Sie ſich hoffentlich denken, lieber Freund, und ſind überzeugt, daß wir dieſer Tage Ihrer mit beſonderer Theilnahme gedenken — auch vor Gott und mit herzlicher Fürbitte. Aber Sie können ſich doch ſchwerlich denken, mit welcher beſondern Theilnahme, d. h. mit welchen beſonderen Reminiscenzen eigener Erfahrungen ich Sie bei Ihrem Eintritt in das lehrende Leben der Univerſität begleite. Bei mir waren zwar die Umſtände ſehr verſchieden, und habe ich die ſchwerſten, d. h. die eigentlich ſchweren Erfahrungen gleichſam erſt am Ende der Bahn gemacht, die Sie jetzt betreten. Vielleicht aber war das nur eine Erſchwerung, wie es für einen alten Soldaten viel ſchwerer ſein muß, wenn er plötzlich in eine Lage verſetzt wird, in der er alle Leiden eines Rekruten durchmachen muß. Freilich war die Unſicherheit des Erfolges und Alles, was damit zuſammenhing, in Berlin ſehr geſchärft und complicirt durch die Schwierigkeiten meiner politiſchen Stellung u. ſ. w., die den nichtswürdigſten Intriguen der Mundt und Conſorten bei den Studenten die bequemſte Handhabe gab. Genug es war eine unendlich ſchwere Zeit bis zur gänzlichen Schlafloſigkeit, was bei mir — ſo trivial es ſonſt ſein und klingen mag — wirklich Alles ſagen will, da ich ſonſt früher und ſpäter unter den ſchwierigſten Conjuncturen nie den geſundeſten Schlaf verloren habe. Aber noch ſchlimmer oder vielmehr noch beſſer war es, daß ich wirklich völlig an mir ſelbſt innerlich verzweifelte, — wenigſtens trat ein ſolcher Augenblick ein, — d. h. an der Möglichkeit meine Stellung zu behaupten, meiner Aufgabe zu genügen, woran ſich denn eine Reihe oder vielmehr eine Maſſe der ſchmerzlichſten Gefühle und Betrachtungen in Blicken in die Vergangenheit und Zukunft knüpfte, die hier auch nur anzudeuten zu weit führen würde. Genug es war die ſchwerſte Zeit meines Lebens — und ich habe deren mehrere ſehr ſchwere gehabt, — aber auch die geſegnetſte durch gründliche innere Demüthigung, die mich mehr als irgend

etwas jemals vorher und nachher zum Herrn geführt hat. In jener Zeit habe ich die volle Bedeutung des Worts erfahren: Es ist mir lieb, daß du mich demüthigst, u. s. w."

Anscheinend steht es im Widerspruch mit diesen Auslassungen, daß Huber schon im ersten Winter in Berlin eine neue politische Brochüre ausgehen lassen konnte, indem im November 1843 bei Wilhelm Besser in Berlin ein sechstes Heft der seither bei Franz Duncker erschienenen Sammlung „Fliegende Blätter für Fragen des Tages" mit dem Specialtitel: „Zur vergleichenden Politik. I. Die englische Verfassung und ihr it works well!" ausgegeben wurde, welches sich durch die Chiffer des Vorworts B. A. H. als ein Werk Huber's darstellt, während die früheren Hefte nach einer Mittheilung der Verlagsbuchhandlung aus Puchta's Feder stammen. Allein aus gelegentlichen brieflichen Aeußerungen erfahren wir, daß diese Brochüre schon früher entstanden war und nur jetzt zum Druck gelangte. Sie ist gegen die Anglomanen gerichtet, welche die deutschen Verhältnisse nach englischem Zuschnitt eingerichtet haben wollten, und gegen englische Schriftsteller, welche von oben herab über Deutschland urtheilen zu können vermeinten. Sie hebt daher besonders die Schattenseiten englischen Wesens hervor und ist ein neuer Ausdruck von Huber's Ansichten über den Werth des Constitutionalismus.

Dagegen findet sich im Februarhefte 1844 der Hengstenberg'schen Evangelischen Kirchenzeitung ein kleiner, unscheinbarer Aufsatz mit der Chiffer B. A. H. und mit dem Titel: „Auch ein Wort über den Schwanenorden und dessen mögliche Bedeutung", welcher verräth, wie bei Huber mitten unter der Noth dieses Winters, und vielleicht ihm selbst unbewußt, neue Gedankenkeime erwachsen waren, die bald für sein ganzes Leben große Bedeutung gewinnen, ja dasselbe beherrschen sollten. In diesem Aufsatz finden sich nämlich die ersten Anfänge seiner späteren socialen Ideale. Bekanntlich hatte Friedrich Wilhelm der Vierte seinen noch unfertigen und etwas phantastischen Plan zur Herstellung einer großartigen, der ritterlichen Wohlthätigkeit gewidmeten Vereinigung mit dem Namen Schwanen-

orden bekannt werden laſſen; wenn auch die Voſſiſche Zeitung dieſen Plan als die neue frohe Botſchaft begrüßt hatte, deren die Welt bedürfe, ſo ſchüttelten doch viele verſtändige Leute darüber den Kopf, und auch Huber ſprach ſich vertraulich dahin aus, der König habe geträumt, aber — fügte er hinzu — es gelte jetzt, den Traum zu deuten und ihn zum Guten zu verwerthen. Und eine ſolche Deutung unternahm denn auch der erwähnte Aufſatz in der Kirchenzeitung. Nachdem er darin von Neuem dargelegt hat, welchen Werth freiwillige Thätigkeit neben der bloßen officiellen Thätigkeit des Beamten für alle Zweige des öffentlichen Lebens haben könne, und welchen Werth für dieſe freiwillige Thätigkeit wiederum der durch den König gewährte Schutz und deſſen Anerkennung haben müſſe, kommt er auf den ſpäter ſo oft von ihm ausgeſprochenen Satz, daß es nicht blos darauf ankomme, den Verarmten zu unterſtützen, ſondern noch mehr, diejenigen Hunderttauſende, welche zwar am Rande des Abgrunds wohnen und arbeiten, aber doch noch feſten Grund unter ſich haben, auf dieſem feſtzuhalten und ſie vor dem allmählichen Hinabgleiten in den Pfuhl des Pauperismus zu bewahren. Er ſagt hier ſchon, Staat und Kirche müßten dazu mithelfen, aber das Weſentlichſte müſſe durch freie Vereine geſchehen, in denen ſich die beſten Elemente der wohlhabenden und der arbeitenden Klaſſen die Hand reichten, — er ſieht den einzigen Weg in der Organiſation der arbeitenden Maſſen, die auf den religiös-moraliſchen Grundlagen erfolgen müſſe, welche die chriſtliche Bildung nach Bedürfniß und Weiſe eines jeden Standes biete, der er aber auch eine materielle Grundlage in einem neu zu ſchaffenden Geſammteigenthum vindicirt. Und zur Gewinnung dieſes Geſammteigenthums ſollen zwar auch die Reichen und der Staat beitragen, aber hauptſächlich ſollen die arbeitenden Maſſen ſelbſt die Mittel aus den ungeheuren Summen entnehmen, die der Tagelohn in die Hände der Geſammtheit bringt. Darum dringt er darauf, daß den Arbeitern die möglichſte Wohlfeilheit ihrer Lebensbedürfniſſe gewährt werde, und deutet ſchon darauf hin, wie der Ankauf im Großen unendlich mehr Vortheile gewähre, als der Ankauf im Detailhandel, und welche Vortheile

ſemit gemeinſamer Beſitz biete. Er verwahrt ſich dabei ausdrücklich dagegen, als denke er an Beſchränkung der Selbſtändigkeit des Familienlebens, — im Gegentheil will er dieſe ſehr entſchieden gewahrt haben und ſagt ſich von allen communiſtiſchen Plänen los. Das Ganze iſt nur ſkizzenhaft angedeutet und mit Hinweiſungen auf die Nothwendigkeit polizeilicher Beſchränkungen und dergl. durchwebt, die uns heute als überflüſſig erſcheinen; nichtsdeſtoweniger enthält es die Grundzüge eines ſocialen Programms, wie es damals von keiner andern Seite aufgeſtellt wurde, und ſchließt mit den prophetiſchen Worten: „Wer aber von vornherein und überhaupt die von uns angedeuteten Gegenſtände für die Thätigkeit eines ſolchen Vereins als phantaſtiſch, unpraktiſch und jenſeits der Kräfte, der Möglichkeiten, der Aufgaben irgend eines Vereins, irgend einer Macht der Zeit abweiſen ſollte, der hätte damit der Zeit ſelbſt (ſo weit an ihm) ihr Todesurtheil geſprochen; denn, wie wir uns auch drehen und wenden mögen, auf jenem Gebiet liegt hauptſächlich die Entſcheidung des großen Kampfes zwiſchen chriſtlicher Civiliſation und einer neuen, mehr als heidniſchen Barbarei. Die Zeichen, daß auch die öffentliche Meinung mehr und mehr erkennt, wie viel wichtiger dieſe Fragen ſind, als die bisher ſo ausſchließlich verhandelten ſogenannten politiſchen Fragen, vervielfältigen ſich täglich, und auch hier tritt ſchon die Gefahr hervor, daß in Folge einer gewiſſen Trägheit der Beſſeren und Berufeneren die Schlimmeren und Unberufeneren das große Wort an ſich reißen".

Dieſe erſten Anſätze zu einem Plan für ſociale Hebung der arbeitenden Klaſſen treten aber auffallender Weiſe zunächſt wieder ganz zurück; auch in den Briefen des folgenden Jahres, in denen ſich genügende Veranlaſſung dazu geboten hätte, werden ſie nirgends wieder auch nur angedeutet. Sie ſchlummerten, bis ſie ſich mehr geklärt hatten und erſtarkt waren, um dann Huber's Gedanken und ſeine ganze Thätigkeit mehr und mehr in Anſpruch zu nehmen.

Als der erſte ſchwere Winter in Berlin überſtanden und die Collegien geſchloſſen waren, trat die Anforderung, nunmehr Hand an die Gründung des Journals zu legen, dringender an

ihn heran. Es wurde nun durch Verhandlungen mit dem Königlichen Cabinetsministerium festgestellt, daß das Blatt, für welches Huber den Namen „Janus, Jahrbücher deutscher Bildung, Gesinnung und That" wählte, zunächst probeweise ein Jahr lang unter Huber's alleiniger Redaction erscheinen, und daß die Kosten desselben aus Staatsmitteln bestritten werden sollten. Huber wurde ermächtigt, erhebliche Honorare (5 Friedrichsdor für den Bogen) an die Mitarbeiter zu bewilligen, und er verfaßte einen demnächst als Manuscript gedruckten ausführlichen Prospect (29 Seiten) über Grundsätze und Tendenz der Zeitschrift, welchen er Ende April 1844 zur Gewinnung von Mitarbeitern verschickte.

Die größere Reise, welche er sodann antrat, und welche ihn bis Mitte August von Berlin fern hielt, war zum guten Theil auch schon dem Dienste des Janus gewidmet. Schon in Hamburg, wohin er sich zunächst begab, und in Lübeck, wohin er einen Abstecher machte, um seine Freunde Nölting's wiederzusehen, machte er Anwerbungen. Wichern, Lappenberg, Syndikus Sieveking, Senator Hudtwalker in Hamburg, Oberappellationsgerichtsrath Pauli und Gymnasialdirector Classen in Lübeck machten erwünschte Zusagen. „Ich fühle immer wieder," schrieb er aus Hamburg, „daß mein Unternehmen bei Allen, die Urtheil und Gesinnung haben, gerade zur rechten Zeit und in der Höhe eines Bedürfnisses kommt, — auch in der Art, wie ich es gefaßt und angelegt habe. Auch finde ich ein merkwürdiges Zusammentreffen der Ansichten über das, was zur Förderung der Sache gut und nöthig ist, oft in den einzelsten Dingen."

Auch in England, wo er im Mai und Juni weilte, war er, wenn auch vergeblich, bemüht, geeignete Kräfte für sein Blatt zu gewinnen. Der Hauptzweck seines dortigen Aufenthalts war aber, sich wieder mit dem englischen politischen und litterarischen Leben vertraut zu machen, und dies wurde ihm auch in einer besonders glücklichen Weise ermöglicht. Hauptsächlich war es sein Werk über die Geschichte der englischen Universitäten, welches ihm eine achtungsvolle Aufnahme unter den englischen Gelehrten verschaffte und ihm dadurch eine Anzahl von Thüren

öffnete, die ſonſt den Fremden verſchloſſen zu ſein pflegen. Die engliſche Ueberſetzung deſſelben war damals gerade in weiteren Kreiſen bekannt geworden und in der Preſſe mehrfach ſehr rühmend beſprochen worden, und bei den Verhandlungen, welche gerade in Betreff der Reform der Univerſitäten ſchwebten, ward mehrfach auf das Urtheil des Verfaſſers des „berühmten" Werks über die engliſchen Univerſitäten Bezug genommen, wobei er denn oft genug, wie Huber ſchrieb, zu ſeinem nicht geringen Aerger, aber zu ſeiner heilſamen Demüthigung Mr. Heber genannt wurde. Es ſollte ihm auch die Ehre zu Theil werden, ſelbſt zu hören, wie ſein Werk im Parlament citirt werde, und ein Mr. Chriſtie lud ihn deshalb ausdrücklich zu einer Sitzung ein, in welcher er einen Antrag wegen der Reform der Univerſitäten begründen wollte; aber das erſte Mal war der Antragſteller erkrankt und die Angelegenheit kam deshalb nicht zur Verhandlung, und als in der folgenden Sitzung Mr. Chriſtie ſich erhob, wurde der Antrag auf Auszählung des Hauſes geſtellt, und da die ſtatutenmäßige Anzahl von Mitgliedern nicht anweſend war, erfolgte der Schluß der Sitzung. Als ein dritter Verſuch gemacht wurde, die Angelegenheit trotz der Mißſtimmung der herrſchenden Cliquen zur Sprache zu bringen, mochte Huber nicht wieder ſeine Zeit und ſeine anderweiten Pläne daran wenden und blieb fern.

Zuerſt waren es Wright, mit dem er ſchon ſeit Jahren in brieflichem Verkehr ſtand, und der Buchhändler Murray, der bedeutendſte Verleger Englands, durch welche er mit den Londoner litterariſchen Kreiſen bekannt wurde. Sie führten ihn in das Athenäum ein, jenen vornehmen litterariſchen Club, in dem gleichzeitig immer nur zehn ausgezeichnete Fremde eingeführt ſein durften, die dann aber auch den ganzen Comfort eines engliſchen Clubhauſes, einſchließlich der dort gebotenen Mahlzeiten, für welche nur Einkaufspreiſe zu entrichten waren, genießen konnten. Für Huber hatte es namentlich Werth, daß er dort die Erſcheinungen der neueren engliſchen Litteratur vollſtändig vereinigt fand und ſomit in bequemſter Weiſe für ſeine litterarhiſtoriſchen Studien verwenden konnte. Von bedeutenden Perſonen, mit denen er dann weiter bekannt wurde, finden wir in ſeinen

Briefen erwähnt Carlyle, Urquhart, Longueville Jones, den Hiſtoriker Hallam, den Theologen Maurice, den Mathematiker Babbage, den Schwiegerſohn von Walter Scott Lockhart, die Parlamentsmitglieder Sir Thomas Acland, Vater und Sohn, Sir Robert Inglis, Browring, den Dichter Milman, den Statiſtiker Senior u. A. Der Herausgeber ſeiner „Univerſitäten" und ſein enthuſiaſtiſcher Verehrer, Heywood, hatte kaum ſeine Anweſenheit erfahren, ſo überſchüttete er ihn von ſeinem Landſitze aus mit Einladungen und Empfehlungen; der Ueberſetzer derſelben, Newman, erwies ihm demnächſt in Mancheſter die aufmerkſamſte Gaſtfreundſchaft, und ſchließlich ſuchte ihn auch noch der Ueberſetzer ſeiner ſpaniſchen Skizzen Colonel Crawford auf, in dem er einen wackern Mann kennen lernte.

Neben den litterariſchen Intereſſen beſchäftigten ihn die neueren Werke der engliſchen Kunſt, von denen er jedoch nach den in ſeinen Briefen davon gegebenen Beſchreibungen und Urtheilen gar wenig erbaut wurde, ſowie manche ihm noch fremde Wunder der neuen Induſtrie. Hauptſächlich war es aber das geſammte öffentliche Leben, was ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, und dem er in allen ſeinen verſchiedenen Verzweigungen nachzugehen ſuchte. Er wohnte wiederholt den Parlamentsſitzungen bei und gab in ſeinen Briefen anſchauliche Schilderungen der ganzen Verhandlungsweiſe und der einzelnen bedeutenden Redner, Sir Robert Peel, Gladſtone, Macaulay u. A., und auch von ſeinen eigenen dortigen Erlebniſſen erzählt er launig, wie er als distinguished foreigner im Hauſe unter den Parlamentsgliedern weilte, bis er, da es zur Abſtimmung kam, ſchleunig ſich entfernen mußte und nun die betreffende Thür verſchloſſen fand, und wie er dadurch in Gefahr gerieth, von dem sergeant at arms wegen Verletzung der Privilegien des Hauſes arretirt zu werden. Dann war er in einer im überfüllten Conventgarden-Theater abgehaltenen Sitzung der anticornlawleague, des Vereins zur Abſchaffung der Kornzölle, und hörte dort den Earl Ducie, Cobden, Bright u. A.; ein im Janus (1845 Heft 16) abgedruckter Aufſatz giebt eine lebensvolle Schilderung ſeiner dortigen Erlebniſſe und der tiefen ihm dort eröffneten Blicke in

die Zukunft des englischen Parteiwesens. Gerichtssitzungen, das große Schulfest in Eton, eine Prüfung der Armenschulen, Versammlungen von allerlei Vereinen, Gottesdienste in der bischöflichen Kirche und bei den Quäkern, die Militär-Etablissements in Woolwich, das Hospital von Greenwich — für Alles fand er Zeit und Lust. Als Probe seiner brieflichen Schilderungen möge folgende dienen:

5. Juni 1844. „Gestern war ich bei den Ascot-Rennen. Das sind 24 englische Meilen hin, größtentheils per Dampf, — Anfang und Ende auf vollgepropften, vollgehängten, mit menschlichen Wesen überschütteten Omnibus. Um dieses Vergnügen zu vermindern, machte ich den Weg zurück von Ascot bis Windsor, etwa zwei Stunden, zu Fuß, und zwar die Hälfte durch Windsor-Park, der eigentlich nichts als ein sehr gelichteter, meistens auf einzelne malerische Gruppen reducirter Wald präadamitischer Eichen ist, — und was für Eichen! Schon beim Hinfahren hatte ich mich in diese Bäume verliebt und mir vorgenommen, unter diesen sollst und mußt Du wandeln und Dich legen und wälzen. Das that ich denn auch, und als sich ein etwas melancholischer, wenn auch nicht kranker Hirsch in einiger Entfernung von mir herumtrieb, kam ich mir halb träumerisch wie Monsieur Jacques vor. Wirklich ganz eigen, — so weit von Haus und doch so viel näher in der Waldeinsamkeit, als in dem Getöse und Gewühle. Das Wetter war wunderschön und ich hätte den ganzen Tag so liegen mögen. Hirsche und Hirschkühe zu Hunderten, — zu viele und zu zahm, um eigentlich malerisch zu sein, — wie bei Schiffen, wenn sie zu dicht liegen, — einige hielten sich sogar mitten unter Kühen und Pferden auf, was mir doch etwas anstößig war. Aber ganz fabelhaft war es, als mir auf einsamem Pfade ganz gravitätisch einherschreitend und mich ansehend, als wunderte es sich: was hat der hier zu thun und wird er mir wohl ausweichen? — eine Art von Monstrum begegnete mit hohem Buckel und langer Mähne unter dem Hals und Ziegenhörnern, — halb Hirsch, halb Kameel, halb Pferd, halb Ziege, — bald darauf kam auch Madame herbei, und nun schien es mir doch anständig, auszuweichen. Wer das war, weiß Gott! —

Uebrigens habe ich mich auf dieſem kurzen Wege überzeugt, daß es ganz unthunlich wäre, in England zu Fuß zu reiſen, — was ich halb und halb für einen Tag im Sinne hatte, um Land und Leute beſſer zu ſehen. Auf dem ganzen Wege war ich der einzige, — ich will nicht einmal ſagen Gentleman, ſondern der einzige halbwegs honette und ehrliche Mann, der nicht ritt oder fuhr, — alle Fußgänger waren eben ſo viele offenbare Strolche, Geſindel, dem ich wirklich nicht allein fern von ehrlichen (d. h. reitenden oder fahrenden) Menſchen begegnen, oder mit denen ich luſtwandeln möchte. Echte Zigeuner waren noch das Beſte darunter. Aber da erzähle ich von allem Unzeug und Nebendingen und noch kein Wort von dem Rennen, — nun, und was ſoll ich viel davon ſagen! — man muß es einmal ſehen, und es ſieht recht hübſch und lebendig aus. Schon der ganze Platz iſt dazu angethan; obwohl man nur faſt unmerklich ſteigt, ſo iſt er doch auf einer Höhe, von wo aus man weit und breit das Land überſieht, — grün, grün, aber einförmig — ohne Dörfer und Städte, ohne Kirchthürme nah und fern, — hin und wieder Landhäuſer — jetzt aber Alles belebt durch die Hunderte von Equipagen und Reitern, die von allen Seiten herbeiſtrömen und ſich um die Bahn her gruppiren. Das Rennen ſelbſt war für mich Laien nur einmal intereſſant, als zwölf Pferde zuſammen liefen, — wenn es nur drei oder vier waren, ſah es mir ärmlich aus. Das iſt natürlich bei denen, die es verſtehen, und die an den Wetten Theil haben, anders. Dies Wetten bildet einen Hauptzug des ganzen Treibens, namentlich unter einem großen Schwarm ſchwarzer Herrenbienen, die unter der Haupttribüne herumſummen, — das iſt eben nicht poetiſch, oder maleriſch oder — doch genug. Der große Aal dieſer Suppe war denn der Kaiſer von Rußland, der mit Prinz Albert und Gefolge angefahren kam und auf einer Tribüne ſich beſchauen ließ. Ich habe ihn denn auch mit meinem Glas recht ordentlich beaugenſcheinigt, — es iſt ein ſtattlicher Herr, der kopfhoch über alle Umgebung hervorragt, aber — Vertrauen, Liebe — nix! — oder auch nur Ehrfurcht — auch nix! — Es war ein gemachter, bramarbaſirender Imperatorismus und Heroismus dabei, der mir nicht gefiel. Der gute Prinz Albert

ſah aber recht lammmäßig neben dieſem Rieſenwolf aus und der König von Sachſen wie das liebe deutſche Brod. Am meiſten Intereſſe hatte für mich the Duke (Wellington) — deſſen lange, ſcharfe, bedeutende Züge (etwas Hölzernes liegt darin, aber durchaus nichts Ausdruckloſes), ſchneeweiße Haare und bürgerlich greiſenhafte Haltung mit friedlich gutmüthigem Lächeln ganz eigen gegen den kaiſerlichen Rodomonte abſtachen. Er ſah recht aus wie ein ſehr vornehmer, freundlicher, alter Herr, ohne daß man den Helden zu vergeſſen brauchte. Und das iſt er oder war er denn doch. Außerdem wimmelte es auf der Tribüne von Notabilitäten und Berühmtheiten, Peel u. ſ. w. Auch die Königin war angeſagt; aber ſie kam nicht, und ich fürchte wirklich, ich werde ſie nicht zu ſehen kriegen. Es iſt mir doch ärgerlich, denn etwas rührend Intereſſantes hat es doch, ein zartes Weiblein als wenigſtens nominelle und formelle Herrſcherin des gewaltigſten, rauhſten Monſtrum zu ſehen, was die Erde hervorgebracht hat, — denn das iſt John Bull doch einmal. In Summa, dieſe Rennen gehören zur Sache und man muß ſie einmal ſehen, — aber ein Stiergefecht iſt doch tauſendmal intereſſanter, ſchöner, maleriſcher u. ſ. w. — ob auch viel ſündlicher? Ich denke: le diable n'y perd guère. Eine große Menge Deutſche ließen ſich in den Gruppen vernehmen, — es war ein Dampfſchiff mit Magdeburgern angekommen, — aber, Gott weiß, wie es zugeht, wir machen ſo unter Fremden keinen angenehmen Eindruck, — freilich die Sorte, die ich da ſah, macht es nirgends, — genug, ich fand keine Verſuchung, auch nur Einen anzureden, und ließ ſogar einige ſich gegen mich auf engliſch abquälen. Ja das war ſchlecht!"

25. Mai. „Auf geſtern Morgen 9 Uhr hatte ich mit Schaf*) einen Beſuch des anniversary meeting der Quäker verabredet, um auch das geſehen zu haben. Aber merkwürdig, merkwürdig, welch' wunderliche Koſtgänger und Knechte unſer Herr Gott hat! Es waren wohl 2000 Perſonen, wovon drei Viertel Weiber in

*) Dem bekannten amerikaniſchen Theologen, mit dem Hu der ſchon während ſeines Berliner Aufenthalts viel verkehrt hatte, und der jetzt im Begriff ſtand, nach Amerika zurückzukehren.

gemildeter Quäkertracht, an der eigentlich nur die abſcheulichen Hüte widerwärtig ſind, — ſoweit ich unterſcheiden konnte einige hübſche Geſichter, viele häßliche, die meiſten mit einem ſtillen, zufriedenen, andächtigen Ausdruck; die Männer auch meiſtens nur in zahmer Quäkertracht, mit nur ziemlich breitkrämpigem Hut, ſehr wohlgenährt, geſund und ſtrahlend, meiſtens ziemlich an gute Speculationen oder gar an eigentlichen Schacher erinnernd, — kurzum ſo etwas vom Mammon. Nun es waren gewiß im Durchſchnitt recht brave Leute, und die bedenklich ausſehenden mögen Yankees geweſen ſein, deren ſich viele eingefunden hatten. Das Local war hell, geräumig, einfach, aber ganz weltlich und alltäglich, wie ein Tanzſaal, — es war auch kein eigentliches meeting-house. Als er ungefähr voll war, wurden wir, die noch ſprachen, durch einen höflich-ernſten Wink daran erinnert, daß der Gottesdienſt angefangen habe. So ſaßen wir lautlos über eine gute Viertelſtunde — plötzlich eine quäkend-ſingende, tremulirende, ſchneidende Weiberſtimme, die etwa zehn Minuten recht erbaulich-pietiſtiſche Betrachtungen und Ermahnungen von ſich gab — mit einem ganz eigenthümlich gehaltenen brethern beginnend. Dann wieder eine lange, lange Pauſe — wieder eine Weiberſtimme, weicher, rührender, als die vorige, und nur ein Paar kleine Stoßſeufzer, halb Gebet, halb Warnung vor der Welt, — wieder lange Pauſen und ſo fort mit neun bis zehn Unterbrechungen, von denen nur eine von einem Mann kam, — zuletzt ohne alles Zeichen oder Verabredung ſtand Alles auf und nahm die Hüte ab, und wieder eine Weiberſtimme hielt ein langes, langes Gebet, — dann wieder geſetzt und etwa zehn Minuten ſtill geſeſſen, — dann plötzlich wieder ohne Zeichen aufgeſtanden und hinaus, und die Sache war zu Ende. Daß die Seltſamkeit der Sache für Unſereinen der Erbaulichkeit Eintrag thut, ja oft der Eindruck dem Lächerlichen näher kam, als recht und billig, beſonders bei dem oft unerhört ſeltſamen Quäken der Stimmen, — daß ich um Alles nicht dieſe Art von Gottesdienſt vorherrſchend oder gar ausſchließlich eingeführt ſehen möchte, — daß ſehr viel Willkürliches und, ſofern es zu wichtig genommen wird, Gefährliches in der ganzen Sache iſt, das Alles liegt auf

der Hand. Iſt man aber einmal dran gewöhnt, und vermag man den Eindruck ganz zu überwinden, ſich an das Geſagte zu halten und ſich ſelbſt in der Stille zu erbauen, ſo iſt gar nicht abzuſehen, warum nicht auch dieſe Art von Gottesdienſt erbaulich ſein ſollte. Anſtößig war mir eigentlich nur das unbedingte Uebergewicht der Weiber, — was ſie ſagten, war aber nicht ſchlechter, als was neun Zehntel unſerer Paſtoren predigen, mit einer gewiſſen ſtereotypen Sprache von Bibelausdrücken. Eine merkwürdige pſychologiſche Frage aber bleibt es, wie viel Einfluß hat hier der Geiſt, welcher der Theorie nach zum Sprechen treiben ſoll, und wie viel das Fleiſch, beſonders das kleine Endchen Weiberfleiſch, genannt Zunge? Ob die Quäker mehr unter dem Pantoffel ſtehen, als Andere, weiß ich nicht, — jedenfalls ſollen die Weiber über alles Verhältniß gebildeter und geiſtig regſamer ſein, während die Männer faſt nur dem Mammon dienen — nächſt Gott natürlich."

7. Juli 1844. „Einen der eigenthümlichſten Eindrücke hatte ich noch den Nachmittag vor der Abfahrt beim Herumſchlendern in Southampton. Denke Dir ein alterthümliches Thor (daneben freilich gleich die modernſten Boutiken), unter ein Paar alten Bäumen auf einer Art von Grasplatz einen Haufen Menſchen, in deſſen Mitte laut und eindringlich geredet wird. Ich glaubte, es ſei irgend ein Poſſenreißer oder ein Kerl, der Mordgeſchichten erzähle und erkläre, — ich unterſchied ſo eine Art tragbare Schilderei — wunderte mich nur, daß Alles ſo ſtill und ehrbar zuhöre. Genug, es war ein Straßenprediger, der den Leuten mit großem Eifer ein wunderliches Schmierwerk mit Bildern aus der Apokalypſe und Daniel erklärte, — die Bibel in der Hand, — und das Chiliaſtiſche abgerechnet mit großem, gläubig-ascetiſchem Ernſt und nicht ohne Redegabe. Die Gruppe war als ſolche höchſt maleriſch — er über einem alten Kellereingang, die Leute theils in der Vertiefung auf den Stufen, theils zu beiden Seiten — mehr Männer, als Weiber — geſpannteſte Aufmerkſamkeit. Es fiel keinem Menſchen ein zu lachen oder zu ſpotten, obgleich ſich ringsum die gleichgültige Menge herumtrieb. Es war ein ſeltſamer Abſtich zwiſchen dem Maleriſchen der Gruppirung und

Haltung, wie es die geiſtliche und gemüthliche Anregung bedingte, und der ſcheußlichen Proſa der modernen Coſtüme. Etwas Aehnliches erlebte ich auch in London. Dort war auf einem weiten Grasplatz in einer fernen Vorſtadt ein ſchlechtes Zelt aufgeſchlagen, aus dem feierlicher Geſang erſchallte, während ringsum Sonntagsgetümmel aller Art war und zum Theil ziemlich laut. Die Leute gingen aus und ein wie bei einer Schenkbude, — und doch hörte ich eine ſehr gute und eindringliche Predigt, die mit Geſang und Gebet geſchloſſen wurde. Du glaubſt nicht, welch' eigenen Eindruck es macht; es iſt eins der merkwürdigſten und keins der ſchlimmſten Zeichen und Früchte der engliſchen Freiheit, die hier Scenen hervorruft, welche an den Orient, ja an die erſte Predigt des Worts erinnern. Daß die Sache Gefahren und ihre zwei Seiten hat, iſt leicht einzuſehen, — aber dennoch, was dergleichen bei uns unmöglich machen würde, iſt mehr vom Böſen, als vom Guten."

Der Geſammteindruck, den die engliſchen Zuſtände diesmal auf Huber machten, war viel günſtiger, als der, welchen er bei ſeiner früheren Anweſenheit in England empfangen hatte; er hatte mehr Freude an dem großartigen Zuge, der durch das ganze dortige Leben hindurchging. Er klagt wohl mitunter, wie es ſchwer ſei, ſich mit den Engländern, auch den gebildetſten, über fremde und ſelbſt über engliſche Zuſtände zu verſtändigen, da ſie ſich durchaus nicht in fremde Verhältniſſe hineindenken und alſo auch nicht begreifen könnten, daß man die Sache mit anderen, als mit engliſchen Augen anſehe. „Ihre Welt iſt ſo groß und reich, — wenigſtens materiell genommen, daß ihnen alles Andere ſehr fern und alſo klein erſcheint", — fügt er hinzu. Aber ein anderes Mal ſchreibt er auch: „Es iſt wunderlich genug, — ich gelte zu Hauſe und zumal bei den Liberalen für einen Anglohaſſer, und hier komme ich ſo ſchön mit den Leuten aus, fühle mich ſo comfortable unter ihnen und kann mich nur für ſo viel Entgegenkommen bedanken, was ich hier finde, — ja, geſtehe ich's nur: es iſt eigentlich wenn ich die Sache ernſt nehme, ein tiefer, tiefer Schmerz in mir, daß ich dieſer Freiheit und Großartigkeit des politiſchen, ja des ganzen Lebens — entſagen muß. Aber

nie mehr, als jetzt wieder, fühle ich es auch, daß es einmal nicht der für uns Deutsche beſtimmte Weg iſt. Die Elemente ſind zu verſchieden. Und dann freilich fühle ich es auch wieder mit vollem überſtrömenden Stolz, was deutſcher Geiſt und deutſches Gemüth iſt, — nur Alles können wir nicht, wenigſtens nicht auf einmal".

Aber trotz der Bewunderung, die ihm die Großartigkeit des engliſchen Lebens einflößte, ließ er ſich durch die glänzende Außenſeite nicht blenden. Er ſelbſt hatte früher anderen Beurtheilern Englands vorgeworfen, daß ſie nur die eine Seite geſehen und keinen Blick für das rieſengroße Gegentheil des Pauperismus gehabt hätten. „Ich hatte von jeher den ſeltſamen Eigenſinn, die Sachen ſehen zu wollen, wie ſie wirklich ſind, und bei pathologiſchen Dingen nicht Naſe und Augen zu verſchließen oder gar ihnen aus dem Wege zu gehen", — hatte er in ſeiner vor Kurzem ausgegebenen Broſchüre über die engliſche Verfaſſung unter Berufung auf ſeine ſchon vor zwanzig Jahren in London gemachten Wahrnehmungen über das entſetzliche, dort in gewiſſen Quartieren herrſchende Elend geſchrieben. So äußerte er auch jetzt ſchon in dem erſten Briefe, nachdem er von dem überwältigenden Glanz von Regentſtreet u. ſ. w. berichtet: „Es iſt eigentlich etwas Furchtbares darin, beſonders wenn man plötzlich zwiſchen dem unerhörten Glanz, wie ein ſcheußliches Inſect, ein Specimen engliſcher Armuth herumkriechen ſieht, — ein ernſtes Mahnzeichen, worauf aber kein Menſch achtet, und wenn man denkt, daß dieſe Seite der Entwicklung in nicht geringerem Grade zugenommen hat, als jene glänzende. Doch was geht es mich an, — wenigſtens für jetzt, — nur daß ich doch Gott danke, daß es bei uns nicht ſo ſchön und nicht ſo gräßlich iſt, und daß ich bete, er wolle uns Weisheit und Kraft geben, die Friſt zu nutzen".

So iſt er denn auch fortwährend beſtrebt, einen klaren Einblick in die Lage der unteren Klaſſen zu gewinnen. Er iſt verſtimmt, weil er nirgends Aufſchluß darüber erhalten könne, wie z. B. die Eiſenbahnen auf die Lage der unteren Stände einwirken, daß Niemand klare Facta und Urtheile darüber habe, da noch Niemand ſich die Frage vorgelegt habe. Er verſchaffte ſich bald Bekanntſchaft mit Chadwick, einem der Mitglieder der Armen-

geſetzcommiſſion, und ließ ſich von ihm Autoriſation zum Beſuch der Armenhäuſer und Gefängniſſe geben, denen er dann manche Tage widmete. Bald ſchrieb er: „Sehe ich alle den Glanz an, den man in den Hauptſtraßen ſieht, und achte ich auf die Wohlhäbigkeit und Tüchtigkeit, die auch noch in den kleineren Adern des Verkehrs bemerkbar iſt, ſo wird es mir ſelbſt ſchwer, an die gräßliche Wirklichkeit ganz entgegengeſetzter Art zu glauben, mit der ich dieſe Tage beſchäftigt war; aber es ſind die ſpeciellſten Angaben auf's beſte beglaubigt, von allen Seiten, ſelbſt von den Miniſtern, beſtätigt. Es ſind nicht einzelne Fälle, nicht hunderttauſende, ſondern ſie ſind millionenweiſe. Und was man auch ſagen mag, dem ungeheuern Elende könnte hier, bei den ungeheuern Mitteln der Wenigen, ohne große legislatoriſche Maßregeln abgeholfen werden, wenn — eben nicht die Liebe fehlte. Natürlich rede ich nicht von bloßen Almoſen. Denke nur das Eine, daß wenigſtens eine Million Kinder in England ohn' allen und jeden Unterricht aufwachſen!"

Huber war an dieſe Dinge als Politiker herangetreten; das Bild, welches er von den öffentlichen Zuſtänden Englands gewinnen wollte, ſollte ein vollſtändiges ſein, und er wollte drum auch die vorhandenen dunklen Schatten in daſſelbe eingetragen haben. Auch ſchien es ihm eine für den Politiker nicht zu umgehende Frage zu ſein, wie weit die engliſchen Verfaſſungszuſtände den Stempel der Dauerhaftigkeit an ſich trügen, und er meinte, es ſei deshalb der Unterſuchung werth, ob aus der Noth der Armen eine neue politiſche Macht erwachſen könne, welche eine Verſchiebung der alten Parteiverhältniſſe zu bewirken vermöge. Aber je mehr er ſich mit dieſen Dingen beſchäftigte, je mehr traten die politiſchen Betrachtungen in ihm zurück, und je mehr gewann er ein unmittelbares Intereſſe an den Leiden der Armen und an den möglichen Heilmitteln.

Und dieſe Eindrücke blieben ihm, auch nachdem er nach Hauſe zurückgekehrt war, und er hatte fort und fort daran zu arbeiten. Als er nach Jahresfriſt im Janus über ſeine Wahrnehmungen unter der Fabrikbevölkerung von Birmingham, Mancheſter und Umgegend (December 1845, Heft 23 und 24) berichtete,

iſt ſchon Vieles von dem, was er in den erſten Briefen nur leichthin ſkizzirt hatte, zum ausgeführten Bilde geworden. Und was dort noch als Gegenſtand der Erwägung und als möglich erſcheint, iſt ihm jetzt unzweifelhafte Gewißheit. Er ſchildert in dieſen in Briefform gekleideten Berichten zunächſt den tief melancholiſchen Eindruck, den die Arbeiterbevölkerung von Mancheſter auf ihn gemacht hat. Er beſchreibt die äußere rauchgeſchwärzte Staffage, in der Alles trübſelig ſteif und öde erſcheint. Dann fährt er fort: „Dies war auch der vorherrſchende, faſt der ausſchließende Charakter der Tauſende und Tauſende, die ſich aus den dumpfigen Zwingburgen der Induſtrie auf die Straßen ergoſſen — bis ſich dieſe Ströme wieder in den Nebenſtraßen vertheilt und endlich in den hunderten und hunderten von Gäßchen, Höfen und Säcken verloren hatten, und von den tauſenden und zehntauſenden von kleinen Häuschen, wie von den Poren eines Rieſenpolypen, aufgeſaugt worden waren. Je mehr Du Dich bemühſt, in den Zügen dieſer Menſchen zu leſen, wie ſie an Dir vorüberziehen, Tauſende faſt ohne merkliche individuelle Verſchiedenheiten, faſt wie das tauſendfach wiederholte Bild eines Rieſenantlitzes in einem facettirten Hohlſpiegel, deſto mehr fühlſt Du eine ſtille, paſſive, mehr trübe, dumpf-ſchmerzliche als leidenſchaftlich aufgeregte oder aufregende, aber eine abgeſchloſſene, tiefwurzelnde, zum Lebenston gewordene Feindſeligkeit durch — gegen Dich, gegen Alles, was ſich freier, froher im Sonnenſchein des materiellen Glücks, der politiſchen und ſocialen Macht bewegt — ja gegen das Leben ſelbſt, welches ſo unermeßliche Unterſchiede, ſo himmelhohe und höllentiefe Extreme umfaßt, erzeugt, duldet, heiligt. Es iſt dies aber nur der tiefſte, oft faſt unbewußte Grundton, und darüber legen ſich gar manche mildere, oder Achtung gebietende Züge. Sie verkünden zumal den ungeheuern Kampf, die raſtloſe Anſtrengung, faſt von der Wiege bis zum Grabe, wodurch allein es dieſen Tauſenden möglich wird, Schritt zu halten mit dem ungeheuern Rade, an welches ſie geſchmiedet ſind, von deſſen Umſchwung durch eine todte, fühlloſe, unerbittliche Naturkraft zugleich ihre kümmerliche individuelle Exiſtenz und die welthiſtoriſche Größe ihres Vaterlandes abhängt

— deſſen Stillſtand, oder auch nur relativ ſchwächere Bewegung, ſie ſelbſt ſogleich der Freiheit und dem Hunger Preis giebt und dann über kurz oder lang ſich durch Störungen, Erſchütterungen in der ganzen bewohnten Welt ſpüren läßt, welche ſchon längſt zu den furchtbarſten Zerrüttungen geführt haben würden, wenn das Rad der engliſchen Induſtrie nicht meiſtens ziemlich ſchnell wieder in ſeine regelmäßigen Rotationen einträte. Aber welches Zeitmaß giebt es für das Elend, die Verzweiflung, womit die wenigen Wochen der Arbeitsloſigkeit für dieſe Menſchen erfüllt waren? Zwar ergießt ſich der aufgeregte, ausgetretene Strom ſchnell wieder in das alte Bett und führt ſeine gleichmäßigen trüben Wellen wieder fort, ſo lange es eben geht, ohne daß im Großen und Ganzen Spuren jener Störung zurückbleiben. Auch wenn ſie bis zur gewaltſamen, krampfhaften Empörung gegen die beſtehende Ordnung wohl gar mit politiſchen Loſungen geſteigert wurde — wie ſchnell ſchließt ſich das Grab der Deportation oder des Kerkers über die Hunderte, deren Theilnahme an ſolchen Dingen irgend nachweislich hervortrat. Aber jede einzelne Welle dieſes Stromes trägt in einem Menſchenantlitz die Spuren dieſer Stürme — und obgleich vielleicht in keinem Kreiſe menſchlicher Verhältniſſe weniger individuell oder familienhaft Traditionelles haftet, obgleich nirgends das wehmüthige Bild der alljährlich fallenden und wieder ſproſſenden Blätter in dem Maße gilt, als hier, wo kaum eine unter zehntauſend Familien eine Vergangenheit, Vorfahren über das nächſte Geſchlecht hinaus kennt — dennoch bildet ſich ein gemeinſames traditionelles Gedächtniß, Bewußtſein und Gefühl der Maſſen, deſſen Ausdruck ſich in jedem Einzelnen wiederfindet. Auf den erſten Blick ſollte man es gar nicht für möglich halten, daß dieſe ſo ehrbar ernſt und ordentlich zur Arbeit und von der Arbeit ſich bewegenden Maſſen von Männern, Weibern und Kindern jemals — ja noch vor Kurzem ſo gewaltſam aufgeregt waren oder wieder werden könnten; aber ein zweiter Blick zeigt bald, wie tief dieſe ſchmutzig-blaſſen, ſchlaffen, ſtumpfen oder harten, jedenfalls für den Augenblick leidenſchaftsloſen Geſichter aufgewühlt und verzerrt worden ſind. Es erinnert mich, entſetzlich genug, immer an den Aus-

druck, den man ſo oft bei Epileptiſchen findet. Am ſchwerſten wird es, aus dieſen Zügen auf den Grad der intellectuellen Kräfte oder gar ihrer Entwickelung zu ſchließen. Der Schmerz, die Sorge, die Arbeit graben oft dieſelben Spuren ein, als tiefes Nachdenken; gewiß aber iſt, daß im Ganzen der Eindruck bedeutender, aber durch raſtloſe Thätigkeit ermatteter Verſtandeskräfte vorherrſcht. Sie ſind in einem engen Kreiſe gleichſam abgehetzt und feſtgerannt."

Huber unterſucht dann weiter, unter welchen Umſtänden und bis zu welchem Grade von dieſen Maſſen Gefahren für die öffentliche Ordnung erwachſen können, und wohin ſich ein etwaiger Ausbruch der Mißſtimmung wenden würde. Aber es iſt ihm nicht mehr genug, ſich die Arbeiterwelt als Ganzes zu denken und mit ihr, als mit einem in ſich geſchloſſenen Begriff, politiſche Berechnungen anzuſtellen, — es drängt ihn, die einzelnen Menſchen aufzuſuchen, und ſich klar zu machen, wie weit es für den Einzelnen einen Spielraum giebt, in dem er ſich durch ſeine That die Geſchicke günſtig oder ungünſtig geſtalten kann. „Du weißt einmal," ſchreibt er weiter, „ich lege mehr Gewicht auf einen einzigen unmittelbaren Eindruck meiner Sinne, als auf alle Raiſonnements oder Berichte Anderer über dieſelben Dinge, und nehme meinen Standpunkt und mein Maß für die Beurtheilung deſſen, was Andere ſagen, zuletzt immer nach und von dem, was ich ſehe und höre, rieche, greife, wäre das auch ein noch ſo geringes triviales Bischen von dem Ding, worum es ſich handelt. Ich bin in Mancheſter Stunden lang durch die endloſen Reihen kleiner Häuſer gewandert, worin die Fabrikarbeiter wohnen, habe im langſamen Vorbeiſchlendern in hunderte (nicht ohne einiges Riſiko) einen indiscreten Blick geworfen — bin vor vielen länger ſtehen geblieben, bin in nicht wenige unter irgend einem Vorwand (die Aufnahme iſt oft ſehr unfreundlich) ein- oder doch auf die Schwelle getreten, und habe mich außerdem in subsidium bei manchen Leuten erkundigt, welche die beſte Gelegenheit haben, das Alles alle Tage in der Nähe und von Grund aus zu ſehen." Er findet unſägliches, grauenvolles, erſchütterndes Elend, aber nur in verhältnißmäßig wenigen, durch beſondere Umſtände hervor-

gerufenen Fällen; die Mehrzahl der Wohnungen zeigt ihm ein zwar ödes und freudeloſes, aber doch vor eigentlicher Noth ſo lange bewahrtes Leben, als es Gelegenheit zur Arbeit und zum Verdienſt giebt; aber er ſieht ſchon voraus, welch unendlicher Jammer eintreten muß, wenn plötzlich eine der nicht ſeltenen Arbeitsſtockungen in dieſes dumpfe, nur an den Augenblick denkende und nichts für die Zukunft erſparende Leben hineingreift. Doch er findet auch mitten unter der Arbeiterbevölkerung freundliche und behagliche Exiſtenzen, zumal unter den Arbeitern eines auf dem Lande gelegenen Fabriketabliſſements, welches einem Quäker gehörte, und welches von zahlreichen, meiſtens von dem Fabrikherrn gebauten und ſeinen Arbeitern käuflich oder miethsweiſe überlaſſenen kleinen Wohnhäuſern umgeben war. Da tritt es ihm klar entgegen, wie von oben her, von den Fabrikherren, von der Ariſtokratie, ſelbſt vom Staat her Hülfe geſchafft werden könne. Und dann wird er auch noch zu einem Arbeiter geführt, durch den es ihm zur Gewißheit wird, daß auch dem Proletariat ſelbſt Kräfte gegeben ſind, mit denen es ſich gegen die grauſe Noth anſtemmen und in eine befriedigende und vor geiſtiger Verkümmerung geſchützte Lage gelangen kann. Es war der Seidenweber Bamford in Blakeley bei Mancheſter, auf welchen Huber zuerſt durch Carlyle, „den wunderlichen, edlen, genialen Carlyle", aufmerkſam gemacht war, ſo daß er ſich zu einem Beſuch bei demſelben veranlaßt ſah. Bamford war ein begeiſterter Radicaler geweſen, hatte bei einem Arbeiteraufſtand im Jahre 1818 an der Spitze der tumultuirenden Maſſen geſtanden, dann aber die über ihn verhängte Gefängnißhaft zu einer ernſten Selbſtprüfung und zu allerlei Studien benutzt. Er hatte ſeine ſehr intereſſante Lebensgeſchichte veröffentlicht (Passages of the life of a radical) und war in ſeinen Freiſtunden fortwährend litterariſch thätig, um auf ſeine Standesgenoſſen einzuwirken und ſeine jetzige Ueberzeugung unter ihnen zu verbreiten, daß das wirkſamſte Mittel gegen alle Noth eigener Fleiß, Ordnung und Sparſamkeit ſei. Wenn ſeine radicale Vergangenheit auch ihre Spuren zurückgelaſſen hatte und er allem Chriſtlichen noch immer ziemlich ferne ſtand, ſo war doch Huber ſehr erfreut über ſein

ſonniges verſtändiges Urtheil, ſein herzliches Wohlwollen für ſeine Standesgenoſſen, ſein ſtilles, ſinniges Weſen und ſeine Freude an Poeſie und Natur, nur er rechnete den Sonntag-Nachmittag, den er in ſeiner freundlichen Hütte verlebte, zu den glücklichſten Stunden, die ihm in England zu Theil geworden. Er ſchrieb dieſem Manne einen weſentlichen Antheil an den Reſultaten zu, welche er in Betreff der Lage der arbeitenden Klaſſen in England für ſich gewonnen hatte, und die er in den erwähnten Aufſätzen dahin zuſammenfaßte: „Für mich iſt es ein Großes, über allen Zweifel zu wiſſen, mit Händen gegriffen, mit Augen geſehen, mit Ohren gehört zu haben: es iſt ein nicht blos erträglicher, ſondern leidlicher, ein nach menſchlicher Weiſe glücklicher und auch nach chriſtlicher Weiſe würdiger Zuſtand dieſer proletariſchen Maſſen möglich — möglich ohne alle umfaſſenden, weitausſehenden und weit hinausliegenden, wenn überhaupt erreichbaren, legislativen, adminiſtrativen Maßregeln — ja ſogar ohne großartigere Vereinigung individueller Kräfte, nur durch den guten Willen und verſtändigen Sinn der in einem gegebenen kleinen Kreiſe zunächſt betheiligten Individuen. Damit will ich gar nicht leugnen, daß nicht eben dieſer Sinn und deſſen Wirkſamkeit durch Vereine geſteigert werden könne und ſolle — daß nicht der Staat auf mancherlei Weiſe nachhelfen könne u. ſ. w. Nur kommt mir nicht mehr damit: dieſe Dinge ſeien unerläßliche Vorbedingungen, auf deren Erfüllung man warten müſſe, ehe irgend etwas geſchehen könne. Daß bei der großen Mehrzahl ſowohl der Fabrikherren als der Arbeiter jener Sinn, jene Geſinnung fehlt — daß beſonders die Fabrikherren größtentheils nur dem Mammon, die Arbeiter nur dem Bauch dienen — das iſt die Quelle des Uebels, das Hinderniß des Guten und Beſſern. Es gilt dieſe böſe Wurzel von Grund aus zu zerſtören und durch einen thätigen Gottesdienſt der Liebe und der Weisheit zu erſetzen.“ Den meiſten Erfolg erwartet Huber davon, wenn in den Arbeitsgebern das Bewußtſein ihrer Pflicht und ihres höheren Vortheils erwacht, und wenn ſie zu rechten Freunden ihrer Arbeiter werden; er ſtellt es aber auch ſchon als möglich hin, daß freie Vereinigungen der Arbeiter ohne ariſto-

kratiſche Spitze das Ziel erreichen und ihrem Leben eine würdige, geſicherte, befriedigende Geſtalt geben.

So iſt die Idee, der ſocialen Noth durch Aſſociation abzuhelfen, hier wiederum leiſe angedeutet, aber auch nur angedeutet, während Huber's ſpäter ſo oft betontes Axiom, daß die Grundbedingung und Vorausſetzung für eine würdige Geſtaltung des Lebens auch bei dem Proletariat in einer menſchenwürdigen Wohnung beſtehe, hier ſchon in aller Beſtimmtheit hervortritt.

Nach dem faſt ſiebenwöchentlichen Aufenthalt in England und nach einem kurzen der Erholung und dem Naturgenuß gewidmeten Aufenthalt auf der Inſel Wight ging Huber Ende Juni nach Paris, wo er etwa 14 Tage weilte, — viel kürzer, als in ſeinem urſprünglichen Plan lag. Denn er hatte ſich bald überzeugt, daß er dort weniger Ausbeute gewinnen werde, als er gehofft hatte, — woran namentlich die Jahreszeit, die saison morte, Schuld trug. Die Kammern waren freilich noch verſammelt, aber da ſich Alle nach dem Schluß ſehnten, ſo war kein rechtes Leben mehr in ihren Verhandlungen, und wer ſich frei machen konnte, ſuchte Paris eiligſt zu verlaſſen. Huber verfehlte gar Manchen von denen, die zu ſehen ihm von Wichtigkeit geweſen war, oder konnte ſie nur noch für einige flüchtige Worte erhaſchen. Von den deutſchen Kreiſen, in denen er vor 18 Jahren in Paris verkehrt hatte, konnte er noch einige Glieder wieder aufſuchen, die ihn mit großer Herzlichkeit aufnahmen, — vor Allem Gau, der zu einem der am meiſten beſchäftigten und bekannten Pariſer Architekten geworden war. Von ſonſtigen Perſonen, mit denen er zuſammentraf, werden uns in ſeinen Briefen genannt: Couſin, Dupin, Fauriel, der Hiſtoriker Michelet, Paſtor Valette, Vernh und Montalembert. Von letzterem ſchreibt er: „Es iſt ein blutjunger Menſch, fanatiſch katholiſch und zugleich republicaniſch, — das letztere freilich, ohne es gerade Wort haben zu wollen. Aber was er ſagt und will, läuft doch geradezu darauf hinaus, daß er nach der Monarchie gar nichts mehr fragt, ſondern die Freiheit der Kirche ohne alle Rückſicht für die monarchiſche Gewalt erkämpfen will und ihr als Mittel zu jenem Zweck auch in allen

nicht kirchlichen Dingen allen Abbruch thut oder doch gönnt. Anfangs ſchien er nicht recht zu wiſſen, was er aus oder mit mir machen ſolle, und ließ etwas den grand seigneur blicken aber nach und nach ging es ſchon, und er wünſchte offenbar, daß wir uns wieder ſprächen". Huber kam denn auch wiederholt mit ihm zuſammen.

In der Gewinnung geeigneter Mitarbeiter für die projectirte Zeitſchrift war er in Paris glücklicher, als in England. Eine ganze Anzahl von Männern werden in ſeinen Briefen genannt, die ihm Beiträge zugeſagt hatten, ſo Verny, Gatthy, Dahſe, der Schweizer Orelli. Von letzterem ſchreibt er: „Es iſt ein geiſtreiches, friſches, naives und zugleich ſcharfſinniges, adliges und volksthümliches junges Blut, aus dem ſich etwas machen läßt, — wenn die Phyſiognomie, der ganze erſte Eindruck nicht täuſcht. Er hat mit beſonderer Vorliebe den Zuſtand der arbeitenden Klaſſen ſtudirt, ſich recht encanaillirt, und das iſt denn eben, was ich brauche. Denn wie ſehr dies ganze Capitel Hauptſache werden muß auch bei uns und für uns, das erkenne ich immer mehr".

Huber ſelbſt dehnte denn auch ſeine perſönlichen Beobachtungen über das gegenwärtige franzöſiſche Leben nach Möglichkeit auf die Zuſtände der unteren Klaſſen aus; wenn er die nächſten Zwecke ſeiner Reiſe in den Verſammlungen der Kammern, in den politiſchen und litterariſchen Salons, in Bibliotheken und Leſecabinets, in den Muſeen und in den Ateliers der Künſtler verfolgt hatte, dann war es ihm auch Pflicht, die Quartiere der Arbeiter aufzuſuchen, in ihre Wohnungen hineinzuſehen und ihre Vergnügungen zu beobachten.

Das Geſammtbild, welches er diesmal von dem franzöſiſchen Weſen erhielt, war kein günſtiges, wie er ſelbſt demnächſt in einem Artikel des Janus (1845 S. 300) näher dargelegt hat. Dort heißt es: „Ich bin nichts weniger als ein Franzoſenhaſſer — oder gar Franzoſenfreſſer. Ich bin im Gegentheil vielleicht mehr wie billig, und zum Theil im wenigſtens ſcheinbaren Selbſtwiderſpruch, ſehr geneigt, die guten und großen Eigenſchaften

der Franzoſen ſehr ernſthaft wohlwollend, ihre — unangenehmen oder lächerlichen Seiten, ſo weit und ſo lange es irgend geht, mit gutem Humor und ſpaßhaft — ihre ſchlimmeren und ſchlimmſten Züge aber mehr mit Betrübniß, als mit Grimm und Verachtung aufzunehmen. Ich kann ſogar ihre Gelüſte nach allerlei guten Dingen, worauf ſie immer wieder zurückkommen, wie Kinder oder Fliegen — z. B. nach dem Rhein — ſehr natürlich, ſehr zu entſchuldigen, höchſtens etwas unartig finden. Ich brauche mich gar nicht ſehr zu ereifern, um, ſo weit an mir liegt, der einfachſten Pflicht, dem klarſten Recht von der Welt zu genügen — das heißt ihnen auch kein Tröpfchen von jenem verlockenden Gewäſſer zu gönnen, oder gar ihnen zu überlaſſen, was ſie noch nicht haben. Wie ich zu dieſer Schwäche komme, wirſt Du Dir aus mancherlei Antecedentien leicht erklären können — genug ſo iſt's, und ſie iſt mir bei mancher ſonſtigen Veränderung der Anſichten und Stimmungen, wie ſie die größere Reife in jedem ehrlich Strebenden mit ſich bringt, ſogar als Anomalie unter ſonſt Gleichgeſinnten geblieben. Sie läßt mich auch in dieſem Punkt gelegentlich als advocatus diaboli unter Euch auftreten. Vergleiche ich alſo den Eindruck, den Paris vor zwanzig Jahren auf mich machte, mit dem gegenwärtigen, und kann ich dieſen nicht anders als unerfreulich nennen, ſo liegt's nicht an meinem guten Willen — Paris, Frankreich hat ſich verändert — und nicht zum Guten. Soll ich es kurzweg bezeichnen, was mir als vorherrſchender Charakter des jetzigen Frankreichs ſich aufdrängte, ſo iſt es die rückſichtsloſe Geltendmachung des Individuums — der im Weſen immer, in der Form oft genug brutale Egoismus, der mich auf Straßen und Plätzen, in öffentlichen und nur zu oft auch in Privathäuſern anſtinkt. Ich ſuche mich des derben Worts vergeblich zu erwehren; aber es iſt ſo! Und ich glaube in der That nicht, daß es blos an der größeren oder geringeren Freiheit der Ausdrucksweiſe liegt. Das Element des Egoismus, durch den Nationalcharakter beſonders als Eitelkeit geſtaltet, war auch damals reichlich vorhanden; aber in jener Eitelkeit ſelbſt war noch verhältnißmäßig mehr Nationales, als Individuelles. Mit wie viel oder wenig Grund,

darauf kommt es hier nicht an, genug, die Franzoſen glaubten damals viel mehr an ihre Nationalität als jetzt, ſie waren viel ſtolzer — eitler, wenn Du willſt — darauf, Franzoſen zu ſein, als jetzt. Daß auch dieſe Art von Eitelkeit jetzt gelegentlich lauter, brutaler auftritt, als damals, kann mich nicht irre machen — das Faß klingt um ſo lauter, je leerer es iſt. Die meiſten Franzoſen haben jetzt eben ſo wenig Glauben an ihre Nationalität, als an irgend etwas, außer Jeder an ſeine eigene liebenswürdige, treffliche Perſon. Schon der ſeitdem in's Unendliche vervielfältigte und geſteigerte Mißbrauch des nationalen wie aller anderen politiſchen Loſungen in factieuſen Oppoſitionen und Contreoppoſitionen hat ſehr weſentlich dazu beigetragen, nach dieſer wie anderen Seiten das ganze nationale Leben geiſtig und ſittlich auszuhöhlen. Man glaubte damals noch — Jeder in ſeiner Weiſe und nach ſeinem Standpunkt — der Eine an das, was man damals Thron und Altar nannte; der Andere an die Charte, der Dritte an die gloire, an die grande armée, an den soldat laboureur, u. ſ. w. In der edleren, reiferen Jugend regte ſich damals ein Trieb lebendigen Glaubens und thätiger Liebe zur Wiſſenſchaft, zur Kunſt, zur Poeſie. Der damalige Globe iſt ein bleibendes Denkmal dafür. Alle dieſe und ſo manche andere Elemente befreiten das geiſtige und ſittliche Leben der Einzelnen von den engſten Schranken der rein perſönlichen Intereſſen. Es bildete eine Jedem, der für dergleichen Dinge Sinn hat, ſehr fühlbare, höhere, gemeinſame Atmoſphäre, die trotz mancher Schwaden doch viel erträglicher war, als die gegenwärtige, welche eben nur ein Compoſitum von lauter individuellen, perſönlichen Ausdünſtungen iſt. Und wie ſelbſtzufrieden auch in dieſer Beziehung Jeder für ſich iſt, ſo iſt er um ſo mehr bereit vor ſeinem Nächſten die Naſe zuzuhalten. Wie er aber in ſich nur das Ich kennt, ſo ſind ihm auch alle Anderen nur ein Aggregat von ſelbſtſüchtigen Individualitäten. Er erkennt nirgends eine organiſche Maſſe, eine Nation, eine Partei — höchſtens die Clique und den Einzelnen, ſofern er ſchaden oder nützen kann.

„Ich mag mir die einzelnen Nüancen jetzt nicht in's Ge-

dächtniß rufen, wie ſich dieſes Grundübel unter verſchiedenen Verhältniſſen, bei Litteraten, Künſtlern, Politikern, Induſtriellen, bis hinunter zu den arbeitenden Klaſſen zeigt. — Die immer noch häufigen ehrenwerthen Ausnahmen, die ich gefunden, ſind Dir ohnehin größtentheils bekannt. Am häufigſten und unangenehmſten tritt dieſe geiſtige und ſittliche Auflöſung jedenfalls im Alltagsleben dem Reiſenden entgegen, als Nachläſſigkeit und Leichtfertigkeit in der Erfüllung kleiner Pflichten, und als Uebermuth in der Handhabung der damit verbundenen Rechte. Mir wenigſtens — und ich kann doch immerhin mitſprechen, wenn von Reiſeerfahrungen die Rede iſt, obgleich ich mich unſeren neueſten Touriſten ex professo nimmer zu vergleichen wage — mir iſt nirgends der Verkehr mit Polizei, Douanen, Eiſenbahn, Diligence, Wirthshaus, Boutique u. ſ. w., u. ſ. w. ſo voll unangenehmer Momente und Eindrücke erſchienen als in dem jetzigen Frankreich. Das kommt ganz einfach daher, daß alle dieſe Leute ſich viel zu gut für ihre Stelle, ihr Geſchäft, ihr Amt oder Aemtchen dünken — daß ſie es unter ihrer Würde halten, ein kleines obſcures Geſchäft gewiſſenhaft zur rechten Zeit und auf die rechte Weiſe zu verrichten. Jeder denkt nur daran, die Sache nothdürftig und möglichſt ſchnell abzumachen, ſo weit er es muß, um nicht ſeine Stelle zu verlieren, ehe er eine beſſere, ſeiner würdigere hat. — So ſchnell wie möglich wird das Alles abgemacht, um ja baldmöglichſt wieder als freier Tagedieb ſich geriren zu können, und zu thun als gehe ihn das Papier was er ausfüllen, das Rad was er ſchmieren, die Lampe die er anzünden ſoll, gar nichts an — als habe er das nur eben aus Distraction, oder Langerweile, oder weil er gerade zufällig zur Hand war, beſorgt. Daß bei der Verrichtung ſelbſt dann die mauvaise honte leicht zur mauvaise humeur wird, die ſich dann in der Weiſe und ſo weit ausläßt, als es ohne eigenen Nachtheil geſchehen kann, wirſt Du leicht denken".

„Der ganze und allgemeine Eindruck, den ich in Frankreich erhalten habe, iſt viel weniger lohnend geweſen, wie in England; ich habe Frankreich im Ganzen unangenehm und unintereſſant gefunden," — mit dieſen Worten ſchließt er die brieflichen

Berichte über seine französischen Reiseerlebnisse ab. Um so befriedigter äußerte er sich über Belgien, wo er fast 14 Tage weilte. Schon der äußere Anblick des Landes, die grünen, baumreichen Gefilde, die freundlichen darin zerstreuten Wohnungen, die alten Städte mit ihren herrlichen Kunstwerken, — das Alles wirkte gar erfrischend und anheimelnd auf ihn ein. „Und die Menschen?" — so schrieb er später in einem in Briefform gekleideten Janusartikel (1845 Bd. II S. 69) über seine belgischen Reiseeindrücke, — „Zunächst kann ich nur von der Eisenbahnmenschheit sprechen, und die ist wie überall und mehr wie überall bunt genug zusammengewürfelt. Franzosen, Engländer — und sind das nicht Deutsche, deren breites „ja, ja — ne, ne" sich durch das französische Geschnatter und englische Gezwitscher da und dort sehr vernehmlich macht? Als ich aufmerksamer zuhörte, so verschwand zunächst wieder die patriotische Täuschung, und die Art von Gemüthsbewegung, deren ich mich nach einigen Monaten der Entfremdung nicht eben schäme, verliert sich in vergeblichem Horchen und Rathen. Ich konnte mich nicht orientiren, bis mir einfiel, was freilich sehr nahe lag, daß es eben Blämisch sein müsse, und fortan kam mir das bischen Plattdeutsch sehr zu Statten, obgleich diese Leute sehr viel schneller sprechen, als man es in Niederdeutschland oder Holland zu hören gewohnt ist — fast so schnell wie Engländer und Franzosen. Ich freue mich jeden Augenblick der Ueberraschung, die dem Deutschen bereitet ist, wenn er so gleich beim ersten Schritt auf belgischem Boden den Pulsschlägen echt deutschen Blutes begegnet. Und das nicht blos in der Sprache, sondern in der Gestalt, der Physiognomie, der ganzen Haltung — Alles ist deutsch und läßt sich sogleich auch an Einzelnen aus der französischen Umgebung herausfinden. Ja, nach einigem Beobachten kann mich auch die französische Sprache nicht mehr irre machen, so unbeholfen wird sie von diesen deutschen Zungen meist ausgestoßen. Neben diesem deutschen Zuge, und ihn auf eine sehr eigenthümliche Weise bedingend, tritt aber freilich noch ein anderer Gegensatz zu Frankreich gleich beim Ueberschreiten der belgischen Grenze sehr entschieden hervor — der Katholicismus. Was man auch anderwärts von

dem Aufſchwunge der katholiſchen Bewegung in Frankreich ſagen und ſpüren mag, auf der Oberfläche des Volkslebens iſt er wenig bemerklich, jedenfalls nicht auf dem Strich, den ich berührt habe, und am wenigſten an der Nord- und Oſtgrenze. Einzelne Weltgeiſtliche, die halb ſcheu, halb trotzig durch die Menge gleiten — damit iſt noch nichts gethan, beſonders da es meiſt kümmerliche, magere, blaſſe Figuren ſind! In Belgien dagegen begegnet der Blick jeden Augenblick ſtattlichen, bald behaglich naiven, wohlwollend unbefangenen, bald ſehr bewußt und feſt auftretenden quadraten, gebietenden Geſtalten in wohlgepflegter weltlicher Prieſtertracht, oder im weißen, braunen, grauen Ordenskleide. Auch das „ewig weibliche" fehlt nicht, und beſonders bieten auch die Beguinen in ihrer alterthümlichen Tracht einen Anziehungs- und Ruhepunkt für das Auge des Fremden, wenn es auf dem Menſchenſtrom der Eiſenbahn herumſchweift. Auch das Verhalten der Welt gegen jene geiſtlichen Elemente iſt im Ganzen entſchieden katholiſch, wenigſtens ſobald man aus jenem Strom hinaus an das feſtere Ufer tritt. Sieht man ſie unter die auf den kleineren Stationen verſammelten Bürger und Landleute treten, ſo ſieht man auch, daß dieſe es an all' den kleinen Zeichen der Achtung und Liebe nicht fehlen laſſen, wie ſie der fromme Katholik ſeinem geiſtlichen Hirten zu zollen pflegt.

„Du weißt, daß das katholiſche Volksleben für mich nichts Ungewohntes, noch weniger an ſich und im Ganzen etwas Abſchreckendes hat. — Ueberall wo es nicht als ein gemachtes, forcirtes, neuaufgeputztes erſcheint — und freilich meiſt auch nur überall und ſo lange ich keinen Beruf fühle, bis auf ſo manche der Quellen und Wurzeln, oder auf die tiefere, ernſteſte Bedeutung mancher äußeren Erſcheinung zurückzugehen. Wer aber kann einem „flüchtig Reiſenden" eine ſolche permanent kritiſche Haltung und Stimmung zumuthen? Es iſt dieſe, ich will es geradezu ſo nennen, Vorliebe oft genug ein Streitpunkt zwiſchen uns geweſen, und Du weißt ſie im beſten Falle nur als Reminiſcenz aus meinem Vagabundenleben jenſeits der Pyrenäen und Alpen zu entſchuldigen und zu erklären. Immerhin! Aber jedenfalls muß ich auch hier gegen die Vorausſetzung proteſtiren, als

wenn meine Freude an katholiſchem Volksleben ſich eben nur auf eine gewiſſe bunte, frivole Oberfläche bezöge und ſich über den Mangel wirklicher ſittlicher und verſtändiger Tüchtigkeit täuſche oder wegſetze. Ich leugne geradezu, daß dieſer Mangel in den meiſten Fällen ſo groß und der Art iſt, wie Viele behaupten — ich behaupte, daß jenes Volksleben gerade ſoweit und inſofern es noch ein wirklich katholiſches und volksthümliches iſt, ſehr viele ehrenwerthe tüchtige Züge hat — daß dieſe zwar nicht überall, aber doch hier und da und unter ſonſt irgend günſtigen Umſtänden ſogar überwiegen, obgleich ſie nirgends ſehr bedenkliche Züge ganz ausſchließen, die denn auch wieder und ſogar viel deutlicher mit ſo manchen katholiſchen Elementen zuſammenhängen. Wo aber in der Urſache ſchon eine ſo unendlich mannigfaltige Miſchung von Gutem und Schlimmſtem liegt, und nicht weniger in den Reſultaten — wo wieder Urſach' und Wirkung ſich gegenſeitig und hin und her ſo vielfach bedingen, da iſt es wahrlich eine der ſchwierigſten Aufgaben, im Einzelnen jede Wirkung auf ihre Urſache zurückzuführen, und z. B. zu entſcheiden, wie weit die guten Eigenſchaften des ſpaniſchen, des vlämiſchen Volkes auf ſeinem Katholicismus oder auf ſeiner Nationalität oder auf Anderem beruhen.

„Das Alles wird bei Dir und bei manchen anderen ſehr vortrefflichen Freunden (nach den Feinden frag' ich gar nichts) das Aergerniß nicht beſeitigen, welches eigentlich ganz einfach darauf hinausläuft, daß es gar keine Katholiken geben ſollte — je n'en vois pas la nécessité, ſagen die Herren mit jenem berühmten Polizeimann! Nun — über die abſolute Nothwendigkeit ließe ſich zur Noth ſtreiten, obgleich nichts leichter nachzuweiſen, als daß gerade uns Evangeliſchen dieſer Gegenſatz als ein wahrer Segen gegeben iſt, wenn wir ihn nur verſtehen und nützen; aber darauf kommt es mir hier auch gar nicht an — ich finde tüchtige, ehrenwerthe katholiſche Individualitäten und Nationalitäten, ich nehme ſie wie ich ſie finde — freue mich ihrer guten Seiten, ärgere oder betrübe mich über ihre ſchlimmen Seiten, aber verlange von Katholiken und ſo lange ſie es ſind, nicht, daß ſie anders, als katholiſch gut und tüchtig ſein ſollen. Am

wenigſten aber laß ich mir die Freude, wieder unter Deutſchen zu ſein, dadurch verderben, daß dieſe Deutſchen Katholiken ſind. Evangeliſche wären mir lieber — gut; aber ſie zu bekehren habe ich keinen Beruf, alſo — nehme ich ſie, wie ich ſie finde! —"

Der „vlämiſchen Bewegung" — jenem damals erſt neu erwachten Streben, der franzöſiſchen Sprache gegenüber, welche das officielle Leben Belgiens beherrſchte, und den franzöſiſchen Inſtitutionen gegenüber vlämiſche Sprache und vlämiſche Sitte zur Geltung zu bringen und die nahe Verwandtſchaft mit Deutſchland in's öffentliche Bewußtſein zurückzurufen — ihr ſchenkte Huber ganz beſonders ſeine Aufmerkſamkeit. Er war von den Gebrüdern Grimm mit Empfehlungen an einen der Vorkämpfer der vlämiſchen Sache, Willems, verſehen, ſowie an Doctor Wolf, einen geborenen Kölner, der demnächſt die Vertretung derſelben für den Janus übernahm; durch ſie ward er mit den anderen hervorragenden Vertretern der Bewegung bekannt, namentlich auch mit Conſcience, „einem derben, gemüthlichen, lebhaften, breitſchultrigen Kerlchen", wie es in einem Briefe Huber's heißt. „Ich habe wirklich eine viel innigere, als die blos beobachtende, hiſtoriſch-journaliſtiſche Theilnahme an den Leuten," — ſo ſchrieb er bei der Abreiſe — „Du glaubſt gar nicht, wie ſeltſam wohlthuend es mir hier war, eine ſolche Fülle von echt deutſcher, brüderlicher Liebe und Achtung für und Sehnſucht nach Deutſchland und nach lebendiger Verbindung mit dem Mutterlande zu finden, und einen äußerſt tüchtigen Zweig des gemeinſamen Stammes kennen zu lernen, der viel begabter, friſcher, wärmer iſt, wie namentlich die Holländer, der auch nichts weniger, als liberal im franzöſiſchen Sinne oder im Sinne der deutſchen Oppoſition iſt. Man muß das ſehen und hören, um es zu glauben und zu verſtehen. Ich hatte genug davon geleſen, und doch kann ich gar nicht aus der Freude und Ueberraſchung herauskommen und fühle mich hier ganz heimiſch."

Insbeſondere nahm die kleine evangeliſche Gemeinde, welche ſich aus der vlämiſchen Bewegung heraus in Brüſſel kryſtalliſirt hatte, Huber's herzliches Intereſſe in Anſpruch, und gerade an

ſie knüpfte er die günſtigſten Hoffnungen. „Am Sonntage," heißt es in dem ſchon erwähnten Janusartikel, „fiel mir mitten in dem breiten, bunten, etwas lärmenden Menſchenſtrom, der ſich wahrſcheinlich aus St. Gudula die ſteilen Straßen hinab ergoß, ein kleines dürftiges Bächlein auf, welches, an einer Straßenmündung von jenem aufgehalten, ſich einen Augenblick aufgeſtaut hatte, dann eine ſeichtere Lücke benutzte, beſcheiden und ſchmal quer durchzuſchlüpfen ſuchte. Die ganze Haltung dieſes Häufleins war zwar nicht auffallend, doch hinreichend verſchieden von der Menge, um das einmal aufmerkſame Auge feſtzuhalten, und ſo folgte ich mehr in Gedanken als in beſtimmter Abſicht und befand mich, ehe ich mir's verſah, ganz nahebei in dem Hofe eines beſcheidenen Hauſes der Rue de la Fiancée — und orientirte mich dann auch bald, daß ich zufällig gefunden hatte, was ich eigentlich ſchon früher hätte ſuchen ſollen, das Gotteshaus der kleinen vlämiſch-evangeliſchen Gemeinde, welche ſich hier um einen innerlich und äußerlich viel und ſchwer geprüften, treuen Hirten, van Maasdieck, geſammelt hat — mitten in der ſo recht vlämiſch-katholiſchen Welt der Unterſtadt. Ein höchſt beſcheidener, niedriger, faſt dürftiger Saal reichte kaum hin, die Gemeinde von etwa 200 Andächtigen zu faſſen — aber Alles war reinlich und ſtill — nachdem die Hofthür wieder geſchloſſen worden, ſtörte kein fremdartiger Laut in der ohnehin etwas abgelegenen Gegend die Sabbathsſtille, und nur das freundliche Rebenlaub an den niedrigen Fenſtern bewegte ſich in dem ſäuſelnden Winde, der den heißen Julimorgen durch liebliche Kühle milderte. Ich brauchte aber den Ausdruck andächtig wahrlich nicht blos ſo obenhin. Ich erinnere mich kaum einer zum Gottesdienſt verſammelten Gemeinde, welche mir mehr als dieſe den Eindruck der bewußten Einigkeit, der Sammlung und Erbauung im lebendigen Glauben an den Heiland gegeben hätte. Der Geſang ging ſo recht aus einer Stimme und einer Stimmung. Die Predigt führte mit einer Wärme und Entſchiedenheit, die durch die gänzliche Schmuckloſigkeit der Form und den Ausdruck des unmittelbaren, unvorbereiteten Erguſſes um ſo ergreifender war, immer wieder auf das Eine zurück, was noth thut, den gemeinſamen Grund und

Kern der chriſtlichen Kirche in allen ihren Zweigen und des chriſtlichen Lebens und Sterbens jedes einzelnen Chriſten. Immerhin mag der noch neue Eindruck der eigenthümlichen Einfalt, Friſche, Gemüthlichkeit der vlämiſchen Sprache etwas dazu beigetragen haben, dieſe Wirkung bei mir hervorzubringen — über den Inhalt und Geiſt ſelbſt und die Wirkung auf die ganze Gemeinde konnte ich mich nicht täuſchen. Und jedenfalls hat umgekehrt vielmehr die Predigt und der Geſang für mich die Sprache gehoben. Wie ganz anders erſcheint uns gleich jede der mannigfaltigen Zungen „der redenden Menſchengeſchlechter", nachdem uns in ihr und durch ſie Gottes Wort verkündigt worden!

„Und hier war denn freilich mehr als ein bloßer vorübergehender Eindruck zu eigener Freude oder Erbauung. Es war die unmittelbare, lebendige Erfahrung und Ueberzeugung, daß das einfache reine evangeliſche Wort, einmal von dieſem Zweige der deutſchen Zunge ausgeſprochen, in und auf dieſem Zweige ſelbſt reiche Frucht tragen müſſe und werde. Die beſcheidene niedrige Thür zu dieſem evangeliſchen Bethaus erſchien mir als eine offene Thür in dem ganzen weiten Kreiſe dieſes edeln deutſchen Stammes. Die Ueberzeugung, deren ich mir in dieſem Augenblick bewußt wurde, nachdem ſie ſchon ſeit meinem Eintritt in dies Land mir in halb unbewußten Eindrücken täglich nahe und näher trat: daß vielleicht kein deutſcher Stamm mehr Prädisposition zur lebendigen Aufnahme und Entwicklung der einfachen evangeliſchen Wahrheit hat, als der vlämiſche — dieſe Ueberzeugung iſt auch nachher mehr und mehr geſtärkt worden, ſowohl durch eigene nun ſchon beſſer geleitete Beobachtung, als durch das, was mir Kundigere zur Beſtätigung mittheilten. Dies gilt vor allen von dem wackern van Maasdieck ſelbſt, den ich nach dem Gottesdienſt aufſuchte, und der mir eine Menge höchſt bedeutungsvoller Züge in jenem Sinne aus der noch ſo kurzen Geſchichte ſeiner kleinen Gemeinde mittheilte, welche erſt vor etwa zwei Jahren entſtanden iſt, und unter deren täglich ſich mehrenden Gliedern ſehr viele aus der katholiſchen Kirche, und zwar beſonders aus dem eigentlichen Kern des vlämiſchen Mittelſtandes übergetreten ſind. Er ſelbſt, van Maasdieck, war früher katho-

lischer Geistlicher, und je näher ich ihn kennen lernte, desto mehr überzeugte ich mich, daß er gerade an dieser Stelle in diesen Verhältnissen ein auserlesenes, viel versprechendes Rüstzeug der evangelischen Kirche sei. Sollte man es ermöglichen können, die einfachsten Kernlehren des Evangeliums dem vlämischen Volke auf Straße und Plätzen, in Stadt und Land nach Art der englischen Straßenpredigten nahe zu bringen, ich glaube, die Wirkung würde unermeßlich sein, — sofern gewaltsame Aufhetzerei katholischerseits nicht störte. Mit alle dem bin ich aber weit entfernt, etwa unsere Theilnahme, die Anerkennung der Verwandtschaft des Bluts und der Sprache zwischen uns und dem vlämischen Belgien von einer religiös-kirchlichen Reformation abhängig zu machen. Im Gegentheil würde ich es für eine der unseligsten Folgen der vorhandenen Spaltungen ansehen, wenn sie uns Evangelische verhindern sollten, die katholischen Vlamländer, so lange sie katholisch sind und sein wollen, als deutsche Brüder anzuerkennen."

Zu den erfreulichen Ergebnissen des belgischen Aufenthalts gehörte auch ein mehrtägiges Zusammenleben mit dem alten Freunde Heinrich v. Arnim und seiner Gemahlin. Seit mehreren Jahren war derselbe als preußischer Gesandte in Brüssel angestellt, weilte aber in diesem Sommer in dem Seebade Blankenberghe bei Brügge und hatte Huber auf das dringendste dorthin eingeladen. Huber mochte sich, so sehr er sich auch nach der Rückkehr in die Heimath zu sehnen begann, der Einladung nicht entziehen und fand sich denn durch den dreitägigen Aufenthalt im Arnim'schen Hause recht erquickt und erfrischt. „Es war recht wohlthuend," schrieb er, „eine solche Station gemüthlicher deutscher Häuslichkeit und fast verwandtschaftlicher Herzlichkeit. Mit Arnim habe ich viel politisirt und oft für mich lachen müssen, wenn ich daran dachte, was unsere vorsichtigen und maulfaulen Berliner Freunde zu unseren Reichstags- und Verfassungsentwürfen sagen würden. Er ist wirklich recht brav."

Der kurze Blankenberghe Aufenthalt hatte für Huber noch die besondere Bedeutung, daß er von einem ihm dort entgegentretenden Beispiel aufopfernder, christlicher Liebesthätigkeit, —

so klein auch deren äußere Wirksamkeit war, — innerlich sehr erfaßt wurde, so daß dieser Eindruck wieder zu einem Samenkorn in ihm geworden zu sein scheint, aus dem noch für lange Zeit hin mancher gute Gedanke und Entschluß ersproß. Er hat das Erlebte selbst im Janus geschildert: „Seit einigen Jahren kam eine Nonne aus einem der reichsten und bequemsten Klöster des Landes mit ihrer Mutter hierher, um das Seebad zu gebrauchen. Um ihre Zeit an guten Werken nicht ganz brach liegen zu lassen, kriegt sie ein Paar schmutzige kleine Mädchen von der Straße auf, giebt sich mit ihnen ab, wäscht und strehlt sie, und da sie bald dahinter kommt, daß die Mütter weder selbst einen Flicken einnähen können, noch daran denken, ihre Mädchen dazu anzuhalten, so fängt sie an eine kleine Strick- und Nähschule in Gang zu bringen. Als ihre Badezeit zu Ende ist und sie weg will und muß, entsteht großer Jammer unter Kindern und Müttern, und der guten Schwester Martha wird das Herz am allerschwersten, daß sie das arme Gesindelchen wieder so in den Schmutz, Lumperei und Verwilderung soll zurückfallen lassen — genug sie entschließt sich kurz, tritt aus ihrem reichen und bequemen Kloster aus, dem sie natürlich ihre bedeutende Morgengabe überlassen muß, und gründet mit dem Rest ihres oder ihrer Mutter kleinen Vermögens ein kleines Klösterchen in Blankenberghe. Seit drei Jahren nun haust sie hier in dem während acht Monaten des Jahres völlig barbarischen, während des Winters fast unbewohnbaren Neste — dies ältliche, kränkliche Mädchen, mit ihrer alten Mutter (die bald starb) und drei bis vier jüngeren Nonnen, oder Novizen — in einem von ihr selbst erbauten Hause, wobei aber so sehr hat gespart werden müssen, daß nur allmählich auch für Schutz gegen die Seestürme, geschweige denn Bequemlichkeit, hat gesorgt werden können, so daß z. B. die oberen Räume noch nicht einmal den Kalkbewurf hatten. In einem untern Saal werden gegen hundert kleine Mädchen in Gottes Wort und Handarbeiten, auch Spitzenklöppeln und beiläufig in allerlei anderen guten Dingen unterrichtet, und vor allen Dingen mit Liebe und Ernst gezogen. In einem andern Zimmer wird ein ziemlicher Rudel Knaben gehütet und in Lesen,

Schreiben, Rechnen unterrichtet, von einer etwas derberen Laienschwester. Wer mag und kann, der bezahlt ein kleines Schulgeld, wer's nicht thut, hat's um Gottes willen. Alles ist reinlich, einfach, fast kümmerlich — Alles etwas still, gedämpft, doch ohne eine Spur von Druck oder Zwang oder Trübseligkeit, sondern heiter, milde und demüthig; die Kinder freilich, wenn sie in Hof und Garten losgelassen werden, laut und lustig genug. Sentimentalität ist zwar, wie Du weißt, eben so sehr gegen meine Weise, als gegen die Mode und den Ton der jetzigen Touristen, so daß Freund Yorik wohl that, fast ein Jahrhundert früher zu kommen; aber es giebt denn doch immer Dinge, die wir nur mit gewissen altmodigen Ausdrücken bezeichnen können, und so sei es denn gesagt — man kann nichts Rührenderes und Erbaulicheres, Ehrwürdigeres sehen, als die gute Schwester (eigentlich jetzt Mutter) Martha unter ihren Kindern waltend — auf ihrem niedrigen Strohstuhle, an den sie durch fortwährende Gichtschmerzen gefesselt ist, von dem aus sie aber mit dem Blick und Geist und Wort der Liebe Alles leitet, zunächst und unmittelbar die emsige Thätigkeit der jüngeren Schwestern, welche aushelfend, lobend oder vermahnend zwischen den dichtgedrängten Kinderköpfchen hin und hergleiten. Von Mutter Martha's Wesen, Zügen und besonders ihrem Blick will ich, da ich kein Maler bin, nur sagen, daß sie ihren Werken und dem Geist, der sich darin zeigt, vollkommen entsprechen; und als sie der lieben ...., für eine neue Freundlichkeit dankend, sagte: Meine liebe Dame, ich kann nichts als den lieben Gott für Sie bitten! gestand auch der leichtfertige .., daß damit etwas, ja viel gesagt sei, und bat ernsthafter, als er selbst meinte, auch ihn in dem Gebet einzuschließen; freilich behauptete er dann, sie werde eben um unsere Bekehrung zur alleinseligmachenden Kirche bitten. Die Schwestern sehen blaß und kränklich aus, das Klima, die Lage ist zu rauh — bei allen aber ist ein Ausdruck von Milde und Frieden über die Züge ausgebreitet, in denen frühere Kämpfe und Entsagung noch durchtönen. Die jüngste, soeur Anne, ist ein anmuthiges Wesen, und die Art, wie sie auf die Frage: ob auch wir Herren das Haus besehen dürften, antwortete: Oh, Madame, das ganze

Haus, — natürlich unſere kleinen Kammern ausgenommen! war wirklich zum Malen durch die Einfachheit und Natürlichkeit in Blick, Ausdruck und Ton, wozu der leichte vlämiſche Accent, mit dem ſie franzöſiſch ſpricht, nicht wenig beiträgt. — Das Alles ſind vielleicht zu breit getretene Kleinigkeiten; und doch nicht — nachdem man es nimmt. Dieſe Details gebe ich Dir, weil ſie ſich in meinen tumultuariſchen Reiſeerinnerungen wie eine ſtille grüne Oaſis feſtgeſetzt haben, als ein concretes Bild des in der Liebe thätigen Glaubens. Knüpft ſich nicht oft manches allgemein Bedeutendes in Anſicht, Geſinnung und Entſchluß am beſten an ſolche beſtimmte, lebendige, wenn auch an ſich unbedeutende, beſchränkte Einzelfälle? Daß dieſer Fall in ſeiner ganzen Haltung der katholiſchen Welt angehört, ändert daran nicht viel und ſchließt ſogar die Frage nicht aus, ob und wieweit nicht Manches davon auch auf proteſtantiſchem Grund und Boden anzuwenden wäre und (Gottlob!) ſchon angewendet iſt".

Noch eine andere Erfahrung, an welcher Huber innerlich noch lange zu tragen hatte, knüpfte ſich an dieſen Blankenberger Aufenthalt. Es iſt bekannt, daß Arnim dem Somnambulismus beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte und auch praktiſche Verſuche nicht vermied; eine Dame, die zeitweilig in magnetiſchen Schlaf verfiel, war längere Zeit im Arnim'ſchen Hauſe, und man erzählte Wunderdinge von ihren Offenbarungen. Huber hatte einen Widerwillen dagegen, dieſen Dingen näher zu treten, und er wußte ſolchen, wie er es nannte, Vorwitz nicht mit dem durchaus geſunden Ton zu reimen, der das ganze häusliche Leben im Uebrigen beherrſchte. Dennoch ſollte er demnächſt in Brüſſel, wo die Dame im Arnim'ſchen Hauſe weilte, ſelbſt in dieſe dunklen Regionen hineingezogen werden. Er ſchrieb darüber: „Arnims nahmen es als ganz von ſelbſt verſtehend an, daß ich mit ihrer Somnambule einen Verſuch machen werde; ſie behaupteten, es ſei durchaus von Zeit zu Zeit für ſie nöthig, und da ſie nun abweſend ſeien u. ſ. w. Sie gaben mir ein Billet an ſie mit, das ich zwar abgab, aber ich hatte doch keine Luſt das Abenteuer zu ſuchen und zu beſtehen. Aber genug, ſie forderte mich ſelbſt dazu auf, ſo daß ich doch gar zu ſehr als ein dummer Junge

erſchienen ſein würde, wenn ich es abgelehnt hätte. Ohnehin iſt es ja an ſich keine Sünde, und da ich es nicht geſucht und gewünſcht hatte, ſo konnte ich die Erfahrung immerhin einmal mitnehmen. Auch verſicherte ſie auf das entſchiedenſte, daß es ihr gut und nöthig ſei. Nun es machte ſich denn auch ganz leicht, — und über alle Maßen merkwürdig iſt es. Mag man es auch hiſtoriſch noch ſo gut wiſſen und glauben, daß ſolche Sachen möglich und wirklich ſind, — das eigene Erleben bleibt doch wunderbar". Nach weiteren Mittheilungen gab die Dame ihm namentlich ein Bild davon, wie es augenblicklich bei ihm zu Hauſe in Berlin ausſah, — ein Bild, das ſich demnächſt als richtig erwies. Zugleich erfuhr er bei dieſer Gelegenheit, daß er in beſonderem Grade mit einer ſehr ſtarken, activ magnetiſchen Kraft ausgeſtattet und dadurch im Stande ſein ſolle, ganz beſonders ſchnell magnetiſchen Schlaf hervorzurufen. Er hatte aber dennoch an dieſem einen Verſuch genug und überwand jede Neigung, tiefer in dieſe dunklen Gebiete einzudringen. Ja, er ſprach auch nur ſelten und nur andeutungsweiſe über dieſes Erlebniß. Noch in einem, in ſeinem letzten Lebensjahre geſchriebenen Briefe erwähnt er den tiefen Eindruck, den es bei ihm hinterlaſſen.

Die endliche Rückkehr nach Deutſchland ward für Huber durch die Nachricht von dem eben erfolgten Attentat des Bürgermeiſters Tſchech auf den König Friedrich Wilhelm IV. ernſtlichſt getrübt. Er ſchrieb darüber aus Köln (29. 7. 1844): „Alle anderen Gedanken treten zurück vor dem Ekel und Abſcheu über dieſes infame Attentat auf unſern theuern König, und ſchließt ſich auch der Dank gegen den Herrn, der größeres Unheil verhütet hat, von ſelbſt an, ſo herrſchen doch, — was ich kaum entſchuldigen kann, jene Gefühle vor. Ganz abgeſehen aber von der Hauptſache, denn das bleibt doch immer die Gefahr, die dem König ſo nahe war, welche traurige Folgen kann dieſe Infamie nicht für die öffentlichen Zuſtände und die nächſte Zukunft haben, wenn der Geiſt der Weisheit und Beſonnenheit nicht in beſonderem Maße vom Herrn gegeben wird, — zunächſt dem König und ſeinen Räthen! Wie traurig und gefährlich wäre es, wenn

man ſich dadurch zu einer materiellen Reaction gegen die Preſſe etwa durch Schärfung der Cenſur u. ſ. w. verleiten ließe!"

Zwei Tage ſpäter ſchrieb er aus Düſſeldorf: „Es iſt vielleicht ſeltſam, daß meine Stimmung über dieſe traurige Geſchichte jetzt trüber iſt, als im erſten Augenblick, — doch es iſt ſo, und ich habe kaum Luſt von gleichgültigen Dingen zu ſchreiben. Möglich, daß die Betrübniß, als das tiefere Gefühl, nun erſt mehr hervortritt, während die Indignation, als erſtes Aufwallen, ſich Anfangs vordrängte. Gewiß aber, daß die Stimmung der Menſchen um mich her, dieſe — mindeſtens geſagt — Gleichgültigkeit, der Betrübniß und dem bittern Schmerz über unſere tief vergiftete Nationalſtimmung fortwährend neue Nahrung giebt. Ein hingeworfenes Wort der Mißbilligung, wie man es über hundert andere, alltägliche Begebenheiten auch hören kann, iſt das höchſte Zeichen einer beſſern Geſinnung, was mir bisher vorgekommen iſt. An Tablesd'hôte, auf Dampfſchiffen u. ſ. w. dachte ſchon geſtern oder vorgeſtern von zwanzig Menſchen kaum Einer mehr an dieſe Unthat, und wer ſie erſt erfuhr, äußerte höchſtens: Oh, was der Tauſend! und dergl. Eine Frau (ſogar eine Quaſidame) meinte, es ſei doch arg, daß der Menſch ſeine Zeit ſo gewählt habe, daß auch die Königin in Gefahr geweſen ſei. Aergerlich über den Ton und Sinn der Rede, äußerte ich: Mir däucht, er hätte es überhaupt bleiben laſſen können. — „Nun, das weiß ich doch nicht, — warum das?" ſagte die Perſon, und auf meine unwillige Erwiderung fügte ſie hinzu: „Am Rhein würde man ſich nicht ſehr grämen, da iſt man ihm nicht grün" — und nach einer Pauſe: „Nun er macht's doch nicht lange, er trinkt ſich zu Tode!" Wäre es ein Mannsbild geweſen, ſo wäre ich nicht zweifelhaft geweſen, was ich damit anfangen ſollte, aber mit dem Weib? Der Ekel war denn um ſo größer, und ich ließ ſie mit einem derben Wort ſitzen. Aber das ungewaſchene Geſchwätz will mir nicht aus dem Sinn, — es iſt am Ende doch der Ausdruck eines Kreiſes (klein oder groß), und dem Kreiſe gleichen ohne Zweifel viele, — warum ſollte es gerade eine ganz iſolirte Ausnahme ſein? Und doch — die allgemeine, handgreifliche Gleichgültigkeit, dies Seinerwegegehen, als wenn gar nichts

geſchehen wäre, während man glauben ſollte, ein Trauernebel oder ein Sturm des Unwillens müßte durch das Land ziehen, — das iſt noch gräßlicher als ſolche Ausnahmen. Gs. hätte ich vielleicht ſonſt nicht aufgeſucht, aber ich hatte wirklich das dringendſte Bedürfniß, mit einer ſinnes- und ſtimmungsverwandten Seele zu verkehren, und hoffte außerdem, durch ſie noch Näheres zu erfahren, da es ja nun doch heißt, der König ſei verwundet. Der General war leider verreiſt, und da es noch ſehr früh war, mochte ich nicht nach ihr fragen, — der Bediente that es aber doch, und ſie ließ mich gleich heraufrufen — wie ſie nachher geſtand — in demſelben Bedürfniß, da ſie erſt am Tage zuvor zurückgekehrt war und noch Niemanden von Befreundeten hatte ſprechen können. Auch ſie war entſetzt und erſchüttert über die Gleichgültigkeit der Leute und über die Sache ſelbſt, — und das um ſo mehr, da ſie in ſehr nahen Beziehungen zu der Königin ſteht und noch geſtern einen Brief von ihr hatte, der am Tage vor der That geſchrieben und voll froher Hoffnung auf die bevorſtehende Reiſe war. Und die G. hat leider Recht, wenn ſie meint, das häusliche Glück dort ſei nun unwiederbringlich gebrochen, ſo weit es ſehr weſentlich auf einer gewiſſen Unbefangenheit beruhte. Der König, meinte ſie, werde ſich darüber hinwegſetzen und an ſeiner ganzen Haltung und Lebensart nichts ändern, — aber die Königin könne das doch nicht, und wer kann es ihr verdenken? Die gute G. weinte ihre bitteren Thränen und wirklich nicht blos über die perſönliche Seite der Sache, ſondern auch in tiefem Gefühl der allgemeinen Bedeutung, — und ich hatte wirklich Mühe nicht mitzuweinen. Doch that es mir wohl, ſie geſehen zu haben, und ich konnte es nicht beklagen, daß darüber wieder ein Dampfconvoy abgegangen iſt und ich hier ſo viel ſpäter wegkomme".

In Köln, Bonn, Elberfeld, Münſter, Osnabrück und Hannover ward auf der Heimreiſe noch Station gemacht, um ein mehr oder weniger ausführliches Bild der Stimmungen und Zuſtände zu gewinnen und um Mitarbeiter für den Janus anzuwerben. In dem Brief, worin er über ſeinen Bonner Aufenthalt berichtet, heißt es: „Mein Hauptvogel war eigentlich Dahl-

mann, und es hatte mir geradezu Ueberwindung gekoſtet, nach Bonn zu gehen, weil ich fleiſchlich wenig Luſt zu einer Explication mit ihm hatte, die denn auch nicht wuchs, als ich hier von ſeiner Verſchloſſenheit und von ſo manchen wunderlichen Aeußerungen hörte, die vielfach ſchädlich verſtanden oder gedeutet wurden. Er war verreiſt und kam erſt geſtern Abend zurück. Heute Morgen habe ich denn ein Langes und Breites mit ihm verhandelt, und ich habe ihn nicht nur ſehr freundlich, eingehend und zugänglich gefunden, ſondern ich ſah auch, daß wir uns viel näher ſtehen, als ich erwartete, und es iſt mir doch ſehr lieb, ihn wiedergeſehen zu haben". Außerdem verkehrte er in Bonn mit Perthes („ein ſehr eigenthümlich bedeutender Kauz, von dem aber wenig für unſere Sache zu erwarten"), Ernſt Moritz Arndt („den ich gerne ſah, und ſogar gerne rabotiren hörte"), Sack, dem Marburger Collegen Kling, Nitzſch, Naſſe, v. Sybel u. A.

Aus Münſter ſchrieb er (3. 8. 1844): „Du weißt am beſten, wie wenig über den Weg hierher zu ſagen iſt, — nun gar bei ewigem Regen in mannigfacher Abwechſelung ſchlechter Beiwagen und in der unerbittlichſten Einförmigkeit der langweiligſten Geſellſchaft. Dazu das vaterländiſche Vergnügen des ſchlechteſten Tabaksdampfes, — endlich meine mehrbelobten trübſeligen Gedanken. Hier haben mich nun die ſchönen oder doch intereſſanten Kirchen, das Rathhaus u. ſ. w. etwas erheitert, und dann habe ich noch ein Paar recht wackere Leute kennen lernen, Oberlandesgerichtsrath v. Unzer, Major v. Röhrdanz und beſonders den katholiſchen Profeſſor Schlüter, der ganz blind iſt, aber in einem unendlichen Reichthum von innerem Leben und von Licht der Liebe und des Glaubens, wie des Wiſſens und Denkens wirklich Erſatz findet, ſo daß er ſagt, es falle ihm oft viele Tage lang ſeine leibliche Blindheit gar nicht ein. Ich habe ſelten eine mehr gewinnende und wohlthuende Perſönlichkeit geſehen. Alle dieſe Leute intereſſiren ſich für mein Blatt, — ſo that man es auch in Elberfeld, wo ich zwei ſehr hoffnungsvolle Mitarbeiter geworben habe. Ueberhaupt fühle ich an dem Erfolge um ſo beſtimmter die Pflicht, dieſen [illegible] ell der Reiſe nicht zu

ſehr zu übereilen, ſondern die Männer, die für mich von Wichtigkeit ſind und auf meinem Wege liegen, getreulich aufzuſuchen".

Mitte Auguſt langte Huber wieder in Berlin an. Die erſte bittere Erfahrung, die er hier zu machen hatte, war das Ausbleiben mancher der ihm in Ausſicht geſtellten Beiträge für die neue Zeitſchrift, ſo daß er ſich bald genöthigt ſah, den Beginn des Unternehmens wiederum hinauszuſchieben. Es wurde nunmehr feſtgeſtellt, daß es Neujahr 1845 in's Leben treten ſollte.

Inzwiſchen wollte er ſich mit aller Kraft den Vorbereitungen für ſeine akademiſchen Vorträge widmen. Aber zunächſt hatte er noch einen Umzug in eine neue, am Thiergarten (in der Lennéſtraße) belegene Wohnung zu bewirken, und bald nahm der ſchnelle Tod ſeiner Schwägerin Eliſe, der Gattin des Profeſſors Julius Müller in Halle, die tiefſten Gefühle und Gedanken in Anſpruch. Als er ſpäter auch Fellenberg's Tod erfahren hatte, ſchrieb er an den Jugendfreund Albrecht in Wiesbaden (7. 12. 1844): „Ich weiß, lieber Freund, daß unſere Gedanken ſich in dieſer Zeit viele Rendezvous an einem Grabe gegeben haben, wahrſcheinlich nicht weit von dem grünen Fleck, wo Guſtav Biſſing*) ſchläft, — der erſte eigentlich von der jetzt ſchon ſo langen Reihe von Quiescirten aus dem zahlreichen bunten Kreis, deſſen Mittelpunkt der Thurm auf dem Herrenſtöckli in Hofwyl war. Nun — ſie hätten ſich viel zu ſagen, beſagte Gedanken, und hätten den alten Herrn, der ſich gelegt hat, viel zu fragen, was ich denn hier nicht recapituliren will, da die Deinigen hoffentlich eben ſo gut berichtet haben, als die meinigen: Gott ſei ſeiner Seele gnädig. — Das klingt nach der Weiſe der Welt ſehr hart, und doch wüßte ich keinen Menſchen, den liebſten und beſten nicht ausgenommen, dem ich etwas Schöneres und Beſſeres wünſchen könnte. Aber was meinſt Du, wenn wir unſere Hofwyler Memoiren ſchrieben? Die Charakteriſtik Fellenberg's würde vielleicht nicht ganz ſo günſtig werden, als die Salbaderei jetzt in den Zeitungen, — aber lebendiger und wahrer gewiß. Nun — adelante!**)

*) Ein Hofwyler Mitſchüler, der im See verunglückt war.

**) Adelante = vorwärts. Dieſes ſpaniſche Wort begegnet uns

„Auch bei uns hat der Herr Gott angeklopft und Fleisch von unserem Fleisch, Bein von unserem Bein sich geholt. Zunächst gilt das von meiner armen Frau, deren einzige Schwester im Anfang October starb. Aber nach Bremischem Recht gilt eheliche Gütergemeinschaft unter uns, und jedenfalls habe auch ich für eigene Rechnung sehr viel an ihr verloren. Es war eine bedeutende Frau in jeder Hinsicht, — eine etwas herbe, rasche, aber durch und durch reine, edle, tüchtige Natur mit scharfem Geist, gesundem Urtheil, voll Poesie und Frische und reich gebildet. Wie es wohl geht zwischen jüngerer Schwester und Schwager, es war lange Zeit ein gewisser Mißton zwischen uns, der aber seit ihrer Verheirathung ganz geschwunden war, besonders weil die seltene Tüchtigkeit, womit sie eine unendlich schwierige Eheaufgabe löste (bei sieben Stiefkindern), mich zum Respect zwang, und der Ueberschuß von rascher Thätigkeit und Herbe, der mir sonst wohl als unweiblich erscheinen und mich verletzen mochte, dort völlig verwendet wurde und aufging. Ihre und Müller's Nähe war fast der einzige erfreuliche Posten in unserer Rechnung, als wir uns zur Uebersiedlung hierher entschlossen. Du kannst Dir also denken, wie hoch wir ihn ansetzten. Müller stand mir als Freund schon von Marburg her so nahe, daß er mir als Schwager kaum lieber werden konnte. Von meiner Frau rede ich nicht gern — die Schwestern ergänzten sich gerade in ihrer Verschiedenheit so schön und waren dadurch um so inniger verbunden, — wie man es eben selten findet. Der Tod kam furchtbar unerwartet, obgleich wir schon lange einige, aber entfernte Sorgen hatten. Durch eine zu frühe Niederkunft wurde die Halsröhrenschwindsucht so gesteigert, daß sie nach 14 Tagen starb. Wir reisten hin, sahen sie noch leben, — der Arzt machte Hoffnung, daß es noch Wochen lang dauern werde, wir mußten unseres Umzugs halber wieder hierher zurück, — meine Frau hoffte, dann erst die Schwester recht pflegen zu können, — aber

---

vielfach in Huber's Briefen aus den dreißiger und vierziger Jahren, wie er es denn auch lange als Devise seines Siegels führte, bis später der Januskopf an die Stelle trat.

mitten im Greuel der Verwüstung des Umzugs kam die Todesnachricht. Schon als wir sie sahen, war sie mit der Welt fertig, — ihr Tod war so schön, wie ich kaum von einem ähnlichen gehört oder gelesen, — ein steigendes Triumphbewußtsein, endend in jenem: „Hölle, wo ist dein Sieg! Tod, wo ist dein Stachel!" Sie bat ihren Mann wiederholt, sich durch die leiblichen Qualen ihres Todeskampfes nicht irre machen zu lassen, ihr sei wohl, sie habe durch die Gnade des Herrn und Erlösers gesiegt, — sie schaue schon hinüber in die Seligkeit. Und uns Allen, die diese Eindrücke theilen konnten, liegen ernste Mahnungen und ein großer Segen in einem solchen nahen, handgreiflichen Beispiel und Beweise, was ein christlicher Tod heißt und ist. Es ist kein Geringes, sich sagen zu können, so kann man sterben".

Ein neuer Schmerz sollte für Huber bald aus seinem akademischen Amte erwachsen. Er hatte guten Muth für seine fernere Lehrthätigkeit von der Reise zurückgebracht und hatte alle Muße zu gründlicher Vorbereitung auf die angekündigten Vorlesungen, namentlich auf das Hauptcolleg über Dante's göttliche Komödie verwandt. Er hatte darüber dem Schwiegervater geschrieben (19. 9. 1844): „Meine Einleitung zu Dante, der diesen Winter interpretirt werden soll, und in der ich absichtlich etwas weit ausgeholt habe, um an die bestimmten concreten Haupterscheinungen der mittelalterlichen Litteratur eine allgemeine Uebersicht der ganzen Entwicklung zu knüpfen, war keine kleine Arbeit; aber ich bin gestern damit fertig geworden, habe auch guten Muth für die Campagne selbst und habe die Zuversicht, auch für den Vortrag die rechte Weise zu finden. Zunächst habe ich Alles ganz ausgearbeitet, so daß ich mich jeden Augenblick geradezu auf das Ablesen meines Heftes retiriren kann, wenn die freie Entwicklung hapert. Es soll aber der freie Vortrag möglichst vorherrschen". Außer diesem Colleg über Dante hatte er als öffentliche Vorlesung für Kundige des Spanischen die Interpretation eines Dramas von Moreto angekündigt.

Wie aber der Erfolg den Vorbereitungen so gar nicht entsprach, darüber berichtet der folgende Brief an den Schwiegervater (27. 11.): „Es ist einmal ein schwieriger, dornenvoller

Weg, den ich hier zu gehen habe, und neben den erfreulichen Möglichkeiten haben wir die unerfreulichen Wahrscheinlichkeiten und Gewißheiten nicht übersehen, als ich mich entschloß, hierher zu kommen. Species facti ist nun zunächst, daß sich zu dem vierstündigen Privatcolleg über Dante Niemand gemeldet hat, so daß es ganz wegfällt. Das Publikum über Moreto dagegen ist ziemlich besucht, — gemeldet haben sich 8 bis 9, vorhanden sind bisher immer 15 bis 20 gewesen. Außerdem bin ich veranlaßt worden, noch ein Publikum über Geschichte des spanischen Dramas anzufangen, wozu sich auch 8 bis 9 Zuhörer gemeldet haben. Es wird zwar eine neue Ausarbeitung kosten; indessen habe ich, da Dante wegfällt, doch Zeit genug dazu. Jedenfalls hielt ich es für meine Pflicht, keine Gelegenheit der Art zu versäumen, um meine akademische Wirksamkeit Schritt für Schritt und Klein bei Klein zu erkämpfen und zu begründen, da es im ersten Anlauf und im Großen einmal verfehlt ist. Daß die Schuld zum Theil an mir, besonders an Vortrag und Form liegt, erkenne ich vollkommen an. Eben so wenig aber wird man bei einiger Billigkeit und Bekanntschaft mit der Sache, den Umständen und Verhältnissen glauben dürfen, daß das allein hinreicht, um zu erklären, wie sich aus 2000 Studenten auch nicht Einer veranlaßt fühlt, Dante kennen lernen zu wollen, über den seit Jahren nicht gelesen ist. Das sind Zeichen der Zeit auf diesem Gebiet, zumal wenn man als Gegensatz erwägt, daß das von allen Seiten als frivol und oberflächlich anerkannte Geschwätz eines Th. Mundt über Dante und über alle anderen Erscheinungen der Litteratur, die er nur von zweiter und dritter Hand kennt, Zulauf findet, weil es mit oppositionellen Tendenzphrasen und Persönlichkeiten geschmückt und gespickt ist. Was solchen Dingen nachläuft, ist freilich nur die Spreu der Universität; aber der Weizen kümmert sich eben gar nicht um Dinge, die nicht zum Brod gehören, und so geht Unsereins leer aus, eben weil er die wissenschaftliche Aufgabe festhält und auch für diese Dinge Ernst fordert. Dazu kommen dann die unmittelbar persönlichen Hetzereien und Verkehrungen, die so weit gehen, daß mir zwei Docenten, sonst ganz wacker [illegible] erklärt haben, sie könnten für

meine Zeitſchrift nichts liefern, weil ſie ſonſt keine Zuhörer bekämen. Gegen eine ſolche Impopularität iſt ſchwer anzukämpfen, zumal wenn man bei den Examinas nicht mitzureden hat; aber ich halte meine Aufgabe feſt: von dem leidigen Sprechen über die Sachen auf die Sachen ſelbſt zurückzuführen, auf die Autoren, die den Leuten ganz abhanden kommen. Da gilt es nun, zunächſt einen kleinen Kreis zu bilden, ein Paar Leute in aller Stille und in näheren perſönlichen Beziehungen und dann allmählich weiter. Die Maſſe wird immer fern bleiben, aber es wird doch etwas geleiſtet. Dazu und in dieſem Sinne iſt auch dieſer Winter nicht ganz verloren, um ſo weniger, da ich auch einen Abend der Woche einrichte, an dem etwa 8 bis 9 junge Leute, die an uns empfohlen ſind, zu uns kommen werden, um auf ihren Wunſch zu ſhakſpeariſiren. — Daß übrigens dieſe ganze Erfahrung ſehr hart und ſchmerzlich iſt, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, aber den Kopf drum hängen und die Arme ſinken zu laſſen, dazu habe ich weder Zeit noch Luſt, und es muß heißen: adelante!“

Später berichtete er denn noch wiederholt, daß ſeine Vorleſungen doch nicht ganz ohne Frucht blieben, daß ſich ein geiſtiger Verkehr mit den wenigen treu verbleibenden Zuhörern anſpinne, daß bei dieſen ein wirkliches Intereſſe an den behandelten Dingen zu Tage trete, und daß er ſelbſt alle Befangenheit und alle Zweifel an ſeinem Beruf überwunden habe. Allein, ſo weit die Zahl der Zuhörer den äußeren Maßſtab für den durch akademiſche Thätigkeit erreichten Erfolg abgeben kann, blieb dieſer Erfolg in den nächſten Jahren fortwährend ein nur geringer. Er berichtete dem Schwiegervater in jedem Semeſter gewiſſenhaft die Zahl der Zuhörer, — mitunter hatten ſich nur zwei oder drei zu einer auf das ſorgfältigſte vorbereiteten und mit vieler Arbeit verbundenen Vorleſung gemeldet, und er hatte es dann doch für ſeine Pflicht gehalten, auch vor dieſen wenigen zu leſen. Mitunter ſtieg die Zahl bis auf zehn oder zwölf, nahm aber gewöhnlich ſchnell ab, wenn er von den Zuhörern eine active Theilnahme an der Erklärung der ausländiſchen Klaſſiker, z. B. von Shakſpeare's Hamlet oder Byron's Don Juan, forderte. Im Winter 1846/47 fand ſich zu den angekündigten Vorleſungen

(Litteraturgeſchichte Europas vom Ende des römiſchen Reichs — Erklärung der Canterbury tales von Chaucer nebſt Einleitung über frühere engliſche Litteratur und Sprache) gar kein Zuhörer ein, — zu Huber's tiefem Schmerz.

Er war nicht der einzige Profeſſor, dem eine größere Zuhörerzahl fehlte, — vielmehr waren in Berlin, wie faſt auf jeder Univerſität, manche Profeſſoren, die Jahr aus Jahr ein gar nicht oder nur vor ſehr ſchwach beſetzten Auditorien laſen und dennoch um ihrer anderweiten Leiſtungen willen hoch angeſehen und geehrt waren. Daß ein Profeſſor, der keine Zuhörer gewinne, Ehren halber ſein Amt niederlegen müſſe, iſt eine Auffaſſung, die auf Univerſitäten durchaus nicht heimiſch iſt. Es lag auch nahe, daß Huber ſich im Hinblick auf ſeine publiciſtiſche Thätigkeit über den mangelnden akademiſchen Erfolg leichter hinwegſetzen konnte. Allein wie er die Sache ſo ganz anders auffaßte, und wie er ſich gedrungen fühlte, um der fehlenden Zuhörer willen wiederholt ſeine Amtsniederlegung anzubieten, zeigen eine Anzahl an den Miniſter Eichhorn gerichteter, in den Miniſterialacten bewahrter Eingaben. So ſchrieb er am 27. September 1845, nachdem er die geringe Theilnahme dargelegt hatte, welche ſeine Collegien fänden: „Eine Unterſuchung der allgemeinen Urſachen, welche dem Gedeihen dieſer Studien auf unſeren Univerſitäten im Wege ſtehen, wie auch die Erfahrungen der tüchtigſten, durch keine perſönlichen Verhältniſſe behinderten Lehrer beweiſen (ich nenne nur Diez in Bonn) — wäre hier nicht am Orte, obgleich mir eine Aufforderung dazu von Seiten Ew. Excellenz nur erwünſcht ſein könnte. Sogar die germaniſtiſche Seite, welche nachgerade als eingebürgert in unſerer Wiſſenſchaft und Bildung gelten kann, — man ſehe einmal nach, wie viel wirkliche Zuhörer auch Männer wie Lachmann, die Grimms haben? Wie dem auch ſei, und wie ſehr ich mich auch bei allem demüthigen Zugeſtändniß mancher Mängel und Schwächen, zumal in der Form, auf meinen redlichen Willen und angeſtrengteſte Bemühungen berufen kann, — wie viel Schuld ich auch einer Impopularität zumeſſen kann, deren ich mich nicht zu ſchämen habe, die aber [illegible] emiſchen Gegnern oder Concurrenten

meine Zeitſchrift nichts liefern, weil ſie ſonſt keine Zuhörer bekämen. Gegen eine ſolche Impopularität iſt ſchwer anzukämpfen, zumal wenn man bei den Examinas nicht mitzureden hat; aber ich halte meine Aufgabe feſt: von dem leidigen Sprechen *über* die Sachen auf die Sachen ſelbſt zurückzuführen, auf die Autoren, die den Leuten ganz abhanden kommen. Da gilt es nun, zunächſt einen kleinen Kreis zu bilden, ein Paar Leute in aller Stille und in näheren perſönlichen Beziehungen und dann allmählich weiter. Die Maſſe wird immer fern bleiben, aber es wird doch etwas geleiſtet. Dazu und in dieſem Sinne iſt auch dieſer Winter nicht ganz verloren, um ſo weniger, da ich auch einen Abend der Woche einrichte, an dem etwa 8 bis 9 junge Leute, die an uns empfohlen ſind, zu uns kommen werden, um auf ihren Wunſch zu ſhakſpeariſiren. — Daß übrigens dieſe ganze Erfahrung ſehr hart und ſchmerzlich iſt, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, aber den Kopf drum hängen und die Arme ſinken zu laſſen, dazu habe ich weder Zeit noch Luſt, und es muß heißen: adelante!“

Später berichtete er denn noch wiederholt, daß ſeine Vorleſungen doch nicht ganz ohne Frucht blieben, daß ſich ein geiſtiger Verkehr mit den wenigen treu verbleibenden Zuhörern anſpinne, daß bei dieſen ein wirkliches Intereſſe an den behandelten Dingen zu Tage trete, und daß er ſelbſt alle Befangenheit und alle Zweifel an ſeinem Beruf überwunden habe. Allein, ſo weit die Zahl der Zuhörer den äußeren Maßſtab für den durch akademiſche Thätigkeit erreichten Erfolg abgeben kann, blieb dieſer Erfolg in den nächſten Jahren fortwährend ein nur geringer. Er berichtete dem Schwiegervater in jedem Semeſter gewiſſenhaft die Zahl der Zuhörer, — mitunter hatten ſich nur zwei oder drei zu einer auf das ſorgfältigſte vorbereiteten und mit vieler Arbeit verbundenen Vorleſung gemeldet, und er hatte es dann doch für ſeine Pflicht gehalten, auch vor dieſen wenigen zu leſen. Mitunter ſtieg die Zahl bis auf zehn oder zwölf, nahm aber gewöhnlich ſchnell ab, wenn er von den Zuhörern eine active Theilnahme an der Erklärung der ausländiſchen Klaſſiker, z. B. von Shakſpeare's Hamlet oder Byron's Don Juan, forderte. Im Winter 1846/47 fand ſich zu den angekündigten Vorleſungen

in vollem Maße ausgebeutet wird, — immer bleibt die düstere, nackte Thatsache vor meinem Bewußtsein, lastet auf ihm: daß ich ein academiae inutile pondus bin — und zwar in pecuniärer Hinsicht ein sehr schweres. Daran schließt sich denn sehr unmittelbar der Gedanke, ob nicht auch die, welche mich berufen haben, ob nicht namentlich Ew. Excellenz selbst eben diese Thatsache vor Augen haben und finden, daß ich Ihren Erwartungen nicht entspreche, Ihre Aufgabe und Stellung z. B. der öffentlichen Meinung gegenüber erschwere und complicire, — daß Sie mit einem Worte wünschen könnten, mich wieder los zu werden. Ich gestehe, daß diese Gedanken zumal in Beziehung auf Ew. Excellenz mir mehr und mehr und besonders in diesem Augenblick, wo ich aller Anstrengung, aller Kräfte bedarf, um den geistigen und gemüthlichen Prüfungen zu genügen, welche sowohl meine akademische, als meine journalistische Aufgabe fordern, unendlich peinlich und lähmend sind, — so sehr, daß ich mich unabweislich gedrungen fühle, meine volle Bereitwilligkeit zu erklären, auszuscheiden, zurückzutreten, wenn jene Voraussetzungen irgend gegründet sein und Ew. Excellenz es für die Universität oder in anderer Hinsicht irgend wünschenswerth erachten sollten. Eine nicht verletzende Form und eine billige Berücksichtigung meiner äußern Lage darf ich voraussetzen. An ein Abbrechen meiner allgemeinen Verhältnisse zum preußischen Staat und seinem Fürsten denke ich dabei ohnehin keinen Augenblick. Vielmehr würde ich dann wahrscheinlich derselben Sache, der ich mein Leben geweiht habe, und deren Entscheidung ich eben im Wesentlichen in Preußen finde, um so wirksamer dienen können, wenn die vergeblichen und so aufreibenden Anstrengungen für das akademische Leben wegfallen. Wie schwer es mir wird, gerade diese mir sonst so durchaus angemessene, so liebe Lebensbahn zu verlassen, kann dabei nicht in Betracht kommen.

„Sollten Ew. Excellenz mir dagegen die Beruhigung geben können, daß zu einem solchen Schritt weder in Ihrer Beurtheilung meiner Leistungen oder doch Bestrebungen, noch im Interesse der Universität oder sonst ein genügender Grund liegt, so bin ich vollkommen bereit, wenn auch nicht mit größeren Hoffnungen,

doch mit frischem Muth meinen schweren Weg weiter zu gehen, so lange ich noch irgend eine Aussicht auf Erfolg sehe".

Der Minister Eichhorn antwortete darauf (9. 10. 1845): „Ew. Wohlgeboren kann ich auf das gefällige Schreiben vom 27. v. Mts. nur mein Bedauern ausdrücken, daß Sie für Ihre Wirksamkeit an hiesiger Universität mit so vielen und großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Sie dürfen indessen, so ungünstig auch gegenwärtig die Umstände sind, doch den Muth nicht sinken lassen. Vielleicht wäre es rathsam, daß Sie sich einige Semester lediglich auf Publica beschränkten, welche die Studirenden ohne besondere Anstrengungen und Vorkenntnisse mit Nutzen hören könnten. Auf diesem Wege haben unter ähnlichen Umständen auch schon andere Docenten nützlich gewirkt und zugleich Vorurtheile überwunden. Auch bietet sich Ihnen sonst vielfache Gelegenheit dar, dem Staate oder der Wissenschaft nützlich zu sein. Sie erinnern sich, daß bei Ihrer Berufung Viele ein großes Gewicht auf die von Ihnen zu erwartende publicistische Thätigkeit legten. Sie haben diese Erwartungen nicht getäuscht, so daß ich Sie nur ermuntern kann, damit fortzufahren. Jedenfalls wollen Ew. Wohlgeboren sich überzeugt halten, daß ich eine Auflösung Ihres Verhältnisses zu der hiesigen Universität auf keine Weise wünsche".

Aber schon nach Jahresfrist, als sich im Herbst 1846 gar keine Zuhörer gefunden hatten, glaubte Huber sein Erbieten wiederholen zu müssen. „Daß die Schuld des gänzlichen Mißlingens, wie des früheren geringen Erfolges zum Theil an mir liegen muß," heißt es in der betreffenden Eingabe, „kann ich im Allgemeinen und a priori nicht in Abrede stellen; es würde darin sonst eine Selbstgerechtigkeit, ein Hochmuth liegen, von dem ich mich frei fühle. Andererseits aber ist es mir nicht möglich a posteriori und im Einzelnen mir klar zu machen, was ich von meiner Seite ändern, verbessern, zusetzen könnte, um einen größeren Erfolg zu sichern. Ja, ich bin mir bewußt, — und harte Zucht hat mich darin streng und vorsichtig genug gegen mich selbst gemacht, — in der letzten Zeit die mir sehr wohl bekannten Mängel des Vortrags, der Form überwunden zu haben." An einer

andern Stelle heißt es: „Ein Abſchiedsgeſuch im gewöhnlichen Sinne kann ich begreiflich nicht beabſichtigen, da ich mir weder einer Pflichtverſäumniß bewußt bin, noch über irgend etwas zu klagen habe. Ich will nur ausgeſprochen haben, daß von meiner Seite kein Hinderniß beſteht, wenn meine Entfernung irgend wünſchenswerth erſcheint, ohne daß doch ein formaler, officieller Grund dazu vorhanden wäre".

Wiederum antwortete der Miniſter in freundlicher Weiſe, daß kein Grund zu einem ſolchen exceptionellen Schritt vorhanden ſei, und ermuthigte ihn, in der publiciſtiſchen Thätigkeit Befriedigung zu ſuchen. Dieſes ſowie die anderen an Huber ergangenen Miniſterialſchreiben waren von der Hand des Geheimeraths Eilers concipirt; aber oft genug ſind von der Hand des Miniſters freundliche Bemerkungen hinzugefügt, die ihn mitunter auch noch zu weiterer mündlicher Beſprechung der Angelegenheit einladen. Und dieſer wohlwollende Ton blieb auch, wenn Huber nicht blos perſönliche Verhältniſſe, ſondern allgemeine Univerſitätsverhältniſſe zur Sprache brachte und ſich gedrungen fühlte, mahnend oder abrathend ſeine Stimme zu erheben. Denn ſo wenig freundlich ihn auch die Univerſität aufgenommen hatte, und ſo fremd er auch den meiſten Collegen geblieben war, dennoch fühlte er ſich als ein Glied der Corporation und glaubte für deren Angelegenheiten, wie für ſeine eigenen eintreten zu müſſen. Und als z. B. das Miniſterium 1845 eine Verfügung erlaſſen hatte, welche als eine Beſchränkung der den Univerſitäten zuſtehenden Befugniß zur Zulaſſung von Privatdocenten aufgefaßt wurde, da fühlte er ſich gedrungen, dem Miniſter mündlich Vorſtellungen zu machen, und nachdem er beruhigende Zuſicherungen erhalten hatte, ſprach er in einer beſondern Eingabe den Wunſch aus, daß Mittel und Wege gefunden werden möchten, um auch die Collegen von den wohlwollenden Abſichten des Miniſters zu überzeugen. „Sowohl meine ganze Natur, als mein Gewiſſen," ſo heißt es in dieſer Eingabe, „meine Pflicht gegen Ew. Excellenz und gegen die Sache, der Sie mit ſo reichem Segen Ihre Kräfte weihen, und (darf ich hinzuſetzen?) auch die treue Anhänglichkeit, die Verehrung und das Vertrauen für Ihre Perſon gebieten mir den vollen, einfachen

Ausdruck meiner Ansicht und meines Gefühls. Die Zeit erscheint mir zu ernst, und dieser Ernst durchdringt meine ganze Stimmung um so mehr, je weniger Anklang ich in der Stimmung und Haltung der hiesigen Welt finde — gestatten Ew. Excellenz mir mehr diesem Ernst, als Rücksichten äußerer Form Raum zu geben. Ich muß es aussprechen, daß zwar bei mir jedes Mißverständniß beseitigt ist, keineswegs aber die nagende Sorge, daß nicht in Beziehung auf Andere die Ursachen zu ähnlichen und schlimmeren Mißverständnissen und Verstimmungen fortdauern dürften .... Möglich, daß ich die Bedeutung, welche solche Verstimmungen und Mißdeutungen unter gewissen Umständen erlangen könnten, zu hoch anschlage; aber der Gedanke, daß man jemals auch nur mit einem gewissen Schein von Recht und in Beziehung auf einzelne Mittel, geschweige denn in Beziehung auf die Sachen von einer Gefahr des Wesens und der Freiheit preußischer Universitäten reden könnte, wohl gar mit einem Blick auf Oesterreich, ist mir unerträglich". Die beruhigenden Erklärungen, welche das Ministerium in der damaligen Angelegenheit den Facultäten nachträglich zukommen ließ, mögen zum Theil auch durch Huber's Vorstellungen hervorgerufen seien.

Wie Huber überhaupt die Universitätszustände auf dem Herzen trug, und wie die ihm aus der Studentenwelt entgegentretende Antipathie ihn nicht erbitterte, sondern ihm Veranlassung wurde, eine bessere Organisation — ja größere Freiheit für die Studentenschaft zu wünschen, zeigt eine andere von ihm an das Ministerium gerichtete Eingabe vom 25. Februar 1844, bei deren Würdigung man sich erinnern wolle, daß es damals noch Maxime der Büreaukratie war, alle corporativen Einigungen, zumal der Studenten, möglichst zu hindern. Zunächst empfiehlt er in der Eingabe, daß von Universitätswegen eine Anstalt gegründet werde, in welcher den Studenten die neueste Litteratur, namentlich Zeitschriften zugänglich seien, — also ein Lesecabinet oder Museum. Zugleich regt er aber die Frage an, ob es nicht auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe der akademischen und der allgemeinen Verhältnisse rathsam, ja nöthig erscheine, die atomistische Masse der akademischen Jugend durch eine Organisation festerer

mit dem akademiſchen Organismus zu verbinden und ihr der akademiſchen Obrigkeit gegenüber ein Organ zu geben, durch welches ſie ihre Wünſche, Anſprüche, Zweifel u. ſ. w. auf geregeltem, geſetzmäßigem Wege vorbringen und den geeigneten Beſcheid entgegennehmen könnte. Dieſe Frage, bemerkte er, führe auf die ungleich wichtigere, ob nicht überhaupt das ſicherſte Mittel der Abhülfe der weſentlichſten, in dem gegenwärtigen Zuſtand der Univerſitäten liegenden und noch mehr in der Zukunft drohenden Uebel in einer Stärkung und einer damit vermehrten Abſchließung des akademiſchen Organismus zu finden ſein dürfte.

Miniſter Eichhorn antwortete hierauf (7. 3. 1844): „Ew. Wohlgeboren danke ich verbindlich für die Mittheilungen Ihres gefälligen Schreibens vom 25. v. Mts. Der warmen Theilnahme, welche ſich darin für die Wohlfahrt unſerer Univerſitäten kund giebt, laſſe ich gern Gerechtigkeit widerfahren; auch verdienen die darin enthaltenen Vorſchläge zur Förderung des Guten und Abwehr des Schlimmen alle Beachtung. Um ſo mehr habe ich zu bedauern, daß es nicht in meiner Macht liegt, die bewegenden Kräfte, auf deren freie Thätigkeit Alles ankommt, zu ſchaffen. Wo ſolche Kräfte ſind und ſich äußern wollen, finden ſie bei mir ſtets jede wünſchenswerthe und mögliche Unterſtützung. Ich bin mit Ew. Wohlgeboren ganz einverſtanden, daß die Verantwortlichkeit der Univerſitätscorporationen mit der ihnen geſetzlich eingeräumten Freiheit der Bewegung in Wechſelwirkung ſteht; Sie werden aber auch zugeſtehen müſſen, daß wenigſtens auf den preußiſchen Univerſitäten die Schranken freier Bewegung für den Senat ſowohl, als die einzelnen Facultäten weit genug geſteckt ſind, um alle Intereſſen der Univerſität würdig zu wahren". Dabei verblieb es denn; wo Huber auch anklopfte, er fand nirgends Neigung, ſich viel um das eigentliche Studentenleben zu kümmern, und als nach Jahren ſein Gedanke von anderer Seite in's Leben geführt wurde, da bemächtigten ſich die politiſchen Gegner deſſelben, und es entſtand, wie es damals hieß, mit Regierungsunterſtützung, die „Zeitungshalle", die in den Märztagen und ſpäter zum Sammelpunkt der Revolutionäre werden ſollte. Und erſt nach Jahrzehnten, als das Studenten-

leben ſich bereits von dem Treiben politiſcher Parteien emancipirt hatte, iſt unmittelbar aus der Initiative der Studirenden ein ſolcher Vereinigungspunkt geſchaffen worden, wie Huber ihn im Sinne hatte.

Mit dem Jahre 1845 ſollte die von Huber zu gründende Zeitſchrift unter dem Namen: Janus, Jahrbücher deutſcher Geſinnung, Bildung und That, herausgegeben von V. A. Huber, im Verlag von Wilhelm Beſſer in Berlin, in vierzehntägigen Heften in's Leben treten. Wie jede neue Zeitſchrift, ſo bedurfte auch ſie nach der damaligen Geſetzgebung der ausdrücklichen Genehmigung des Miniſters des Innern, und dieſe durfte nur auf Grund einer königlichen Cabinetsordre ertheilt werden. Es iſt ein charakteriſtiſches Zeichen für die damalige Stellung der einzelnen Miniſterien zu einander und für die Heimlichkeit, welche man in Betreff der Beziehungen der neuen Zeitſchrift zur Staatsregierung gewahrt hatte, daß man im Miniſterium des Innern nichts davon gewußt zu haben ſcheint, daß der König ſelbſt bei dem Plane betheiligt ſei, und daß der Staatsſchatz die Koſten des Unternehmens trage; man fand es dort vielmehr erforderlich, in einem langen Bericht dem König den Plan Huber's darzulegen und ſich gutachtlich dahin auszuſprechen, daß er leider nicht ganz Unrecht habe, wenn er ſage, daß die conſervativen Intereſſen kein genügendes Organ in der Preſſe hätten, und daß es deshalb räthlich ſei, die Genehmigung zu dem neuen Unternehmen nicht zu verſagen. Die königliche Cabinetsordre, welche die gewünſchte Erlaubniß ertheilte, erfolgte denn auch bald genug; bei der Zufertigung derſelben an Huber wurde ihm aber zugleich mitgetheilt, daß die Cenſur über den Janus durch den Kammergerichtsaſſeſſor N. N. ausgeübt werden würde.

Schon ehe der Zeitpunkt des Erſcheinens des Blattes eingetreten war, mußte ſich Huber überzeugen, daß er von der früher, namentlich durch Radowitz in Ausſicht geſtellten Unterſtützung aller conſervativen Größen wenig oder gar nichts zu erwarten habe. In einem Schreiben an Miniſter Eichhorn heißt es darüber: „Das Bewußtſein, daß es ſich um eine gemeinſame Sache handelt, und daß ſie einen Anſpruch an die freie Thätigkeit der

Genoſſen auch über die Grenzen des Amtes hinaus hat, — das fehlt gerade am meiſten in den Kreiſen, wo es am eheſten vorauszuſetzen wäre. Alle meine Bemühungen, hier auch nur eine moraliſche, geſchweige denn eine thätige litterariſche Unterſtützung zu gewinnen, ſind bisher ganz vergeblich geweſen, ſo weit ich dabei Notabilitäten irgend einer Art im Auge hatte. Ich bin in dem Falle, meine Zeitſchrift mit eigenen Kräften und mit einigen Beiträgen mehr oder weniger obſcurer jüngerer Litteraten in's Leben treten und ihre erſten ſo entſcheidenden Schritte thun zu laſſen. Solche Mitarbeiter ſind auch von Werth, ja unentbehrlich, — dennoch reichen ſie nicht hin, einer Zeitſchrift, die zunächſt ſo entſchieden gegen den Strom zu kämpfen haben wird, die Bedeutung zu geben, die hier vorausgeſetzt und erwartet wird". Er erwog daher ſehr ernſtlich, ob er nicht an ſeinem erſten Programm feſthalte und die Zeitſchrift nicht eher beginne, als bis ihm die gewünſchte Unterſtützung thatſächlich gewährt ſei. Aber unthätiges Abwarten entſprach nicht ſeiner zur rührigſten Thätigkeit angelegten Natur, und der Mißerfolg in ſeinem akademiſchen Beruf ließ ihn um ſo mehr den baldigen Beginn der litterariſchen Wirkſamkeit wünſchen. Auch hatte er immer noch die Hoffnung, daß die Theilnahme wachſen werde, wenn die Zeitſchrift nur erſt wirklich erſcheine. „Worin liegen die vernünftigen Möglichkeiten des Gelingens?" heißt es in dem Schreiben an Miniſter Eichhorn. „Darauf erwidere ich: ſie liegen in der ſehr leicht zu erkennenden *Möglichkeit*, daß das Unternehmen, irgendwie mit einigen anregenden Aufſätzen angefangen, wenigſtens einige jener eingefrorenen Notabilitäten mit in ſeinen weiteren Lauf ziehen dürfte, — daß die träge, in Apathie erſtarrte, in Iſolirung zerfallene Maſſe, wenn ſie nur irgend wie, an irgend einem Ende in Bewegung kommt, allmählich auch in weiteren Kreiſen Leben, Thätigkeit und Einheit gewinnen *kann*. Ehe es nicht verſucht worden iſt, darf man daran nicht verzweifeln, alſo *muß* es verſucht werden. Bei weiterer Verzögerung aber kann ich nur verlieren, was ich an jüngeren Kräften vereinigt habe. Schon jetzt habe ich die Erfahrung gemacht, daß Leute, die noch vor drei Monaten ganz bereit waren, jetzt zurücktreten, weil ſie indeſſen

(in fugam vacui) so viel weiter nach der andern Seite gewichen sind."

Die Hoffnung, daß die Zeitschrift, sobald sie nur in's Leben trete, auch die conservativen Größen zur thätigen Theilnahme fortreißen werde, ward nur in sehr beschränkter Weise zur Wirklichkeit, indem ihr während mehr als dreijährigen Bestehens nur vereinzelte Beiträge von Männern von hervorragender Bedeutung zugegangen sind. Als derartige Mitarbeiter sind uns genannt: v. Höpfner, v. Gerlach (in Magdeburg), Göschel, Heinrich Leo, Julius Müller, Stahl; ferner Chr. Fr. Elvers, Emanuel Geibel (der manche seiner Gedichte zuerst im Janus publicirt hat), Gelzer, H. E. Markard und dessen Schwester Mathilde Markard, v. Florencourt, Victor v. Strauß, Wagner, Wetzell. Hauptsächlich waren es aber doch Huber's eigene Arbeiten, welche das während der ersten beiden Jahre in vierzehntägigen, später in achttägigen Heften erscheinende Blatt füllen mußten, und namentlich blieb die Besprechung der politischen Ereignisse und der litterarischen Erscheinungen auf ihm ruhen, so daß die fast in allen Heften wiederkehrenden Rubriken „zur Tageschronik" und „zur neusten Litteratur" fast ausschließlich von ihm gefüllt wurden. So spiegelt sich denn auch in den sieben halbstarken Bänden, welche erschienen sind, viel mehr Huber's besondere Art ab, als daß sie ein Bild der Stimmungen und Bestrebungen geben, welche damals in den Berliner Regierungskreisen herrschend waren. Zum Theil lag die Ursache davon in Huber selbst; er war seiner ganzen Anlage nach durchaus nicht dazu geeignet, der bloße Mittelsmann zwischen den officiellen Gewalten und dem großen Publikum, beziehungsweise zwischen diesem und einer erst im Werden begriffenen Partei zu sein — er war in seiner ganzen Denkweise, in seinen Anschauungen, in seinen Formen viel zu sehr eigenartig, und diese seine besondere Art trat in Allem, was er schrieb, gar zu kräftig hervor; er war innerlich viel zu unabhängig, als daß er sich der Parteidisciplin irgendwie hätte unterwerfen oder seine Meinungen nach den jedesmaligen Zielen und Bedürfnissen der öffentlichen Gewalten hätte modificiren oder rectificiren können. Seine, wie er sie selbst mitunter zu bezeichnen

liebte, Einſpännernatur machte es ihm unmöglich, mit Anderen zuſammen in ſtetem gleichmäßigen Schritt und in einem Geſchirr an der Deichſel des öffentlichen Weſens zu ziehen, — es war ihm vielmehr innerſtes Bedürfniß, ſeine eigenſten Wege zu gehen und auch ſeinen Freunden und Genoſſen gegenüber öffentlich ſtrengſte Kritik zu üben, wo ſie ſeiner Anſicht nach von dem rechten Wege abwichen oder es an der von ihm geforderten Thätigkeit fehlen ließen. Dazu kam, daß ſeine Lebensführung und die dadurch bedingte geiſtige Mitgift eine ſo ganz andere war, als die der Partei, welche er vertreten ſollte; einerſeits ſah er viel weiter und war unbefangener, vorausſetzungsloſer und deshalb freiſinniger, — andererſeits fehlte ihm noch die Fühlung mit dem ſpecifiſch preußiſchen Volksgeiſte, und wenn er auch auf dem Wege der Reflexion Verſtändniß für die hiſtoriſchen Erinnerungen Preußens und für ſeine militäriſchen Traditionen gewann, ſo klangen ſie doch damals noch nicht unmittelbar in ihm an, und er vermochte ſeinerſeits nicht den Ton anzuſchlagen, welcher ſeit 1848 ein ſo wichtiges Mittel für die conſervative Preſſe werden ſollte, um die in Preußen ſchlummernden conſervativen Kräfte zum Kampf gegen die Revolution aufzurufen. Huber konnte höchſtens an die Gefühle der Liebe und Verehrung appelliren, welche die Perſon Friedrich Wilhelm's des Vierten den ihm näher Stehenden einflößte, — der Zauber, welcher für den echten Preußen in der Erinnerung an die preußiſchen Regenten, an die Königin Louiſe, an die Siegesthaten des ganzen Heeres und ſeiner einzelnen Theile liegt, die Sympathieen, welche er für alle militäriſche Ordnung hat, der Glaube an die Unbeſiegbarkeit der ſchwarz-weißen Fahne, — alles das waren Mächte, welche der Janus nicht in ſeinen Dienſt ziehen konnte. Er mußte ſeine Hauptwaffe in doctrinären Erörterungen ſuchen und ſich an den Verſtand der Leſer wenden, — und da war es viel ſchwerer, die Geſinnungsgenoſſen mit ſich fortzureißen und in ihnen die Ueberzeugung zu erwecken, daß es ihr Organ ſei, welches da rede, und daß ſie ſich zu ihm mit Wort und That bekennen müßten.

Dazu kam zum andern Theil aber auch die gänzliche Zer-

fahrenheit, welche damals unter allen denen herrſchte, die man als Glieder einer conſervativen Partei in Preußen bezeichnen konnte; ſie würde es auch einem Manne, der mehr Gaben für dieſe Aufgaben gehabt hätte, ſchwer und faſt unmöglich gemacht haben, ein gemeinſames Organ und damit einen Sammelpunkt für die Conſervativen zu bilden. Sie hatten ſich mit ihren Gedanken, Beſtrebungen und Gewohnheiten noch viel zu wenig von dem alten Beamtenſtaat losgemacht, als daß ſie Sinn dafür gehabt hätten, außer der Amtsautorität auch die eigene freie Perſönlichkeit im Kampf einzuſetzen und auf eigene Hand ſelbſtändig und thatkräftig für Erhaltung der gefährdeten Güter einzutreten. Es gehörten erſt die Kämpfe auf dem vereinigten Landtage von 1847 und vor Allem die ſchweren Erfahrungen von 1848 dazu, um hier Wandelung zu ſchaffen. Ferner war der Glaube an die Haltbarkeit der damaligen Zuſtände bis in hohe, Ton angebende Kreiſe hinauf tief erſchüttert; man fühlte, daß bald eine andere Zeit kommen werde, und es fehlte daher der frohe Muth, das Beſtehende zu vertheidigen, und die Gewißheit, auf feſtem Boden zu ſtehen, die zu einem ſiegreichen Kampfe erforderlich iſt. Anſtatt daß man daher ſelbſt muthig in die Schranken trat, oder ſich wenigſtens des Genoſſen freute, der den Kampf nicht ſcheute, ſo hielt man all' ſolches Thun für vergebliche Mühe und war nur zu geneigt, ſtrengſte Kritik an dem Genoſſen zu üben und jeden entdeckten Fehler an die große Glocke zu hängen. Oft genug berichtet Huber in ſeinen Briefen, wie er in Berlin faſt von keiner Seite Förderung oder auch nur ein Wort der Aufmunterung und Zuſtimmung finde. Die einzigen beiden Männer, die in immer gleicher Weiſe ihre herzliche Theilnahme offenbarten, ſeien der Miniſter Eichhorn und der Philoſoph Schelling. Die anderen Bekannten ignorirten im günſtigſten Falle dieſe ſeine Thätigkeit.

Es war von vornherein nicht beabſichtigt, in dem Janus ein officielles oder auch nur officiöſes Organ zu ſchaffen, vielmehr hatte Huber bei den über Gründung des Janus gepflogenen Verhandlungen die Forderung nach einer durchaus unabhängigen Stellung ſtark betont. „Ich bin ganz damit einverſtanden," hatte

ihm damals Miniſter v. Thile geſchrieben, „daß das Unternehmen ſich als ein durchaus ſelbſtändiges, nicht von irgend einer höheren Pfeife abhängiges zu bewähren hat, und daß ihm alſo unverſchränkt bleiben ſoll und muß, nicht überall ſo zu predigen, wie uns die Ohren jucken". Und von dieſer Freiheit machte Huber denn auch einen ausgiebigen Gebrauch. Nicht genug, daß ſich gar mancher ſcharfer Tadel und gar mancher Reformvorſchlag über die einzelnen Zweige des Staatsdienſtes und über manche Maßregeln der Behörden im Janus finden; er nahm vorkommenden Falls auch den großen Staatsactionen gegenüber kein Blatt vor den Mund, und beiſpielsweiſe erſparte er der preußiſchen Regierung nicht den ernſten Vorwurf, daß ſie geholfen habe, beſtehendes Recht ohne ausreichenden Grund zu zerbrechen, und daß ſie dabei berechtigte Intereſſen ihrer Unterthanen verletzt habe, als ſie 1846 mitgewirkt hatte, um den Freiſtaat Krakau des neuen polniſchen Aufſtandes halber in Oeſterreich einzuverleiben.*) Im Jahre 1847 äußerte er ſeine Unzufriedenheit mit der Art und Weiſe, wie die Organe der Regierung ihre Sache auf dem vereinigten Landtage vertreten hätten, ſo lebhaft, daß das Forterſcheinen des Blattes in Frage geſtellt wurde.

Aber immerhin konnte Huber die conſervative Sache nicht vertheidigen, ohne auch ſehr oft für die Handlungen der Regierung einzutreten, und er ſah es als einen Theil ſeiner Aufgabe an, dem Peſſimismus kräftig entgegenzuwirken, der damals die öffentliche Meinung beherrſchte und alle und jede, von oben her kommende Maßregel in ein verkehrtes Licht zu ſtellen ſuchte. Deshalb war ſein ſteter Wunſch, die amtlichen Stellen zu Aufklärungen oder doch wenigſtens zur Mittheilung des für die Beurtheilung erforderlichen Materials zu beſtimmen. Aber hier rang er vergeblich mit den Gewohnheiten der Büreaukratie. Die Miniſter v. Thile und Eichhorn erklärten ſich zwar im Allgemeinen wiederholt bereit, Huber's Wünſche in dieſer Beziehung

*) Hin und wieder machte ihm denn auch die Cenſur ſo viele Schwierigkeiten, daß er einmal ſchon im Begriff ſtand, das Obercenſurgericht anzurufen, als die Sache noch gütlich beigelegt wurde.

zu fördern, aber sie glaubten, officielle Anordnungen vermeiden zu müssen, weil dadurch die als Geheimniß bewahrte Verbindung mit dem Janus bekannt werden könne. Bei den übrigen Ministern aber und bei der Menge der geheimen Räthe that Huber fast ausnahmslos vergebliche Schritte, wenn er diese oder jene Mittheilung begehrte. So sehr man auch schon vor der Oeffentlichkeit Respect hatte, ja so sehr man sie fürchtete, so daß, wie uns noch neulich ein Mann erzählte, der den herrschenden Kreisen damals sehr nahe stand, täglich in einzelnen Ministerien die erste Frage war, was die Leipziger allgemeine Zeitung sage, so konnte man sich doch noch nicht darin finden, den Angriffen auf gleichem Boden zu begegnen und der Oeffentlichkeit wiederum die Oeffentlichkeit entgegenzusetzen. So blieb denn auch dem Janus die Nahrung versagt, deren er für diesen Theil der von ihm gewählten Aufgabe so dringend bedurft hätte.

Nichtsdestoweniger waren die sieben Bände des Janus reich an einer Menge tüchtiger Arbeiten, und es wird selten eine Zeitschrift erschienen sein, in der sich so wenig Spreu findet. Der weite Blick Huber's und die Vielseitigkeit seiner Bildung kamen ihr reichlich zu Gute, und da sie ihrem Programme gemäß alle Gebiete des Wissens in den Kreis ihrer Arbeit zu ziehen suchte, unterschied sie sich durch diesen Reichthum gar vortheilhaft von den gleichzeitigen und späteren Erzeugnissen der conservativen Presse. Auch hat sie dadurch eine bleibende Bedeutung gewonnen, daß sie zuerst ausführlichere Darlegungen von Huber's socialen Anschauungen und Plänen enthielt, auf die wir später eingehender zurückkommen werden.

Hauptsächlich war es das Gebiet der Politik, auf dem sie sich bewegte. Mit aller Entschiedenheit kämpfte sie gegen die liberale Doctrin, welche in einer Verfassungsurkunde und in einem mit den üblichen Attributen ausgestatteten Parlament das Heil Preußens sah; sie richtete ihre Pfeile besonders gegen die herrschende Ansicht, daß der König durch frühere Versprechungen verpflichtet sei, eine solche Verfassung zu geben, und sie stand nicht an, dies für eine mehr oder weniger bewußte Heuchelei zu erklären. Sie wollte ebenfalls die vorhandenen Elemente stän-

bischer Verfassungen fortgebildet haben; sie wollte größere Betheiligung des Volkes an der öffentlichen Verwaltung, mehr Freiheit in dem ganzen Staatsleben, zumal was die Presse und das Vereinswesen betraf; aber sie wollte daneben auch dem König allein das letzte entscheidende Wort erhalten haben, damit durch ihn alle zwischen den verschiedenen Factoren des staatlichen Lebens entstehenden Conflicte ihre Lösung fänden. Huber sprach immer von Neuem seine alte Ueberzeugung aus, daß König und Parlament höchstens eine Uebergangszeit hindurch als gleichberechtigte Factoren nebeneinander bestehen könnten, und daß aus den daraus entstehenden Kämpfen schließlich das Parlament als Sieger hervorgehen und daher das alte Preußen einem republikanischen Staat, der im glücklichsten Falle, wie in England, äußerlich eine monarchische Form bewahre, Platz machen müsse. Und diese seine Ueberzeugung machte er auch erforderlichen Falls seinen Freunden gegenüber geltend, wie er denn z. B. gegen Stahl lebhaft polemisirte, als dieser in der Schrift „das monarchische Princip" dafür aufgetreten war, daß den Ständen alle Zeit ein Recht auf Mitwirkung bei der Gesetzgebung zustehen müsse. Am meisten harmonirte Huber in diesen Fragen mit dem Könige selbst, wie denn auch die Art und Weise, wie endlich 1847 in dem vereinigten Landtage eine Reichsversammlung geschaffen wurde, im Großen und Ganzen seine Billigung hatte. Nur hätte dieser Act seiner Meinung nach viel früher geschehen müssen, und er wünschte, daß man in allerlei Nebendingen vertrauensvoller und muthiger vorgegangen sei, und z. B. sofort versprochen hätte, den allgemeinen Landtag in regelmäßigen Perioden einzuberufen.

In Betreff der Stellung Preußens zum deutschen Bund und in Betreff der deutschen Verfassungsfragen trat Huber im Janus unbedingt für die Aufrechterhaltung des damaligen Rechtszustandes auf; er freute sich aller Fortschritte, die Deutschland auf dem Gebiet der geistigen oder der materiellen Interessen zu einer größeren Einigung machte; aber er verwarf das Streben nach dem Einheitsstaat und glaubte, daß die Conföderation der einzelnen deutschen Staaten der durch Geschichte und Volksart vor-

gezeichnete und allein richtige Weg zum inneren Frieden in Deutſchland ſei. Er machte eben ſo entſchieden Front gegen den in den kleineren ſüddeutſchen Ländern zur Macht gelangenden Conſtitutionalismus, wie gegen den in München gepredigten politiſchen Katholicismus, und gegen die damals in Oeſterreich herrſchende ſelbſtzufriedene und doch innerlich hohle und haltloſe Staatsweisheit; er ſetzte vielmehr alle Hoffnung auf ein offenes, treues Zuſammenſtehen der deutſchen Fürſten und meinte, daß der edlen Perſönlichkeit Friedrich Wilhelm's des Vierten der ſchönſte Wirkungskreis in einem ſolchen freien Einigungswerk gegeben ſei. Die außerdeutſchen Angelegenheiten wurden mit großer Aufmerkſamkeit verfolgt, und Huber benutzte ſie, um daran immer wieder von Neuem die Schäden nachzuweiſen, welche der Parlamentarismus in ſeinem Gefolge habe. Er hatte ſchwer an dem Siege deſſelben in Italien zu tragen, und noch tiefer ging es ihm zu Herzen, als der Sonderbundkrieg in der Schweiz die alte Ordnung aufhob und auch dort ein neues Staatsweſen mit modern-repräſentativer Verfaſſung entſtand. In einer Reihe von Artikeln und mit immer gleicher Entſchiedenheit wies er auf Gefahren hin, die für Deutſchland entſtehen müßten, wenn ungeſtraft ſo unmittelbar an ſeiner Grenze der Radicalismus durch Gewalt zur Alleinherrſchaft gelangen könne; er ſagte voraus, daß dies der Anfang einer großen Kataſtrophe ſein werde, die in kürzeſter Zeit ganz Europa erfaſſen müſſe. Aber freilich, wenn er dagegen als einziges Rettungsmittel dringend und wiederholt empfahl, daß die drei Oſtmächte ſchnell mit Truppenmacht in der Schweiz zu Gunſten des Sonderbunds interveniren und die Selbſtändigkeit der Cantone beſchützen ſollten, ſo war das ein Mittel, welches bei der ganzen damaligen Weltlage und gegenüber den herrſchenden Anſchauungen ein unmögliches war.*)

*) Aus dem vor Kurzem von Leopold v. Ranke herausgegebenen Briefwechſel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunſen (S. 166 ff.) erfahren wir, wie der König damals Huber's Auffaſſungen und Wünſche in Betreff der Schweiz durchaus theilte und vergeblich in dieſem Sinne auf die übrigen Mächte einzuwirken ſuchte. Huber ſcheint aber durchaus ſelbſtändig und ohne Fühlung mit den Anſichten des Königs geſchrieben zu haben.

Es lag von vornherein in dem Plane des Janus, daß er die religiösen Momente der conservativen Sache mehr zurücktreten und deren Hervorhebung den bestehenden kirchlichen Zeitschriften überlassen wollte. Darum wollte Huber aber die christliche Flagge nicht verleugnen, und wo die Gelegenheit es mit sich brachte, legte er das offenste Bekenntniß seines Glaubens ab. Und je mehr die damalige Opposition die kirchlichen Dinge in den Kreis der Agitation hineinzog, desto mehr sah sich auch Huber genöthigt, gegen diese Agitation anzukämpfen; gegen die Lichtfreunde, gegen den Rongecultus, gegen die Rationalisten, die sich des Gustav-Adolf-Vereins bemächtigen wollten, und was sonst damals an Demonstrationen im Schwunge war, führte er die allerkräftigsten Streiche.

Erwägt man noch, daß Huber's Styl wenig Gewinnendes hatte, ja daß derselbe in Folge der massenhaften Production, zu der er genöthigt war, gerade damals seine unglücklichste Zeit hatte, so wird man begreifen, daß der Janus nur geringen Beifall beim Publikum zu finden vermochte. Ohnehin hatte man in conservativen Kreisen noch wenig Verständniß dafür, daß es Pflicht sein könne, die den Parteizwecken dienenden Organe durch Halten derselben zu unterstützen, und wir erinnern uns beispielsweise, daß an einem Orte zehn angesehene Männer, die auf Huber große Stücke hielten, zusammentraten, um gemeinschaftlich ein Exemplar des Janus zum Preise von 8 Thalern jährlich zu halten. So war denn auch der Absatz desselben ein nur sehr geringer. Im ersten halben Jahre wurden nur 66 Exemplare verkauft, und der Zuschuß, welcher aus dem Staatsschatz gewährt werden mußte, belief sich für das erste Jahr auf mehr als 4000 Thaler. Dieses Ergebniß hatte man nicht erwartet, und es wurde dadurch das fernere Erscheinen des Janus in Frage gestellt. Huber schrieb darüber seinem Schwiegervater (10. 11. 1845): „Ein anderes Ereigniß hat sich diese Zeit her historisch ver- und entwickelt, nämlich in Betreff des Janus. Das ist denn freilich eine sehr weitläufige Geschichte, eine wahre Berlinerei, — cosas de España, sagt man in Spanien, wenn der Fremde sich sehr über dies und das skandalisirt, — so ehrlich

ſind wir hier nicht, aber es waren wahrlich cosas de Berlin! Das Lange und Kurze iſt dies, daß auf meine Anfrage, ob die bisherige Unterſtützung ferner bewilligt werde, eine negative Reſolution in den allerſchmeichelhafteſten Ausdrücken erfolgte, die der gute alte Thile noch mündlich weiter ausführte, — großes Bedauern — treffliche Leiſtungen, aber zu geringe Theilnahme u. ſ. w. Gut! Ich dankte meinem Gott, die Laſt los zu ſein, ſchrieb nach allen Seiten zwanzig Briefe, um die beſtellten Arbeiten abzuſagen u. ſ. w. Ich war ab und fertig mit der Sache, war mit Sinn und Gedanken auf Anderes geſtellt — da erſchraken die Herren ſelbſt vor ihrem (negativen) Werk und merkten, daß es ein Skandal ſei, den Gegnern ſchon nach Jahresfriſt, wo noch gar kein feſter Erfolg möglich war, dieſe Freude zu bereiten. Genug — nun wurde ich wieder aufgefordert und gedrängt, und nach zwei Tagen und Nächten voll großer Unruhe und Zweifel und unter heftigem Widerſtreben von Fleiſch und Blut habe ich mich denn wieder entſchloſſen, in dies leidige Geſchirr zu gehen, und ſo wird der Janus auch im nächſten Jahr erſcheinen. Ich konnte es nicht über das Gewiſſen bringen, eine Thür wieder zuzuſchlagen, die mir der Herr öffnete, um auf dieſem Feld, das doch auch das ſeine iſt, zu arbeiten". In einem Brief an den Miniſter Eichhorn ſchrieb er: „Daß die Entſcheidung gerade auf den 18. October fiel, darf ich wohl mit einem: omen accipio! hervorheben; denn iſt es nicht derſelbe Kampf für chriſtlich-deutſche Bildung?"

Nachträglich hatte Huber noch die Freude, daß von auswärts dringende Mahnungen kamen, den Janus nicht aufzugeben, und daß Mecklenburger Freunde geradezu die Geldmittel anboten, um den Janus zu halten. Der Abſatz ſteigerte ſich im nächſten Jahre auf 174 Exemplare, womit aber auch der höchſte Punkt erreicht zu ſein ſcheint, und der Staatsſchatz mußte immer noch alljährlich erhebliche Summen zur Erhaltung des Blattes hergeben. Die Mißſtimmung, welche das Verhalten des Janus 1847 während des vereinigten Landtags in den Regierungskreiſen hervorrief, ſtellte das Forterſcheinen deſſelben wieder in Frage, ſo daß Miniſter v. Thile bereits mündlich an Huber erklärte,

mit Neujahr 1848 werde er aufhören müſſen. Huber traf demgemäß ſeine Einrichtungen. Da ihm aber eine ſchriftliche Anordnung nicht zuging, ſo erinnerte er nach einigen Monaten brieflich daran und benutzte die Gelegenheit, wie er ſeinem Schwager Müller ſchrieb, „zu einer allgemeinen ſchließlichen Auseinanderſetzung, einer Art von Janusleichenrede oder Teſtament", worin er ſeine Selbſtändigkeit gehörig betonte und unter Anderem geradezu ſagte, er halte ſich als Janus nicht dieſem oder jenem Miniſter, ſondern nur dem Könige verantwortlich, und er könne der Ueberzeugung nicht entſagen, daß, wenn der König aus eigener Anſchauung urtheilen könnte, er ihm Recht geben und anerkennen würde, daß er der guten Sache mit aller Treue gedient habe, auch wo er den Beifall dieſes oder jenes Miniſters nicht gefunden habe. Miniſter v. Thile antwortete hierauf umgehend in ſehr herzlicher Weiſe, es habe ſich ſeitdem Manches geändert und man denke gar nicht mehr daran, den Janus fallen zu laſſen. So hielt ſich auch Huber verpflichtet, ihn, wenn auch mit ſchwerem Herzen, fortzuſetzen, und dabei blieb es, bis das Blatt, wie wir ſehen werden, mit dem März 1848 ein jähes Ende nahm.

Die Menge des Publikums verhielt ſich durchgängig ablehnend gegen daſſelbe, und wo ſich Gelegenheit bot, wurde es von liberaler Seite mit Haß und Bitterkeit verfolgt. Man ließ es den Janus entgelten, daß Huber die Verfaſſungsideale, welche die Zeit beherrſchten, muthvoll und ſchonungslos angriff, und daß er keinen Reſpect vor den Männern hatte, welche die Menge damals auf den Altar geſetzt hatte und verehrte. Wenn Varnhagen in ſeinen Tagebüchern von dem „elenden" Huber ſchrieb, wenn Prutz in der politiſchen Wochenſtube über „die grüne Huberei" witzelte, ſo machten ſie ſich nur zu Organen der allgemeinen Stimmung. Als ſich ein junger Gelehrter als Privatdocent für Nationalökonomie an der Berliner Univerſität habilitiren wollte, der zu den Mitarbeitern des Janus gerechnet wurde, da wurden ihm unüberſteigliche Schwierigkeiten entgegengeſetzt, und wie Huber an Freunde ſchrieb, ſprachen die naiveren und offeneren Mitglieder der Facultät es klar aus, daß ſeine Mit-

arbeiterschaft ein genügender Grund zur Abweisung sei, während die mehr besonnenen die eigenthümlichen wissenschaftlichen Ansichten des Candidaten als Grund anführten. Huber selbst bezeichnete es als einen Act besondern Muthes, für den er dem Minister Eichhorn und dem König von Herzen dankbar sein müsse, daß man ihm, dem so viel Angefeindeten, am Ordensfeste 1847 den rothen Adlerorden verliehen und sich somit öffentlich zu ihm bekannt habe.

Die Mißstimmung, unter der Huber zu leiden hatte, ward dadurch vermehrt, daß man ihn dem von Gerlach-Hengstenbergschen Kreise zuzuzählen pflegte, der, wie man meinte, einen großen Einfluß auf den König übe und vor Allem Schuld trage, daß die Verfassungsideale nicht zur Wirklichkeit werden und daß die kirchlichen Neuerer nicht zum Ziele gelangen könnten. Man scheint damals den Einfluß dieses Kreises sehr überschätzt zu haben, und jedenfalls stand Huber in keinen so intimen Beziehungen zu den maßgebenden Persönlichkeiten, daß er noch in anderer Weise als durch seine publicistische Wirksamkeit einen bestimmenden Einfluß hätte üben können. Dem Hofe blieb er fremd; nur in vereinzelten Fällen hat er den König gesprochen. Auch in den Salons, in welchen man etwa nach damaligem Zuschnitt Politik treiben mochte, war er selten genug zu finden; nur beim Minister Eichhorn war er ein immer mit großer Freundlichkeit aufgenommener und darum häufiger Gast. Im Uebrigen machte ihm schon seine immer mehr zunehmende Kurzsichtigkeit den Verkehr in der großen Welt sehr lästig und unergiebig. Dagegen war er sehr bald in näheren freundschaftlichen Verkehr mit den Collegen Stahl, Hengstenberg und Gelzer getreten; ferner mit Bindewald, Göschel, Hassenpflug und v. Höpfner, von denen jedoch die drei zuletzt genannten durch ihre amtlichen Stellungen nach einigen Jahren wieder aus Berlin fortgeführt wurden. Aber auch in diesem Kreise herrschte in politischen Dingen keine volle Harmonie. „Wir stehen doch unendlich einsam," schrieb er z. B. an seinen Schwager Müller (21. 11. 1845). „Mir bleiben doch auch die nächsten: Stahl, Hassenpflug, Hengstenberg in allen Beziehungen, außer den kirchlichen, sehr fremd. Ein gemüthliches

Verhältniß habe ich doch nur zu Stahl, der wirklich ein gar liebenswürdiger Charakter iſt. Aber wir ſind beide nicht demonſtrativ in unſeren Gefühlsäußerungen, und ſeine Bildung und Intereſſen beſchränken ſich doch auf ſtaatsrechtliche und kirchliche Dinge."

Um das Gefühl der Iſolirung, das aus dieſen Worten ſpricht, zu nähren, mochte es auch beitragen, daß er in den befreundeten Kreiſen nur gar wenig Intereſſe für die ſocialen Fragen fand, die ihn mehr und mehr anzogen, und mit deren Löſung er ſich innerlich immer lebhafter zu beſchäftigen begann. Einzelne Aufſätze im Janus können als Merkzeichen für den Weg dienen, welchen ſeine Gedanken in dieſer Richtung gingen. Schon im zweiten Hefte des erſten Jahrgangs des Janus (1845) finden wir einen die ſociale Frage betreffenden Aufſatz, unter der Ueberſchrift: „Woher die rechten Leute nehmen? (Eine Vorfrage)", der zunächſt dazu dienen ſollte, die Blicke auf das Rauhe-Haus in Horn und insbeſondere auf die kurz zuvor von Wichern in's Leben gerufene Vereinigung der „Brüder vom rauhen Hauſe" zu lenken und die Fruchtbarkeit zu zeigen, die hoffentlich in dieſem Keime enthalten ſei. Huber trat in dieſem Aufſatz lebhaft für alle von Wichern ausgeſprochenen Pläne über die Verwendung der Brüder ein, — er hoffte, wie noch zahlreiche ähnliche Bildungsſtätten entſtehen und wie Schaaren von Brüdern aus ihnen hervorgehen würden, welche die rechten Leute für Hausväter von Rettungs-, Kranken-, Waiſen- und ähnlichen Häuſern, aber auch für Gefangenwärter und Polizeibeamte ſeien, oder nach Rückkehr zu ihrem Handwerk als Freiwillige für Ausbreitung des Evangeliums wirken könnten. Ja, er ſtellte ihnen ſeinerſeits noch eine neue Aufgabe, indem er in dieſem Aufſatz die Reform des Herbergsweſens forderte und die verkommenen Zuſtände der alten Innungsherbergen und die dort dem wandernden Geſellenſtand drohenden großen ſittlichen Gefahren ſchonungslos aufdeckte, und ſo mag dieſer Aufſatz einer der erſten Schritte zur Gründung jener reichgeſegneten Stätten ſein, die jetzt unter dem Namen „Herbergen zur Heimath" in den meiſten größeren Städten dem wandernden Geſellen eine von chriſtlichem

Geist durchwehte Zufluchtsstätte bieten. Außerdem sprach in jenem Aufsatz Huber wieder von der Nothwendigkeit, daß für die arbeitenden Massen organische Associationen geschaffen würden, daß „innere Colonisationen" stattfänden, und auch für diese Pläne wollte er schon im Voraus die rechten Männer in den Brüderanstalten erzogen haben. Aber er sagte selbst, daß das noch weit aussehende Pläne seien, und er sei noch nicht geneigt, über das Fell des Bären zu verhandeln, ehe er geschossen, ja auch nur geboren oder geleckt sei.

Mehr als ein Jahr später erschien wieder ein größerer Aufsatz im Janus (1846, Heft 8), der schon durch seine Ueberschrift „über innere Colonisation" andeutet, daß diese Pläne inzwischen bei ihm festere Gestalt gewonnen haben. Er forderte darin um der Gefahren willen, die der gesammten Cultur aus den besitzlosen Massen erwachsen könnten, und noch mehr um der Liebe willen, die man den Brüdern schulde, daß man zur That schreite und Einrichtungen schaffe, damit nicht mehr und mehr die Menge des noch erwerbsfähigen und gesunden Arbeiterstandes in den Pfuhl des Pauperismus hinabgezogen werde. Er sagte sich von allen den Weltbeglückungsplänen los, welche damals unter Communisten und Socialisten umliefen, und erklärte, sein Ziel sei auf nichts mehr gerichtet, als „daß jeder Arbeiter im sauern Schweiß seines Angesichts während sechs Wochentagen so viel erwerben soll, daß er mit den Seinen mit Sicherheit darauf rechnen kann, in einem reinlichen, gesunden Hauswesen alle Tage mit Wohlgefallen und Dank satt zu werden und am siebenten Tage zu ruhen, sich in christlichem Gottesdienst zu erbauen und in ehrbarer Freude zu erholen, dann für seine Kinder einen Unterricht in den nöthigsten bekannten allgemeinen Kenntnissen und Fertigkeiten und in einem besondern, seinen Mann nährenden Gewerbe — endlich, daß er sein Wort zu den gemeinsamen Angelegenheiten des bürgerlichen und kirchlichen Gemeinwesens, dem er zunächst angehört, und mit der Zeit allenfalls seine Stimme zur Wahl eines Repräsentanten seiner Standesinteressen bei Provinzial- oder Landständen geben könne". Beim Streben nach diesem Ziel will er daran festgehalten haben, daß das christliche

Familienleben die einzige mögliche Grundlage jeder gesunden Organisation und Entwicklung des nationalen und des individuellen Lebens in Kirche und Staat, in der Gesellschaft und auf allen ihren Stufen, also auch auf der Stufe der Besitzlosigkeit, des Proletariats, ist. „Und da versteht es sich von selbst," fährt er fort, „daß wir uns die nöthige Selbständigkeit und relative Abgeschlossenheit der christlichen Familie nicht ohne eine entsprechende Selbständigkeit des Besitzes im weiteren Sinne denken können. Daraus ergiebt sich also als Hauptaufgabe der Organisation des Proletariats: Gründung und Sicherung des christlichen Familienlebens im Proletariat. Als unerläßliche Bedingung jedes Familienlebens ist aber festzuhalten ein gewisser Grad von Selbständigkeit und Abgeschlossenheit des Haushalts." Trotzdem sei, so führte er weiter aus, die Association der einzelnen proletarischen Individuen oder Familien der einzige Weg, um das gesteckte Ziel zu erreichen, und ihr bleibe ein großer Wirkungskreis, auch wenn sie das Familienleben in seinem wesentlichen Bestande durchaus selbständig fortbestehen lasse. Denn mittelst der Associationen müsse es möglich sein, jeder Familie ihr besonderes Häuschen und Garten mit allem wünschenswerthen Comfort zu beschaffen; sie gewähre die Möglichkeit, alle Lebensbedürfnisse gemeinschaftlich im Großen anzukaufen und sie also zu Preisen zu erhalten, wie sie nur der Großhandel gewähren könne, so daß damit die einzelne Familie von den ungerechten Wucherpreisen befreit werde, die seither der Zwischenhandel in Anspruch genommen habe, und sie schaffe somit nicht nur die Möglichkeit, mit dem verdienten Lohn viel weiter zu reichen, sondern sie erhebe auch das ganze Leben der Arbeiter, und sie eröffne dadurch auch allen sittlichen und insbesondere auch den christlichen Einflüssen die Bahn.

Aber für das Bild, das Huber sich von einer solchen Association mit allen ihren wohlthätigen Einrichtungen geschaffen hatte, sah er um sich her keinen Raum, und er verzweifelte daran, das Proletariat, wie es zur Zeit, von den ungünstigsten Einflüssen beherrscht, in den schmutzigen Winkeln der Städte und der Vorstädte umherhockte, für diese seine Pläne verwendbar zu

machen. „Neue beſſere Umgebungen ſind unerläßliche Bedingungen aller weiteren, größeren, gründlichen Verbeſſerungen!“ — rief er aus, und ſo kam er zu der Forderung, daß außerhalb der ſeitherigen Quartiere des Proletariats auf noch unbebauten Flächen Gruppen neuer Arbeiterwohnungen gegründet würden. Deshalb nannte er ſeinen Plan in der Ueberſchrift: innere Coloniſation. Er hatte dabei die Arbeiter im Auge, wie ſie die Großinduſtrie braucht, und wollte daher ſeine Colonien nicht fernab von menſchlichen Wohnungen gegründet haben, ſondern ſo nahe, daß die Bewohner, nöthigenfalls unter Zuhülfenahme von Eiſenbahnen, Omnibus u. dergl., den ſtädtiſchen Arbeitsmarkt benutzen könnten. Er entwarf bis in manche Einzelheiten hinein ein Bild einer ſolchen Colonie, wie er ſie ſich dachte, und ſchilderte damit im Voraus Arbeiterſtädte, wie ſie inzwiſchen in Mühlhauſen im Elſaß und an manchen anderen Orten in größerem und geringerem Umfang wirklich zur Ausführung gekommen ſind. Dabei floß wohl mancherlei ein, was bei der praktiſchen Ausführung, zumal damals, ſeine Schwierigkeiten haben mochte, wie z. B. wenn er davon ausging, daß die 150 Häuschen, je vier und vier zuſammen, unter einem Dach inmitten umgebender Gärten liegen ſollten, daß aber die im Centralgebäude aufgeſtellte Dampfmaſchine in dieſen 150 Häuschen ihre Kraft verwerthen und ihnen unter Anderem auch heißes Waſſer zuleiten ſollte. Doch ſind es nur unbedeutende Nebendinge, an deren techniſcher Ausführbarkeit gezweifelt werden kann. Bedenklicher iſt, ob in dieſem Aufſatz die finanziellen Ausſichten des Projects überall zutreffend dargelegt ſind. Man fühlt es der Arbeit an, wie Huber ſich gerade mit dieſem Theil die erdenklichſte Mühe gegeben und nicht verſäumt hatte, überall Erkundigungen nach Baupreiſen und dergl. einzuziehen, — aber alle Geldfragen waren ihm zu fremd und entſprachen zu wenig ſeinen Anlagen und ſeinen ſeitherigen Beſtrebungen, als daß er es darin ſofort hätte zur Sicherheit bringen können, — und ſo mag denn, was ſich heute freilich nur noch ſchwer mit Gewißheit feſtſtellen läßt, die von ihm aufgeſtellte Berechnung einer ſachverſtändigen Controlle kaum überall Stand gehalten haben. Nach dem Reſultat derſelben ſollte eine

tägliche Einlage von zehn Silbergroſchen Seitens jedes Arbeiters genügen, um das Anlagecapital zu verzinſen und alle die vielen, den Einzelnen zu Gute kommenden Anſtalten zu erhalten.

Woher aber die erſten Mittel zu einem ſolchen Unternehmen beſchaffen? „Vielleicht," ſchrieb er, „wäre es das Beſte, wenn die Sache ſelbſtändig und als Frucht eines moraliſchen Aufſchwungs der Arbeiter ſelbſt ſich geſtaltete; daß dies bei dem gegenwärtigen Stand der geiſtigen und ſittlichen Bildung in irgend größerer Ausdehnung geſchehen ſollte, iſt nicht zu erwarten." Es müßten von anderswoher die nöthigen Vorſchüſſe gegeben werden, damit die Tropfen, die aus den Taſchen der einzelnen Arbeiter flöſſen, Zeit und Raum gewönnen, um ſich zu dem Strom zu ſammeln, der demnächſt ſtark genug ſei, um das ganze Unternehmen im Gange zu erhalten. Er dachte an die großen Fabrikanten, die durch ſolche Einrichtungen für ihre Arbeiter ſorgen könnten, an die Ariſtokratie, die hier Raum zu großartigen patriotiſchen Thaten hätte, — aber im Hinblick auf die damals in Deutſchland noch waltenden Verhältniſſe ſagte er ſich, daß hier nur der Staat allein vorausſichtlich in der Lage ſei, ſolche Colonien in's Leben zu rufen, und das Ziel ſeines Aufſatzes ging dann auch dahin, den Staat dafür zu gewinnen. Ja ſelbſt für die innere Verwaltung ſeiner Colonien ſah er noch nirgends anders die nöthigen Kräfte, als bei den Staats- oder doch bei den Communalbeamten, obwohl er am liebſten den betheiligten Arbeitern das Regiment in die Hand gelegt hätte und wenigſtens ihnen das Recht der gekauften Controlle gewahrt haben wollte. Er ſchloß, indem er mit allem Nachdruck darauf hinwies, wie nur große, fruchtbare, öffentliche Thaten einen dauernde Waffe gegen die herandrängenden deſtructiven Mächte ſein würden, und indem er für die Ausführung ſeines Planes den Charakter einer conſervativen That vindicirte.

So weit Huber's Aufſatz über innere Coloniſation. Wie ernſt es ihm mit den darin enthaltenen Vorſchlägen war, und welchen Werth er auf ihre Ausführung legte, können wir daraus entnehmen, daß er ihn viele Monate ſpäter als eine beſondere Brochüre abdrucken ließ und bei Ueberſendung derſelben an Mi-

niſter Eichhorn ſchrieb: „Ich glaube den Inhalt der Brochüre Ew. Excellenz, wie anderen edlen und einflußreichen Männern des Landes dringend zur Beachtung und Prüfung empfehlen zu dürfen, ohne mich dem Vorwurf der Eitelkeit oder irgend perſönlicher Motive auszuſetzen. Ich würde dies gewiß ſo leicht bei keiner meiner Lucubrationen der Art ſagen — welche der Wind verweht und verwehen mag, — aber hier bin ich, wie von meinem Leben überzeugt, daß ich einen praktiſch fruchtbaren Gedanken entwickelt habe, deſſen Verwirklichung ausgedehnte und wohlthätige Folgen haben kann".

Bei dieſer einmaligen Darlegung ſeines Planes ließ er es aber nicht bewenden, ſondern wo ſich Gelegenheit bot, ſuchte er Intereſſe für denſelben zu erwecken. Die große Theuerung der Jahre 1846 und 1847 und die hier und da auftretenden Unruhen (die Kartoffelkrawalle) lenkten die Aufmerkſamkeit der Staatsmänner mehr auf die Zuſtände der unteren Klaſſen als ſonſt, und Huber ſuchte dieſe Stimmung für ſeinen Plan auszunutzen. So ſchrieb er dem Schwiegervater (30. 12. 1846): „Ich habe mich während der Feiertage mit Abfaſſung einer Denkſchrift über meinen Plan innerer Coloniſation (mit näheren, auf hieſige Verhältniſſe bezüglichen Ausführungen) beſchäftigt, den ich einige Ausſicht habe dem König vorlegen zu können, von dem freilich ein ernſtliches Eingehen kaum zu erwarten iſt. Er hat zu viel um Hand und Kopf, und bei ſeiner Umgebung habe ich keine Stütze. Jedenfalls aber werde ich Gelegenheit haben, in einer Conferenz mit einigen einflußreichen Leuten die Sache zu erörtern — wir werden ſehen!" Einige Wochen ſpäter ſchrieb er: „Das allgemeine Elend nimmt zu, und doch iſt merkwürdiger Weiſe noch gar nicht zu ermitteln, ob wirklicher Mangel an Mehlfrüchten vorhanden iſt, oder nicht. Möchte man es ſich doch zum Antrieb dienen laſſen, nicht blos um Almoſen zu geben, ſondern um ein gründliches Heilverfahren zu beginnen! Für meine Coloniſation eröffnet ſich eben eine Ausſicht e contrario, — d. h. es graſſirt ein Plan zu ſogenannten Armencolonien, und es ſoll darüber eine Conferenz ſtattfinden. Da hat denn Einer der Betheiligten meinen Plan ſehr eifrig aufgegriffen, um

jenen todt zu schlagen — wobei es freilich passiren kann, daß keiner von beiden durchgeht. So bin ich denn mit meinem Promemoria unter die Geheimeräthe gerathen und habe letzthin mit einem halben Dutzend dieses wunderlichen Geschlechts eine halbofficielle Conferenz gehabt, deren Resultat freilich nach sechsstündiger Discussion kein sehr positives war, aber doch bewirkte, daß zwei bis drei Herren anfangen, sich für die Sache zu interessiren".

Ueber diesem großen Plane versäumte Huber auch schon damals nicht, zu seinem Theil thätig an Liebeswerken mitzuhelfen, die hier und da zur Linderung der Noth und Hebung der unteren Stände unternommen wurden. Liebtke hatte Sparvereine in's Leben gerufen, denen die Arbeiter während der Sommermonate einen Theil ihres Verdienstes übergaben, um die dafür im Großen angekauften Vorräthe im Winter zurückzuerhalten. Otto v. Gerlach, damals Pastor einer armen Vorstadtgemeinde, rief dort ähnliche Einrichtungen in's Leben, um seinen zahlreichen armen Gemeindegliedern zu Hülfe zu kommen. Dabei suchte Huber ihm mit Rath und That zu helfen und hielt auch einzelne Male in den Vereinsversammlungen Ansprachen, in denen er nicht unterließ, gelegentlich auch für seine Pläne Propaganda zu machen. Ein christlicher Handwerkerverein, der den Gesellen einen Sammelpunkt bieten und für ihre Fortbildung sorgen sollte, ward als Gegengewicht gegen den von liberaler Seite gegründeten und damals in hoher Blüthe stehenden Handwerkerverein eingerichtet, und Huber gehörte zu den Gründern und Gönnern desselben. Im Januar 1847 schrieb er: „Auch unser Handwerkerverein leidet unter der schweren Noth der Zeit und hat auch sonst allerlei Gefahren in Folge von Rechnungen ohne den Wirth zu bestehen, so daß wir Ausschußherren, und namentlich ich, uns der Sache mehr unmittelbar annehmen müssen, als der Anschlag und Plan mit sich brachte. Das sind so schlimme Stellen des Wegs, wo der Karren umschlägt oder stecken bleibt, wenn nicht Alles sich zusammennimmt und ein Uebriges thut. So werde ich denn auch einen Abend in der Woche Vortrag und Aufsicht übernehmen und überhaupt payer de ma personne".

So war sein Leben in Berlin einer steten, vielseitigen, strengen Arbeit gewidmet, und es blieb gar wenig Raum für Kunstgenuß, Geselligkeit oder anderweite Erholung. Beispielsweise hat er dort nie ein Concert oder das Theater besucht, und auch für die Museen und sonstigen Kunstschätze konnte er selten genug kurze Zeit erübrigen. Hin und wieder unternahm er einzelne kleine Reisen, um Land und Leute kennen zu lernen, oder um neue Hülfstruppen für den Janus zu gewinnen. So nahm er im Frühjahr 1845 an der Predigerconferenz in Gnadau (Provinz Sachsen) Theil zu seiner, wie er damals schrieb, großen Erbauung und herzlichen Freude.

Von Zeit zu Zeit machten sich bei Huber Podagraanfälle bemerklich, die mitunter recht störend und schmerzlich wurden, so sehr er sie auch zum Gegenstande seines Humors zu machen suchte und in Erinnerung an seine einstigen medicinischen Studien mit Stolz hervorzuheben liebte, daß ein so schöner, reiner Fall dieser vornehmen Krankheit selten noch zu Stande käme. Da auch sonstige Gesundheitsstörungen hinzukamen, so mußte Huber auf Forderung des Arztes sowohl 1845 wie 1846 Brunnenkuren in Karlsbad durchmachen.

Im ersten Jahr, in welchem seine Frau ihn dorthin begleitete, hatte er sich möglichst fern von der Badegesellschaft gehalten und dafür die schöne Gegend auf vielen gemeinschaftlichen Spaziergängen mit vollen Zügen genossen. Im zweiten Jahr wurde die Gattin durch einen Besuch ihres Vaters in Berlin zurückgehalten, und wir verdanken es diesem Umstande, daß uns wieder mehr vertraute Briefe aus dieser Zeit vorliegen. Sie zeigen, daß er trotz aller der Berliner Fährlichkeiten und aller der schweren Gedanken, die er über die nächste Zukunft hatte, den alten Humor noch nicht verloren hatte. So beschreibt er sogleich im ersten Brief, wie er in Zwickau wegen falscher Nachrichten über den Postabgang einen Tag habe liegen bleiben müssen, wie er aber dadurch die schönen, in den dortigen Kirchen befindlichen Bilder von Wohlgemuth und Kranach kennen gelernt habe, und fährt dann fort: „So war noch allerlei an den Häusern und sonst zu sehen, und dazu war Markt und eine Menge

Bauern in verſchiedenen Trachten, — dann kam ein Haufen Turner von einer Turnfahrt und einem Feſt im Gebirge — mit Fähnlein und Hornmuſik und ſchmucker Turneruniform (grau mit rothen Schnüren) — das machte ſich ganz luſtig. So ging es mir hier eigentlich beſſer, als in Leipzig, wo ich den alten Lindner und den jungen Großmann verfehlte, und mit Tauchnitz, dem ich die Expedition des Janus antragen wollte, nur das Allerallgemeinſte beſprechen konnte, da er vom Janus noch nie ein Wort gehört hatte — au wai! Uebrigens gefiel er mir recht gut, obgleich er für einen alten ehrbaren Herrn doch recht jung iſt, — denn er iſt kaum einige 30 Jahr und groß und ſchlank. Wie ich dazu komme, immer nur an einen alten Tauchnitz gedacht zu haben, weiß ich nicht, — und da es doch nicht ganz ſeine Schuld iſt, ſo mag es ihm hingehen. Doch habe ich ihm eine Doſis Janus verſchrieben".

In einem andern Brief heißt es: „Eine etwas ſtarke Ironie des Schickſals, eigentlich geradezu ein ſchlechter Witz iſt es, daß ich nicht nur Dich nicht bei mir habe, ſondern ſtatt deſſen die möglichſt ſchlechte Geſellſchaft, nämlich leidige Zahnſchmerzen, oder richtiger wohlconditionirten Rheumatismus im Kopf. Geſtern war es gar nicht zum Aushalten. Und doch hat dies Leiden ein Gutes und hat dadurch einige Aehnlichkeit, oder richtiger vertritt eine gewiſſe Frau Profeſſorin, — es iſt nämlich der beſte Zaum und Zügel gegen jeden Exceß, der über die Grenzen der ſtrengſten, philiſterhaften Kurmäßigkeit führen könnte. An „Wein und ſtarke Getränke" denke ich dabei noch gar nicht, — denn darnach habe ich ſo wenig Gelüſte, als der Täufer, und wenn ich es auch nicht bis zur rechten Sorte von Heuſchrecken gebracht habe, ſo iſt doch Suppe, Omelette, Pflaumen, — Pflaumen, Omelette, Suppe, — Suppe u. ſ. w. gewiß ein hinreichend unſchuldiges Nahrungsmittel. Ich meine vielmehr die Fußtouren, in denen ich mich recht austoben wollte, ſo daß ich mich noch gar nicht mit dem Gedanken befreunden kann, daß ich wahrſcheinlich darauf werde verzichten müſſen, — ſo lange wenigſtens das Zahnweh nicht ganz vorüber iſt. Alſo zunächſt werden wir uns nur im würdigſten Schildkrötenpas hier herum-

bewegen, — für den Anfang leider mit Zahnweh, — dann zur Belohnung hoffentlich mit ohne".

Huber traf dieſes Mal in Karlsbad viele Bekannte, — darunter Schelling aus Berlin, Ed. Böcking und Ritſchl aus Bonn, v. Senft-Pilſach aus Pommern. Durch letzteren wurde er mit einem Kreiſe conſervativer Herren aus Preußen bekannt — Graf Itzenplitz, Präſident v. Gerlach aus Frankfurt a. O., Geheime-Rath Knobloch u. A. — und da hielt er es denn wieder für ſeine Pflicht, die Gelegenheit zu benutzen, um für ſeine Anſichten, zumal für ſeine ſocialen Pläne Propaganda zu machen. „Die Herren haben im Bade eher Sinn und Ohr, als in Berlin," ſchrieb er, „und ſo darf ich es nicht verſäumen, auch wenn gar keine Hoffnung wäre, daß etwas dabei herauskommen könnte." Es wurde eine beſondere Conferenz veranſtaltet, in welcher Huber ſeine Pläne näher darlegte.

Gegen Ende des Karlsbader Aufenthalts ſchrieb Huber: „Je länger es dauert, deſto mehr ſehne ich mich nach Haus, und deſto weniger kann ich auch nur zu dem Entſchluß oder gar Wunſch kommen, mich viel mit anderen Leuten abzugeben, geſchweige denn, daß ich darin irgend Befriedigung fände. Dieſes Gerede und Getreibe mit und über Kleinlichkeiten und Trivialitäten, oder die triviale und frivole Art, wie über wichtige Dinge geredet wird, — und dann wieder der Mangel an Sinn und Freude für Kleinigkeiten, für alle die hundert Dinge an Menſchen und Vieh und Häuſern, an Waſſer, Bäumen, Luft, Licht und Schatten, an denen wir uns zuſammen freuen, die wir bemerken! Mit allen ihren trefflichen Augen ſehen die Leute nichts. Nun, ich will nicht ſchelten, — aber ich bin nachgerade wieder ſo weit, daß ich den Leuten möglichſt aus dem Wege gehe und ſtill für mich bleibe. Ohnehin kriege ich doch Niemanden zu einer ordentlichen Tour, und da ich Gottlob wieder geſund bin, ſo will ich das Wandern nicht verſäumen, nur um mit Hanſen und Greten nach dem Panorama oder dem Freundſchaftsſaal zu ſchleichen und Stunden lang zu trätſchen". Und dann berichtete er von allerlei großen Märſchen, die er doch wieder durch Berg und Wald ausgeführt hatte.

An den Karlsbader Aufenthalt ſchloß ſich noch eine Erholungsreiſe, auf welcher ihn die Frau begleitete, nachdem beide in Halle zuſammengetroffen waren. Er berichtete darüber an den Schwiegervater: „Wir haben uns gute 14 Tage an und im Harz herumgetrieben, indem wir uns da einige Tage aufhielten, wo es uns gerade gefiel, — an der Roßtrappe, in Wernigerode (8 Tage!), in Ilſenburg, und von da haben wir zu unſerer merklichen Erquickung ſtarke Fußtouren ausgeführt. Dann machten wir eine achttägige Station in Göttingen, die ich wieder zu einem Ausflug nach Kaſſel benutzte, wo ich mich an einem kleinen Kreiſe tüchtiger, einfacher Männer erfreute, die mich immerhin über die Mißgunſt des Herrn Omnes und ſeiner Wortführer tröſten können. Wie in Heſſen, ſo in Mecklenburg, wovon ich noch heute einen Beweis hatte".

Im folgenden Winter fand ſich, wie erwähnt, gar keine Theilnahme für die angekündigten litteratur-hiſtoriſchen und ſprachlichen Vorleſungen, und da Huber dadurch, trotz ſeiner journaliſtiſchen Arbeiten, einige Muße gewann, ſo konnte er einmal wieder ſeine, ſo lange hintenangeſetzten gelehrten Arbeiten aufnehmen, und er begann die Vorarbeiten für eine Geſchichte der älteren engliſchen Litteratur, wofür er auf der Berliner Bibliothek viel Material fand. Damals reifte in ihm der Plan, einmal die gegenwärtigen Zuſtände der großen Culturvölker zum Gegenſtand von Vorleſungen zu machen und auf dieſem Wege eine Brücke zu den Studirenden zu ſuchen, für welche damals Alles, was Politik betraf, ein beſonderes Intereſſe hatte. Miniſter Eichhorn beſtärkte ihn in dieſem Vorſatz, und zum Theil auf deſſen Anregung entſchloß ſich Huber, den Sommer 1847 wieder in England zuzubringen, um dort von Neuem Land und Volk zu ſtudiren. Zugleich wollte er verſuchen, dort für ſeine ſocialen Projecte Propaganda zu machen. „Ich will ſehen," ſchrieb er an Albrecht, „in England und in Frankreich Intereſſe und vielleicht Entſchluß und That für meine Aſſociationen zu wecken. Kommt es dann von dort zurück, ſo hat es auch hier eher einige Chancen." Er arbeitete deshalb ſchon im Voraus engliſche und

französische Denkschriften über seinen Plan aus, den er den dortigen Verhältnissen anzupassen suchte.

Zuvor hatte er aber noch in Berlin den Zusammentritt des ersten allgemeinen preußischen Landtags zu erleben, da es ihm mit seinen Redactionspflichten nicht vereinbar erschien, wenn er bei diesem wichtigen Moment abwesend sei. Wie sehr ihn aber der Gang, den die Verhandlungen des Landtags nahmen, schmerzte, und wie lebhaft er es den Regierungsvertretern und allen Conservativen zum Vorwurf machte, daß sie die Liberalen nicht schärfer und schneidiger bekämpften, dem gab er nicht nur, wie wir schon oben erwähnten, im Janus entschiedenen Ausdruck, sondern er nahm auch sonst schriftlich und mündlich darüber kein Blatt vor den Mund. So heißt es in einem Brief an seinen Schwager Müller (25. 4. 1847), er möchte jetzt nicht auswärts sein, schon um des Geschwätzes willen, welches er dann über die preußische Politik würde hören müssen. Dann fährt er fort „Es würde mir gehen, wie dem ehrlichen Valentin:

Und möcht' ich sie zusammenschmeißen,
Kann ich sie doch nicht Lügner heißen!

Du weißt, ob ich sehr große Erwartungen von unseren Leuten hatte, ob ich sehr sanguinisch hinsichtlich des Ausgangs der ersten Bataillen sein konnte, — aber bei alledem übertrifft das, was wir erlebt haben, an Schmach und Schaden auch meine allerschlimmsten Erwartungen bei Weitem. Das Allgemeine, was ich darüber sagen konnte, wirst Du im Janus finden; die Details würden mich heute zu weit führen. So viel ist mir aber über allen Zweifel klar, daß wir nicht einen einzigen Mann unter allen denen, die irgendwie nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge zu einer erheblichen Rolle berufen sein können, besitzen, welcher der Sache auch nur entfernt gewachsen wäre, und eben so wenig versucht man auch nur nach dieser schmählichen Niederlage die wenigen zerstreuten conservativen Elemente zu einer Partei zu organisiren. Wie aber die Sache in den Ständen steht, magst Du daraus entnehmen, daß die Minorität, welche die liberale Adresse verwarf, noch zur Hälfte aus Radicalen bestand, denen sie nicht stark genug war, so daß die conservative Minorität kaum

50 Stimmen beträgt. Und noch den Tag vor der Abſtimmung gab es Excellenzen, die gar nicht an einer Majorität zweifelten. Doch genug! Du wirſt finden, daß ich im Janus leidlich grob (eklig ſagen die Berliner) werde, — aber das iſt Roſenwaſſer gegen das, was ich den Herren (inclusive den Excellenzen) viva voce inſinuire. Um Dir einen Begriff davon zu geben, wie die Sachen hier ſtehen, und was es für eine mauvaise plaisanterie iſt, Einem zuzumuthen, hier eine conſervative Preſſe zu gründen, erwäge nur die eine kleine Thatſache, daß der Gründer und Redacteur des einzigen ſelbſtändigen conſervativen Journals hier, — alſo meine Wenigkeit, — nicht Gelegenheit gehabt hat, einen einzigen der 600 patres patriae kennen zu lernen. Ich hatte zufällig einen alten Bekannten darunter, der mich leidlich au courrant hält. Aber auch Stahl, der einzige hier brauchbare Staatsrechtskundige und der Einzige, der (außer mir) einige parlamentariſche Praxis hat, — Stahl, der nur zu wenig perſönlich unbequem iſt, (wie ich es zu ſein mich rühme), iſt ganz in demſelben Fall! Den alleinigen Vereinigungspunkt aber, den die conſervativen Deputirten hier gefunden haben (beim Grafen Voß), habe ich veranlaßt, indem ich dem Alten geradezu ſchrieb: es ſei ſeine verfluchte Schuldigkeit. Und auch das geſchah denn zu ſpät und auf die ungeſchickteſte, unerſprießlichſte Weiſe, — nicht nur mit Ausſchluß aller anderen Leute (Nichtdeputirte), ſondern auch der bürgerlichen und bäuerlichen Deputirten, um die ſich kein Menſch kümmerte, obgleich ich noch nachträglich darauf aufmerkſam machte, und die denn ſämmtlich hinübergezogen wurden, obgleich ſehr viele, beſonders Bauern, in beſter oder guter Stimmung hier ankamen. Genug, es iſt himmelſchreiend, unglaublich, unverantwortlich! Und das Tollſte, daß auch jetzt die Selbſttäuſchungen und die Apathie fortdauert, daß man die Niederlage leugnet, um nur nichts thun, beſſern, nachholen zu müſſen".

Bei dieſer Stellung, die er zu den Dingen einnahm, hielt er es bald nicht mehr nöthig, während des ganzen Verlaufs der Landtagsverhandlungen in Berlin anweſend zu bleiben. Den ſcharfen Commentar, den er im Janus zu denſelben lieferte,

konnte er auf Grund der Zeitungsberichte auch auswärts ſchreiben, und ſo begab er ſich zunächſt mit der Frau nach Bremen, um dort einige Wochen im Hauſe des Schwiegervaters zu weilen, der wiederholt ernſtlich krank geweſen war, ſo daß man nicht ohne Sorge um ihn für die Zukunft ſein konnte. Nachdem er dann die Frau nach Berlin zurückgeleitet und ſich dort von Neuem über den Stand der Sache auf dem noch tagenden Landtag informirt hatte, begab er ſich im Juni auf die Reiſe nach England.

Jedes Mal wenn Huber auf längere Zeit allein verreiſte, hatte er an dem Schmerz des Abſchieds ſchwer zu tragen; oft genug verglich er ſich in den erſten Tagen mit dem Peter in der Fremde, der wieder nach Hauſe begehre, und es drängten ſich ihm immer wieder die Zweifel auf, ob die Reiſe wirklich nothwendig geweſen und ob ihre Reſultate des theuren Preiſes, der langen Trennung werth geweſen ſeien. So ſchrieb er auch dieſes Mal aus dem Hauſe des Schwagers in Halle (13. 6. 1847): „Das iſt doch ein ganz abſcheulicher Zuſtand, mit einem ſolchen Schmerz in der Seele in dies rohe laute Treiben der Eiſenbahn geworfen zu werden. Man wird zuletzt ganz ſtumpf und ſtupide — und erſt als mir hier ein freundliches Kindergeſicht wie ein Sonnenſtrahl entgegenleuchtete, kam ich wieder zu mir, — zunächſt freilich wieder zu dem lebendigſten Bewußtſein der Trennung, des Schmerzes, aber auch der Erinnerung und der Phantaſie, — und der Schmerz wurde mir nun lieb, und ich konnte mich mit ihm in dem lauten Treiben ſtille anbauen und Gemeinſchaft halten, — im erſten Augenblick aber hätten mich faſt die Thränen überraſcht".

Bei ſeiner Reiſe über Gotha, Eiſenach, Frankfurt war er erſtaunt, ſo wenig von einem Eindruck der Berliner Landtagsverhandlungen zu bemerken. In Gotha, ſchrieb er, ſeien beiſpielsweiſe nur die Frankfurter Zeitungen aufzutreiben, ſo daß man ſich dort ruhig darein finde, wenn man die Verhandlungen erſt nach 8 Tagen leſe, und es nicht für nöthig halte, deshalb andere Zeitungen anzuſchaffen. „Und nun behauptet man uns, das deutſche Volk folge mit Begeiſterung den Helden der Berliner Freiheit!" fügt er hinzu.

In Koblenz machte er einige Tage Station im Hause des Majors v. Höpfner, der dort seit zwei Jahren als Chef des Generalstabes des achten Armeecorps weilte, aber bereits an dem körperlichen Leiden schwer zu tragen hatte, welches ihn später zum Ausscheiden aus dem eigentlichen Heeresdienst nöthigen sollte und ihn bis zu seinem 1858 erfolgten Ende nicht wieder verließ. Höpfner, einer der tüchtigsten Militärs, der durch sein mit dem großen Preise für deutsche Geschichtswerke gekröntes Buch „die Geschichte des Krieges von 1806 und 1807" demnächst auch eine litterarische Berühmtheit werden sollte, hatte in Berlin zu dem Kreise gehört, in welchem Huber fast ausschließlich verkehrte. Aber es scheint, als ob die beiden Männer damals keine innere herzliche Stellung zu einander gewonnen hatten. Erst als jetzt in Koblenz Huber in das häusliche Leben des durch den Verlust von vier Kindern und durch das schwere körperliche Leiden hart geprüfte Leben hineinsah, als er dessen fromme Ergebung und daneben sein muthiges Kämpfen gegen die großen Schmerzen und seine ununterbrochne geistige Regsamkeit und Arbeitsamkeit beobachtete, da ward er nicht nur von der größten Verehrung vor dem tapfern Soldaten erfüllt, sondern es bildete sich auch in diesen wenigen Tagen eine herzliche Freundschaft, die ein Gewinn für das Leben bleiben sollte. „Mich hat es wunderbar bewegt," schrieb er bald, „daß ein Mann wie Höpfner, durch und durch Soldat, und so schwer geprüft als Mensch, mit nassen Augen von mir Abschied nahm. Ich fühle, daß mir der Aufenthalt in Koblenz in jeder Beziehung wirklich zum Segen ward, schon weil die Stellung so viel Aehnlichkeit hat, in die Höpfner und ich auf so verschiedenen Wegen gelangt sind. Man sollte das ja eigentlich nicht brauchen, um es zu erkennen, ja, um es zu *erleben*, daß alle Fehlschlagungen uns immer wieder zu dem einen führen sollen, was noth thut, — ja nicht nur das, sondern um auch zu erkennen, wie unendlich reich man durch des Herren Gnade noch immer bleibt, wenn man denn einmal wirklich Schiffbruch litte und in einem stillen Winkel unterkröche. Und *ich* gar, dem der Herr noch alle Kräfte zu ersprießlicher Arbeit gelassen, wie viel besser bin ich doch daran, wie der arme

Höpfner, und womit habe ich es verdient! Auch dafür ist es gut, wenn man die Dinge einmal wieder aus der Entfernung sieht, daß man nicht meint, das Heil der Welt liege daran, daß man *auch* den Löffel in der Suppe habe, sondern daß man die Sache unserem Herrn Gott mehr praktisch und einfältiglich anheimgiebt."

Belgien hielt unsere Reisenden wieder eine Woche fest. Freund Arnim war freilich nach Paris versetzt, von wo aus er dringende Einladungen an Huber ergehen ließ, denen dieser aber, weil sie ihn von seinem Ziel abführten, nicht folgen zu können glaubte; dagegen war jetzt v. Sydow preußischer Gesandte in Brüssel, zu dem Huber durch gemeinsame Freunde mancherlei Beziehungen hatte, und von dem er auch viel über die staatlichen Verhältnisse Belgiens erfahren konnte. Mehr aber noch fesselte ihn in Brüssel die vlämische evangelische Gemeinde, mit deren Geistlichen von Maasdieck er in ein herzliches Freundschaftsverhältniß trat, und von deren einfachem Gottesdienst er wiederum auf das tiefste erbaut wurde. Und um mit allen Angelegenheiten dieser Gemeinde und zugleich mit dem Leben des vlämischen Volkes recht bekannt zu werden, begleitete er den Pastor auf einer langen Wanderung zu seinen Armen und Kranken in alle Theile der Stadt und der Vorstädte. Da berichtete er denn unter Anderem: „Wir kamen zu einem armen Schuster, der mit Frau und drei Kindern in einem elenden Stübchen zwei Treppen hoch in enger Stinkgasse wohnt; er macht Damenschuhe, kriegt einen Frank für das Paar und das Magazin verkauft dasselbe Paar zu 6 bis 7 Franks; er kann etwa zwei Paar in drei Tagen machen, zahlt 70 Franks jährlich für das Stübchen, — die Frau macht Spitzen in ähnlichem Verhältniß, — und der gute Kerl war in seinem Herrn so vergnügt und freute sich so sehr über den Besuch von Mynheer Paster un een Broeder uit Dutschland, daß ich mich wahrlich schämte, ihn zu bedauern, und nur beiläufig an Association dachte. Einen Sparverein aber soll mir Maasdieck noch in diesem Jahr einrichten. Die Bekehrungsgeschichten, die man da hört, sind sehr merkwürdig. Ein armer Schuster hatte in seiner Landgemeinde erlebt, daß der Priester sich auf dem

Todtenbett in großer Seelenangſt angeklagt hatte, daß er Gottes Wort nicht gelehrt, ſondern verborgen und verleugnet habe; — er hatte ſeitdem überall nach Gottes Wort geſucht, bei den Prieſtern ſeiner Kirche, in den Klöſtern, bei den Communiſten und bei den Clubbiſten aller Art, bis er zufällig in Maasdieck's Kirche geräth und da in urplötzlicher Erkenntniß und Wiedergeburt findet, was er ſucht. Manche von den Leuten geſtehen, daß ihnen auch alles Weltliche ſeit ihrer Bekehrung beſſer gelingt, und daß ſie recht erfahren, wie das Wort und der Glaube auch die Verheißung dieſer Welt hat. Sie ſind eben fleißig und ordentlich geworden — das iſt Alles; aber ſie geben dem Herrn die Ehre".

In Gent galt es ein deutſch-vlämiſches Sängerfeſt zu erleben, zu dem rheiniſche Liedertafeln herbeigekommen waren. Wenn es ihm da auch etwas zu laut herging und er ſich in dem wirren Durcheinander nicht behaglich fühlen konnte, zumal er Conſcience und andere ihm bekannte Führer der vlämiſchen Bewegung vergeblich ſuchte, — ſo freute er ſich doch von Neuem der Fortſchritte, welche das Deutſchthum dort machte, und er war empfänglich genug, um ſich herzlich darauf zu freuen, wenn, wie das Programm in Ausſicht ſtellte, die ganze deutſch-vlämiſche Sängerſchaft am Ufer des „deutſchen Meeres" in Oſtende das „Was iſt des Deutſchen Vaterland" anſtimmen werde. Er beeilte ſeine Fahrt dorthin, um dies mit zu erleben. Dann ſchrieb er freilich: „Der Hauptſpaß, worauf ich es abgeſehen hatte, der Geſang am Meer, fiel aus, und mit Recht. Denn Jedermann fühlte, wie kümmerlich die 800 Menſchenſtimmchen gegen das Brauſen der von Fluth und Wind getriebenen, an dem hohen Wall ſich brechenden, ihn faſt überfluthenden See verſchwinden, ſich in der gewaltigen Stimme der Natur verlieren würden".

Die Verſuche, in den leitenden Kreiſen Belgiens Intereſſe für ſeine Aſſociationspläne zu gewinnen, erwieſen ſich als ziemlich erfolglos. „Die Leute haben jetzt mit ihrem Miniſterwechſel ſo viel Wind im Kopf," ſchrieb er, „daß ſich jetzt auch bei den Wenigen, die ſonſt dazu geneigt und tauglich wären, nicht viel Ernſt und Ruhe finden wird." Der Mann, auf den er in dieſer Beziehung beſonders gerechnet hatte, der Generalinſpector des Armen-

und Gefängnißweſens Ducpetieux, war abweſend, und er erwartete ihn in Brüſſel vergeblich. Aus Gent ſchrieb er ſodann: „Ich bin hier eine Stunde bei einem Canonikus de Decker geweſen und habe ihm in der Eile meine Aſſociation gepredigt — ſein beſchaulich breites, mehr bedeutendes als geſcheidtes Antlitz blieb ziemlich unverändert, doch hat er verſprochen, ſich meine Denkſchrift abſchreiben zu laſſen und zu ſtudiren, und es ſchien mir doch, als ob ihn die Sache wirklich frappirte. In Brüſſel habe ich nichts Anderes thun können, als das Manuſcript bei W. deponiren, um es Jedem mitzutheilen, der darnach fragt. So mag der Herr das Weitere thun, wenn der Same aufgehen ſoll. Wo nicht — nun ſo braucht Er ihn eben nicht, und damit kann ich mich ja auch beruhigen. Ach, es hängt ſich ja immer Eitelkeit an, von der man kurirt werden muß, und wenn weiter nichts dabei herauskäme, iſt das nicht auch genug? Eitelkeit — da bin ich letzthin an der Table d'hôte ganz unſchuldig dazu gekommen, mit eben ſo viel Nachbarn franzöſiſch, engliſch, ſpaniſch, italieniſch und deutſch zu reden, und als plötzlich eine Art von verwunderter Stille und ein: Voilà un Monsieur, qui parle toutes les langues am Tiſche herumging, — erſchrak und ſchämte ich mich Anfangs, hinterdrein aber kitzelte es mich doch. Vanitas vanitatum! Aber als ich heute dem Canonikus ſo eindringlich franzöſiſch vordociren konnte, freute ich mich auch, und das ohne Eitelkeit, weil ich dachte, auch dieſe Gabe könne dem Herrn dienen. Daß gerade in Belgien es beſonders noth thut, daß etwas in dieſem Sinne geſchehe, und daß dort auch beſonders günſtige Umſtände ſind, gab Decker mit voller Ueberzeugung zu. Welches Elend in dem geſegneten Lande herrſcht, beweiſen die Menge von ganz entſetzlich elenden Bettlern, welche in den glänzendſten Straßen herumkriechen und liegen, ſo daß man vor Herzweh weinen möchte und doch wieder bramarbaſiren muß, um nicht thörichtes Zeug zu begehen. Wer kann da helfen!"

Auch in England war er nicht glücklicher, ſo weit es ſich darum handelte, Verſtändniß und thätige Theilnahme für ſeine Aſſociationspläne zu gewinnen. In den verſchiedenen Kreiſen der Gelehrten und der Politiker, die ſich ihm wieder mit der größten

Gaſtfreundlichkeit öffneten, redete er von dieſen Dingen — man beſprach es als Gedanken, als intereſſantes Problem, — aber dabei blieb es. Huber klagt oft, daß die höheren Stände in gar ſo behaglichen, bequemen Verhältniſſen ſäßen, daß ſie gar nicht die Fähigkeit hätten, ſich ein wirkliches Verſtändniß für die Zuſtände der Armen zu ſchaffen. Er hatte hauptſächlich ſeine Hoffnung auf Lord Aſhley, den ſpäteren Lord Shaftesbury, geſetzt, der an der Spitze vieler Wohlthätigkeitsanſtalten ſtand und ihm von manchen Seiten als der rechte Mann genannt war. Durch den preußiſchen Geſandten Bunſen ward er bei ihm eingeführt, und Aſhley erklärte ſich auch ſogleich bereit, von Huber's engliſcher Denkſchrift Kenntniß zu nehmen. Bald heißt es aber in Huber's Briefen (18. 7. 1847): „Mit Lord Aſhley iſt, wie ich ſogleich dachte, Nichts zu machen. Nachdem er das Manuſcript 14 Tage in Händen gehabt, hatte er es doch kaum recht angeſehen, hatte Hauptpunkte mißverſtanden, — genug, es wirkt eben bei ihm, was hier überhaupt Alles der Art ſo ungeheuer erſchwert, wenn es ſich nicht mit einer ganz maſſiven Autorität Gehör erzwingen kann. Die Leute haben zwiſchen ihren Geſchäften, ihren Vergnügungen und dem breiten Comfort ihres täglichen Lebens keine Zeit und keine Sammlung, um ordentlich zu leſen, zu hören und zu erwägen. Aſhley hat mir auch noch eine Einwendung gemacht, die, wenn ſie gegründet iſt, der Sache hier ohne Weiteres den Hals bricht. Er ſagt: es iſt gar nicht daran zu denken, daß hier irgend Jemand Capital in ein Unternehmen ſteckt, das nicht als Geldſpeculation denſelben Vortheil verſpricht, wie Eiſenbahnen u. ſ. w. Damit wäre denn Alles geſagt, da ich eben von der Vorausſetzung ausgegangen bin, daß es Leute (wären es auch noch ſo wenige, und wäre es die Regierung) giebt, die frei von der Mammonsſeuche ſind und ſich aus höheren Gründen mit billigen Zinſen begnügen werden. Ich überzeuge mich vollkommen, daß es Thorheit wäre, eine Rundreiſe in die Provinzen auf die Möglichkeit hin zu unternehmen, dort Anklang zu finden. Der Augenblick iſt in Folge der bevorſtehenden Parlamentswahlen der allerungünſtigſte, und wenn er noch ſo günſtig wäre, ſo iſt die ganze Sache noch nicht reif, — die Geiſter ſind nicht genügend

vorbereitet. Uebrigens ist es höchst merkwürdig, wie die Sache in der Luft sitzt, da und dort wetterleuchtet. Ich bin drei bis vier Plänen auf der Spur, die da hineinschlagen, aber bisher nicht zur Ausführung kommen konnten. Eine interessante Thüre hat mir aber Lord Ashley eröffnet, indem er mich an einen Mann wies, um die neuen cheap lodging-houses (wohlfeile Wohnungen) zu sehen, die ein Verein baut, an dem er betheiligt ist. Das ist nun nichts Anderes, als wohleingerichtete „Familienhäuser", wo es aber die Aermsten für ein Fünfzigstel des Preises viel besser haben, als in den Wucherwohnungen, in denen sie bisher lagen. Das hätte ich mir nun ungefähr denken können, auch ohne es zu sehen. Aber der Mann, den sie als Inspector brauchen (Morison), hat selbst lange in Armuth und Elend gelebt, und er kann und will mir über eine Menge Dinge Auskunft geben, die ich sonst nicht so leicht erfahren könnte".

Durch Morison ward Huber noch in den letzten Tagen seines Londoner Aufenthaltes mit dem Inspector einer andern wohlthätigen Gesellschaft bekannt, welche sich die Aufgabe gestellt hatte, die Verpachtung kleiner Gartengrundstücke an Arbeiter dadurch zu vermitteln, daß sie den Besitzern Sicherheit für das Pachtgeld leistete, und welche auf diesem Wege schon viel erreicht hatte, indem sie viele Tausende von Arbeitern in die Lage versetzte, die seither von ihnen vergeudete überflüssige Zeit auf die Bearbeitung der kleinen Gärten zu verwenden und dadurch die ganze Lebenshaltung wesentlich zu heben. Mehr aber noch als durch dies Unternehmen ward Huber durch die Persönlichkeit des Inspectors Lauth angezogen, mit dem er einen ganzen Tag zur Inspection der Gärten umherwanderte, und durch den er sich dann noch bestimmen ließ, seinen Aufenthalt in England um einige Tage zu verlängern, um in seiner Begleitung nach Oconnorville zu reisen und sich diese, von den Anhängern des radicalen Oconnor auf socialistischen Principien gegründete Colonie anzusehen. Huber schrieb darüber: „Es ist die bedeutendste, ja einzig bedeutende Verwirklichung der Association, aber sie verfolgt die Gemeinschaft nur bis auf einen gewissen Punkt, nämlich so weit es sich um Besitz von Land, Haus und Wahlrecht (freehold) und um eine

Schule handelt; darüber hinaus perhorresciren ſie ſogar jede Gemeinſchaft, um ihre radicale Unabhängigkeit nicht zu beeinträchtigen. Genug aber, da ſind auf einem Gute, was die Aſſociation gekauft und in Loſe von zwei bis vier Acres zerſchlagen hat, jetzt 35 Familien auf eigenem Grund und Boden in netten Häuſern angeſiedelt, die früher gar keinen Beſitz als ihre Arbeit hatten. Auf dieſelbe Weiſe werden bis Ende des Jahres 800 Familien in verſchiedenen Gegenden angeſiedelt ſein, und wenn die Sache ſich halten kann und ſo fort geht, ſo können es in drei bis vier Jahren zehn bis zwanzig Tauſend ſein, und das giebt eben ſo viele radicale Stimmen für Oconnor und andere chartiſtiſche Demagogen. Wenigſtens dieſe politiſche Seite der Sache ſollte die Herren Conſervativen aufmerkſam machen und zu eigener Thätigkeit antreiben, — aber es iſt gerade wie bei meinem letzten Hierſein mit der Antikorngeſetzleague, — kein Menſch wußte davon, wenn ich in den vornehmen Kreiſen darnach fragte, — höchſtens hatten ſie einmal davon geleſen, gehört — es wäre Alles Humbug, ſagte man mit vornehmer Verachtung. Für meine Aſſociation habe ich aber doch zuguterletzt noch eine Thüre, oder doch einen ſoliden Haken gefunden, wo ich ſie hängen laſſen konnte, — ein Feld, auf dem das Körnlein denn unter Gottes Segen gedeihen mag, wenn's gut und nöthig und an der Zeit iſt. Ich habe nämlich mein Promemoria auf den Rath von Lauth, der ein guter, verſtändiger, wohlmeinender Mann iſt, dem Comité ſeiner Geſellſchaft, der Society for the improvement of the condition of the labouring classes übergeben, wo es jedenfalls früher oder ſpäter in Erwägung gezogen wird, und zwar nicht von einem Manne allein, ſondern von mehreren, ſo daß es nicht blos auf Mißverſtand oder Unverſtand eines Einzigen ankommt. Jedenfalls iſt mir das ſachverſtändige Urtheil des Subalternen, meines Mr. Lauth wichtiger, wie das Sr. Lordſchaft".

Das war Alles, was Huber diesmal in England zur Verwirklichung ſeiner Aſſociationsideen zu thun vermochte. Er verhehlte ſich nicht, daß dies den Hoffnungen gegenüber, mit welchen er nach England gekommen war, verſchwindend klein war, und mancher Brief ſpricht es aus, wie ſchwer er daran zu tragen

hatte. So schrieb er aus London (18. 7. 47): „Was die Association betrifft, so habe ich mich auch überzeugt, daß der Herr meiner dazu nicht bedarf, — mich dazu nicht brauchen will, wenigstens hier nicht, und da ergebe ich mich ohne Bitterkeit oder Kleinmuth. Sieh, — man kommt sich in diesem Treiben so klein vor, so unbedeutend, man greift so mit Händen, wie wenig auch die bedeutendsten Leute und Kräfte und Mittel eigentlich selbständig sind und thun, daß solche Entsagung vielleicht nur zu sehr erleichtert und ihrer heilsamsten Bedeutung als schmerzliches Opfer, das dem Herrn darzubringen ist, beraubt werden kann. Doch bin ich mir bewußt, daß der Herr mich überhaupt zu einer inneren Krisis der Entsagung hingedrängt und sich dazu auch dieser Weise bedient hat, und daß sie mir zum Heil gereichen und zur wahren Freudigkeit führen wird, wenn wir Ihn in uns wirken lassen. Es bleibt ja auch so, auch ohne Janus, ohne Association, — ja selbst im schlimmsten Falle ohne Vorlesungen noch so viel, ein so reiches geistiges Leben offen, — und wenn das Alles nicht wäre, und es bliebe nur das Eine: „meiner Seelen Seligkeit schaffen in Furcht und Zittern", und ich überzeugte mich, daß ich keinen andern Beruf habe, als den, daß ich damit vollauf zu thun habe, nun warum nicht auch darauf mit Freudigkeit und Dank sich beschränken!"

Doch die Association war nur der eine Zweck, den Huber diesmal in England verfolgte, — der andere Zweck war, sich von Neuem über die gesammte Lage der dortigen öffentlichen Zustände zunächst mit Rücksicht auf sein beabsichtigtes Colleg zu orientiren, — und für diesen Zweck fand er alle Wege gebahnt, und es boten sich ihm wieder Vortheile, wie sie wenigen Reisenden geboten werden. Einzelne seiner früher gewonnenen Bekannten waren zwar abwesend oder anderweit in Anspruch genommen, wie Murray, Heywood u. a.; dagegen nahmen ihn die übrigen wieder mit der herzlichsten Freundlichkeit auf und suchten in jeder Weise seine Wünsche zu fördern und ihn mit bedeutenden Leuten bekannt zu machen. Bei Lockhart, dem Schwiegersohn Walter Scott's, bei Chadwick, „einem der bedeutendsten und interessantesten Männer, dem eigentlichen Schöpfer der Armengesetze", wie Huber

ſchrieb, bei Wright, ſeinem alten litterariſchen Freunde, bei Ackland oder ſeinem Sohne Sir Thomas A., oder bei manchen anderen, meiſtens toryiſtiſch geſinnten Männern war Huber, ſo lange er in London war, faſt der tägliche Frühſtücksgaſt, und er liebte dieſe Art der Geſelligkeit beſonders, weil ſie ihn nicht zu lange in Anſpruch nahm und er dabei am bequemſten eine Menge Dinge frageweiſe abzumachen und geſprächsweiſe viele Auskunft zu erhalten vermochte, die er ſonſt nur mit mancher Mühe erlangt haben würde. Er beſchränkte ſich diesmal bei ſeinen Unterſuchungen und Beobachtungen weſentlich auf politiſche und ſociale Fragen, und nur ganz ausnahmsweiſe, und nur wenn ſie auf ſeinen Wegen lagen, geſtattete er ſich auch auf künſtleriſche oder litterariſche Dinge zu achten.

Seine Freunde ſorgten, daß er alle möglichen Staatsactionen als unmittelbarer Zeuge mit erlebe. So erſchien er im Gefolge des Sprechers des Unterhauſes vor den Schranken des Oberhauſes, um königliche Botſchaften anzuhören, er wohnte der Auflöſung des Parlaments bei, weilte halbe Tage im Büreau des für die neuen Wahlen eingerichteten toryiſtiſchen Centralcomités, um einen Blick in das ganze Wahlgetriebe zu erhalten, er ſtand mit dem Wahlcomité auf der Plattform des aufgerichteten Gerüſtes (den Huſtings), als die Wahlcandidaten von Weſtminſter mitten unter dem lärmenden Abhub des hauptſtädtiſchen Pöbels ihre Wahlreden hielten, er ſah dann wieder den vergleichungsweiſe ſtillen und friedlichen Verlauf einer Grafſchaftswahl und tafelte ſpäter in Cambridge in der Halle des Chriſtcollegs mit den aus allen Theilen des Landes zur Wahl herbeigeeilten Univerſitätswählern. Während der Sitzung des Londoner Polizeigerichts gab ihm der Richter ſelbſt, dem er empfohlen war, die gewünſchte Aufklärung, und um ein vollſtändigeres Bild des engliſchen Gerichtsweſens zu erhalten, begleitete er die ihm befreundeten Richter Coleridge und Alle zu den Oxforder Aſſiſen, die er unter ihrer Führung und fortwährenden Erläuterung in allen Einzelheiten kennen lernte. „Dafür hatte ich die Ehre," ſchrieb er, „mit dem einen Richter zuſammen in der Kutſche feierlich unter Trompeten- und Paukengetöſe und mit Trabanten und

Krethi-Plethi nach der Wohnung der Richter zu fahren, — offenbar hielten die Leute mich für sehr etwas Großes, weil his Lordship mich so honorirte, obgleich ich mich bescheidentlich und aus Respect vor der richterlichen Gewalt auf den Rücksitz setzte. Dann war ich noch bis spät Abends mit den beiden Richtern zusammen. Viel über die Oxforder Erlebnisse kann ich nicht sagen. Nur so viel, — es ist ein Hauptzug des englischen Verfahrens, daß es sich so menschlich und christlich dem Menschen und Leben anfügt, und das bei aller Würde und Strenge. In einer würdigen Persönlichkeit dargestellt, ist so ein englischer Richter eine der schönsten Erscheinungen. Coleridge, wie er so da saß in seiner weißen Perücke und in scharlachenem Talar, ernst und mild, schwebt mir als ein unvergeßliches Bild, wie etwa einer der besten Italiener oder Niederländer aus dem 16. Jahrhundert vor."

Durch Wright und Newman ward Huber nach Warwick geführt, um dort die Jahresversammlung der british archaiological association mit zu erleben. Boten ihm nun auch die etwas lang hinausgezogenen archäologischen Vorträge nicht viel Interessantes, so war es doch auch wieder ein Mittel, um neue Seiten des englischen Lebens kennen zu lernen und die gewonnenen Eindrücke zu vervollständigen. Auf den gemeinsamen Ausflügen wurden einige der schönsten und reichsten Landsitze besucht und allerlei historisch interessante Localitäten, namentlich Kenilworth, Warwick und Stratford besichtigt. Aus letzterem Orte sandte er seiner Frau ein Bild des verfallenen Shakspeare-Hauses und schrieb darunter: „In diesem Haus und in dem Kämmerlein, worin Shakspeare geboren, muß ich diesen Brief wenigstens anfangen, wenn ich auch bald genug von der wilden Jagd der Archäologen gestört werden sollte, der ich glücklich durch einen tüchtigen Marsch von Warwick her entkommen bin, während das Mob zu Roß und zu Wagen auf allerlei Umwegen und nach allerlei luncheons nachbraust. Es wäre mir nicht möglich gewesen, unseres Shakspeare Reliquien in diesem Getümmel sehr unwürdiger Geister oder Ungeister zu beschauen. Und der Eindruck ist wirklich überwältigend, so daß mir die Thränen in die

Augen ſtiegen, — aber beſonders wegen des zu ſtarken Contraſtes. Denke Dir dies Häuschen ſo elend und klein, wie nur das elendſte Marburger Häuschen, und das enge Zimmer ebenſo — und das iſt die Wiege des Mannes, in deſſen Seele ſich, wie nie in eines Menſchen Seele, die Welt, die ganze Schöpfung und Geſchichte geſpiegelt, und der ſie für uns durch den Zauber der lebenden Dichtung wiedergeſchaffen hat; — es iſt wirklich ſo beſchämend, daß man das Gefühl hat, Unſereins müßte eigentlich in Maulwurfslöcher kriechen, ſtatt in ſauberen, hohen Zimmern zu ſtoliren, — aber da geht's los, die Archäologen ſind da und ich ſchließe!"

Um das engliſche Landleben noch näher kennen zu lernen, folgte er einer der manchen ihm zugegangenen Einladungen, — auch Carlyle hatte ihn gebeten, zu ihm zu kommen, er konnte aber nicht die dazu nöthige Zeit gewinnen, — und brachte einige Tage bei Ackland zu. Er ſchrieb darüber: „Es iſt wahr, dies Landleben iſt paradieſiſch und zugleich die durchgebildetſte Civiliſation, der höchſte Comfort, — nicht blos in materieller Beziehung, ſondern auch geiſtig und gemüthlich, — nur eben zu bequem, um nicht einige Trägheit des geiſtigen Lebens, einige Läſſigkeit des Willens zu erzeugen. Im Anfang — und um dieſen Anfang zu überwinden, war meine Zeit zu kurz, — läßt der Ueberfluß von Eleganz und Comfort, dann die vielen Regeln oder hergebrachten Weiſen, jedes Ding wie Eſſen und Trinken u. ſ. w. zu betreiben, endlich das viele „Dreſſen" (beſonders wenn die Garderobe nicht ſehr reichlich iſt) nicht recht zur Behaglichkeit kommen. Ich habe mich übrigens dort nicht blos amüſirt, — im Gegentheil, wenn ich denke, was ich in den zwei Tagen Alles geſehen an farmhouses, cottages u. ſ. w. und Alles erfragt habe, ſo muß ich über mich ſelbſt erſtaunen. Aber Ackland war auch unbezahlbar, wie er überall mit mir herumlief, in die Häuſer hineinging, mir antwortete und ſelbſt fragte, — wobei er geſtand, ſelbſt ſehr viel zu lernen, was er längſt wiſſen ſollte".

Während des diesmaligen engliſchen Aufenthalts kam Huber mehrfach mit Bunſen zuſammen, der bei ſeiner früheren Anweſenheit auf Reiſen geweſen war. Huber ſchrieb ſchon nach dem

erſten Beſuch: „Der Fuchs war denn ſehr cordat und freilich inſofern kein Fuchs, als er für den, der es verſteht, ſehr offen mit der Sprache herauskam. Er brachte das Geſpräch ſogleich auf den Landtag, und da er ſofort in's Peroriren und Dociren kommt, ſo war ich nach den erſten zehn Minuten in's Klare, daß auch dieſer Brutus (et tu Brute!) den „König unter ſeinem Mäntelchen längſt abgethan hat" (ſagen die Spanier). Er findet an Vincke, Beckerath, Hanſemann, Dahlmann, Gervinus gar nichts Erhebliches auszuſetzen, — geſchweige denn an den Abſtimmungen und Beſchlüſſen der Majorität, — er behauptet, die Leute wollten gar nichts Anderes, als was der König im Grunde auch wolle, — ein bischen früher, ein bischen ſpäter, das ſei einerlei, — es könne ſich doch nur um zwei Wege handeln, entweder um den, welchen die Haller'ſche Schule (Radowitz, Lancizolle) empfehle, und welcher unmöglich, thöricht ſei, — und um den andern, welchen der König eigentlich gehen wolle, wozu es aber einiger ſanfter Gewalt bedürfe, und eben dieſe werde ihm von den genannten Herren applicirt. Suchte ich ihn z. B. bei Gervinus feſtzuhalten, ſo wich er aus und meinte, das ſeien Doctrinen, darüber ließe ſich ſtreiten. „Gut, aber die Herren Vincke u. ſ. w. wollen dieſe Doctrinen verwirklichen und ziehen die Majorität hinter ſich her." Nun, — wenn auch, — Revolution ſei es doch nicht. Den franzöſiſchen Conſtitutionalismus wolle er nicht gerade vertreten, wenn gleich u. ſ. w.; aber der werde auch in Deutſchland, in Preußen gar nicht aufkommen, den wolle kein Menſch. „Ja, was wollen denn eigentlich die Herren?" — Nun das engliſche Syſtem, wie es Dahlmann predigt — da habe der König alle Macht, die er irgend bedürfe, — das ſei vollkommen monarchiſch, — nirgends ſei der König mächtiger, als in England u. ſ. w. Dann leugnete er freilich immer wieder, daß Vincke u. ſ. w. das wollten, — woher ich's wüßte? „Sie haben es ſelbſt geſagt, z. B. Gervinus..." Ach Gervinus, der habe gar nichts zu bedeuten. „Aber es iſt doch die Doctrin, das Programm, wozu ſie ſich auch für Preußen bekennen." — Nun, was es denn am Ende ſo Schlimmes ſei u. ſ. w. Von einem dritten möglichen Wege, wie ihn etwa Stahl dargeſtellt, und wie er

durch die gegebenen Verhältniſſe begründet ſein könnte, wollte er gar nichts wiſſen, — ſondern er kam immer wieder auf die zwei Doctrinen, die Haller'ſche, die unmöglich ſei, — und die conſtitutionelle, die er bald vollkommen annahm, um ſich bald wieder gegen ſie zu verclauſuliren und hinter die engliſche zu verſtecken. Jedenfalls waren aber Vincke und Conſorten vortreffliche, praktiſche und patriotiſch-lohale Leute. Ich warf nur Einzelnes dazwiſchen, — denn er docirte immer fort und hob dabei mehrmals hervor, daß er dem Könige immer alles das gerathen habe, wozu es nun doch kommen werde. „Aber das iſt doch eben jene Doctrin, oder ſie ſoll es über kurz oder lang werden." Doch nicht, — aber wenn auch u. ſ. w. Genug es ging immer im Kreiſe umher, und in Summa: es war der conſtitutionelle Miniſter in Petto. Der arme König, — das ſind ſeine nächſten, vertrauteſten Räthe".

Von dem letzten Zuſammenſein mit Bunſen berichtet Huber: „Zuletzt fing er wieder vom Landtag, von Beckerath und ſeiner herrlichen Rede an. Ich opponirte ſcharf, und ſo trennten wir uns ſehr charmant als die beſten Feinde".

Nach Berlin zurückgekehrt, begann Huber, das in England gewonnene Material zu bearbeiten. Der Janus brachte eingehende Artikel über das engliſche Parteiweſen, und im Winterſemeſter 1847/48 hielt er das angekündigte Colleg „über den gegenwärtigen Zuſtand Englands". Er hatte damit eine Bahn betreten, auf der er eine dauernde und erſprießliche akademiſche Thätigkeit finden zu können hoffte. Nicht nur, daß er im Anfang die anſehnliche Zahl von mehr als 40 Zuhörern vorfand, worunter freilich manche Nichtſtudirende, namentlich Offiziere; ſondern es blieb ihm auch, was er kaum erwartete, die Mehrzahl derſelben das ganze Semeſter hindurch getreu, und ſelbſt nach mancherlei Unterbrechungen, welche durch heftige und langwierige Podagraanfälle herbeigeführt wurden, fand ſich immer wieder die getreue Schaar in gleicher Stärke zuſammen. Und Huber gewann denn auch wieder einige Zuverſicht und Freude in ſeinem Lehramt, und entwarf ſchon den Plan, wie er im nächſten Sommer ein ähnliches Colleg über die Zuſtände Frankreichs und dann weiter über

die der wichtigsten anderen Culturländer lesen wollte. Aber die hereinbrechende Revolution sollte Alles anders machen und auch in Huber's Lebensgang tief eingreifen.

Der Ausgang des Pariser Reformbanquetts überraschte ihn nicht, — er hatte schon lange die kommenden Stürme vorhergesehen und vorhergesagt. Als der Schreiber dieses ihm die erste Kunde von der Abdankung Louis Philipp's bringen konnte, erwiderte er mit voller Ruhe und Klarheit: „Dann werden wir bald, vielleicht schon heute Abend, die Nachricht haben, daß in Paris die Republik erklärt ist, und sie wird wenigstens das Gute haben, daß es einige Menschen in Frankreich giebt, welche an sie glauben, während an das seitherige Regiment Niemand mehr geglaubt hat". Und am Abend desselben Tages traf auch schon die Nachricht von der Einsetzung der provisorischen Regierung und Proclamation der Republik ein.

Die Tage, welche dann auch über Deutschland hereinbrachen, sollten für Viele, die seither auf Seiten der Regierungen gestanden hatten, zur Feuerprobe werden, und nicht Wenige derselben haben die Probe nicht bestanden. Mancher der conservativen Vorkämpfer verstummte und verschwand vollständig vom Schauplatze, und andere suchten sich den Forderungen der neuen Zeit auf's beste anzupassen. Huber hat aber in jenen Sturmtagen die seither von ihm hochgehaltene Fahne nicht verleugnet; er hat sie vertheidigt, so lange noch irgend eine Möglichkeit war, sie aufrecht zu erhalten, und er hat sich auch nachher zu ihr bekannt, wo sich Gelegenheit dazu bot, mochte er sich damit immerhin nach allen Seiten noch mehr, als seither schon, gänzlich isoliren.

Schon am 29. Februar schrieb er für den Janus einen Artikel „Die französische Revolution als Gericht über die constitutionelle Doctrin", und gab darin ein durch die spätere Geschichte vollständig bestätigtes Bild der Zukunft Frankreichs. Er sagte voraus, daß die Faiseurs der seitherigen constitutionellen Coterieen, Thiers u. s. w., sich zwar Anfangs ein wenig gegen die Republik sträuben würden, daß sie aber eigentlich in gar keinem entschiedenen innern Gegensatz zu ihr ständen und daher zuletzt der Sache die beste Seite abgewinnen würden, um das alte Spiel

unter einem neuen, und in der That angemeſſeneren Namen und mit bequemeren Formen zu beginnen. Sie würden meinen, wenn etwa die Pairskammer abgeſchafft, das Wahlrecht etwas erweitert und der conſtitutionelle König durch einen Präſidenten erſetzt ſei, könne Alles beim Alten bleiben. Aber der Dämon, mit dem die conſtitutionelle Agitation gebuhlt habe, und den ſie zu ihren kleinlichen Intriguen glaubte ausbeuten zu können, der werde ſich nicht damit begnügen; der Communismus werde ſein Haupt erheben, man werde die ſocialen Fragen, welche die erſte Revolution ungelöſt hinterlaſſen habe, jetzt zu löſen unternehmen, und werde es in übereilter, gewaltſamer, falſcher Weiſe thun, und das Reſultat werde die Anarchie ſein, aus welcher der Terrorismus und militäriſche Despotismus die einzige Hülfe ſein werde. Aber aus dieſem Schreckensbild, was Frankreichs Zukunft zeige, ſchöpfe er die ſchönſte Hoffnung für Deutſchland; — denn nur die völlige Verblendung doctrinärer Pedanterie, Dürre, Beſchränktheit und Eitelkeit, oder unverantwortliche Frivolität, Rohheit oder Selbſtſucht könne ſich der Thatſache verſchließen, daß die Pariſer Ereigniſſe die conſtitutionelle Doctrin mit allen Fictionen und Täuſchungen, mit ihrer angeblichen Repräſentation des Volkes, Unverletzbarkeit des Königs und Verantwortlichkeit der Miniſter, ihrer Impotenz zu jeder erſprießlichen und würdigen Behandlung der Aufgaben der Zeit und ihrem Mangel ſowohl an Macht als an Recht dem Radicalismus gegenüber auf das gründlichſte gerichtet hätten. Drei Tage ſpäter ſchrieb er einem Freunde: „Ich halte die „Monſtre-Sauerei", die in der capitale de la civilisation geſchehen iſt, in Beziehung auf uns und auf die geſammten europäiſchen Verhältniſſe für ein ganz unverdientes und unverhofftes Glück, indem es wenigſtens eine Möglichkeit der Rettung giebt, wo bei dem bisherigen Gange allmählicher Auflöſung, ſachten, glatten Hinabgleitens der Untergang in dem am Ende des Abhangs gähnenden Abgrunde abſolut ſicher war, während eben ſeither kein Anſtoß ſtark genug war, um uns aus dem Traum zu wecken. Ob nun, nachdem der gnädige Gott die trügeriſche Decke von dem Abgrund geriſſen hat und Jeder, der nicht abſolut ſtockblind iſt, ſieht, wohin wir rutſchen, — ob jetzt wirklich ein

Ermannen ſtattfinden wird, weiß ich freilich nicht; doch es iſt möglich und damit iſt Alles ſalvirt. Geht auch dieſe Warnung verloren, — nun etwas langſamer, etwas ſchneller zum Teufel fahren, darauf kommt wenig an, und ſind wir jedenfalls jetzt nicht ſchlimmer daran, als vorher!"

Auch die Nachrichten von den ſchnellen Siegen der Revolution in Süddeutſchland machten ihn noch nicht muthlos. Am 7. März ſchrieb er noch im Janus: „Das ſüdweſtliche Deutſchland iſt durch unheilbare Verblendung oder Perverſität der liberalen Agitation, durch verhängnißvolle Apathie und Erſtarrung der conſervativen Elemente und durch unverantwortliche Schwäche der Regierungen den radicalen Extremen der conſtitutionellen Doctrin Preis gegeben worden, welche nun dem republikaniſch-communiſtiſchen Radikalismus rechtlos und auf die Länge wehrlos gegenüber ſteht — und das vor dem Feind! Mit anderen Worten: das ſüdweſtliche Deutſchland hat das tödtliche Gift als Heilmittel verſchlungen, und auch in Sachſen, in Heſſen bereitet ſich Aehnliches vor. Sogar der Bundestag ſcheint durch ziemlich vage Verſprechungen den Weg der Conceſſionen wenigſtens ſich offen zu halten, wodurch denn der gute Eindruck, den es machen könnte, daß er endlich ein Wort zum deutſchen Volk redet, ſehr getrübt wird. So kommt alſo um ſo mehr Alles auf Preußen, auf den König und ſein Volk an, und wenn nur hier noch die rechte That mit dem rechten Wort nicht zu lange auf ſich warten laſſen, ſo iſt noch nichts verloren, ſondern dem preußiſchen Adler öffnet ſich die ruhmvollſte deutſche Zukunft. Aber wahrlich, es iſt kein Augenblick zu verlieren mit Unentſchiedenheit, mit halben Maßregeln, mit Schweigen. Noch iſt es nicht zu ſpät, jene aus dem tiefſten Pfuhle des Mißtrauens und der Zerrüttung entſtiegenen dämoniſchen Trugbilder durch wahre deutſche Einigkeit und Vertrauen zu erſetzen. Noch wäre es Zeit, durch ein deutſches, offenes, ernſtes Fürſtenwort an das Volk, an die Stände, mit Hinweiſung auf das furchtbare Gericht, was in Frankreich über die falſche Freiheit und Namensmonarchie ergangen iſt, und auf die Gefahren, welche Deutſchland unfehlbar von dort drohen, Preußen wenigſtens in jener wahren Einigkeit zu ſtärken.

Das Volk, die Mehrzahl der Stände selbst wird, wenn Wort und That und Haltung nur dem großen Moment entsprechen, keine Schwächung, keine Zersplitterung der königlichen Macht als Bedingung der Wehrpflicht gegen das Vaterland fordern; das Volk, die Stände würden begreifen, daß es Momente giebt, wo eine vorübergehende freiwillige Entsagung in der Ausübung schon vorhandener Freiheit die edelste That eines Volks sein kann. Mit einer *solchen* Verständigung zwischen König und Volk, gleichviel in welcher Form, würde es Preußen möglich, seinen hohen dictatorischen Beruf in dieser Gefahr des deutschen Vaterlandes zur Wahrung und Herstellung des *Rechts*, der Ehre Deutschlands nach Innen und Außen zu üben, als Grundbedingung aller gesunden freien Entwicklung eines einigen Deutschlands. Und sollte es nicht *noch* möglich sein, *dazu* die Mitwirkung des Bundestags, sein videat ne quid detrimenti capiat Germania zu erlangen? Löst sich aber der Bund selbst auf in dem heillosen Treiben des Radicalismus und der eigenen Concessionen, nun dann hat Preußen freie Hand! Aber von alle dem, von Allem, was wirklich noth thut, kann nicht die Rede sein, ohne rasches, kräftiges, entschiedenes Handeln, und wenn wir nicht binnen wenigen Tagen auf einem für rasches Einschreiten zur Herstellung der *Bundesordnung* geeigneten Punkte 30—40,000 Mann beisammen sehen, so schließen wir daraus, daß Preußen das südwestliche Deutschland dem Radicalismus überlassen will. Nun — dann rette man wenigstens das mittlere und nördliche Deutschland durch ehrliche entschiedene Vereinigung mit Hannover, Oldenburg, Mecklenburg, welche alle *noch* zu retten sind, weil das *Volk* dort ganz sicher *nicht* radicale Constitutionen will. Entsagt dann nur das südwestliche Deutschland ehrlich der radicalen Propaganda, so gilt es noch immer Maßregeln der gemeinsamen Vertheidigung nach Außen".

Huber mußte bald erkennen, wie er mit seinen Hoffnungen und Anschauungen wieder ganz vereinsamt stand, und ein Artikel vom 12. März giebt dem tiefen Schmerz darüber Ausdruck, daß Deutschland in einem Augenblick, wo es nach Außen hin seiner ganzen Kraft bedürfe, im Innern desorganisirt und mancher

Orts ſchon der Anarchie verfallen ſei. Doch hoffte er noch auf Preußen. „Dort iſt noch nichts verloren," ſchrieb er; „noch kann durch Wahrheit, Offenheit, Weisheit, Liebe, Beſonnenheit, und vor allen Dingen durch Kraft, durch Entſchiedenheit und wieder Entſchiedenheit und nochmals Entſchiedenheit Alles erhalten, gerettet, ja die ſchönſte, höchſte Wirklichkeit erſtrebt werden."

In einem Briefe vom 14. klagte er aber ſchon, wie die Ueberſchwemmung von Unheil und Thorheit auch in Berlin täglich höher ſteige; doch ſetzte er hinzu: „Was aber auch auf höherem Terrain geſchehen mag, von Pöbeldemonſtrationen und von der Emeute wird man ſich hier nicht übertölpeln laſſen".

Der 18. März ſollte zeigen, daß auch dieſe Hoffnung nicht beſtehen ſolle. Für Huber war es aber der größere und tiefere Schmerz, als er am Mittage, da noch volle Ruhe in der Stadt herrſchte, die Kunde erhielt, daß der König die liberale Fahne angenommen und ſich zum vollen Syſtemwechſel entſchloſſen habe. Während vor dem Schloſſe zu Ehren der zugeſagten Freiheit und Einheit jene Jubeldemonſtrationen ſtattfanden, die ſich jählings in den heilloſen Barrikadenkampf verwandeln ſollten, wanderte Huber tiefgebeugt in den abgelegenſten Theilen des Thiergartens und ſuchte mit ſeinen alten Hoffnungen und Beſtrebungen abzuſchließen und einen Plan für ſeinen neuen Lebensweg zu gewinnen. Die Nachricht von dem Ausbruch des Kampfes in der Stadt weckte noch einmal eine ſchwache Hoffnung in ihm. Der Schreiber dieſes, der damals als Student in Berlin weilte, kann darüber aus eigener Kunde berichten; er hatte auf dem Schloßplatze den Kampf entſtehen ſehen und in der Univerſität die furchtbaren Scenen der Leidenſchaft durchlebt, welche die Studentenſchaft in jenen Nachmittagsſtunden zerſpaltete, und er war dann zu dem Freunde ſeiner Eltern geeilt, um von dem Geſehenen und Erlebten zu berichten. Huber war völlig ruhig, gefaßt und milde, und ſein erſtes Wort war, daß er den Erzähler bat, ſeiner Gattin gegenüber die einzelnen ſchrecklichen Bilder nicht auszumalen und ſie vor den widrigen Eindrücken zu bewahren, welche ſie hervorrufen müßten. Als ich ihn ſpät Abends

auf einem Gange zu den Thoren der Stadt begleitete, den er halbgelähmt trotz ſeiner heftigen Podagraſchmerzen unternahm, um Nachrichten über den Verlauf des Kampfes zu erhalten, da ſprach er ſich in der Erregung und unter dem Eindruck der ganzen uns umgebenden kriegeriſchen Situation offener und lebhafter aus, als es ſonſt der Jugend gegenüber ſeine Art war. Er zweifelte nicht an dem vollen und baldigen Siege der Truppen; er hoffte, daß der König jetzt den vor ihm auftauchenden Abgrund erkannt haben würde, daß er darauf verzichte, in den großen Städten Beifall und Anerkennung zu ſuchen, daß er vielmehr fortan ein rechter König für die Bauern ſein werde, der auf dem Lande die ſtarken Wurzeln ſeiner Kraft ſuchen und das Wohl der Armen zu ſeiner Hauptaufgabe machen werde. Nach Hauſe zurückgekehrt, holte er ſeine alten, in Spanien geführten Waffen hervor, lud Gewehr und Piſtolen, um für einen etwaigen Beſuch bedenklicher Perſonen gefaßt zu ſein, und machte es dann auch in jener Schreckensnacht trotz des aus der Stadt herübertönenden Kampfgetöſes möglich, ſich durch ruhigen Schlaf zu ſtärken.

Es war ein eigenes Verhängniß, daß Huber während dieſer Zeit und den ganzen Sommer 1848 hindurch ſo ſchwer durch Podagra heimgeſucht war und dadurch immer wieder an jeder freien Bewegung gehindert ward. So war er ſehr oft, wozu ihn ſonſt ſeine ganze Art unwiderſtehlich gedrängt haben würde, an dem unmittelbaren Miterleben der damaligen Ereigniſſe, an den Verſuchen zum ſofortigen thätigen Eingreifen, an allem thatkräftigen Handeln gehindert, und mußte den ganzen Schmerz über den weiteren Gang der Dinge in unthätiger Stille auskoſten. Die Anſtrengungen, denen er ſich am 18. unterzogen hatte, vermehrten wieder das Uebel; und da er ſich doch kraftlos fühlte, ſchien es ihm am räthlichſten, die ſchon früher geplante Reiſe nach Bremen auszuführen, wo der Schwiegervater wieder ſoeben ſchwer krank geweſen war und jetzt als Mitglied des Senats unter dem Druck der Ereigniſſe dringend der Theilnahme und des Beiſtandes zu bedürfen ſchien. Aber es duldete Huber nur wenige Tage in Bremen; er ließ ſeine Frau dort zurück und traf ſchon am 25. März wieder in Berlin ein, und auch

dieſe kurze Abweſenheit machte er ſich nachträglich zum Vorwurf. In mehreren Briefen deutet er es an, wie ſehr er bedauere, nicht an ſeinem Platze geblieben zu ſein.

Im Uebrigen ſpricht ſich in den erſten Briefen nach ſeiner Rückkehr getroſte und muthige Entſchloſſenheit aus; er iſt bereit, zu ſeinem Theil den Kampf für Recht und Ordnung mit den neuen, durch die Umſtände gebotenen Waffen in friſcher Kraft alsbald wieder aufzunehmen; ja es klingt faſt, womit auch die von anderen Seiten ſtammenden Aeußerungen übereinſtimmen, als ſei ihm der Alp abgenommen, der ſo lange auf allen, den Regierungskreiſen nahe ſtehenden Männern gelegen hatte, und als ob er ſich freue, aller der ängſtlichen Rückſichten und der beklemmenden Vorſicht enthoben zu ſein, welche die vormärzliche officielle Welt beherrſchten, und deren Einfluß ſich ſelbſt Huber nicht immer zu entziehen vermocht hatte. So ſchreibt er am 27. März: „Ich habe, Gott Lob, auch heute nur gute Nachrichten zu melden. Die Gefahren unmittelbarer Gewaltſamkeiten irgend einer Art treten immer mehr zurück, und wenn man ſich nur nicht zu früh ſicher machen läßt, ſo wird bald Alles in ein ſo gutes Gleis kommen, wie ein in ſich verkehrtes Syſtem nur irgend zuläßt. Was den König betrifft, ſo iſt gar kein Zweifel, daß er, — hoffentlich nicht ohne göttliche Hülfe und Gebet, — jedenfalls aber in menſchlicher Weiſe durch eine ſeltene Elaſticität und Genialität des Geiſtes und Charakters wirklich ganz und gar den alten König abgethan und den neuen Kaiſer angezogen hat, und zwar frei von innen heraus. Er iſt rüſtiger, friſcher, als je, ſogar heiter — ob und wie lange es vorhält, iſt eine andere Frage. Unentſchiedenheit z. B. in den Verhandlungen mit Süddeutſchland zeigte ſich auch jetzt ſchon; aber das iſt kein ſo großes Unglück mehr, wenn nur die Miniſter Haare auf den Zähnen haben. Der Aufzug mit der deutſchen Fahne war ſeine Idee und hat den beſten Eindruck auf die Maſſen gemacht, während freilich die Gebildeteren tief beſchämt waren. Die Stimmung der Bürgerſchaft iſt bei der großen Mehrzahl wahrhaft bewundernswerth — nur Liebe und Treue für den König, und man läßt ſich alle dieſe politiſchen Freiheitsgaben eben nur gefallen,

weil man sie als von ihm gegeben ansieht. Neben dem gesunden bürgerlichen Kern giebt es aber auch viel Unfug, — die Arbeiter berathen die Kreuz und Quer, die Litteraten hetzen; für's Erste geht aber ihr Reich zu Ende, und der Coup, so weit er ihr Werk war, ist ein verfehlter gewesen. In diesem ersten Anlauf haben sie nur für die Liberalen gearbeitet, und da sie und ihre Anhänger doch eigentlich die Sache gemacht, den Sieg erfochten haben, so sind sie wüthend; aber die Studenten, die Bürger, sogar ein Theil der Arbeiter sind zu entschieden gegen sie, gegen jede weitere Anarchie und Gewalt, gegen jedes Drängen, man will sich auf dem gewonnenen Boden ansiedeln, gleichviel wer ihn gewonnen hat, und stellt ihn unter die Garantie der bestehenden Regierung. Das Gefühl, wer unsern König, wer das Heer schmäht, der schmäht uns, ist sehr allgemein. Bei allem dem steht es mit dem materiellen Schutz gegen einen ernstlichen Angriff schwach genug; denn die Bürgerwehr, zu der ich natürlich auch gehöre, besteht zu neun Zehnteln aus Leuten, die noch nie eine Flinte gehandhabt — wenigstens bei uns vor dem Thor. Hoffentlich rücken diese Tage wieder die Regimenter ein. Die Armee, besonders die Garde, ist leider zum Theil sehr erbittert, auch gegen den König, zumal seitdem er den Barrikadenstudenten Complimente über ihre Tapferkeit sagte. Aber alle diese und ähnliche Reden seiner neuen Rolle kommen so frei und frisch heraus, wie je zuvor. Mir aber ist, als sähe ich die einst Heißgeliebte in den Armen eines Andern, — ich wünsche von Herzen, daß er dort glücklich sein möge, — mein Vertrauen aber ist dahin, und wenn ich das Meinige thue, um ihn da zu halten, wo er steht, damit er nicht tiefer falle, so sind das rein politische Gründe des öffentlichen Wohls. Auch so noch hält sein Name Alles zusammen. Dies scheint auch die Ansicht unserer Leute zu sein, die ich nun versuche, zu gemeinsamen Schritten zu vereinigen, und wie es scheint, wird sich nun endlich gar Mancher rühren, mit dem bisher nichts anzufangen war; hat mir doch z. B. ..... heute 200 Thaler für Hermes gegeben, damit der Mittel hat, um weiter zu schreiben, und hat mir damit eine große Sorge von der Seele genommen. Morgen soll bei mir

eine erſte Beſprechung ſein: Stahl, Henning, Nitzſch, Neander, Commercienrath Behrendt, Buchhändler Kampfmeyer, Buchdrucker Starke, Baumann, Senfft u. ſ. w. So ein alter Berliner Bürger, wie der Kampfmeyer, iſt in ſolchen Augenblicken wahrhaft erquicklich, — auch die ganze Stellung ſo eines Mannes. Eben ging ich mit ihm zwei bis drei Straßen entlang, — von allen Seiten: „Na, Papachen!“ „'n Abend, Papa!“ — die Kinder, die Weiber und Alles, — und die ſouveraine Verachtung, womit der Mann von allem dem Geſindel, den Schlauen, den Litteraten, den Barrikadenjungens ſpricht! Doch genug — ich fühle mich durchaus rüſtig und freudig — viel mehr wie vor dem Gewitter!“

Bald berichtete er, daß die Bildung eines Vereins für chriſtliche Ordnung und Freiheit verabredet ſei, und daß er mit den Geſchäften deſſelben übervoll zu thun habe.

Ein Brief vom 30. März erzählt aber ſchon von dem Ausbruch neuer Unruhen, denen gegenüber nirgends ein feſter Halt ſei. „Denn mit der Bürgerwehr,“ fügt er hinzu, „iſt es eine kläglich-lächerliche Wirthſchaft, ein bloßer Schein von Schutz ohne alle Realität gegen jeden kecken Angriff, — und nur für den Anfang von Werth, ſo lange der Schein noch ausreicht. Ich habe dieſe Nacht leidenſchaftlich mit patrouillirt, — nun freilich habe ich es wieder im Fuße zu fühlen und muß mich drinnen halten.“ Er ſchildert dann noch ganz launig, wie einer ſeiner Collegen mit einem großen Cavalleriepallaſch und ſehr einwärtsgekehrten Fußſpitzen vor ihm hergeſchritten, und meint: „Da das Ganze ſo unendlich traurig iſt, muß man ſich eben an den Details amüſiren“.

Der ruſſiſche Geſandte v. Meyendorff war mit Huber ſchon während ihrer beiderſeitigen Studienzeit in Göttingen bekannt geweſen, und ſie hatten ſich in den letzten Jahren in Berlin hin und wieder geſehen. Jetzt ſchien Meyendorff den Wunſch zu haben, näheren Verkehr mit Huber zu pflegen, und ſuchte ihn wiederholt auf. Huber aber ſchrieb am 3. April: „Ich vermeide es eher, als ich es ſuche, mit ihm auf unſere Angelegenheit einzugehen oder ihn viel zu fragen. Ich kann und will nicht vergeſſen, daß

er der ruſſiſche Geſandte iſt. Beiläufig kam heraus, daß der Coup mit der deutſchen Hegemonie hauptſächlich von Arnim (unſerem — dem lahmen — nennen ſie ihn) ausgegangen iſt, obgleich der König ſehr eifrig darauf ein- und darin aufgegangen iſt. Jener Aufzug wurde als einziges Mittel beſchloſſen, den König wieder vor dem Volk präſentabel zu machen, ehe es bei dem Leichenbegängniß geſchehen mußte. Uebrigens ſpricht Meyendorff nur mit Achſelzucken vom König und meint, er ſpiele eine traurige Rolle auch den Miniſtern gegenüber, da er immer wieder vergeſſe, daß er eigentlich nichts mehr zu befehlen habe. Doch iſt Meyendorff offenbar bitter und hat's Urſache".

In dieſen erſten ſtürmiſchen Tagen, in denen Alles durcheinander wogte und Alles neu werden ſollte, war denn auch über das fernere Schickſal des Janus zu entſcheiden. Huber beſchloß, nicht erſt die Zurückziehung der Staatsunterſtützung abzuwarten, ſondern ihn ſofort mit dem Schluß des Quartals eingehen zu laſſen. So brachte denn das am 30. März ausgegebene zwölfte Heft folgendes Schlußwort: „Der Liberalismus hat geſiegt. Sehen wir zu um welchen Preis! Der volksthümlich-monarchiſche Staat iſt auch in Deutſchland vernichtet; die wichtigſten Functionen jedes zeitgemäßen Staatslebens ſo wie jene des Volkswohlſtandes ſind geſtört, gelähmt — ja, die Grundlagen jeder geſitteten menſchlichen und bürgerlichen Ordnung ſind erſchüttert, gefährdet; zugleich drängen ſich dem ſo zerrütteten Staatsleben die ſchwierigſten ſocialen und politiſchen Aufgaben zur Löſung ungeſtüm, gewaltſam auf, und auch nach Außen häufen ſich die dringendſten Anforderungen an die Entwicklung aller Kräfte des Staats und des Volks zur Vertheidigung der Ehre, Rechte, Intereſſen Deutſchlands; Deutſchlands Stellungen im ſlaviſchen Oſten und romaniſchen Süden ſind ſo gut als verloren. Wenn je, ſo gilt hier der Ruf: das Vaterland iſt in Gefahr!

„Damit iſt aber auch für uns zunächſt Alles geſagt. Dies iſt nicht der Augenblick, das Maß der Schuld und der Verantwortung näher zu unterſuchen, welche die Sieger activ und poſitiv, die Beſiegten paſſiv und negativ auf ſich geladen. Wir haben in dem, was geſchehen, keinen Grund gefunden, unſere Ueber

zeugungen in irgend einem wesentlichen Punkte zu ändern. Wir sind uns bewußt, nur unsere freie Pflicht erfüllt zu haben. Wir können und wollen uns nicht über das Wesen, die Unmöglichkeiten des Liberalismus täuschen; den guten Willen vieler und die Gaben einiger seiner Vertreter haben wir nie geleugnet. Wir nehmen kein Wort zurück, bis die That uns widerlegt hat. Wir behalten uns vor, den Liberalismus in der Freiheit, die er verspricht, auf's allerentschiedenste beim Wort zu nehmen, und hoffen unsere gute Sache so viel wirksamer vertreten zu können als früher, wo wir so manches Lähmende mitschleppen mußten, weil es der zu Recht bestehenden Staatsform anhing, in der wir trotz aller wirklichen Mängel doch die besten Möglichkeiten sahen. Unsere Gegner sind in einem seltsamen Irrthume befangen, wenn sie glauben, daß wir für uns ihre Freiheit fürchten. Nein, wahrlich — so wenig wie die Tyrannei, in die sie wahrscheinlich schnell genug umschlagen wird! So gewiß wir an dem Urquell aller Wahrheit und Freiheit festhalten, dessen Erhaltung fortan hauptsächlich der Kampf gilt, so gewiß wir von da aus Alles zu thun, zu fördern berufen sind, was gut, wahr, schön und recht ist, so gewiß gehört uns die Zukunft — sei es durch oder trotz der falschen Freiheit, die der Liberalismus dem Volke und in ihm uns aufdrängt. Wir nehmen freudig und von ganzem Herzen die Rolle an, die jener bisher so vielfach verzerrt, gemißbraucht hat — die Rolle einer gesinnungstüchtigen Opposition. Gegen Menschen und Dinge, die sich selbst aufgaben, haben wir fortan keine politische Verpflichtung. An treuer Warnung haben wir es nicht fehlen lassen!

„Das Alles aber sind für den Augenblick sehr untergeordnete Fragen, denn — noch einmal — das Vaterland ist in Gefahr nach Innen und Außen. Die Rechtmäßigkeit der neuen, aus dem Zerstörungswerk des Liberalismus sich entwickelnden Staatsformen in Frage zu stellen, sind wir um so weniger berechtigt, da der Moment der Zeugung, das Maß und die Art der Mitwirkung der mitbetheiligten Kräfte uns noch dunkel ist. Den vollen, freudigen Glauben an die Wirklichkeit eines sittlich und geistig freien Actes monarchischer Neugeburt und Schöpfungskraft

finden wir noch nicht; aber schon die Hoffnung und die Möglichkeit erscheint uns als eine Bürgschaft von unermeßlicher Wichtigkeit für alle günstigeren Möglichkeiten der neu betretenen Bahn — wie wenig Sinn auch der Liberalismus für die Bedeutung dieses Moments hat. Formal giebt es für einen König keinen Zwang, und die Möglichkeiten plötzlicher freier Umwandlung, welche, unter göttlicher Gnade, in einer reichbegabten Natur liegen, sind nicht zu ermessen. Und warum sollte nicht auch ein Fürst seinen eigentlichen Beruf lange verkennen und erst spät, fast zu spät erkennen? Warum sollte unser theurer König nicht nach seiner ganzen Natur und Bildung eigentlich zum constitutionellen König berufen sein? Nur ein Thor wird überhaupt an so beispiellos außerordentliche Momente, wie wir sie erlebt, das Maß des Gewöhnlichen legen. Wie dem aber auch sei, so viel steht fest: die aus jenem Momente für Preußen und Deutschland hervorgegangenen Staatsordnungen und Staatsgewalten sind jedenfalls gegenwärtig die einzig rechtmäßigen; sie vertreten das Vaterland; sie allein können es retten; aber nicht ohne den vollen, ehrlichen, kräftigsten Beistand Aller derer, die dem Vaterlande angehören, die Gut und Blut, Geist und Willen, nächst Gott, dem Vaterlande schulden. Damit — wir wiederholen es — ist unsere Stellung für den Augenblick unabweislich gegeben. Wir schaaren uns um das Banner des Vaterlands, gleichviel wer es zu tragen berufen sein mag — dem Verräther wird es nie zufallen, und sehen wir auf den König oder seine verantwortlichen Rathgeber, so kann es kaum in persönlich würdigeren Händen sein. Wir übertragen jede Pflicht, jedes Opfer, die wir dem Vaterlande schulden, auf die, welche sein Banner tragen. Mögen auch sie selbst in Deutschland, ihre Geistesverwandten in aller Welt, diese Gefahr großentheils herbeigeführt haben, mag unser Hab und Gut und Blut bestimmt sein, ihre Schuld und Thorheit zu büßen — das ändert Nichts!

„Mit diesen Trägern in diesem Augenblick um irgend einer untergeordneten Sache willen zu rechten, wäre Verrath am Vaterlande. Ist die Gefahr vorüber, ist der Grund und Boden aller würdigen, ersprießlichen Entwicklungen gesichert, treten die

durch die gemeinsame Gefahr und Pflicht vereinten Gegensätze, wie sie jedes Volksleben hat und bedarf, wieder auseinander, so nehmen auch wir wieder die Stellungen ein, die wir zu behaupten, von denen aus wir den alten Kampf fortzusetzen gedenken — denn Entwicklung ist Kampf. Dann mag der Liberalismus zeigen, was er zu schaffen vermag, nachdem er sich so stark im Zerstören gezeigt; steht er aber über kurz oder lang da, wo er in Frankreich seinen schmählichen Untergang gefunden, so möge darin die deutsche Besonnenheit sich zeigen, daß er sich nicht schäme, auf den rechten Weg zurückzukehren! Mögen diese Kämpfe nie wieder mit den Waffen geführt und entschieden werden, denen der Liberalismus seinen Sieg verdankt — möge der Liberalismus im Siege die Reinigung finden, deren er so sehr bedarf! Aber jene Entwicklung wurzelt in eben dem Gemeinsamen, zu dessen Vertheidigung jetzt Alles sich vereinigt, sie schließt immer unzählige Berührungspunkte in sich, wo denn überall diese vorübergehende Vereinigung nachhallen möge, nicht zur Selbsttäuschung, aber zur Billigkeit, ohne welche das beste Recht ein Unrecht wird.

„Endlich vergesse Keiner, der des deutschen, des preußischen Namens würdig ist, in dieser Gefahr des Vaterlandes, daß Preußens Schwert mehr wie je Deutschlands Schwert ist, und daß dieses Schwert auch in jener unseligen Nacht schwerer Pflichterfüllung seinen treuen festen Stahl bewährt hat. Wehe denen, die in haltungsloser Leidenschaftlichkeit oder gar in böswilliger Absicht statt der Thränen der Trauer um Bürgerblut auf beiden Seiten, das Scheidewasser der Rache und Verleumdung auf die edle Klinge fallen lassen! Wehe denen, die es verkennen, daß unser König — mag er nun das preußische oder das deutsche Banner tragen — Preußens Ehre und Schwert trägt, und daß wer ihn nicht ehrt, Preußen beschimpft, das wahrlich jetzt weniger wie je eine Beleidigung ertragen wird. Es ist unter der Losung deutscher Einheit schon Zwietracht genug geschaffen, so lange die Kriegsgefahr noch entfernter war; nun sie näher rückt, wäre es Verrath an Deutschland, auch in dem kleinsten seiner Glieder die Freudigkeit des gemeinsamen Kampfes zu trüben

— geſchweige denn eben in Preußen. In dieſer wie in jeder Beziehung gilt ein ernſtes: „Deutſchland erwartet, daß Jeder ſeine Pflicht thue!“

„Wir haben bisher dieſer Pflicht nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu genügen geſucht; ganz neue Verhältniſſe und Bedingungen fordern aber ein neues Organ, und der Janus tritt zurück. Sollte es uns gelingen ein ſolches zu gründen oder zu finden, ſo hoffen wir, unſere Leſer jetzt nicht zum letzten Mal angeredet zu haben. Berlin, 25. 3. 1848. V. A. Huber.“

Der getroſte Ton, der aus Huber's Aeußerungen dieſer erſten Wochen nach der Märzkataſtrophe ſpricht, ſchwand aber bald, als die von ihm Anfangs gehoffte Zuſammenfaſſung der zahlreich vorhandenen conſervativen Kräfte nirgends zu Stande kommen wollte, als im Gegentheil ſich immer mehr Rath- und Muthloſigkeit derſelben, z. B. auch in der kurzen Schlußverſammlung der vereinigten Stände, offenbarten, als die Regierung ſich die Zügel des Staats immer mehr aus den Händen winden ließ und deshalb die aufrühreriſchen Elemente ſchnell immer mehr Terrain gewannen. So ſchrieb er am 21. April aus Bremen, wohin er über Lübeck und Hamburg gereiſt war, um ſeine Frau nach Berlin zurück zu geleiten, an ſeinen Schwager Müller: „Ich benutze die hieſige Ruhe, um meine Gedanken und Gefühle über unſere Stellung zu der neuen Weltordnung (lucus a non lucendo) zu ordnen, was denn am beſten durch Niederſchreiben geſchieht — gleichviel ob ſich denn Gelegenheit zum Druck findet oder nicht. Wir könnten eine ſehr würdige und nicht unwirkſame Stellung einnehmen, wenn wir nur endlich Einigung und praktiſche Entſchiedenheit lernen wollten, — aber die Erfahrungen, welche Du darin machſt, laſſen nicht mehr Hoffnung als die, welche ich täglich mache. Und doch biſt Du mit Deinem Club ſchon weiter, als man meines Wiſſens irgendwo gekommen iſt. Ob in Berlin indeſſen irgend etwas geſchehen iſt, weiß ich nicht, bezweifele es aber ſehr. Einzeln vermögen wir gar nichts gegen den Strom brutaler Lüge, der auch nicht die materielle Möglichkeit der Erwiderung geſtattet, und z. B. auch die beſtgegründete Berufung oder Fortſetzung längſt ver-

handener Freisinnigkeit oder Sorge für das Volkswohl (für Beides zeugt bei mir der Janus) als heuchlerischen Abfall von früheren Ueberzeugungen behandelt. Zeigt es sich bestimmt als unmöglich, zur Zeit vereint zu wirken, so werde ich mich jedenfalls ganz stille halten, — jedoch immer bereit, jeder Aufforderung zum öffentlichen Auftreten Folge zu leisten. An einzelnen recht erfreulichen Freundesgrüßen hat es die Zeit her nicht gefehlt".

Am 28. Mai schrieb er aus Berlin an Müller: „Was soll ich von Politicis schreiben! Aus Deinem Brief sehe ich, daß Ihr dort so weit wieder zur Ruhe gekommen seid, daß Ihr Euch unsere hiesigen Zustände kaum denken könnt, und da gar Niemandem damit gedient wäre, sehe ich nicht ein, warum ich Dir und mir den Ekel aufladen sollte, den Quark umzurühren und vor Dir auszugießen. Es ist eine politisch-sittliche Brechruhr mit ekelhaften Ausleerungen aus allen natürlichen und unnatürlichen Oeffnungen — und mir um so fataler, da ich das Alles schon vor 35 Jahren in Spanien durchgemacht habe, -- nur daß ich damals selbst mehr darin stak, auch die Erscheinungsformen weniger widrig waren, mehr Malerisches, Naives, Poetisches hatten. Hier sind dieselben Eruditäten auf allen Seiten mit unendlich viel mehr dürrer Suffisance der Wortführer und schmutziger Rohheit des Haufens. Bei etwas mehr Entschiedenheit auf irgend einer Seite wäre es jetzt wie vor 14 Tagen zu einem ordentlichen Knalleffect gekommen, der die Luft etwas reinigen würde; so aber zieht es sich abspannend, verwirrend von Tage zu Tage hin, und ich stehe gar nicht dafür, daß nicht eines schönen Tages die Anarchie freies Feld finden wird, weil sogar die Geduld eines Bürgerwehrphilisters ihre Grenzen hat. Ist er in der richtigen Stimmung, so schlägt er tüchtig los; wird diese Stimmung aber unnütz verpufft und braucht man seine Geduld über die Grenzen hinaus, so ist es mit einem Male mit der Bürgerwehr vorbei. Das Schlimmste ist aber, daß auch das Beste, was wir hoffen können, nichts ist, als das abgedroschene Constitutionsspiel, und daß die vollen frischen Bäche von Loyalität, die gleich wieder auf allen Seiten aufsprudeln, jetzt eben nur dieser Bezirmühle zulaufen, ohne daß sie selbst wissen, was eigentlich im Spiel ist.

So viel ist aber gewiß, nur die kläglichste Schwäche der Regierung könnte einem Sieg der Linken in den Ständen Raum geben. Der König könnte noch jetzt für sehr viel bedeutendere Wiedereroberungen hinreichende Macht im Volke finden; den Verfassungsentwurf aber auch gegen eine ständische Majorität durchzusetzen, — das kann nur durch Feigheit und Unfähigkeit mißlingen. Uebrigens ist der Entwurf ein so klägliches Machwerk wie — der Dahlmann'sche — damit ist Alles gesagt! Und dennoch ist es, wie die Sachen stehen, das Wünschenswerthe, da wir zu einer entschiedeneren Haltung kein Zeug, kein Haupt haben. Hier regen sich denn allmählich einige conservative Organe, die Wagner-Bindewald-Gerlach'sche und eine Köhler-Werder'sche Zeitung. Letztere juste milieu constitutionell, — erstere ??? — ich jedenfalls sehe noch nicht, was die Herren eigentlich wollen, und noch weniger, was sie können; doch thue ich das Meinige zur Förderung, obgleich man mich, wie es scheint, absichtlich bei Seite gelassen hat. Im Uebrigen bestärkt mich Alles in meinem Entschluß, zu dem Neubau keinen Finger zu rühren, kein Atom von Verantwortlichkeit für das sogenannte „möglichst Beste" zu übernehmen, — wenn es aber fertig ist, will ich denn draus und drauf machen, was sich eben machen läßt. Zunächst halte ich mich an die Arbeiterfrage, worüber ich in diesen Tagen etwas herauszugeben gedenke. Uebrigens konnte ich es vor der Katastrophe als Einspänner aushalten, warum nicht viel eher jetzt, nachdem Alles, was ich versucht habe, vergeblich gewesen ist? An eine Gemeinschaft ist weniger wie je zu denken, Jeder verkriecht sich".

An Wolf in Wien schrieb er in denselben Tagen: „Es ist etwas lange her, daß wir nichts von einander gehört haben, — nämlich seit dem Ende des Mittelalters, und ich habe in den dazwischen liegenden Jahrhunderten wirklich ganz vergessen, ob ich Ihnen oder ob Sie mir einen Brief schulden. Jedenfalls darf ich von mir auf Sie schließend voraussetzen, daß Ihnen ein Gruß unveränderter treuer Gesinnung erfreulich sein wird. Von Politik schweige ich, wie billig, mehr wie je und aus 77 guten Gründen — darunter vielleicht auch der, daß durch die Erfahrungen der neuesten Zeit sich unsere Ansichten mehr genähert

haben werden, als früher, da es beiderseitig an Enttäuschungen nicht gefehlt hat — **y aun falta la cola que desollar!***) Was dagegen meine kleine Person betrifft, so kann ich höchstens darüber klagen, daß man noch nicht recht weiß, was aus selbiger werden soll. Diese Unsicherheit macht denn, daß man das an sich ganz leidliche Provisorium weder so gut benutzt, noch so unbefangen genießt, als man sonst wohl könnte und sollte. So muß ich zu meiner Schande gestehen, daß ich die schöne Zeit, die mir durch das plötzliche Ableben jener mythischen Person des Mittelalters, die Ihnen vielleicht unter dem Namen Janus bekannt geworden, erwachsene freie Zeit noch keineswegs recht zu benutzen weiß, obgleich es nicht an dem Willen fehlt, diese oder jene lang zurückgebliebene Arbeit wieder vorzunehmen. Daran ist freilich zum Theil einiges Hin- und Herreisen während der Ferien Schuld; dann die Vorbereitungen für die Vorlesungen, die doch nicht ganz versäumt werden durften, so wenig Aussicht auch dafür vorhanden ist, daß man die Waare an den Mann bringt. Denn daß auch unsere Studenten have other fish to fry**) oder „andere Hunde zu flöhen", wie man in Pommern sagt, können Sie sich leicht denken, — obgleich ihre politische Thätigkeit nicht ganz so umfassend ist, wie bei Ihnen. So lese ich denn auch bisher noch wenigstens zwei Stunden die Woche und hätte also schöne Zeit zum Arbeiten, — aber der angenehme Bürgerwehrdienst und was sonst so der Tag an politischen Zerstreuungen mit sich bringt, — das Alles ist unseren Studien nicht günstig, und dann, wie gesagt, weiß ich gar nicht, ob ich nicht binnen Wochen oder Monaten an meine Uebersiedlung, Gott weiß wohin, denken muß. Wer mag da noch erst eine langathmige Arbeit anfangen! Ich dachte gelegentlich an Wien, in der Voraussetzung, daß dort durch Sprachunterricht und Vorlesungen über litteraturgeschichtliche oder andere Themata von allgemeinem Interesse eine kleine Einnahme zu liquidiren sein möchte, — indessen sieht es damit jetzt mißlich genug aus; doch

---

*) Noch fehlt der Schwanz, — und die Haut ist abgezogen.

**) Andere Fische zu braten haben.

werden Sie mich verbinden, wenn Sie mir Ihre Meinung darüber mittheilen wollten; auch etwa über den Punkt, für wie viel ein Ehepaar ohne Kinder und mit mäßigsten Ansprüchen in Wien leben könnte, — auf kleinstem bürgerlichen Fuße! Das Alles sind nur Eventualitäten, und so lange ich kann, bleibe ich hier. Doch wäre es Thorheit, sich darüber zu täuschen, daß es mehr als eine Möglichkeit giebt, die Einem den Stuhl vor die Thür setzen könnte. So z. B. petitioniren unsere Herren Privatdocenten soeben (nach dem großen: ôte toi de là, que je m'y mette) auf Absetzung der pietistischen und sonst mißliebigen Professoren*), und Niemand steht dafür, daß sie nicht so nachdrückliche argumenta ad hominem anzuwenden haben, daß der Minister nachgeben muß. Sofern noch von Recht die Rede ist, kann natürlich eine Pension nicht verweigert werden. Aber eben — das Recht hat keine Bürgschaft mehr. Doch das sind Lappalien, und wir können immer mit dem alten Dante sagen: quippe nec panis deerit. Zu dieser auch Schlimmeres adelnden Aehnlichkeit kommt denn für mich auch noch die weitere eines übervollen Maßes von Schmerz und Zorn über die Schicksale des Vaterlandes und das Treiben seiner angeblichen Helden und Retter, — Gefühle, die ich in gewisser Hinsicht immerhin als ghibellinische bezeichnen kann — d. h. in dem Sinne, wie eben Dante Ghibelline war. Doch genug davon! In den nächsten Tagen oder Wochen wird ein Freund von mir, Assessor Wagner, sich bei Ihnen präsentiren und Ihren guten Rath in einer journalistischen Unternehmung in Anspruch nehmen. Erlauben Sie mir, Ihnen denselben dringend zu empfehlen".

Der Gedanke, daß seines Bleibens nicht länger in Berlin sein werde, tritt in den Briefen dieser Zeit mehrfach hervor, ja er erörtert dem Schwiegervater gegenüber die Frage, ob es nicht am räthlichsten sei, seinerseits die Initiative zu ergreifen und zu bitten, ihn mit seinem halben Gehalt zu pensioniren, dabei jedoch zu fordern, daß man ihm gestatte, auch außerhalb Preußens zu

*) „Wobei man Stahl, Gelzer und mich, — aber auch Rückert, Schelling und einige Andere bezeichnet", heißt es in einem andern Briefe.

wohnen. Da der Schwiegervater aber auf das dringendste abrieth, ließ er die Frage wieder ruhen. Das von ihm begonnene Colleg ging unter den Stürmen dieses Sommers, die im Universitätsgebäude vielfach ihren Mittelpunkt hatten, bald genug zu Ende. Der von Huber hervorgerufene politische Club scheint wenig Lebensthätigkeit gehabt zu haben. Später ist von einem neuen conservativen Club die Rede, in dessen Auftrag Huber Anfang Juli nach Dortmund reiste, um einer dort von den Conservativen Westfalens anberaumten Versammlung beizuwohnen. In einem am 8. Juli aus Bückeburg geschriebenen kurzen Briefe heißt es: „Ueber die Geschichte gestern nur so viel, daß es eben auch an aller und jeder Vorbereitung und Ordnung fehlte, — vorherrschend war aber eine sehr tüchtige Gesinnung in den nahe an 1500 Personen aller Stände. Wie scharf es herging, kannst Du daraus entnehmen, daß ein langbärtiger Republikaner, der mich als Redacteur des Janus verdächtigen wollte, sehr handgreiflich hinausgeschmissen, ich aber mit Eclat bebravot wurde. Mein Herr College that den Mund nicht auf, und so mußte ich um so mehr schwögen. Ist übrigens ein dummes Handwerk, mir jedennoch für diesmal in den Füßen und sonst ganz gut bekommen". Aber in einem nach vielen Jahren (18. 2. 1869) geschriebenen Briefe haben wir noch einen andern Bericht über den Erfolg dieser Reise gefunden. Dort heißt es: „Das Sprechen vor Mengen, die eigentliche Rhetorik, führt immer zu einer gewissen, wenigstens negativen Unwahrhaftigkeit. Ich habe 1848 die ersten Versuche mit verführerischem Erfolge gemacht; mitten im schönsten Zuge vor einer Volksversammlung in Westfalen wurde ich mir aber dieser Unwahrheit bewußt und nahm mir vor: „Nie wieder".

Neben der Vereinsthätigkeit versuchte Huber auch während dieses Sommers ab und an für eine litterarische Thätigkeit Raum zu gewinnen. Wir finden in seinen Briefen erwähnt, daß auch er den damals in reicher Blüthe stehenden Straßenbuchhandel benutzt und fliegende Blätter habe ausgehen lassen, — aber über den Inhalt derselben haben wir nichts erfahren, — der Wind hat sie eben verweht. Seitdem die Neue Preußische Zeitung

mit dem ersten Probeblatt vom 16. Juni 1848 und demnächst vom 30. Juni ab regelmäßig erschien, hat auch Huber ab und an darin geschrieben. Aus seiner Feder soll namentlich ein schon in den ersten Wochen zum Abdruck gelangter Artikel stammen, in welchem die deutschen Fürsten aufgefordert wurden, zusammenzutreten und der Frankfurter Versammlung gegenüber eine klare Stellung zu nehmen. Außerdem ließ er Ende Juni, wie schon in einem der mitgetheilten Briefe angedeutet wurde, eine besondere Brochüre (Die Selbsthülfe der arbeitenden Klassen durch Wirthschaftsvereine und innere Ansiedlung, Berlin, Besser'sche Buchhandlung) ausgehen, in welcher er von Neuem für seine socialen Pläne Propaganda zu machen suchte. Der Name des Verfassers war auf dem Titelblatt nicht genannt, um, wie es im Schlußwort heißt, Niemanden zurückzuschrecken; aber er hatte sich durch mehrfache Berufungen auf seine früheren Janusartikel kenntlich genug gemacht. Er wendete sich ausdrücklich an die Gegner seiner politischen und religiösen Stellung, die ja jetzt als Sieger und Machthaber die Möglichkeit hätten, den socialen Gefahren entgegenzutreten; sie hätten ja von vornherein mit größter Zuversicht die ausdrückliche Verpflichtung übernommen, im Gegensatz zu den wirklichen oder angeblichen Versäumnissen und Fehlern ihrer Vorgänger, die großen Aufgaben der Zeit zu lösen. Großartige, umfassende, tiefgreifende Schöpfungen, außerordentliche Thaten und Mittel vertrügen sich schwer mit dem gewöhnlichen ruhigen Gang der Dinge, mit der Routine, welche alle Lebensfunctionen der alten Zeit beherrscht habe, und so hätte ihn die Fruchtlosigkeit aller seiner früheren Bemühungen, um seinen Vorschlägen Beachtung bei dem vormärzlichen Regiment zu verschaffen, nicht befremden dürfen. Der jetzigen Zeit und den jetzt herrschenden Mächten aber, die alle jene Banden und Schranken des Hergebrachten, Gewöhnlichen im bessern und im schlimmern Sinne zerrissen hätten und zuversichtlich das Neue und Außerordentliche verhießen, könne man mit vollem Recht auch das Größte und Außerordentlichste zumuthen. Er betonte sehr nachdrücklich, wie aus dem Wahlrecht, welches man jedem Arbeiter gegeben hätte, die erhöhte Verpflichtung erwüchse,

für ſeine geiſtige und ſittliche Hebung zu wirken und ihn durch Beſitz mit dem Gemeinweſen enger zu verknüpfen; aber er verwahrte ſich auch mit der alten Entſchiedenheit gegen alle communiſtiſchen Gelüſte und wollte namentlich nichts davon wiſſen, daß eine beſondere Verpflichtung des Staats den Arbeitern gegenüber anzuerkennen ſei, wodurch dieſe eine von den übrigen Staatsbürgern ganz getrennte Bedeutung und Stellung erhielten. „Soll der Staat z. B. für die Arbeit und den Unterhalt der Arbeiter ſorgen, ſo werden ſie über kurz oder lang entweder Herren oder Sklaven des Staats ſein", — ſo ſchrieb er, ehe er noch von der grauſigen Juniſchlacht wußte, welche in den Pariſer Nationalwerkſtätten großgezogen war.

Seine Coloniſations- und Aſſociationspläne, wie er ſie in dieſer Schrift darlegt, ſind im Weſentlichen dieſelben geblieben, wie er ſie im Janus zwei Jahre zuvor entwickelt hatte. Doch ſind ſie zum Theil noch mehr ausgebildet, und jene neu zu grünnende Arbeiterſtadt für etwa 400 Familien iſt ihm nicht mehr die einzige mögliche Form der Ausführung, ſondern er erkennt an, daß ſein Plan, wenn auch in weniger vollkommner Form, in kleineren Gruppen, ja ſelbſt in beſchränkter Weiſe in einzelnen größeren Gebäuden ausgeführt werden kann. Und er deutet auch an, daß mancherlei von den vielen Einrichtungen für gemeinſame Production oder Conſumtion, womit er ſeine Colonien ausgeſtattet haben will, Gegenſtand beſonderer, nur zu dieſem Zweck hergeſtellter Aſſociationen ſein kann. Die Ziele aber, die er in Ausſicht ſtellt, ſind höher und großartiger, wie je; wenn man für dieſe Zwecke 25 Jahre lang zehn Millionen flüſſig mache, müſſe es möglich ſein, faſt zwei Millionen Arbeiter mit ihren Familien in ſolchen Colonien anzuſiedeln und damit das ganze Niveau der Arbeiter unendlich zu erheben. Vom Staat müſſe die Anregung, der Schutz, die Ueberwachung erfolgen; dann werde das Capital von ſelbſt dafür flüſſig werden, da gute Verzinſung garantirt werden könne. Die Männer höherer Bildung und Lebensſtellung müßten Hülfe leiſten, damit die Idee in ihrer Reinheit und Größe erhalten werde; die Arbeiter aber müßten und könnten ſelbſt durch ihre Arbeit die Mittel zur Verzinſung

des Capitals und zur Erhaltung des Unternehmens beſchaffen. Er glaube nicht an die Gewaltlüge des Tages von der politiſchen Reife des Volks; aber er wiſſe, daß es nicht an Arbeitern fehle, die würdig ſeien, um ihre nächſten, eigenſten Angelegenheiten zu verwalten, die zeigen könnten, daß Selbſthülfe auf dieſem Gebiete gleichbedeutend ſei mit Selbſtrettung, Selbſterhaltung, Selbſtändigkeit. Seit Jahren habe er die Zuſtände und Einrichtungen in der Fremde und in der Heimath beobachtet, habe ſeine eigenen Pläne und Anſichten immer wieder geprüft und verbeſſert, und ſo ſei es ihm zur unerſchütterlichen Ueberzeugung geworden, daß die Aufgabe nur auf dieſem Wege gelöſt werden könne. Einſicht, Kraft, Muth und Thätigkeit und vor allen Dingen Liebe gehöre allerdings dazu; „aber," ſo ſchließt er, „beſitzt die neue Zeit dieſe Eigenſchaften nicht wirklich in viel höherem Grade, als die alte ſie gezeigt, — wie kann ſie dann hoffen, in dieſem oder irgend einem andern Berufe ihrem Bedürfniß und ihren Anſprüchen zu genügen?"

Aus einem kurzen officiellen Dankſchreiben haben wir entnommen, daß Huber ſich gedrungen gefühlt hatte, dieſe Brochüre dem Könige beſonders zu überreichen. Daß ſie aber irgend welchen äußern Erfolg gehabt hat, dafür fehlt aller Anhalt. Sie wird den unzähligen Weltbeglückungsplänen und weitausſehenden Projecten zugezählt ſein, die damals maſſenhaft auftauchten und wieder verſchwanden.

Huber ſtand auch der ganzen damaligen officiellen Welt noch fremder gegenüber, wie der vormärzlichen. Allerdings gehörte ſein alter Freund Heinrich v. Arnim zu dem am 18. März eingeſetzten Miniſterium; aber Huber hatte ihn in den erſten Tagen, in denen derſelbe von den neuen Geſchäften überhäuft war, nicht aufſuchen mögen, dann hatte er ihn mehrmals verfehlt und hatte es endlich vorgezogen, ihm ſeine Anſicht von dem, was Zeit und Ort geböten, ſchriftlich darzulegen. Als er aber dann vergeblich auf Thaten der Regierung gehofft hatte, als die Unordnung und der Verfall immer ſchneller wuchſen und von oben her nichts, gar nichts von dem geſchah, was Huber als nothwendig geboten anſah, — da hatte er nicht ohne tiefen

Schmerz ſich von dem alten Freunde innerlich abgewandt und iſt völlig irre an ihm geworden. So weit wir erfahren, hat er ihn nie wieder geſprochen; einmal iſt er ihm unter den Linden begegnet — und iſt an ihm ſchweigend vorübergegangen, — Arnim hat ihn erkannt, hat ihn angerufen, iſt ihm nachgegangen, — aber Huber iſt ihm ſchnell enteilt. Es war ihm unmöglich, ihn ſo wieder zu ſehen.

Im Juli reiſte Huber mit ſeiner Frau auf dringendes Verlangen des Arztes zum Kurgebrauch nach Karlsbad; es galt den immer häufiger wiederkehrenden Podagraanfällen entgegenzutreten und auch den oft krankenden Augen zu Hülfe zu kommen. Der vierwöchentliche ſtille Aufenthalt daſelbſt, wo Alles trotz des Sturmjahres die alte Phyſiognomie behalten hatte, und wo er bald ſo weit geneſen war, um in früherer Weiſe weite Wanderungen anzutreten, hatte viel Beruhigendes und Erquickliches. Aerztlicherſeits wurde aber die ſofortige Rückkehr nach Berlin auf das beſtimmteſte unterſagt, zumal dort die Cholera herrſchte, wofür die Karlsbader Kur, nach Anſicht des Arztes, die Dispoſition vermehrt hatte, und es wurde zur Nachkur ein Seebad angeordnet. Huber ging deshalb, nachdem er einige Zeit in Halle bei Müller geweilt, im Auguſt mit ſeiner Frau in das ihm liebgewordene Mecklenburger Seebad Warnemünde, wo er aber bald ſchwer an einem rheumatiſch-gaſtriſchen Fieber erkrankte. Er brauchte Wochen, um ſich völlig wieder zu erholen, die er unter der herzlichen Theilnahme und der gaſtlichen Pflege der alten Roſtocker Freunde in Warnemünde, Roſtock, Cavelſtorf und Potrems verlebte. Im October ging er nach Lübeck, um in dem ihm beſonders theuern Nölting'ſchen Hauſe einen kurzen Beſuch zu machen; ein neuer Podagraanfall hielt ihn dort wieder länger feſt, als es in ſeinem Plane lag, ſo daß er erſt Ende October in das gerade damals auf das höchſte erregte Berlin zurückkehren konnte. Sein körperlicher Zuſtand hatte ihm während dieſer faſt viermonatlichen Abweſenheit jede thätige Betheiligung an den damaligen politiſchen Kämpfen unmöglich gemacht, — er hatte ſich darauf beſchränken müſſen, aus der Ferne den aufmerkſamen und im tiefſten Herzen bewegten Zuſchauer zu machen. Einzelne

briefliche Aeußerungen geben Auskunft über die Gefühle, welche ihn damals bewegten.

So schrieb er aus Warnemünde an den Schwiegervater (22. 9. 1848), daß er einen recht trüben Winter vor sich sehe: „Am politischen Treiben mich wieder unmittelbar zu betheiligen, ist durchaus nicht meine Absicht, sofern nicht die allerbestimmtesten und unmittelbarsten Aufforderungen und alle menschlich erkennbaren Zeichen einer höheren Fügung und Berufung eintreten sollten. Von den revolutionären und quasirevolutionären Kreisen gar zu schweigen, so sehe ich auch auf der andern Seite, — mag man das denn conservativ, monarchisch, reactionär, oder wie sonst nennen, — durchaus keine Persönlichkeit an der Spitze, die mir irgend Vertrauen einflößen könnte. An fruchtlosen, untergeordneten Intriguen und Umtrieben Theil zu nehmen, — dazu halte ich mich aber zu gut. Ich habe vier Jahre so gut, wie ganz allein, auf dem Riß und vor der Bresche gestanden und den Herren vergeblich zugeschrieen: helft! helft! oder es wird so kommen, wie es jetzt gekommen, und ich habe mich schon damals hinlänglich von dem Mangel an Capacitäten in den höheren Regionen überzeugt. Also genug, — wenn nicht etwas ganz Besonderes eintritt, so denke ich mich ganz stille zu halten, — so lange ich es eben aushalten kann. Denn die Geduld hat eben ihre Grenzen!"

Sogleich nach der Rückkehr nach Berlin schrieb er an eine Mecklenburger Freundin (26. 10. 1848): „Daß ich meinen Einzug nach vier Monaten eben so hinkend mache, als wie ich ausgezogen bin, so daß Karlsbad und Alles ziemlich vergebens gewesen zu sein scheint, ist — menschlich geredet — etwas hart — a sad drawback, um zugleich einen pun (Wortspiel) nicht zu versäumen! Ein Hemmschuh, — hat er uns doch in Lübeck acht Tage länger aufgehalten, als meine Absicht war — ein Zurückziehen und Zurückhalten ist es in tausendfacher Weise in einer Stadt und in Verhältnissen, wo jede Thätigkeit, die irgend wie auf Andere berechnet ist, einen so großen Aufwand von Locomotion fordert. So viel ich mir nun früher auf meine Geduld eingebildet, so würde ich mich doch vor ein Paar Wochen über diese

getäuſchte Hoffnung eines rüſtigen Auftretens während des kommenden Winters ſchwer zufrieden gegeben und bedeutend geſtrampelt haben, wie wir unartigen Kinder das zu machen pflegen; aber ich habe in dieſer Zeit ſo viel Entſagen gelernt, ſo viel Brechen und Beherrſchen des natürlichen Menſchen, ſo viel Merken auf den Willen und die Zucht des Herren, wie nicht in langen Jahren vorher, — und da glaube ich denn auch dies zu verſtehen und hoffe mit Ruhe nicht nur, ſondern mit Freudigkeit den Weg zu gehen, wohin dieſer Pfahl in meinem Fleiſch mich weiſet. Darüber wäre viel zu ſagen, das Kurze und das Lange aber iſt: ich ſoll mich eben ſtille halten, nicht rennen und laufen, nicht reden und ſchreiben, wenigſtens nicht für den Markt oder auf dem Markt — oder Forum, wenn Sie lieber wollen. Ich ſoll mich überzeugen und anerkennen, daß es in dieſem Augenblick keine Sache für mich giebt, — das heißt objectiv giebt es keine, weder in Menſchen noch in Dingen, und ſo bleibt mir nichts übrig, als die Sache, die Idee, die ich ſubjectiv in mir bewahre und unverändert aus der Vergangenheit herüberrette, unverrückt und unentweiht feſt zu halten und durch keinerlei Betheiligung an einer andern Sache an ihr zum Verräther zu werden. Eine objective Wiedergeburt meiner Sache und damit Pflicht und Möglichkeit für mich zu handeln, würde nur dann eintreten, wenn ſich die unerläßliche Bedingung und Grundlage meiner Sache wiederfände, — ein König — d. h. einer, der es in vollem Sinn des Wortes ſein könnte, wollte und dürfte. Unſere ſogenannten Conſervativen wiſſen entweder gar nicht, was ſie wollen, oder es läuft eben auf die ſogenannte conſtitutionelle Monarchie hinaus, zu deren Herſtellung ich weder mitwirken kann, noch darf, noch mag, wenn ich auch Niemanden tadele, noch irre machen und hindern will, der ehrlich und in guter Meinung und loyaler Geſinnung daran ſich betheiligt. Dazu kommt, daß die conſervativen Herren alle die ſocialen Fragen, die für mich weit mehr Wichtigkeit haben, als die politiſchen, ganz ignoriren und größten Theils gar nicht verſtehen, ſo daß ſie weder Sinn noch Herz dafür haben. Alſo — ſtille halten! — doch immer den Fall ausgenommen, daß es ſich um

des Königs oder der Seinigen handelt. Denn das darf ich Ihnen wohl gestehen, daß ich immer wieder fühle, daß ich den König jetzt schmerzlicher und eben deshalb inniger liebe, als früher, — eben wegen seiner Fehler, Schwächen, Sünden, wenn Sie wollen. — Dies absolut entsagende Stillesein und Nichtsthun gilt aber lediglich vom politischen Gebiet, wie auch die vorläufige absolute Hoffnungslosigkeit, die es explicirt; — auf kirchlich-religiösem Gebiet habe ich um so mehr Hoffnung, und dahin wenden sich mehr und mehr alle meine Thätigkeitsgedanken, da sie hier nicht in Widerspruch stehen mit dem, was ich vor allen Dingen als Bedürfniß und Pflicht fühle — Beschaffung der Seelen-Seligkeit mit Furcht und Zittern —, und mich in eine Höhe führen, in welche die Brandung fleischlicher Stürme nicht reicht, auch wenn Wind und Wogen sich selbst noch nicht legen wollen. Darüber ein anderes Mal mehr, — heute nur so viel, daß der Gedanke, den ich einmal gesprächsweise hinwarf, daß ich wohl Prediger werden möchte, sich immer ernstlicher bei mir gestaltet, — doch darüber für's Erste kein Wort von Ihrer Seite an irgend Jemanden, also auch nicht an mich!"

Als wenige Tage, nachdem dieser Brief geschrieben war, die lange erwünschte Krisis in dem politischen Leben Berlins eintrat, die preußische Nationalversammlung von dort vertrieben, der Belagerungszustand erklärt und mit allem Nachdruck die Herstellung der Ordnung unternommen wurde, da zweifelte Huber keinen Augenblick an dem Sieg der Regierung, wenn er gleich darauf gefaßt war, daß es zu einem ernstlichen Straßenkampf kommen werde, ja solchen gewissermaßen wünschte, damit die Lection eindringlicher und nachhaltiger werde. In seinen Briefen aus dieser Zeit herrscht eine gemischte Stimmung; er hat eine herzliche Freude an der Haltung der Truppen, aber er wünschte, daß man innerlich entschiedener mit dem Liberalismus bräche und davon absähe, diesen durch Concessionen zu gewinnen. So schrieb er beispielsweise der Mecklenburger Freundin, die ihn damals um Rath wegen der Wahl eines Berufs für einen ihrer Söhne gefragt hatte (26. 11. 1848): „Hätte ich einen Sohn, so könnte ich ihn mir nirgends in besserer Umgebung, in gesunderer

Atmoſphäre, unter würdigeren, kräftigenderen Einflüſſen, in einer einfacheren, ehrenhafteren Stellung denken, als in einem preußiſchen Offiziercorps. Der Eindruck, den hier die Truppen und ihre ganze Haltung im Gegenſatz zu der Auflöſung und Zerriſſenheit aller anderen Verhältniſſe und Organe des öffentlichen Lebens machen, iſt überwältigend. Dazu kommt freilich, daß ich von jeher ein Soldatennarr war und nichts mehr bedauere, als jetzt nicht ſtatt Profeſſor Major oder Capitain zu ſein. Hier geht es im Uebrigen, wie mit jenem Schieferdecker, der vom Thurm ſtürzte und meinte: cela va bien pourvu que cela dure! Jedenfalls freuen wir uns des Augenblicks, der ganz veränderten Phyſiognomie der Stadt, der herrlichen Truppen, der Zeichen wiederkehrender oder nie getrübter Loyalität oder doch des Menſchenverſtandes von ſo vielen Seiten. Doch die Hauptſache iſt, daß, wie ich von Jemandem höre, der lange und ſehr tief mit dem König in dieſen Tagen verkehrt hat, der theure Herr jetzt wirklich entſchieden, ja in jeder Beziehung klarer, reicher, bedeutender ſein ſoll, als je zuvor, — recht wie geprüftes Gold aus dem Märzfeuer hervorgegangen. Ganz traue ich der Sache noch nicht, weil die Thatſachen mich noch zu wenig überzeugen und ich die Faſcination kenne, die der König auf Jeden ausübt, der es werth iſt, ſein Antlitz zu ſehen; aber dennoch iſt es mir eine große Freude, und wie gern will ich ganz Unrecht haben mit meinen Zweifeln. Freilich iſt das Alles noch conſtitutionell, — alſo politiſch nichts für mich! Aber das iſt auch nicht das Einzige. Jedenfalls gebe ich Ihnen carte blanche ſich zu freuen, ſo arg Sie nur können und mögen".

Wenige Wochen ſpäter (am 5. December 1848) war die aus königlicher Machtvollkommenheit verliehene preußiſche Verfaſſung erſchienen, und es galt, ihr gegenüber Stellung zu nehmen. Alles das, was Huber ſo lange bekämpft hatte, und was ſeines Erachtens ſchließlich mit Nothwendigkeit zur vollſtändigen Machtloſigkeit des Königthums und zur brutalen Majoritätsherrſchaft führen mußte, wenn es nicht ſchon vorher unter gewaltſamen und gefährlichen Zuckungen unter [illegible] jetzt durch die freie That des [illegible]

Landes geworden. Huber verkannte nicht, daß die Gewährung der Verfaſſung die einfache Erfüllung der im März und ſpäter gegebenen Verſprechungen war, und wenn er auch im innerſten Herzen den Wunſch gehegt hatte, daß der König jene Verſprechungen um des gefährdeten Staatswohls willen durch ein ernſtes, offnes Wort zurücknehmen möge, ſo war er doch fern davon, dieſen Schritt als den einzig möglichen Ausweg zu fordern, und er beugte ſich auch innerlich davor, daß die königliche Entſcheidung zu Gunſten des gegebenen Worts ausgefallen war. Ja er hatte zugleich volle Freude an der ſichern Entſchiedenheit und an dem „Heldenthum chriſtlicher Selbſtüberwindung", mit dem der König ohne allen Rückhalt die ſeiner innerſten Natur ſo antipathiſche Rolle eines conſtitutionellen Monarchen übernommen hatte. Er zweifelte nicht, daß es nunmehr Pflicht aller königstreuen Männer ſei, die Verfaſſung als die engere Grundlage des Staatslebens anzuerkennen und ſich fortan bei den politiſchen Kämpfen innerhalb der von ihr gezogenen Grenzlinien zu halten, — aber er forderte auch von ihnen, daß ſie mit aller Kraft dahin wirkten, daß die neuzuwählenden Kammern die ihnen vorbehaltene Mitwirkung bei der Reviſion der Verfaſſung benutzten, um den drohenden Gefahren vorzubeugen und das Königthum zu befeſtigen. Namentlich lag es ihm am Herzen, daß in der Verfaſſung in irgend einer Weiſe anerkannt werde, daß in Zeiten großer Wirrniſſe und Conflicte der König kraft ſeiner dann eintretenden Dictatur die Befugniß habe, das Staatsſchiff durch ſolche Brandungen hindurchzuleiten, und daß er alſo in ſolchen äußerſten Fällen von ſeinem unveräußerlichen Nothrecht Gebrauch machen könne, ohne daß der auf die Verfaſſung geleiſtete Eid zum Schaden des Staatswohls einen lähmenden Einfluß auf ihn übe oder die Gewiſſen der Unterthanen beſchwere.

In dieſem Sinne ſprach er ſich ſchon wenige Tage nach dem Erſcheinen der Verfaſſung in der Kreuzzeitung aus, indem er die Einleitung zu einer Serie von Artikeln, welche er dort über die ſocialen Fragen im December und Januar erſcheinen ließ, dazu benutzte, ſich mit der Verfaſſung auseinanderzuſetzen. Im Uebrigen hielt er ſich von den damals üblichen politiſchen

Manifestationen in Vereinen, Adressen u. s. w. fern und fand in den nun beginnenden Wahlbewegungen und in dem ganzen politischen Treiben keinen Raum für ein thätiges Eingreifen. Huber's nähere Freunde, namentlich Stahl, stellten sich ganz anders zu diesen Dingen, und bildeten bald den Mittelpunkt der parlamentarischen conservativen Partei. Das rief allmählich eine Entfremdung zwischen ihnen und Huber hervor, zumal er immer wieder vergeblich versuchte, ihnen ein nachhaltiges Interesse für die socialen Fragen abzugewinnen. Der Bruch wurde noch größer, als er wahrnahm, daß die parlamentarische Rechte sich mehr und mehr zum constitutionellen System bekannte und das frühere absolute Regiment des Königs für einen ungenügenden und nicht wieder wünschenswerthen Zustand erklärte. Huber warf seinen früheren Genossen vor, sie kämpften nicht mehr für Aufrechterhaltung des königlichen Regiments, das Preußen groß gemacht und dessen es nicht entbehren könne, sondern sie kämpften für ein Parteiregiment; sie wollten, daß die Aristokratie den König und den Staat beherrsche.

Nur die deutsche Frage bildete noch ab und an einen Vereinigungspunkt mit den alten Genossen, und die Zuckungen, welche sie 1849 und 1850 hervorrief, erfaßten auch Huber so lebhaft, daß er dann nicht umhin konnte, seinem Vorsatz ungetreu zu werden und wieder an der politischen Publicistik Theil zu nehmen. Seit dem Februar 1849 richtete er wiederholt in der Kreuzzeitung unter der bekannten Chiffre V. A. H. dringende Mahnungen an die preußische Regierung, sich mit der in Frankfurt tagenden deutschen Nationalversammlung klar und bestimmt auseinanderzusetzen und vor Allem sich mit Oesterreich über gemeinsames Handeln zu benehmen. Er machte es der preußischen Regierung zum schweren Vorwurf, daß sie in ihrem tapfern Vorgehen gegen die Revolution Halt gemacht, sobald die deutschen Angelegenheiten in Frage gekommen seien, und daß sie die Frankfurter in der Illusion belassen hätte, daß die unter den Wirrnissen von 1848 aufgekommene Lehre von der Souverainität der Nationalversammlung auch noch 1849 von den inzwischen wieder starkgewordenen Regierungen ertragen werden könnte. Er sprach

den Verdacht aus, daß es die Hintergedanken gegen Oesterreich seien, um derentwillen man es in Berlin nicht mit Frankfurt verderben wolle, und daß man also die Revolution, mit der man auf allen anderen Gebieten gebrochen hätte, in dieser Beziehung fördere und benutze, um damit einen Vorsprung vor Oesterreich zu gewinnen. Er sagte der preußischen Regierung voraus, daß sie auf diesem Gebiete eine schmähliche Niederlage erleiden werde, weil sie kein reines Spiel spiele und ihr Gewissen belaste.

Als dann der König in Frankfurt zum Kaiser von Deutschland erwählt und die Kaiserdeputation in Berlin erschienen war, da waren es Huber's Kreuzzeitungsartikel, die am entschiedensten und am lebhaftesten die unbedingte Ablehnung der gebotenen Krone forderten. Konnte er damals in dieser Frage mit den Stimmführern der conservativen Partei zusammengehen, so war er doch bald wieder vereinzelt, als er gegen die weitere deutsche Politik des preußischen Ministeriums Front machte und die ferneren Versuche, ohne Oesterreich das deutsche Gemeinwesen zu ordnen, auf das lebhafteste angreifen zu müssen glaubte. Seine weiteren Publikationen brachte daher auch nicht mehr die Kreuzzeitung, sondern er legte sie in eigenen, bei Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) in Berlin erschienenen Brochüren nieder. In allen dreien, in „Suum cuique in der deutschen Frage" deren Vorwort vom December 1849 datirt ist, — in „Berlin, Erfurt, Paris" von Ende April 1850 und in „Recht, Ehre, Vortheil in der deutschen Frage" vom November 1850, fordert Huber, daß Preußen vor Allem auf den Rechtsboden zurückkehre und die 1848 zerrissenen Fäden wieder anknüpfe. Nicht als ob er die nachher in Olmütz inaugurirte Politik empfohlen hätte; er forderte vielmehr, daß Preußen in der Herstellung des Bundestags und in einer conservativen Execution in Holstein und Hessen hätte vorangehen sollen, und er beklagte es tief, daß Preußen sich nach einer Reihe vergeblicher Versuche, falsche Stellungen zu behaupten, schließlich von Oesterreich habe nachziehen lassen müssen. Daneben warfen diese Brochüren auch manche Streiflichter auf die damalige innere Politik Preußens und insbesondere ward die con-

ſervative Partei gar ſchonungslos angegriffen. Da heißt es, dem conſervativen Publikum und ſeinen Notabilitäten fehle es durchaus an Sinn und Einſicht, an Glauben für die wichtigſte Seite des nationalen Lebens, für die ſocialen Fragen, — ſie hätten mit wenigen Ausnahmen kein Herz für das Volk, ſondern litten viel zu ſehr an dürrer Doctrin und negativer Kritik. Für politiſche Dinge ſei jetzt allerdings Intereſſe erwacht, — dieſe ließen ſich ja auch behandeln, ohne daß es für die Betheiligten perſönlich läſtig zu werden brauche, vielmehr könne man ſich bei ihnen auf das bloße Kannegießern beſchränken, — die ſocialen Fragen aber könnten von Niemandem, dem es irgend Ernſt damit ſei, behandelt werden, ohne daß jedem Wort die Zumuthung eines ernſten Nachdenkens, eines kräftigen Entſchluſſes, einer gemeinnützigen That, eines ununterbrochenen Opferdienſtes zur Seite ſtünde und der Stachel eines Vorwurfs, einer Warnung innewohne. Wer aber möge ſich durch dergleichen in ſeiner Behaglichkeit und Selbſtgefälligkeit ſtören laſſen! Er klagt bitterlich über die Einſeitigkeit juriſtiſcher oder theologiſcher Bildung oder bloßer adminiſtrativer Routine bei den activen Notabilitäten und der Weichlichkeit und Zerſtreuung bei der Menge der Parteigenoſſen.

Auch die Haltung, welche die Conſervativen bei der inzwiſchen erfolgten Verfaſſungsreviſion eingenommen hatten, fand Huber's entſchiedenen Tadel, und namentlich warf er es ihnen lebhaft vor, daß ſie den Verfaſſungseid des Königs und der Beamten nicht abgewendet hätten. Hatte er doch vergeblich ſeine alten Beziehungen zu den Führern der parlamentariſchen Rechten benutzt, und ſie vergeblich in Briefen und in mündlichen Beſprechungen beſtürmt, um ſie für ſeine Anſchauungen zu gewinnen und zu einem energiſchen Handeln in dieſem Sinne zu beſtimmen. Die Verfaſſung war in ſeinen Augen nur ein Verſuch, und er meinte, die Erfahrung müſſe es erſt erweiſen, ob es möglich ſei, ein harmoniſches Zuſammenwirken zwiſchen dem neubelebten monarchiſchen Princip und dem Selbſtgefühl eines werdenden Parlamentarismus herzuſtellen; ein ſolcher Verſuch ſei nicht dazu geeignet, um durch einen Eid Seele und Seligkeit daran zu binden, und deshalb liege darin eine Entweihung des Eides und

des Königthums, welche nur zerſtörend auf die ſittlichen Grundlagen des Staats wirken könnte. So iſt des Weiteren in der Brochüre „Berlin, Erfurt, Paris“ ausgeführt.

Huber hatte denn auch für ſich ſchwer an der Frage zu tragen, ob er den von ihm um ſeines akademiſchen Amtes willen geforderten Eid leiſten könne. Vor dem zur Eidesleiſtung der Univerſität anberaumten Termin (10. März 1850) übergab er dem Rector eine Erklärung dahin, daß er den Eid in der Vorausſetzung und dem Sinne leiſten werde, daß der zweite Theil desſelben (Beobachtung der Verfaſſung) keinen Widerſpruch mit dem erſten Theile (Treue und Gehorſam gegen Seine Majeſtät den König) implicire. Da Seitens des Miniſteriums angeordnet war, daß Clauſeln und Vorbehalte bei der Eidesleiſtung nicht zuzulaſſen ſeien, ſo wurde Huber's Vereidigung einſtweilen ausgeſetzt. In einem wenige Tage nachher (16. März) geſchriebenen Briefe Huber's heißt es darüber: „Seitdem der König den Eid geleiſtet hat, lag ein Gewiſſensgrund für mich nicht mehr vor, den Eid nicht zu leiſten, wie ſchwer es mir auch nach Fleiſch und Blut werden muß, ihn zu leiſten. Hat die Feſtung capitulirt, ſo kann der einzelne Offizier keine Pflicht, ja kein Recht haben, ſich der Gefangenſchaft zu entziehen, und dennoch kann es ſeinen Stolz auf's äußerſte empören, daß er ſeinen Degen abgeben ſoll. Die Capitulation hat er nicht zu verantworten. Wenn ich — ich will nicht ſagen, zu leben hätte, denn das fände ſich, — aber wenn ich Erſatz zu ſchaffen wüßte für das, was ich der innern Miſſion, der Baugeſellſchaft, meinen Mündeln u. ſ. w. an Geld, Zeit, Kräften entziehen müßte, um ohne meinen Gehalt zu leben, ſo würde ich lieber meinen Abſchied fordern, als den Eid leiſten, — aber nicht aus Gewiſſenspflicht, ſondern aus Stolz, Trotz, Widerwillen gegen das ganze Treiben. So aber habe ich keine andere Pflicht, als die Behörde, die mir den Eid abnimmt, nicht in Zweifel darüber zu laſſen, wie ich ihn verſtehe, da er allerdings auch andere Deutungen zuläßt. Uebrigens iſt auch das keine unerläßliche Pflicht, ſondern — ein Ueberflüſſiges, wie man es eben in Dingen thut, wo man lieber zu viel, als zu wenig thut“. In ähnlichem

hat Huber ſich auch öffentlich in der ſchon erwähnten Brochüre „Berlin, Erfurt, Paris" ausgeſprochen. Er hat denn auch, nachdem auf Anordnung des Miniſteriums ſeine Verwahrung zurückgewieſen war, am 4. April 1850 den Verfaſſungseid geleiſtet.

Einige Fragmente aus Briefen mögen ſchließlich das Bild vervollſtändigen, welches wir von Huber's Stellung zu der Entwicklung der öffentlichen Dinge in den erſten Jahren nach Wiederherſtellung der Ordnung kurz angedeutet haben. Er ſchrieb:

17. December 1848: „Groß wird dieſer Brief nicht werden, und das kommt davon, wenn man dem Zeitungs- oder Zeitteufel auch nur wieder einen Finger giebt, ſo hat er bald die ganze Hand, — ehe man ſich's verſieht. Was ich meine, werden Sie aus der Neuen Preußiſchen Zeitung ſehen, und ehe ich das halbe Dutzend Artikel über die ſociale Frage fertig habe, wird mir neben meinen anderen Geſchäften kaum Zeit zu einem vernünftigen Briefe bleiben, — die unvernünftigen behalte ich ohnehin in petto. Die Inconſequenz aber, die darin liegt, daß ich nun doch wieder an dem politiſchen Treiben Theil nehme, nachdem ich es ſo hart verſchworen, werden Sie mir am eheſten verzeihen, ſoweit es überhaupt eine ſolche iſt. Ich habe ja eben dieſe ſocialen Fragen immer ausgenommen, und da man mir es geradezu in's Gewiſſen ſchob und mir auf meinen Vorwurf: „warum ſchweigt Ihr ganz von dieſen Dingen?" antwortete: „wir warten nur auf Dich!" — ſo konnte und durfte ich um meiner Sache willen den gebotenen Raum nicht verſchmähen. Außerdem iſt freilich mit der gegebenen Verfaſſung ein Hauptgrund meines Schweigens über politica weggefallen, und ich könnte immerhin auch da meinen Löffel wieder in die Suppe tauchen und rühren helfen. Doch könnte mich dazu eigentlich immer nur gegen meinen Willen die Ungeduld verleiten, wenn ich ſehe, wie dumm ſich die Anderen dazu anſtellen. Meine Zeit iſt noch längſt nicht gekommen, wenn ſie je kommt; jene ſogenannten ſocialen Fragen ſind mir aber um ſo mehr Hauptſache, da ich darin in gewiſſem Sinne eben mein Predigeramt verſehe, und es iſt

die Frage, ob ich anderwärts und in anderem Sinne dieſen Beruf habe, als gerade hier.“ *)

2. Januar 1849. „Mit meinen ſocialen Plänen ſteht es hier ſehr im Blauen. Einer der Gründe, warum hier jetzt Niemand ein Ohr dafür hat, iſt ein ſehr erfreulicher, indem die innere Miſſion hier jetzt le grand événement iſt. Wichern wird heute erwartet und ſoll ein Paar Wochen hier bleiben, um die innere Miſſion hier — in Folge der Beſchlüſſe des Wittenberger Kirchentags — zu organiſiren. Dann will er eine längere Rundreiſe zu demſelben Zweck machen. Das iſt nun gut und ſchön, und ich will nicht einmal dagegen geltend machen: „das Eine thun und das Andere nicht laſſen!“ Wenn die Leute nun einmal nur für Eins Sinn und Kraft haben, ſo mögen ſie ſich daran halten, und ich helfe gerne das Meinige dabei, wenn auch kein Menſch daran denkt, mir zu helfen. Nur Eins iſt bedenklich dabei: — daß nämlich Wichern's Pläne, wenn es ganz nach ſeinem Kopf geht, das bischen Kirche, was wir noch haben, vollends ruiniren, d. h. in Vereinsweſen ohne locale Gemeindebindung auflöſen würden. Ich hoffe indeſſen, daß ſich das nöthige Correctiv hier finden wird, und denke dafür auch das Meinige zu thun.“

30. Januar 1849. „Wir leben hier faſt lächerlich ſtill vor uns weg, um ſo mehr, da die Wahlen auch unſere näheren Bekannten z. B. Stahl's die Zeit hindurch ſehr in Anſpruch nah-

*) Der Gedanke, ſich ganz dem Dienſt der evangeliſchen Kirche zu widmen und deshalb noch jetzt, im fünfzigſten Lebensjahr, die Theologie zum Gegenſtand eines förmlichen Fachſtudiums zu machen, hatte Huber ernſtlich einige Zeit beſchäftigt. Er ſchrieb mehrere Jahre ſpäter einem jungen Verwandten darüber: „Du weißt wahrſcheinlich nicht, daß ich 1848, da die Ausſichten auf eine viel größere Zerrüttung, als ſie bisher erfolgt, und auf wirkliche Chriſtenverfolgungen keineswegs ſo phantaſtiſch waren, als ſie jetzt ſcheinen könnten, den ernſtlichen Vorſatz hatte, — oder doch ſehr ernſtlich den Vorſatz erwog, noch in meinen alten Tagen mich zum Amt des Worts und der Seelſorge zu qualificiren. Was mir zunächſt Bedenken machte, war das Hebräiſche, und ehe dieſe Bedenken überwunden waren, geſtalteten ſich theils die Aſpecten weniger drohend, theils wurde ich auf einen Weg geführt, der im Weſentlichen denſelben Dienſt und Amt implicirt und mir doch meiner ganzen Perſönlichkeit nach wohl angemeſſener ſein mag“.

men, so daß wir uns noch seltener sahen als sonst. Auch Wichern's Anwesenheit und die Verhandlungen wegen der innern Mission, welche dem Wahltreiben vorhergingen, haben unsere Bekannten Wochen lang beschäftigt. Ich selbst bin dem Allen fremd geblieben, da ich mehr, wie je, einen bestimmten Ruf und Beruf abzuwarten gestimmt bin — in christlicher Weise, und weniger, wie je, geneigt, mich aufzudrängen, Avancen zu machen — in menschlicher Weise. Nun aber merkte ich bald genug an denen, welche diese Dinge betreiben, eine entschiedene Scheu, sich mit mir einzulassen, und so habe ich sie denn natürlich ganz ruhig in ihrer Weisheit gewähren lassen. Daß die Herren sich mit mir sehr genirt fühlen, daß sie meinen, sehr an Popularität zu gewinnen, wenn sie mich über Bord werfen oder nicht an Bord aufnehmen, kann ich ihnen eben nicht verdenken. Die Differenz zwischen mir und diesen braven Leuten und guten Christen liegt hauptsächlich darin, daß ich der innern Mission den kirchlichen Charakter, getragen durch die Gemeinde, viel mehr gewahrt wissen will, als es namentlich in Wichern seinen Ideen liegt, weshalb ich denn einmal ziemlich scharf mit ihm aneinandergerieth, — natürlich im Uebrigen bei aller Bereitwilligkeit von meiner Seite, jede Arbeit zu übernehmen, die man mir zuweist. Leider sind wir aber noch lange nicht so weit. — Was die Wahlen betrifft und die ganze Haltung der conservativen Partei, so brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ich mit dieser Amalgamation mit Allem, was sich constitutionell zu nennen beliebt, durchaus nicht einverstanden sein kann und noch weniger mit der unverantwortlichen Vernachlässigung der socialen Frage in den conservativen Programmen, und da ich es um so mehr für meine Pflicht halte, diese Dinge und meine Ansicht und Stimmung etwas scharf auszusprechen, während die Herren gar zu sehr geneigt sind, sich gegenseitig „den Kutzen zu streichen", so — bin ich eben aller Welt mißliebig und unbequem und ich kann es Niemandem verdenken, wenn sie ohne mich fertig zu werden suchen. Ich behalte denn also auch den Vortheil der freien Hand nach allen Seiten hin. Schwer genug wurde es mir freilich während der Wahlen, nicht dazwischen zu fahren und links und rechts diese

vage Salbaderei zu geißeln. Im Grunde habe ich also ganz dieselbe Stellung, welche ich seit Jahren inne gehabt. Es ist nicht die angenehmste und liebenswürdigste; aber irgend Jemand muß sie doch übernehmen, und da opfere ich mich denn auf. Immer möglich, daß ich auch gerade dazu passe, da ich jedenfalls „nur bei näherer Bekanntschaft gewinne", wie Jener von mir gesagt hat. Aber frommt das auch? — werden Sie vielleicht fragen oder denken. Unter Gottes Segen und Willen, warum nicht? — wenn es auch nicht mit Händen im Einzelnen zu greifen ist, — es ist aber einer von den tausend Fäden, mit denen der Herr die Menschen und Dinge ziehen und leiten und treiben kann. Und frommt denn jene andere Weise, die ich bekämpfe?"

20. Februar 1849. „Ich habe in dieser Zeit einen sehr schweren Kampf durchgekämpft, in seiner Art würdig, neben vorjährige Kämpfe gestellt zu werden. Wie man auch vermeint, zur Entsagung bereit zu sein, — wenn dann der Augenblick der wirklichen Entsagung kommt! Der schlimmste Stachel freilich ist das Unfreiwillige in der Entsagung, und es war mir vorbehalten, den in der letzten Zeit in aller Schärfe zu fühlen. Ich habe es erfahren sollen, daß man mich nach allen Seiten conservativer Thätigkeit in den Wahlen, in der Presse, in der innern Mission als ein Hinderniß vermied und ausschloß, so daß ich jetzt isolirter und wirkungsloser stehe, wie je zuvor. Wie viel dabei meinen Ansichten, wie viel meiner Weise zuzuschreiben, wie weit ich daraus eine Lehre zur Milderung der Weise entnehmen kann oder soll, da ich in der Sache nichts nachgeben darf, — das sind Fragen für sich — genug, daß es eine schmerzliche Erfahrung war und daß mir die Gefahr nahe trat, in große und nachhaltige Verbitterung zu gerathen. Davor hat mich der Herr gnädig bewahrt, und wenn auch der alte Adam, das trotzige Fleisch und Blut sich auch in dieser Beziehung gelegentlich wieder regen sollte, so hoffe ich doch im Wesentlichen überwunden zu haben. Als Frucht heilsamer Demüthigung durch den Herrn und vor dem Herrn halte ich jetzt (und hoffentlich fest): Entsagung ohne Bitterkeit,

ſtilles Abwarten, bis ich gerufen werde, wäre es auch zum kleinſten, niedrigſten Dienſt."

30. März 1849. „So ſind wir denn nach ein Paar Tagen voll Staub und Lärm und Greuel aller Art in unſerem neuen home ganz leidlich eingerichtet, obgleich noch ein Paar Tage mit allerlei Nachkramen u. ſ. w. vergehen werden.*) Das war der neunte Umzug, den wir erlitten — gerade wir, die wir ſo ſehr, wie wenige Menſchen, das Bedürfniß und die Gabe des home, des Stabilen, des Wurzelſchlagens haben, — gerade wir ſollen zu keiner eigentlichen Heimath kommen! Denn obgleich eben jene Gabe und jenes Bedürfniß uns auch jede neue Wohnung ſchnell genug zu einer alten macht, ſo brauchen wir doch nur einmal einen vergleichenden Blick auf ſolche feſtbegründete, viele Jahre lang ungeſtörte homes zu werfen, wo Kinder geboren werden und groß werden und auch die Enkel nicht weit davon, wo ſich Hunderte von Beziehungen anknüpfen u. ſ. w. — um recht tief zu fühlen, was uns fehlt. So iſt es bei Ihnen, ſo bei Nöltings in Lübeck, was mir das Ideal eines ſolchen home iſt, wie ich es mir wünſchen möchte. Dazu gehört freilich die ganze Umgebung und Localität einer alten Stadt u. ſ. w. Daß uns gerade dieſe Entbehrung in dem Maße heilſam iſt, wie wir ſie ſchwer empfinden, weiß ich wohl, und der Herr giebt ja auch die Gnade, es zu erkennen, daß wir dadurch um ſo mehr auf die ewige Heimath vorbereitet und geleitet werden ſollen, je weniger wir zu einer irdiſchen kommen. Und auch darin iſt ſo viele Ungenügſamkeit und Undankbarkeit, wenn ich bedenke, wie gut wir es auch wieder mit dieſer Wohnung getroffen haben, und wie behaglich wir uns darin fühlen und unſere ſtillen Theeſtunden ſchon wieder begonnen haben, — und wie viele hundert arme Umzieher in dieſen Tagen aus einer ſcheußlichen Berliner Straße in die andere, aus einer Kaſerne in die andere, aus einem Wanzenneſt in ein anderes ziehen. Und wir haben eine

*) An Stelle der ſeitherigen Wohnung in der Lennéſtraße, die zu theuer erſchien, nachdem die Einnahmen aus der Redaction des Janus aufgehört hatten, war ein Quartier an der Schifferſtraße im Hauſe des Profeſſor Hengſtenberg gewählt.

weite Ausſicht bis Charlottenburg hin, links den Thiergarten, rechts, jenſeits der Spree die ſtattlichen Maſſen der neuen Kaſerne und des hôtel de Pologne (Zellengefängniß), welches mir jedenfalls nur den unangenehmen Eindruck macht, daß ich nicht ein Paar hundert Patrioten mehr hineinſtecken kann, als ſchon drin ſein mögen. Ich wollte von Frankfurt und hier eine hübſche Geſellſchaft zuſammenbringen. — Hengſtenbergs haben uns ſo freundlich wie möglich aufgenommen, und wir werden wohl etwas zu thun haben, um unſere wunderliche Weiſe: immer doch lieber allein zu ſein, wahren zu können. Er iſt ein wunderlicher, verzogener Kautz, auf den ich in ſeiner Weiſe und Sphäre ſehr viel halte, mit dem ich aber nie zu irgend näheren Berührungen kommen kann. Sie iſt eine ſehr liebenswürdige Frau und ſteht meiner Frau ſeit Jahren ſehr nahe. Die doppelt vergrößerte Entfernung von Stahls thut mir um meiner Frau willen leid, — denn die Stahl iſt neben der Hengſtenberg ihre nächſte Freundin hier. Aber mit Stahl habe ich jetzt eigentlich wenig oder gar keine Beziehungen mehr, da er ganz von dem politiſchen Leben (der erſten Kammer u. ſ. w.) abſorbirt wird, während ich gar nichts damit zu thun habe und auch an ſeinem Auftreten viel ausſetzen könnte, worüber wir uns nicht leicht verſtändigen würden, während doch auch Schweigen unnatürlich und bloßes Hin- und Herreden unfruchtbar iſt. So iſt es denn eben ſo gut, unſer Sonntagskränzchen fliegt durch die Entfernung auf, ſtirbt eines natürlichen Todes, als daß es ſich unerſprießlich und unerquicklich hinſchleppt oder abſichtlich und bewußt zerbrochen wird.*)

*) Das Verhältniß zu Stahl blieb auch in den ſpäteren Jahren nur noch ein lockeres. Nach Stahl's Tode ſchrieb Huber aus Wernigerode an Profeſſor H. v. Stein (26. 8. 1861): „Auch uns hat allerdings, wie Sie vorausſetzen, Stahl's Tod ſehr tief und ſchmerzlich berührt. Mich traf der Schlag um ſo unerwarteter, da ich noch kaum 14 Tage vorher (bei einem Beſuch in Berlin) einen ſo heitern, — ja luſtigen Abend bei Stahls zubrachte, wie ſeit lange nicht, wo namentlich die Art von Peinlichkeit ganz verſchwunden war, die zwiſchen perſönlich Befreundeten entſteht, wenn die Anſichten über wichtige Dinge weit auseinander gegangen ſind und die Fragen, welche Jedem zunächſt liegen, nicht berührt werden dürfen. Sie hatte vorher dem vier- bis fünfmaligen Zuſammenſein der letzten Jahre faſt einen Zug von Unwahrheit gegeben. Nicht etwa, daß wir uns ſeitdem verſtändigt hätten,

Ueberhaupt wird dieſer Umzug und die viel kleinere häusliche Einrichtung in Verbindung mit meinem Rückzug aus allen politiſchen und geſellſchaftlichen Beziehungen einen beſtimmten Abſchnitt in unſerer ganzen Lebenshaltung machen, der ja denn auch ganz gut mit dem Anfang meines fünfzigſten Lebensjahres zuſammentrifft. Ich habe denn auch meinen Geburtstag damit

---

ſondern im Gegentheil — es hatte auch die letzte Möglichkeit der Verſtändigung, wenigſtens meinerſeits, aufgehört. Doch war auch dies kein bewußter Grund und überhaupt von Reflexionen nicht die Rede. Es war uns eben *gegeben*, und es iſt mir jetzt von großem Werth, daß unſer letztes Wiederſehen ein ſo unbefangen heiteres war. Wir kannten uns nun ſchon ſeit einigen 40 Jahren, wenn auch mit langen Unterbrechungen. Schon in Würzburg 1820 hatten wir ohne viel Verkehr doch ein großes Intereſſe aneinander, was aber weſentlich aus dem ſehr entſchiedenen Gegenſatz unſerer Naturen hervorging, der doch wohl ohne Zweifel auch auf die Gegenſätze unſerer politiſchen Stellung influirt haben mag, während beide das perſönliche Wohlwollen und Achtung gar nicht afficirt haben, wozu freilich die Perſönlichkeit der Frauen und ihre ſo lange und treue Freundſchaft viel beitrug. Wenn ich übrigens Stahl als Erfinder des pſeudomonarchiſch-ariſtokratiſchen Conſtitutionalismus eine ſchwerere Verantwortlichkeit für unſere kläglichen Zuſtände zuſchreiben muß, als vielleicht irgend Jemandem, ſo konnte ich auf kirchlichem Gebiet im Weſentlichen mit ihm gehen und ſeine großen Verdienſte anerkennen, — ſeine außerordentlichen *Gaben* ſind ohnehin außer Frage. Werden ſie auch in gewiſſem Sinne ſehr überſchätzt, ſo wird andererſeits ein großes ſittliches Verdienſt, was es ihm möglich machte, mit ſeinem Pfunde viel weiter zu reichen, als mancher vielleicht nicht weniger Begabte, viel zu wenig erkannt. Ich meine das weiſe und auf die genauſte Selbſterkenntniß beruhende *Maß*, was er in Allem zu halten wußte, womit er ſich überhaupt befaßte, und was ihn hinderte, ſich mit irgend etwas zu befaſſen, wo er ſeiner Sache nicht ſicher war. Er ging tief, aber er ging nie ſo tief, daß er Gefahr lief, den Grund zu verlieren, und deshalb ging er nie in ein Waſſer, deſſen Grund und Boden und Strom er nicht genau kannte. Ein des Gegenſtandes würdiger Nekrolog wäre hier eine ſchöne Aufgabe, der aber kaum einer ſeiner Parteigenoſſen gewachſen ſein dürfte; denn gerade hier kann die Ueberſchätzung und einſeitige Parteianſicht und zumal irgend rhetoriſche Hypertrophie die Sache nur verderben. Wenn eben die politiſche (poſitive) Kluft nicht zwiſchen uns wäre und ſein gänzlicher Mangel an Verſtändniß der ſocialen Frage, ſo würde ich es mir nicht nehmen laſſen, ihm ein ſolches Denkmal zu ſetzen — ſo aber müßte ich zu viel polemiſiren, was hier am wenigſten paſſen würde. Daß übrigens die Geſchicke der Zukunft durch dieſen Verluſt irgend weſentlich afficirt werden könnten, bezweifle ich ſehr. Die *Partei* iſt weſentlich todt, und der Einzelne, wäre er auch zehnmal ein Stahl, könnte nichts mehr ändern."

gefeiert, daß ich die erſten Seiten einer größeren litterariſchen Arbeit über England geſchrieben habe, die mich unabhängig von allen Tagesintereſſen beſchäftigen und ein handgreifliches Reſultat verwendbarer Kräfte nach längerer oder kürzerer Zeit geben kann, — ſtatt dieſes ewigen Samenſtreuens auf die Straßen und Plätze der Öffentlichkeit ohne alle und jede Frucht, — dies Hinopfern von Zeit und Kraft in der Betheiligung an Dingen, auf die wirklich einzuwirken mir jedes Mittel fehlt, da gerade dem Kreis, in dem ich zunächſt ſtehe, jedes Verſtändniß für mich fehlt. Es bliebe mir noch übrig, mich unmittelbar an das Volk zu wenden; aber dazu muß ich einen ſehr beſtimmten und höheren Ruf und Beruf abwarten."

1. April 1849. „Daß wir als Frucht eines ſo ſchönen Aufſchwungs, wie er im November anfing, nun im beſten Falle in ein klägliches, unhaltbares juste milieu verſinken, iſt nicht das Schlimmſte, — darauf war ich für's Große und Ganze gefaßt. Daß ſich aber nirgends ein Felſen wirklich conſervativer und monarchiſcher Zukunft geſtaltet, — daß unter denen, welche die rechte Einſicht hätten, die Geſinnung, die Kühnheit, der politiſche Sinn und vor Allem jede Gemeinſchaft fehlt, — das iſt das Elend. Auch in der innern Miſſionsſache ſtehe ich ſehr iſolirt, — obgleich ſeltſam genug die Sache ganz die Wendung genommen hat, die ich ihr zu geben mich bemühte, — ja es iſt faſt wörtlich das geſchehen, was ich vor ein Paar Wochen dem Centralvorſtand ſchriftlich vorſchlug, und jedenfalls hat das Parochiale hier ganz unbedingt das Uebergewicht über das centrale und eigentliche Vereinsweſen erlangt. In den Parochialvereinen geht es freilich noch lahm genug und gar nicht nach meinem Sinn; aber ich halte mich ganz ſtill und zeige mich zu jedem Dienſt bereit, den man mir zuweiſen mag. Mit dieſem Geheimerathsgeſchlecht, was jetzt überall wieder das große Wort hat, kann ich einmal nicht arten. Sie ſcheuen mich und ich ſcheue ſie, — nein, es iſt ein gräßliches Geſchlecht lebendiger Leichen! Für das, was mir immer die Hauptſache bleibt — meine Marotte, wenn Sie wollen, — Aſſociation, Coloniſation, fehlt ihnen nun einmal aller Sinn und Herz, wie denn freilich für A

was nicht Routine ist. Dabei fällt mir ein, daß man in Brüssel und Lille im Wesentlichen, wie es scheint, ganz das auszuführen beabsichtigt, was ich vor zwei Jahren in einer Denkschrift vorschlug, die ich in Brüssel ließ, — ob in Folge dessen, weiß ich nicht, — jedenfalls ist von mir nicht die Rede. Darauf kommt auch nichts an, wenn nur die Sache geschieht, und auf die rechte Weise. Merkwürdig ist übrigens, daß, während meine conservativen Freunde etwas darin suchen, Alles ohne mich zu thun, die gemeinnützige Baugesellschaft, welche einen Theil meiner Vorschläge ausführt, (jedoch im Wesentlichen, glaube ich, durch anderweite Anregung, wenigstens ursprünglich), und in welcher die Liberalen — ja sogar etwas von Demokratie regiert, — mir das größte Vertrauen und Anerkennung zeigt, mich in den Vorstand zieht u. s. w. Gestern haben wir denn den Grundstein zu unserer ersten Wohnungsreihe für kleine Leute gelegt und ist eine kleine Erklärung, von mir verfaßt, eingemauert worden, welche hoffentlich von allen meinen Werken die längste und beste Zukunft hat. Ich habe viel Freude an dieser Sache, sowohl wegen des großen Nutzens, den sie an sich bringen wird, und wegen der tüchtigen Art, wie sie eingeleitet und betrieben worden, als auch, weil sich daran bei einiger Entwicklung meine weiteren Pläne anknüpfen lassen. Doch muß ich mich sehr in Acht nehmen, die Leute nicht zu früh scheu zu machen. So nehme ich denn auch für's Erste nur die Sache, wie sie sie meinen, und thue, was ich kann, sie zu fördern. So habe ich im Auftrage des Vereins anonym eine kleine Brochüre gegen die hiesigen Stadtverordneten geschrieben. Die — haben uns jede Unterstützung verweigert. — Eigentlich schreibe ich Ihnen so viel von diesem Zeuge, zum Theil, weil ich keine Lust habe von dem zu schreiben, worauf Sie ohne Zweifel versteuert sind, — Gagern, Frankfurt u. s. w. Indessen ce que femme veut, Dieu le veut, und da ist es eben so gut jetzt, als ein ander Mal, da ich jedenfalls je länger, je weniger Freude daran haben dürfte. Also, liebe Freundin, für Gagern kann ich wirklich mit dem besten Willen (et pour vos beaux yeux!) nichts thun, auch nicht einmal in Milderung der Ausdrücke, die meinem Urtheil über ihn,

und wenn Sie wollen, meiner Stimmung gegen ihn, noch kaum genügen. Uebrigens geſtehe ich gern, daß das nicht ganz vernünftig und löblich iſt, daß etwas Fleiſch und Blut im Spiel iſt, etwas Antipathie, wo nicht gegen die Perſon, doch gegen das Genre, — obgleich ich auch die beſtimmte Individualität vor Augen habe, da ich mich Gagern's von Göttingen her ſehr wohl erinnere. Aber was für ein Genre? Ich will es gerade heraus ſagen: ich kann die edlen Menſchen von Profeſſion nicht leiden, ſo wenig wie die tugendhaften! Nun können Sie ſagen: Gagern kann ja nichts dafür, daß man ihn den „edlen" nennt, — ich aber ſage, das alberne Volk drückt damit gerade das aus, was ich meine, und was es in ſeinem ganzen Weſen findet, — mit dem Unterſchiede aber, daß die Leute das bewundern, was ich haſſe. Dies Genre zu charakteriſiren und in dieſem Sinn nachzuweiſen, müſſen Sie mir freilich erlaſſen und werden ohne das wiſſen, was ich meine. Ich ſpreche natürlich nur von ſeiner öffentlichen Rolle, in der ſich freilich eben dieſe Art von falſchem Adel ausſpricht! Daß Gagern ganz im Allgemeinen aufrichtig patriotiſch iſt, gebe ich Ihnen zu; aber damit iſt gar nichts geſagt, — nicht mehr, als wenn ich ſage, er iſt ein ehrlicher Mann, d. h. er ſtiehlt keine Theelöffel. Sein deutſcher Patriotismus iſt aber ein Enthuſiasmus für ein willkürlich phantaſtiſches, ſelbſtgeſchaffenes Ideal, wobei ſo viel Eitelkeit und Unehrlichkeit im Spiel iſt und eine ſolche Nichtachtung der einfachen, beſcheidenen, aber unerläßlichen Pflichten eines ehrlichen Mannes (ich rede nur von dem politiſchen Mann), ſo viel Zweideutigkeit in den Mitteln, daß ich, auch wenn die Sache, das Ziel, der Zweck nicht ſo verderblich, ſo thöricht, ſo unmöglich wäre, als ſie ſind, doch keine milderen Ausdrücke für ihn finden könnte. Und welches Unheil haben dieſe Leute — Gagern an der Spitze — über Deutſchland gebracht! Und nachdem ſie den Rauſch der Volksſouverainität erregt und durch kühne Griffe die Fürſten zu annulliren geſucht haben, ſtimmt Gagern ohne Umſtände wieder gegen die Volksſouverainität. Sie konnten alles Gute und Nützliche durchſetzen und haben es alles faſt unmöglich gemacht und überhaupt nichts geſchaffen, als ein Chaos. Das beim

denn auch schon genug, daß seine Gaben ungeheuer überschätzt worden sind, — eine gewisse rhetorische Suade und theatralische Würde, — mehr sehe ich nicht an ihm, und das macht noch lange keinen Staatsmann. Nein ich hasse dies Geschlecht, nicht blos politisch, sondern fast persönlich! Das Beste an ihm ist, daß er Heinrich heißt, wie Faust und Freund Spitta. Basta y rebasta!"

17. Mai 1849. „Meine Ansichten über die laufenden Hauptfragen finden Sie gelegentlich in der Kreuzzeitung, und damit ist auch Alles erschöpft, was ich überhaupt darüber sagen mag. Freuen wollen wir uns aber über jeden Schritt, den unser guter König vorwärts auf dem rechten Wege und in rechter Haltung thut, und dazu gehört denn auch vor Allem die gestrige Proclamation (über Ablehnung der Kaiserkrone). Zwar ist darin eine Andeutung, die fürchten läßt, daß man auch hier, wie bei der eigenen Verfassung nicht übel Lust hat, dem Teufel seine Eier auszubrüten, statt sich selbst welche zu legen, indessen ist doch der Emendation und Purification der Frankfurter Grundlagen Raum gelassen, und es kommt darauf an, diesen Raum zu benutzen und alles das zu vermeiden, was doch später wieder heraus muß. Ich fürchte dabei besonders zwei Leute — Radowitz und Bunsen. Ersterer ist hier und hat mich wiederholt aufgesucht und ich ihn sodann auch, aber wir haben uns verfehlt. Unsere Beziehungen sind nicht die politischen Fragen, wo wir uns schwer verstehen würden, — sondern die socialen, für die er wenigstens einigen Sinn und Interesse hat, was ich bei allen meinen conservativen Bekannten noch immer vermisse. Ich versuche vergeblich ihr Interesse für die Baugesellschaft zu gewinnen. Wahrhaft respectabel ist mir aber der Exminister Uhden, der sich den Vorstandsarbeiten mit einem Eifer und Wohlwollen unterzieht, die uns Uebrige alle beschämen und antreiben."

30. Juli 1849. „Nachdem wir lange in unseren Reiseplänen zwischen Karlsbad, Mecklenburg und einem dritten Plan geschwankt, haben wir uns jetzt, hauptsächlich um meiner Augen willen, für eine Gebirgsreise entschlossen. Dann leitet mich auch der Wunsch, meine gute alte Schwester (Therese Forster) in Erlangen wiederzusehen, und die, ich [illegible] Pflicht, die mich schon

lange drückt, endlich einmal Wien zu ſehen, was nicht geſehen zu haben geradezu eine Lücke in meiner Art von Bildung macht, und wo ich überdies auf der Bibliothek zu arbeiten habe, um Lücken in meinen ſpaniſchen und italieniſchen Studien auszufüllen. Endlich aber muß ich bei Allem, was ich in dieſer Zeit thue, meine „Concordia“*) und was damit zuſammenhängt berückſichtigen, und ich muß daher Gelegenheit ſuchen ſowohl zur Sammlung von Materialien als zur Propaganda. Alſo über Nürnberg und Augsburg nach Tirol, und nach einer Villegiatur von 14 Tagen in Meran über Prag und Dresden zurück. Ich geſtehe übrigens, daß es auch ein Grund für dieſe Reiſe iſt, einmal aus all' den misères der hieſigen Politik und der ſehr peinlichen Stellung herauszukommen, die für mich daraus entſteht, daß perſönliche Beziehungen geblieben ſind, auch nachdem die Gemeinſchaft der Intereſſen, die ohnehin von jeher gering genug war, ganz aufgehört hat und im Gegentheil eher ein Gegenſatz und eine Spannung eingetreten iſt. Wenn ſich das ordentlich auskämpfen und durchſprechen ließe, ſo wäre gar nichts dagegen zu ſagen; aber darauf iſt bei der abſoluten Unfähigkeit der Leute, auf meine Intereſſen, d. h. auf meine Sache einzugehen, gar nicht zu denken. Was aber die rein politiſchen Intereſſen betrifft, ſo iſt der ganze Charakter, den dieſer ſogenannte conſervative Umſchwung nimmt, ein mir ſo völlig unerfreulicher und widriger, und ich kann in meiner abſoluten Iſolirung ſo gar nichts dabei oder dagegen thun, daß ich mich vollkommen berechtigt finde, dem Bedürfniß nachzugeben, was mich aus dieſem falſchen Cirkel, in den wir uns immer tiefer hineingearbeitet haben, aus dieſer faulen Atmoſphäre heraustreibt. Daß es ſo kommen werde, daß die ganze Kriſe zum Vortheil des faulen juste milieu ausſchlagen werde, habe ich ſchon bei der Elberfelder Pacification geſchrieben, aber damals nahm es die Kreuzzeitung nicht auf, — zum Theil aus demſelben Grunde, weshalb ich überhaupt nichts mehr mit ihr zu thun habe: — weil ich nämlich den Conſervativen das Thema der ſocialen

*) Eine neu unternommene ſociale Zeitſchrift, von der wir noch demnächſt zu ſprechen haben.

Fragen zuwies, als das einzige, wo sie einen festen Punkt gewinnen können, um sich aus diesem Quark herauszureißen, — natürlich immer Hand in Hand mit der innern Mission. Davon wollen aber die Herren nichts wissen, weil es freilich nicht so bequem ist, wie das politische Kannegießern und Renommiren. Ueberdies war damals die Kreuzzeitung noch voll schöner Hoffnungen; jetzt wird sie wohl einsehen, daß ich Recht hatte. Genug, aus allen diesen Geschichten hinaus!"

Riva, 26. August 1849. „Ja wenn die Gedanken, die Träume in diesem schönen Lande gleich Briefe werden könnten oder dürften, — so hätten Sie viele Briefe von mir zu lesen; aber das will Papier und Feder und Gekritzel und greift meine Augen an, die den Tag wirklich nicht feiern. Hier ist es wahrlich so schön und so südlich, wie man es weiter südlich bis Neapel fast nicht wieder trifft, — die Vegetation und die Leute zum Theil auch. Feigen und Granaten hatten wir freilich schon in Botzen, — hier aber sind sie in Menge und dazu Oelbaum und Orangen. Die Gebirgsformen, der stahlblaue See ist über die Maßen schön. Für mich ist der südliche Eindruck doch gar wunderlich. Versetzt er mich doch so in die Zeit, in der ich noch nach meinem Willen lebte und den Kampf gegen die Lust nicht kannte, weil ich das Gebot nicht anerkannte, und die — aber ich will hier nicht grübeln, dazu ist Berlin völlig genug. — Also Venedig über! Ungarn über! — und nun? Das Ende des ungarisch-italienischen Krieges vielleicht der Anfang des deutschen! Aber nix Politik, das muß man sich hier ausbedingen. Ja man kann auch ohne die Kreuzzeitung leben."

Wien, 15. September 1849. „Mit S. bin ich neuerdings sehr unzufrieden, da er auf meine Aufforderung, sich der Baugesellschaft ernstlich anzunehmen, eine sehr verkehrte Antwort gegeben. Nein, — diese Aristokratie hat noch nichts gelernt und muß mit Scorpionen gepeitscht und im Mörser zerstampft werden, ehe sie lernt, was Pflicht, Ehre, Vortheil, Existenz von ihr fordert, — daß sie sich eine Stellung im Volk, einen lebendigen Grund und Boden und Einfluß durch schöpferische Thaten verschaffe, der höheren und allgemeineren Motive gar nicht zu

gedenken. Almoſen — darüber kommen ſie nicht heraus. Und das jetzt noch, da es mit Händen zu greifen, was ich ſeit Monaten vorhergeſagt habe, daß dieſe Partei weder nach oben, noch nach unten politiſchen Einfluß hat und zu einer bloßen Coterie herabſinkt, wenn ſie nicht auf ſocialem Gebiet eine bedeutende Stellung einnimmt. Aber die meiſten ſcheinen ſchon jetzt dem herrſchenden Wind der zahmen Demokratie und der preußiſchen Ambitionsrevolution nachgegeben zu haben. Denn wenn Preußen die erſte Stelle in Deutſchland erſtrebt, die hiſtoriſch und rechtlich und factiſch Oeſterreich gebührt, ſo iſt das eine revolutionäre Uſurpation, die ſich nur auf die revolutionäre Partei, die ſchleichende Demokratie ſtützen kann, nachdem die hitzige Demokratie unterdrückt iſt. Der Erſte ſein wollen, wenn man der Zweite iſt, — das iſt ſeit weiland Lucifer der Grund aller Uſurpation und Revolution. Die (formal) zweite Rolle in Deutſchland iſt aber noch eine hinreichend große und ſchöne, und durch Geiſt und Geſinnung kann ſie factiſch oft genug die erſte werden. — Doch was ſoll das Politiſiren! Höchſtens, daß die Eindrücke der öſterreichiſchen Welt, die mich ſeit Wochen umgeben, meine Ueberzeugung in dieſem Sinne verſtärken und beleben. Von Wien zwar, wo wir erſt geſtern ankamen, kann ich noch nichts ſagen, als daß der allgemeine Eindruck der Oberfläche ohne alles Verhältniß großartiger, reicher, bunter, mannigfacher iſt, als der von Berlin, und daß man fühlt, hier iſt das Centrum von viel großartigeren und mannigfaltigeren Materialien, als in Berlin. Und was ſoll ich von der Reiſe ſeit Riva über Roveredo, Trient, Botzen, Meran, das Vintſchgau hinauf auf's Wormſer Joch, durch die Finſtermünz in's Oberinnthal, Innsbruck, Salzburg, Berchtesgaden, Iſchl, Gmunden, Linz und die Donau hinunter, mit einigen Raſten unterwegs von zwei bis drei Tagen — noch zuletzt am reizenden Gmunder See, — was ſoll ich da eben viel ſagen, als daß es bei wunderbar ſchönem Wetter wunderſchön war, — wir hatten auch von Leuten, Kindern, Blumen, Früchten, Schmetterlingen, Häuſern u. ſ. w lauter angenehme Eindrücke. Und das Alles iſt deutſch, und mir kamen oft plötzlich Thränen des Zornes und Schmerzes in die Augen über

die Buben, Thoren und Schwätzer, die dies Deutschland zerreißen und zerrütten. Aber genug!"

Berlin, 6. October 1849. „Wir sind seit vorgestern, gerade nach acht Wochen, glücklich wieder hier angelangt, nachdem wir noch in Prag und Dresden einige Tage geweilt haben. Der ganze zweite Theil unserer Reise seit unserer Ankunft in Wien war zwar auch noch reich an Genüssen und Errungenschaften, doch zog sich die sehnsüchtige Erinnerung an die erste Hälfte, der Gegensatz zwischen dem herrlichen Gebirge und der Stadt fast störend und trübend hindurch, und wir hätten vielleicht besser gethan, Wien auf ein ander Mal zu versparen. Doch ist es auch so gut und schön und so viel Grund zum Dank gegen den, der uns diese Muße gab, daß ich mir schon über diesen leisen Anflug von Nichtbefriedigung Vorwürfe machte. Etwas trug dazu bei, daß wir ein Paar recht schlechte, kalte Tage in Wien hatten und durch das unerhört schöne Wetter bis dahin recht verwöhnt waren. Dann wurde ich zwischen Kunst (Belvedere u. s. w.), Litteratur (k. k. Hofbibliothek) und socialen Fragen und Interessen auf eine fast peinlich-lächerliche Weise hin- und hergezerrt, zum Theil in Folge der großen Bereitwilligkeit, auf Alles einzugehen, so daß der Eine mich mit Fragen und Gesprächen über Bücher meines Faches, der Andere gleichzeitig von der andern Seite mit Fragen aus einem andern Fach überschüttete, und ich wie Buridan's Esel dazwischen! Auch dort pulsirt die Association in mancherlei interessanten Keimen. — In Dresden liefen drei Tage schnell genug ab, die wir gleichsam an der Schwelle hinzögerten, ehe wir in dies leidige Berlin wieder eintraten. Wenn ich sage leidig, so nehme ich natürlich unsere vier Wände aus, in denen wir uns wieder sehr behaglich fühlen. Das Uebrige wird sich denn allmählich wieder anspinnen; aber daß ich in Berlin je wirklich arten sollte, ist mir bei dieser Rückkehr unwahrscheinlicher als je."

30. December 1849. „Alle guten Wünsche zum neuen Jahr. Und freilich wollen wir schon froh sein, wenn es uns nichts Schlimmeres und so viel Gutes und Schönes bringt, wie das alte. Ich rede hier begreif[illegible] Wünschen und dem

Guten, was ad rem privatam gehört; denn was rem publicam betrifft, so habe ich sogar das Wünschen aufgegeben, sintemalen unser Herr Gott allein weiß, was eigentlich zu wünschen sein mag, in einer solchen Zeit — aber apage Satanas und nichts von Politik hier — um so mehr, da Sie bald genug die Beweise in Händen haben werden, daß: „die Katze läßt das Mausen nicht" — nämlich in Gestalt einer Scharteke über die deutsche Frage, die sich mir zwischen Fell und Fleisch geschoben hatte, und die ich irgendwie ausstoßen mußte. Sie wird Ihnen mit der Concordia zugehen, deren leider letzte Nummer dieser Tage erscheint, nachdem die Zahl der Abonnenten auf zehn herabgesunken ist. Wie ich die Sache ansehe, werden Sie aus dem Schlußwort ersehen, und zum Schämen oder Grämen über abgemachte Sachen habe ich weder Zeit noch Lust. Die Zeit aber, die ich durch das Absterben der Concordia gewinne, wird bald genug ausgefüllt sein. Denn abgesehen davon, daß ich nun mein Opus über England wieder aufnehmen werde, geht es mir wie dem Esel, dem man auflabet, so lange er stille hält, sowohl in der Baugesellschaft, als in der innern Mission. Was die letztere betrifft, so werden Sie lachen, daß ich jetzt nicht blos Vorstand einer Kleinkinderbewahranstalt, sondern Mitvorstand einer Nähschule bin! Beide Anstalten, welche dringend noth thaten, sind hauptsächlich auf meine Vorschläge und mein Betreiben in dem letzten Vierteljahr so weit vorbereitet, daß sie mit Neujahr eröffnet werden können, wobei ein wirklicher Segen unverkennbar war, indem wir z. B. in wenig Wochen über 700 Thaler zusammengebettelt haben."

Den 24. Januar 1850. „Daß es uns körperlich im neuen Jahr trotz der Kälte, die gestern bis auf 21 Grad stieg, so gut geht, ist um so dankbarer zu erkennen, da ich seit Jahren der Kälte, dem Winde u. s. w. in diesen endlosen und breiten Straßen nie so ausgesetzt war, als diesen Winter. Das hängt unabweislich mit den Arbeiten zusammen, die mir auf dem Felde der innern Mission, der Baugesellschaft u. s. w. von Tage zu Tage mehr in die Hände wachsen. Insofern aber eben darin ein Beweis des Gedeihens liegt, sind wir weit entfernt, uns zu

beklagen, ſondern haben im Gegentheil hier reichlichen Grund zur Dankbarkeit, und ich kann nur ſagen, daß in den letzten vier bis fünf Monaten durch dieſe Thätigkeit meine ganze Stellung hier und zumal mein Bewußtſein und Urtheil von derſelben eine ganz andere, viel befriedigendere geworden — trotz der immer unerquicklicheren Geſtaltung der politiſchen und durch ſie zum Theil der geſellſchaftlichen Verhältniſſe. Um nur Einiges hervorzuheben, iſt es uns, und ich darf wohl, der allgemeinen Anerkennung in dieſem Kreiſe trauend, ſagen, mir hauptſächlich (mit Gottes Hülfe) gelungen, in unſerer (Dorotheenſtädter) Gemeinde nicht nur eine Nähſchule und Kleinkinderſchule, ſondern in und mit den dafür gewonnenen Localitäten und Perſönlichkeiten der ganzen Thätigkeit der innern Miſſion einen localen Mittelpunkt und die Möglichkeit weiterer Entwicklung nach allen Seiten zu geben, deren Bedeutung täglich mehr hervortritt. Dazu kommt dann die Baugeſellſchaft, wo es natürlich immer mehr zu thun giebt, je weiter die Sache ſich entwickelt, und daß Hoffmann und ich und etwa zwei Andere Alles thun müſſen, was überhaupt geſchehen ſoll, darüber können wir uns auch nicht täuſchen. So habe ich mich z. B. gründlich auf die ſehr complicirte Buchführung werfen müſſen, wenigſtens ſo weit es zur Orientirung und Reviſion nöthig. Ich und Buchführung! Da aber unſer Geſchäftslocal drei Viertelſtunden weit am andern Ende der Stadt iſt und unſere meiſten Häuſer eben ſo weit am dritten Ende, ſo werden Sie leicht begreifen, daß es mir nicht an Motion fehlt. Endlich aber habe ich in den letzten fünf Wochen wieder an einem andern Ende der Stadt mit der Sorge für die Unterbringung einer völlig verwaiſten, verwilderten und verlumpten Familie von vier Kindern ſo viel zu thun und zu laufen gehabt, daß ich an Kälte und Entfernung bei Tag und Nacht gar nicht denken durfte. Und das Alles bekommt mir (unberufen) vortrefflich — kein Podagra, keine ſchlimme Augen, nicht einmal Schnupfen! Aber dieſe Lumperei, — die ganze Geſchichte dieſer Familie, — darüber wäre ein Buch zu ſchreiben! Ich glaube nun wirklich Anſprüche auf die Würde eines pae dos

velhacos*) zu haben, — eines Magiſtrats der portugieſiſchen Städte im Mittelalter. Gegen dieſe Seite des Lebens bildet denn die Herrlichkeit des Ordensfeſtes, wozu ich (gegen oder ohne alle Erwartung) geladen war, einen ſeltſamen und nicht erquicklichen Contraſt — zumal bei der düſtern und geſpannten Stimmung auf jenen Höhen!"

11. Januar 1851. „Du haſt Dich zwar gründlich gegen mich zugeknöpft, lieber Albrecht**), aber ich will darüber gar nichts ſchließen, was mich hindern könnte, vorauszuſetzen, daß Dich die Anlage***) theils um der Sache, theils um meinetwillen und als Lebens- und Andenkenszeichen intereſſiren wird. Aufrichtig geſagt, bin ich, abgeſehen von den 77½ anderweitigen Gründen, die auf der Hand liegen, auch deshalb ſehr begierig, einmal wieder etwas von Dir zu hören, weil ich immer denke, Du wirſt nicht umhin können, Deine freie Zeit und Deine Mittel zur Förderung derſelben Sache zu verwenden, die mir mehr und mehr zur Lebensaufgabe wird. Und da möchte ich gerne wiſſen, was Du treibſt, und wie weit unſere Wege zuſammengehen, — wo ſie ſich berühren, und wo ſie auseinandergehen. — Ein Hauptfeld meiner Thätigkeit iſt eben dieſe Baugeſellſchaft, bei der ich ſogar mit etwa 7000 Thaler intereſſirt bin (die 5000 Thaler Gold des Bremer Senators, die Du im Bericht erwähnt findeſt, ſind auf meiner Frau Erbtheil von meinem Schwiegervater hergegeben) — abgeſehen von aller meiner Mühe und Arbeit. Der Bericht ſelbſt iſt übrigens größtentheils auch von mir, d. h. aus meinen gelegentlichen Arbeiten zuſammengeſtellt. Das iſt ſo weit gut; aber wenn Du einen Blick in die Concordia geworfen haſt, die ich Dir ſeiner Zeit zugehen ließ, ſo wirſt Du wiſſen, daß es ein ſehr ſchwacher Keim deſſen iſt, was ich im Sinne habe, — aber es iſt ein geſunder und fruchtbarer Keim. Schlimm iſt es nur, daß mit dem ſcheinbaren

*) Vater der Lumpen.

**) Geheime-Regierungsrath Albrecht in Wiesbaden, der einſtige Hofwyler Lehrer und alte Jugendfreund.

***) Ein Jahresbericht der gemeinnützigen Baugeſellſchaft.

Zurücktreten der Gefahr auch das Intereſſe für die ſocialen Fragen, zumal bei den ſogenannten Conſervativen, mehr und mehr abſtirbt. Dieſes Volk kennt kein Motiv, als die Furcht — ſie haben kein Herz für das Volk. Schon dies ſcheidet mich von ihnen, und überdies ſtehe ich politiſch viel weiter rechts, bin ſo conſequent und mir ſelbſt treu geblieben, daß ich mich auch mit meinen ehemaligen nächſten Freunden und Bekannten (Stahl, Gerlach) nicht mehr vertrage — politice. Die Sache iſt eigentlich, daß der ganze Quark mich anekelt, und am meiſten das viele Geſchwätz darüber und dabei! — Nächſt der Aſſociation, unter welche Rubrik ich die Baugeſellſchaft ſetze, beſchäftigt mich denn beſonders die ſogenannte innere Miſſion, und was ich da um die Hand habe, erſiehſt Du aus dem beiliegenden kleinen Bericht.*) Uebrigens auch hier die entſetzlichſte Apathie! Als meinen Beruf würde ich beſonders anſehen, dieſe beiden Factoren zu kräftigem Zuſammenwirken zu vereinen, aber die Einen wollen nichts von Pietismus, d. h. Chriſtenthum wiſſen, und die Anderen, die Pietiſten, kommen nicht über das Almoſen heraus. — Uebrigens hat das ganze Vereinsweſen — beſonders in Berlin — ſo viel Widriges, Störendes, ſo viele faux frais aller Art, daß ich mich ſchon aus dieſem Grunde darnach ſehne, von hier weg und auf ein Terrain zu kommen, wo ich auf eigene Hand arbeiten kann — abgeſehen von allem Andern, was die Sehnſucht nach einem ſtillen, grünen Winkel von Tag zu Tag ſteigert. Dieſer Gedanke fängt an uns ſchon im Detail viel zu beſchäftigen, und wir ſtehen bereits vor der leidigen Qual der Wahl des Ortes. — Da wir dabei, obgleich nur zu negativem Reſultat, auch an die Schweiz gedacht haben, ſo muß ich doch berichten, daß wir im vorigen Sommer (1850) endlich in der Schweiz waren. Was damit im Allgemeinen geſagt iſt, weißt Du; um auf Specielles einzugehen, müßte ich ein Buch ſchreiben. Nur ſo viel, daß ſich das Verhältniß zu der Greyerz'ſchen Dynaſtie ſehr erfreulich und

*) Ein von Huber verfaßtes, vom 6. November 1850 datirtes Flugblatt: Der Dorotheenſtädtiſche Barmherzigkeitverein für innere Miſſion.

hoffentlich zu dauerndem allseitigen Wohlgefallen gestaltet hat. *) — Im Uebrigen leben wir, abgesehen eben von den Hetzereien und Laufereien und von der Rederei all' dieses Vereinswesens und sonstiger Berlinereien so still, wie wir es nur wünschen können. Von unserem früheren Umgang sind neun Zehntel allmählich abgestoßen, und wir haben es endlich dahin gebracht, daß unser stiller Thee die Regel für unsere Abende ist. Concert, Theater, was sonst irgend zu hören und zu sehen inclusive der Kammerdebatten, ist für uns gar nicht vorhanden."

So viel von den Briefen Huber's aus jenen letzten Jahren seines Berliner Aufenthalts. Wir haben daraus schon erfahren, wie er begonnen hatte, in umfänglicher Weise thätigen Antheil an verschiedenen, auf die Hebung der unteren Stände gerichteten Bestrebungen zu nehmen. Vor Allem galt sein lebhaftestes In-

*) In einem andern Briefe heißt es von dieser Schweizerreise: „Ein Paar recht hübsche Tage brachten wir auch bei meinem guten alten Schwager Greyerz zu auf dem „breiten Rain", kaum eine Viertelstunde von Bern, wo sich eine ganze Familiencolonie sehr behaglich und freundlich im Angesicht der Alpen ländlich niedergelassen hat. Mein Schwager, — sein ältester Sohn mit Weib und Kindern, — drei unverheirathete Kinder meines Schwagers — eine verheirathete Schwester mit ihrem Mann. Wir waren um so vergnügter zusammen, da wir alle das Bedürfniß hatten, die Politik fern zu halten, obgleich meine Schweizer Verwandten alle nach dortigem Zuschnitt sehr conservativ sind." Als wenige Jahre nachher Forstrath v. Greyerz im 76. Jahre gestorben war, schrieb Huber einer Freundin: „Er war der einzige Mann, zu dem ich je in meinem Leben ein bewußtes Verhältniß kindlicher Abhängigkeit und Pietät gehabt. Ich war nicht 5 Jahre alt, als mein Vater starb und Greyerz meine Schwester heirathete Während dieser 50 Jahre habe ich bei jedem Wiedersehen mit ihm immer nur die freundlichsten Eindrücke von ihm empfangen, und als nach und nach der Unterschied der Jahre anderweitig ausgeglichen wurde und er eine Art von Ueberlegenheit in mir zu spüren meinte und sie anerkannte, wurde das Verhältniß nur noch freundlicher. Hatte er mir doch auch gerade solche Gaben geboten, die ein Knabe am frühsten schätzt, Waffen, Pferde, Jagdfreude u. s. w. So knüpfen sich an sein freundliches, verwittertes, struppiges Waidmannsgesicht während 50 Jahren lauter Liebe und nicht eine einzige trübe Erinnerung. Er war die harmloseste Natur, die mir je vorgekommen, ohne klare Erkenntniß offenbarer Heilswahrheit ein tief frommes Gemüth. So habe ich gute Zuversicht, daß der Herr die liebe alte Kinderseele in ihren letzten Zeiten nicht versäumt, sondern sich zu ihr gehalten hat, auch wenn sie ihn nicht erkannte, wie die Jünger zu Emmaus".

tereſſe und ein großer Theil ſeiner Arbeit der Berliner gemeinnützigen Baugeſellſchaft. Huber gehörte nicht zu ihren erſten Gründern, er hatte vielmehr den Kreiſen, aus denen ſie hervorgegangen war, Anfangs ganz fern geſtanden. K. W. Hoffmann (damals königlicher Landbaumeiſter in Berlin) war es beſonders geweſen, der lange Zeit den Plan verfolgt hatte, dem entſetzlichen Wucher, der ſchon damals in Berlin mit Wohnungen für „kleine Leute" getrieben wurde, dadurch entgegenzuwirken, daß eine uneigennützige und durch humane Motive geleitete Geſellſchaft die Erbauung von Wohnungen übernehme und ſie zu einem mäßigen Preiſe an kleine Leute vermiethe; er hatte in Ausſicht geſtellt, daß es nicht nur möglich ſein werde, auf dieſe Weiſe das Anlagecapital mäßig zu verzinſen, ſondern auch allmählich abzutragen und ſomit den Miethern das Eigenthum an ihren Wohnungen zu überlaſſen. In einer im Februar 1847 publicirten Denkſchrift hatte er dieſen Plan unter Bezugnahme auf belgiſche und engliſche Vorbilder näher ausgeführt. Einige Monate ſpäter waren einige Banquiers, Fabrikbeſitzer und ſonſtige größere Gewerbetreibende, ſowie einige Beamte (unter ihnen der Geheime Staatskaſſen-Buchhalter Liebke, der Gründer der Liebke'ſchen Sparvereine) zu einer ſolchen Geſellſchaft zuſammengetreten. Aſſeſſor Gäbler hatte ſpäter in einer beſondern Schrift die Zwecke des Vereins weiter dargelegt und es hatte nicht an Beifall und Theilnahme auch in den höchſten Kreiſen gefehlt. Vom König und von mehreren Gliedern des königlichen Hauſes waren Beihülfen zugeſagt. Durch die Ereigniſſe von 1848 war aber das Unternehmen einigermaßen in's Stocken gerathen, und erſt am 28. October 1848 erfolgte durch königliche Cabinetsordre die damals noch geſetzlich erforderliche förmliche Beſtätigung. Um dieſe Zeit herum war auch Huber in Beziehung zu dem Verein getreten, und am 13. Februar 1849 beſchloß der Vorſtand, den Profeſſor Huber, „welcher," wie es im Protokoll heißt, „durch ſehr gediegene Aufſätze in der Zeitſchrift Janus über unſerer Geſellſchaft nahe liegende Zeitfragen ganz beſonders beigetragen habe, dem Publikum die von uns[illegible]en", zur Theilnahme an den [illegible]laden

er sich dem Interesse der Gesellschaft widmen möge. Bald wurde er auch förmlich von der Generalversammlung der Actionäre zum Vorstandsmitgliede gewählt.

Seine erste Thätigkeit für den Verein war eine litterarische; die Berliner Stadtverordneten-Versammlung hatte damals das Gesuch, daß die Stadt Berlin sich an diesem im städtischen Interesse in's Leben getretenen gemeinnützigen Unternehmen betheiligen möge, ablehnend beschieden, und es war als Grund die damals durch die Nachwehen von 1848 gedrückte Lage der Hausbesitzer angeführt worden, welche durch Neubauten und die dadurch erwachsende Concurrenz noch mehr gefährdet würde. Gegen diesen Bescheid zog Huber in einer kleinen 1849 bei F. Schneider und Comp. erschienenen anonymen Brochüre: „Die Berliner Stadtverordneten und die gemeinnützige Baugesellschaft" zu Felde, worin er das Interesse der „arbeitenden Klassen", den auf ihre Ausbeutung gerichteten Bestrebungen gegenüber, auf das nachdrücklichste betont und es als das beste Mittel für Befestigung der Ordnung und somit für das Wiedererwachsen eines blühenden Verkehrs empfiehlt, wenn man den wirklichen Leiden des Proletariats abhelfe und somit den Agitatoren den Vorwand für ihre Agitationen nehme.

Huber ward bald der thatsächliche Schriftführer des Vorstandes wenigstens für Alles, was nicht im reinen Geschäftsstyl zu erledigen war, sondern wo es, wie er in einem Briefe sagt, auf „Schwung" ankam. Von ihm ist die Urkunde verfaßt, welche in den Grundstein des ersten von der Gesellschaft ausgeführten Hauses (Ritterstraße 28) gelegt wurde. Sie charakterisirt die großartigen Hoffnungen, welche Huber damals an dies Unternehmen knüpfte, und mag daher hier wieder abgedruckt werden:

„In Gottes Namen wurde heute von der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft der Grundstein dieses Hauses gelegt, mit dessen Ausführung wir den Bau des in unseren Statuten ausgesprochenen gemeinnützigen Werkes beginnen. Wir thun dies mit der Hoffnung, daß unter göttlichem Segen und mit Hülfe und Nacheiferung wahrhaft freier Männer in diesem unscheinbaren Anfang der erste Schritt gethan werde auf einer Bahn

deren Ziel die Lösung einer der dringendsten Aufgaben der verhängnißvollen stürmischen Gegenwart, die Begründung einer der sichersten Bürgschaften einer glücklichen Zukunft des deutschen Vaterlandes ist: die Verwandlung eigenthumloser Arbeiter in arbeitende Eigenthümer. Berlin den 27. März 1849. Der Vorstand der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft."

Wenn die Häuser fertig waren, und wenn dann die einzelnen Miether zu einer besondern Genossenschaft vereint wurden, so ließ Huber Gedenkblätter ausgehen, welche die Erinnerung an diesen Act und an die damals gefaßten Vorsätze wach erhalten sollten.

Vor Allem aber lag es ihm am Herzen, der Gesellschaft und ihren Aufgaben größeres Interesse zu gewinnen und die ihr zu Grunde liegenden Ideen, so weit und groß, wie er sie auffaßte, im Bewußtsein aller Betheiligten zu erwecken und zu kräftigen, und sie nach Außen hin zu verbreiten. Er ließ sich daher bereit finden, eine eigene Zeitschrift zu gründen, die unter dem Titel: „Concordia, Blätter der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft, herausgegeben von V. A. Huber" vom 1. Mai 1849 ab bis Neujahr 1850 auf Kosten der Gesellschaft bei J. F. Starcke in Berlin erschien. Sie gab zunächst fortlaufende Mittheilungen, über die Zwecke der Gesellschaft und deren allmähliche Ausführung; außerdem aber brachte das wöchentlich erscheinende Blatt zahlreiche Arbeiten Huber's aus dem Gebiete der socialen Fragen, Besprechungen dahin einschlagender litterarischer Arbeiten und eine Menge von thatsächlichen Mittheilungen über ähnliche Unternehmungen oder über andere Arten von Associationen, die in England, Frankreich oder sonst wo in's Leben getreten waren. Es ist dadurch diese Zeitschrift eine auch jetzt noch nicht unwichtige Quelle für die Geschichte der socialen Bewegung und insbesondere eine reiche Fundgrube für die Kenntniß der einzelnen Versuche zur Genossenschaftsbildung. Damals aber begegnete ihr gar wenig Verständniß und Theilnahme. Nur ausnahmsweise fanden sich Mitarbeiter ein, — meistens mußte Huber allein sie füllen. An die Actionäre der Baugesellschaft wurde sie umsonst

vertheilt; andere Abonnenten wurden aber nur in geringer Zahl gewonnen, und dieſe Zahl nahm bald bedeutend ab. Nach acht Monaten ließ man ſie deshalb eingehen. In dem von Huber unterzeichneten Schlußwort ſpricht ſich das Gefühl des Schmerzes über die allgemeine Theilnahmloſigkeit offen aus: „Alle und jede Handreichung, wodurch die Verbreitung, das Gedeihen eines Blattes gefördert werden kann, hat uns unbedingt gefehlt. So hat — um nur einen Punkt hervorzuheben — kein anderes Organ der Preſſe, kein Organ irgend einer politiſchen Partei der Concordia je mit einer Silbe erwähnt. Was daraus hinſichtlich der Stellung der Preſſe zu den ſocialen Fragen, — der Stellung der Parteien und ihrer Wortführer zu dem Volk und ſeinen Bedürfniſſen, — was hinſichtlich des Werths ihrer freiſinnigen volksfreundlichen Phraſen zu folgern wäre, mag hier auf ſich beruhen. Eine ernſtliche Anklage erheben wir jedenfalls nur gegen die, welche Anſprüche darauf machen, die conſervative Sache zu vertreten". Das Blatt ſchließt mit den tröſtlichen und ſiegesgewiſſen Worten: „Sollen wir nun nach alledem Zeit und Kräfte bereuen, die wir hier wie anderwärts ohne ſichtbaren Erfolg verſchwenden? Das ſei ferne! Gilt es eine Brücke zu bauen, ſo müſſen oft Tauſende von Werkſtücken in die Tiefe des Waſſers verſenkt werden, deren Nutzen und Daſein denen verborgen bleibt, welche nur die Oberfläche ſehen. Wird dann früher oder ſpäter die Brücke fertig, ſo ſteht ſie doch nur durch und auf jener, ſcheinbar verlorenen Arbeit".

Huber erlahmte auch nicht in ſeiner ſonſtigen Thätigkeit für die Geſellſchaft. Wo ſich ihm irgend Anknüpfungspunkte boten, da ſuchte er das Intereſſe für ihre Ziele zu wecken und namentlich Capitaliſten zur Hergabe von Baugeldern zu gewinnen. Er ſelbſt ging darin, wie wir ſchon aus den mitgetheilten Briefen erſehen haben, mit gutem Beiſpiel voran. Seine Beziehungen zum ruſſiſchen Geſandten, v. Meyendorff, benutzte er, um das Intereſſe des Ehrenbürgers von Berlin, des Kaiſers Nicolaus, für dieſes Unternehmen zu wecken; er arbeitete zu dieſem Zweck eine eigene Denkſchrift aus, und die noch jetzt als Zweig der Baugeſellſchaft beſtehende, von dem ruſſiſchen Kaiſerhauſe gemachte

besondere Stiftung (Alexandrastiftung) scheint dadurch angeregt zu sein. Von ihm ging es aus, daß der damalige Prinz von Preußen um die Uebernahme des Protectoramts ersucht wurde, was wesentlich dazu beitragen sollte, der Gesellschaft nach Außen hin die erwünschte Ehrenstellung zu schaffen.*) Um einen besonders reichen und zu großartiger Wohlthätigkeit bereiten Mann nicht sowohl für das Berliner Unternehmen, als vielmehr für Ausführung eines ähnlichen Unternehmens in Hamburg zu gewinnen, unternahm Huber eine besondere Reise dorthin; es gelang ihm aber leider nicht, denselben zu überzeugen, daß auch das Erbauen von Miethswohnungen ein Act der Wohlthätigkeit sei, und daß es sich mit der Stellung eines angesehenen und reichen Mannes vertragen könne, wenn er Miethsgelder von den kleinen Leuten erhöbe.

Noch mehr aber beschäftigte Huber die innere Organisation des Unternehmens. Von vornherein hatte es im Plane gelegen, daß die Bewohner der einzelnen Häusercomplexe eine Genossenschaft bilden sollten, welche mancherlei ökonomische Bedürfnisse nach Art der Liedtke'schen Sparvereine gemeinschaftlich bestritten; selbst Volksbibliotheken, Kinderbewahranstalten u. dergl. waren schon vorgesehen. Dies war die Seite des Unternehmens, die gerade Huber's besonderes Interesse geweckt hatte, und mit allem Nachdruck suchte er dahin zu wirken, daß diese genossenschaftlichen Keime möglichst gepflegt und erweitert würden. Er drang darauf, daß regelmäßige abendliche Versammlungen der Miether stattfänden, und daß sie dann nicht nur selbstthätig unter Leitung eines Vorstandsmitgliedes über ihre gemeinsamen Angelegenheiten Beschluß faßten, sondern daß auch diese Gelegenheit benutzt werde, um ihnen allerlei Bildungsmittel und geistige Speise zuzuführen. Er selbst übernahm die specielle Leitung der Genossenschaft der Häuser in der Ritterstraße und trat da-

*) In der 1852 erschienenen Brochüre „Bruch mit der Revolution" führt Huber dies „sehr ernstlich gemeinte und sehr wohlthätig wirksame", aber von der Rechten fast ganz ignorirte Patronat als beherzigungswerthes Beispiel zur Nachahmung an.

durch zu einer ganzen Zahl von „kleinen Leuten" in ein nahes persönliches Verhältniß, das zum Theil auch noch nach seinem Fortgang von Berlin fortdauerte, so daß er, wenn er besuchsweise wieder dorthin kam, nur selten und ungern versäumte, sie aufzusuchen, und in vielen Angelegenheiten ihr Rathgeber blieb. Auch mit einzelnen Mitgliedern des Vorstandes trat er in nähere Beziehungen, und namentlich knüpfte sich zwischen Huber und dem Gründer und Vorsteher der Gesellschaft, C. W. Hoffmann, trotz ihrer verschiedenen Art und Richtung, ein dauerndes, nahes Freundschaftsverhältniß.

Auf die Dauer wollte aber auch dieses Unternehmen Huber's Anforderungen nicht genügen. Am Ende des Jahres 1851 waren 16 Häuser mit 146 Wohnungen, 20 Werkstätten, einem Badehaus, acht Waschküchen u. s. w. erbaut. Die frische Triebkraft begann aber schon zu erlöschen, und wenn auch nachher noch etliche Häuser dazugekommen sind, so waren doch mehr und mehr jene kühnen Pläne geschwunden, die dahin zielten, auf diesem Wege der Menge der Arbeiter zu helfen und sie zu Eigenthümern zu machen. Man begnügte sich mit dem Bewußtsein, Familien, welche Aufnahme in den Gesellschaftshäusern gefunden hatten, eine dauernde Wohlthat erwiesen zu haben, und war zufrieden, wenn das Gewonnene festgehalten wurde und die Sache nunmehr ihren ruhigen Gang weiter ging. Huber versuchte umsonst, ihr wieder einen großartigeren Schwung zu geben und die großen Capitalisten zu überzeugen, wie wenig ihr Geld bei einer solchen Anlage gefährdet sei, und welche Bedeutung das Unternehmen für die Zukunft haben könne. Er fand nirgends mehr rechtes Gehör. Gegenüber den heutigen Erfahrungen Berlins ist es nicht mehr nöthig, auszuführen, was man damals aus der Hand gegeben hat, als man Huber's und Hoffmann's Mahnungen unbeachtet ließ.*)

*) Noch nach vielen Jahren sollte Huber eine eigenthümliche Anerkennung für seine der gemeinnützigen Baugesellschaft geleisteten Dienste erhalten, indem ihm nach der Pariser Weltausstellung von 1867 ganz unerwartet die große silberne Preismedaille zuging, und er aus dem begleitenden Diplom erfuhr, daß die internationale Jury dieselbe verliehen habe dem Professeur Hüber,

Die Baugeſellſchaft ſcheint Veranlaſſung geworden zu ſein, daß Huber auch zu dem ſeit der Mitte der vierziger Jahre beſtehenden und von liberaler Seite geleiteten Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klaſſe in Beziehungen trat. Es liegen uns zwei gedruckte Vorträge vor, die er auf Veranſtaltung dieſes Vereins gehalten hat, — der erſte von 1851: „über Aſſociation mit beſonderer Beziehung auf England", — der zweite (gehalten am 22. Februar 1852 und im Verlag von Wilhelm Hertz erſchienen): „über die cooperativen Arbeiteraſſociationen in England". Als er Berlin verließ, ernannten ihn die Vorſtands- und Ausſchußmitglieder des Vereins einſtimmig zum auswärtigen Mitglied des Ausſchuſſes dieſes Vereins.

Seine weitere praktiſche Thätigkeit betraf — ſo haben wir ſchon aus ſeinen Briefen erfahren — die innere Miſſion. Die erſten Organiſationen auf dieſem Gebiet waren in Berlin ohne Huber's Mitwirkung ausgeführt. Er war freilich zugegen geweſen, als am 14. Juni 1848 mitten unter den revolutionären Wirren und wenige Stunden vor den Schrecken des Zeughausſturms eine kleine Schaar ernſter Männer im Hörſaal des franzöſiſchen Gymnaſiums beſchloſſen hatte, den ſeit den Rupp'ſchen Streitigkeiten getrennt beſtehenden kirchlichen Verein der evangeliſchen Guſtav-Adolf-Stiftung zu einem „evangeliſchen Verein für kirchliche Zwecke" umzuformen, der ſich die allgemeine Aufgabe ſtellen ſollte, nach allen Seiten hin kirchlichen Sinn und kirchliches Leben zu wecken und zu fördern, und Huber hat oft von dem wunderbaren Contraſt erzählt, den dieſe auf das Schwerſte gefaßte, freudig-getroſte, ernſte und ſtille Verſammlung zu dem wüſten Treiben gebildet habe, das gleichzeitig draußen auf den Straßen herrſchte. Während der nächſten Schritte zur Ausführung dieſes Beſchluſſes war er aber in Folge ſeines körperlichen Leidens fern geweſen, und als er im November nach Berlin zurückkehrte, da

---

„coopérateur" und „auteur de publications ayant servi de départ à la fondation, à Berlin, d'un premier groupe de maisons séparées pour la classe ouvrière".

war der noch heute in reicher Wirksamkeit bestehende Evangelische Verein bereits in voller Thätigkeit und hatte schon Hand angelegt, um die Beschlüsse des ersten, im September in Wittenberg gehaltenen evangelischen Kirchentages über Pflege der innern Mission in Berlin nach Kräften zu verwirklichen. Wir haben schon aus den mitgetheilten Brieffragmenten erfahren, wie Dr. Wichern nach Berlin kam, um für die Organisation der innern Mission zu wirken, und wie in Huber die Besorgniß erwachte, daß große Vereine alle Kräfte aus den einzelnen Gemeinden aufsaugen und dadurch das kirchliche Leben im Innern der Gemeinden schwächen könnten. Diesen Besorgnissen gab er auch in einem Aufsatze in der Hengstenberg'schen Evangelischen Kirchenzeitung (1849 Nr. 18 und 19) Ausdruck, indem er zugleich die Forderung stellte, daß man auf dem Wege der innern Mission auch nicht vor großen Maßregeln und namentlich nicht vor großartigen Associationen und Colonisation zurückschrecken möge. Als man bald begann, die innere Mission innerhalb der einzelnen Parochien zu organisiren, war Huber alsbald bereit, für seine Parochie, die Dorotheenstädtische, Hand an's Werk zu legen und mit großem Eifer dafür zu wirken. Es wird zum guten Theil seiner aufopfernden Thätigkeit zu verdanken sein, wenn der Vorstand des Dorotheenstädtischen Parochialvereins (der neben den beiden Geistlichen sieben Männer aller Stände umfaßte, zu denen außer Huber auch der berühmte Archäologe Professor Ed. Gerhard gehörte) im November 1850 einen Jahresbericht erstatten konnte, in dem schon eine ganze Reihe von verschiedenen, durch den Verein in's Leben gerufenen Einrichtungen aufgeführt war. Da heißt es, daß ein eigener Diakonus angestellt sei, der unter Beihülfe von freiwilligen Pflegern die geistliche und leibliche Armenpflege zu seinem ausschließlichen Beruf mache, daß ein regelmäßiger besonderer Gottesdienst für Kinder eingerichtet sei, unter denen auch ein Sparverein zur Beschaffung von Bibeln und Gesangbüchern bestehe, daß Singunterricht, eine Sonntagsschule, eine Nähschule, eine Kinderbewahranstalt, eine christliche Volksbibliothek, ein Sparverein gegründet, daß den ärmeren Kindern der Parochie, 200 bis 300 an der Zahl, kleine Fest-

lichkeiten gegeben und noch manches Andere zur Hebung von Nothſtänden und zur Förderung der Bildung unter den untern Ständen geſchehen ſei. Huber ging ſelbſt von Haus zu Haus, um Geldſammlungen für den Verein vorzunehmen, und konnte hierbei, ſo wie in ſeinem Amte als einer der „Pfleger" des Vereins gar manche Blicke in das innerſte Leben des Volkes, und zumal in das der Armen und Elenden thun. „Dieſer Kleinhandel mit geiſtigem und leiblichem Elend," ſchrieb er jedoch nach einigen Jahren, „bei der völligen Unzulänglichkeit der Mittel, hat etwas unglaublich mürbe Machendes. Ja eben, weil man es ſonſt gar nicht aushalten würde, iſt es die beſte Schule zur innern Miſſion an uns ſelbſt und namentlich für die große Kunſt, alle unſere Sorge auf den Herrn zu werfen." Am meiſten Freude hatte er noch an der Nähſchule, welche von ſeiner Frau und von drei befreundeten Damen, der Profeſſorin Gerhard, der Präſidentin Göſchel und der Generalin v. Höpfner, unter ſeinem Beirath geleitet wurde.

Dieſer Dorotheenſtädtiſche Parochialverein ward die Veranlaſſung, daß Huber wieder einmal in das einſt mit ſo vielem Glück betretene und dann von ihm verlaſſene Feld der Belletriſtik zurückkehrte. Um ſeinerſeits einen erheblichen Geldbeitrag für die Zwecke des Vereins zu beſchaffen, gab er, ohne ſich auf dem Titelblatt als Verfaſſer zu nennen, „Skizzen aus Ireland" (Berlin 1850, Verlag von Wilhelm Hertz, Beſſer'ſche Buchhandlung) heraus, welche Ihrer Majeſtät der Königin Eliſabeth, „der vielgeprüften, vielbewährten, vielgeliebten Landesmutter" gewidmet ſind. Wie das von Huber mit ſeinem vollen Namen gezeichnete Vorwort mittheilt, ſo ſind die in dieſem Buche vereinigten kleinen Erzählungen aus dem iriſchen Volksleben nebſt den beigefügten Schilderungen von Sitten und Zuſtänden und den Mährchen und Legenden freie Bearbeitungen engliſcher Vorbilder. Sie ſollen die eigenthümliche Miſchung iriſchen Weſens, die unbefangene und zugleich unpraktiſche Kindlichkeit und den reichen Humor auf der einen Seite und die tiefe grollende Leidenſchaft und das tragiſche, dem Untergang zueilende Geſchick der Nation auf der andern Seite veranſchaulichen, und wenn ihnen

dies in vollem Maße gelungen ist, so gebührt gewiß dem deutschen Bearbeiter ein großer Theil des Verdienstes. Denn gerade im Styl, in dem kleinen Detail der Zeichnung hat die naive Volksthümlichkeit einen durchaus glücklichen Ausdruck gefunden. Man kann nach dieser Probe nur wiederum bedauern, daß Huber sein unzweifelhaftes Talent für Darstellung des Humoristischen und Naiven so wenig benutzt hat, — wer weiß, ob er damit nicht mehr und nachhaltiger für seine Ziele hätte wirken können, als es ihm auf dem Wege der theoretischen Erörterung durch Wort und Schrift möglich gewesen ist? Allein die humoristische Ader war nicht so mächtig in ihm, daß ihn ein innerer Drang auf diesen Weg gewiesen hätte, vielmehr überwog in ihm das Gefühl, daß derselbe sich nicht für ihn zieme, und er würde es als etwas Unwürdiges zurückgewiesen haben, wenn man ihm zugemuthet hätte, ihn als Mittel zum Zweck zu benutzen. Er meinte, daß man über ernsthafte Dinge auch ernsthaft reden müsse.

Der äußere Erfolg der Skizzen aus Irland war durchaus nach Wunsch. So ungünstig die damalige politische Constellation für buchhändlerische Unternehmungen war, so konnte Huber doch bald berichten, daß die Auflage fast völlig verkauft sei und dem Parochialverein ein gutes Stück Geld abgeworfen habe.

Huber's Interesse und Thätigkeit in Betreff der innern Mission beschränkte sich aber keineswegs ausschließlich auf diesen Dorotheenstädtischen Zweigverein, sondern auch manche für weitere Kreise berechnete Unternehmungen wurden von ihm mit Rath und That gefördert. Es liegt uns z. B. eine von ihm verfaßte, aus dem März 1851 datirte, umfangreiche Denkschrift vor, in der er lebhaft empfiehlt, einen localen Mittelpunkt für die innere Mission in Berlin durch Erwerbung eines geeigneten Hauses herzustellen. Darin müsse ein großer Versammlungssaal sein, der wie Exeterhall in London allen im Dienst der Kirche und der innern Mission berufenen Versammlungen eine würdige Stätte gewähre; eine Herberge für Wanderer, ein Versammlungsort für christliche Vereine, zumal für Gesellenvereine, Volksbibliothek und Lesezimmer, Nachhülfsschulen u. s. w. müßten sich daran an-

ſchließen, — kurzum er entwirft einen Plan, wie er ſpäter in Berlin und an gar vielen anderen Orten in den ſogenannten Vereinshäuſern zur vollſtändigen Ausführung gekommen iſt, und wie ihn Huber demnächſt auch auf eigene Koſten in ſeinem letzten Wohnort ausgeführt hat. Auch über die Aufbringung der erforderlichen Mittel verbreitet ſich dieſe Denkſchrift, und es war ein kleiner Triumph für ihn, auf den er ſich mitunter ſcherzweiſe zu berufen pflegte, daß trotz des ihm ſo oft gemachten Vorwurfs, daß er in Geldſachen unpraktiſch ſei, ſich ſein Voranſchlag demnächſt als völlig richtig erwieſen habe und namentlich der Poſten, den er als Eintrittsgeld für die nach ſeinem Vorſchlag zu veranſtaltenden wiſſenſchaftlichen Vorträge ausgeworfen habe, zutreffend geweſen ſei.

Als der evangeliſche Verein im Winter 1851/52 die erſte Reihe von Vorträgen einrichtete, war auch Huber alsbald bereit, einen ſolchen zu übernehmen. Er ſollte aber deshalb viel Anfechtung erleiden, da der Vortrag wegen angeblich katholiſirender Tendenzen und als eine Verherrlichung der ſpaniſchen Inquiſition nicht nur unter den Gliedern des evangeliſchen Vereins manche Verſtimmung hervorrief, ſondern auch nach Außen hin viel Lärm erregte, ſo daß der Kladderadatſch ſich ſogar bemüßigt fand, in einem Gedicht über eine Waſſeranſtalt, welche zur Heilung der Reactionäre als angeblicher Geiſteskranke erbaut werden ſollte, den Refrain anzubringen:

„Und den erſten Zuber
Erhält Profeſſor Huber."

Der Vortrag, welcher alsbald unter dem Titel: „Ueber ſpaniſche Nationalität und Kunſt im 16. und 17. Jahrhundert. Ein Vortrag am 9. Februar 1852 gehalten von V. A. Huber", bei Wiegandt und Grieben in Berlin erſchien, ſollte veranſchaulichen, wie einſt Kunſt und Poeſie in Spanien auf das reichſte geblüht hatte, während das Volk gleichzeitig unter der ſtrengen Zucht der Inquiſition geſtanden und, trotz großer localer Freiheit und Mannigfaltigkeit, im abſoluten Königthum und im ſtrengen Katholicismus ſeine Einheit und ſeine Kraft gegen die großen von Innen und Außen drohenden Gefahren gefunden habe. Es

darzulegen verſucht, wie dieſe ſtrenge Zucht ein für Spanien hiſtoriſch nothwendiger Weg geweſen ſei, und wie es ihm ſeine damalige Blüthe verdankt habe. Dieſe Gedanken waren das Reſultat ſtrenger, hiſtoriſcher Detailſtudien, — und wir glauben daher, daß ernſte Geſchichtsforſchung auch jetzt noch den Huber'ſchen Sätzen im Weſentlichen wird zuſtimmen können. Aber eben ſo ſehr begreifen wir, wie eine heterogene Verſammlung an manchen Sätzen Anſtoß nahm, zumal der Vortrag ſo überreich mit zum Theil überraſchenden und tiefgehenden Gedanken angefüllt war, daß man damit ein halbes Dutzend anderer Vorträge hätte reichlich ausſtatten können, und ſomit viele Gedanken nicht zu einer für den mündlichen Vortrag ausreichenden Entwicklung kamen und daher dem Mißverſtändniß großen Raum boten. So, um ein Beiſpiel anzuführen, ward Spanien, wie es ſich durch Zuſammenfaſſung aller Kräfte und durch heroiſche Mittel der Barbarei erwehrt habe, die ihm von Außen durch die offenen und im Innern durch die verkappten Muhamedaner u. ſ. w. drohten, als ein beachtenswerthes Vorbild für Deutſchland hingeſtellt, indem auch dieſes durch die deſtructiven Mächte auf das ſchwerſte bedroht ſei, — wie nahe lag die Folgerung, Huber habe die Aufrichtung der Inquiſition empfohlen! Und wenn er weiter ſagte: „Ueber die Jeſuiten hier nur ſo viel, daß es ohne allen Zweifel die dringendſte Aufgabe einer evangeliſch-katholiſchen Reaction bei uns wäre, ein ihrem Sinn und Weſen entſprechendes Organ innerer und äußerer Miſſion zu ſchaffen, was dieſelbe Energie und Zweckmäßigkeit der Wirkung beſäße, wie ſie die Jeſuiten im Sinn und Geiſte der römiſch-katholiſchen Reaction bewährt haben", — ſo wiſſen wir freilich, die wir Huber's Anſchauungen in der Geſammtheit überſehen können, daß er ſehr fern war, den römiſchen Jeſuitismus empfehlen zu wollen, und daß er nur die treue Hingabe an ihre Sache und die Einſetzung der vollen Bildung und Weltklugheit für ihre Sache an den Jeſuiten hatte loben und zur Nacheiferung hatte empfehlen wollen, — aber wir können auch begreifen, wie flüchtige Zuhörer, die ſich in Huber's Art noch nicht gefunden hatten, ſo ganz Anderes heraushören konnten. Und wenn er am Schluß des Vortrags

aus der sittlichen und religiösen Bedeutung, welche das spanische Drama zu den Zeiten von Lope de Vega, Calderon, Moreto gehabt hatte, folgerte, daß die Bühne auch bei uns wieder zu einem Organ evangelischer Bildung erhoben und geweiht werden könne und müsse, daß namentlich das eigentliche Volkstheater ein Posten sei, den die kämpfende Kirche dem Teufel entreißen und mit den Ihrigen besetzen müsse, — so mußte dies für eine Menge frommer Leute ein ganz fremdartiger und zunächst unbegreiflicher Gedanke sein. Ueberhaupt aber fühlt man es dem ganzen Vortrag an, daß Huber den lebendigen Zusammenhang mit den christlich-conservativen Kreisen Berlins bereits ganz verloren hatte; er war in jenen letzten Zeiten seines dortigen Aufenthalts mehr und mehr vereinsamt, und er hatte daran verzweifelt, eine Brücke zwischen den Anschauungen und Bestrebungen seiner Zuhörer und seinem eigenen Wesen und Wollen zu schlagen. Nur deshalb konnte er so gänzlich mißverstanden werden.

Schließlich haben wir noch von einer andern Thätigkeit im Dienste der innern Mission zu berichten, die viel gesegneter war und ihm selbst viel Freude machte. Verbreitung guter Bücher und zumal christlicher Volksschriften hatte er von vornherein in das Programm für seine Betheiligung an den Werken der innern Mission aufgenommen, und er hatte sich deshalb gern an der Thätigkeit des Evangelischen Büchervereins betheiligt, welcher sich die Wiederauflegung älterer derartiger Schriften zur Aufgabe gestellt hatte. Man begann damals in christlichen Kreisen ein Verständniß dafür zu gewinnen, daß Bilder ein wichtiges Mittel seien, um zum Herzen des Volkes zu gelangen, wie denn auch der Stuttgarter Kirchentag von 1850 in diesem Sinne die Verbreitung guter Bilder auf das dringendste empfohlen hatte. Der Evangelische Bücherverein beschloß daher, das alte Evangelienbuch, dessen Wiederherausgabe er in Angriff nahm, mit Illustrationen zu versehen, wie sich solche auch in alten Ausgaben vorfinden. Huber übernahm die alleinige Leitung dieses Unternehmens und hat demnächst in der Hengstenberg'schen Evangelischen Kirchenzeitung (1852 Nr. 70 und 71) einen Rechenschaftsbericht über das erstattet, was er erstrebt und erreicht hat. Die Bilder, welche

ſich in alten Ausgaben des Evangelienbuchs vorfanden, waren durchaus ungenügend, und es konnte an eine Reproduction derſelben nicht gedacht werden; der Zuſtand der Kaſſe verbot es, einem lebenden Meiſter von hervorragender Bedeutung die Illuſtration zu übertragen, und unbedeutenden Künſtlern wollte Huber ein ſolches Werk nicht anvertrauen. So blieb nichts übrig, als ſich in der Hauptſache mit Copieen zu behelfen. Dennoch wollte er auch für den Bilderſchmuck einen einheitlichen Charakter gewahrt haben; die Bilder ſollten unter ſich an Auffaſſung, Ausdruck und Styl gleichartig ſein und ſollten in wahrhaft volksthümlicher Weiſe der Erhabenheit des Inhalts entſprechen. So entſchloß er ſich, nachdem er ſich namentlich mit Schnorr v. Carolsfeld in Dresden benommen hatte, zum Holzſchnitt zu greifen und möglichſt Arbeiten von Dürer und von ſeinen Schülern zu Muſtern zu wählen. Er durchſtöberte zu dieſem Zweck ſelbſt die reichen Sammlungen in Berlin und in Dresden, wo er deshalb im Frühjahr 1851 einige Zeit anweſend war. Für eine Reihe von Evangelien und Katechismusſtücken wollte ſich aber kein geeignetes älteres Bild finden, und ſo blieb ihm nichts übrig, als jüngere Kräfte anzuwerben, welche eigene, im Geiſte des geſammten Werkes entworfene Compoſitionen hinzufügen mußten. Er übertrug es auf Schnorr's Rath den beiden damals noch jugendlichen Künſtlern Otto Pletſch und Bräuer, welche zugleich unter Schnorr's Oberleitung die Bearbeitung der Dürer'ſchen Vorbilder beſorgten. Gaber in Dresden übernahm die Ausführung in Holzſchnitt.

Um die immerhin erheblichen Geldmittel für dies Unternehmen zu beſchaffen, wünſchte der Evangeliſche Bücherverein von ſeinen Mitgliedern und Gönnern unverzinsliche Anlehen aufzunehmen, deren Rückzahlung erfolgen ſollte, ſobald das fertige Buch in genügender Anzahl abgeſetzt ſei, und es war wieder Huber, dem das Amt zufiel, die Herzen hierfür geneigt zu machen. Er fand jedoch hierbei namentlich an Hengſtenberg, der ſich perſönlich nicht unerheblich betheiligte, kräftige Unterſtützung. Es liegt uns ein Brief vor, den Huber damals einem ihm befreundeten Collegen ſchrieb. Nach Darlegung des Plans fährt er darin fort:

„Außerdem iſt es nicht unwichtig, an einem ſolchen Beiſpiel einmal zu zeigen, was man mit chriſtlich conſervativen Darlehen zu ſchaffen vermag, ohne daß es am Ende vom Liede Jemandem etwas koſtet, als höchſtens die dreijährigen Zinſen. Und wie Mancher legt die hundert oder ein Paar Thaler auf andere Art eben blos zurück, ſtatt ſie bei uns fruchtbar und mit Gottes Zinſen anzulegen! Mit Geſchenken, mit Almoſen kann dem zunehmenden Bedürfniß auf dieſem Gebiet nicht mehr abgeholfen werden, ohne daß die Beſitzenden ſich verbluten, und dann iſt gar Alles vorbei". Eine Reiſe, die Huber im Herbſt 1851 nach Mecklenburg machte, um einer befreundeten Familie in ſchweren Bedrängniſſen mit ſeinem Rath zur Seite zu ſtehen, und die er nach Lübeck, Hamburg, Kiel und Hannover ausdehnte, ward benutzt, um bei wohlhabenden Freunden für ſeinen Plan zu werben und um Agenten für den Bücherverein zu gewinnen.

Im Jahre 1852 konnte das fertige Buch unter dem Titel „Die Epiſteln und Evangelien mit Summarien, Gebeten und Sprüchen auf alle Sonn- und Feſttage durch's ganze Jahr, nebſt einem Anhange und 84 Holzſchnitten, herausgegeben vom Evangeliſchen Bücherverein", erſcheinen und fand bei ſeinem wohlfeilen Preiſe von 15 Silbergroſchen einen ſo ſchnellen Abſatz, daß die aufgenommenen Darlehen bald völlig zurückerſtattet werden konnten und die ſtereotypirten Druckplatten und die Holzſtöcke dem Verein koſtenfrei verblieben. An tadelnden Stimmen fehlte es freilich nicht, da der Holzſchnitt und die ernſte, knappe Art von Dürer und ſeinen Nachfolgern dem verweichlichten Geſchmack der Halbbildung oft nicht behagte, — aber Huber hatte ſich in jenem Aufſatz in der Kirchenzeitung ſchon im Voraus gegen derartige Kritiker gewappnet und ließ ſich dadurch die Freude an dem gelungenen Unternehmen nicht verderben. Und bald konnte ein neues, größeres Werk unternommen werden. Friedrich Wilhelm IV., der großes Gefallen an dem Evangelienbuch gehabt hatte, ſtellte dem Evangeliſchen Bücherverein eine größere Summe zur Dispoſition, damit er nach gleichen Principien eine illuſtrirte Ausgabe der ganzen Bibel veranſtalten könne, und Huber übernahm wiederum

die Leitung des artistischen Theils, während theologische Kräfte über die Auswahl der Lesearten Beschluß faßten. Die Ausführung des Unternehmens, welche schon in die Zeit nach Huber's Abgang von Berlin fiel, machte es nöthig, daß er zum Theil wiederholt in den Jahren 1852 und 1853 in Dresden, Nürnberg und Berlin Aufenthalt nahm, um unter den dortigen Kunstschätzen nach den geeigneten Mustern zu suchen, und dennoch konnte er es nicht ganz vermeiden, wiederum einzelne Bilder durch jüngere Künstler neu entwerfen zu lassen. Der Rath Schnorr's stand ihm auch diesmal zur Seite. Die mit 327 Holzschnitten gezierte Bibel des Evangelischen Büchervereins hat gar weite Verbreitung gefunden und wird noch immer von Neuem abgesetzt. Sind wir aber recht berichtet, so sind in den späteren Auflagen einige wenige der von Huber ausgewählten Bilder, an welche sich der jetzige Geschmack gar zu wenig gewöhnen wollte, mit anderen, mehr zusagenden Bildern vertauscht worden.

Allein neben solchen illustrirten Büchern wollte Huber auch einzelne christliche Bilder unter dem Volke verbreitet haben, und um dafür den Weg zu weisen, ließ er um Ostern 1852 ein ihm besonders zusagendes Passionsbild auf eigene Rechnung von Gaber in Holz schneiden und in vielen tausend Exemplaren abdrucken; er hoffte, die Geistlichen würden gern davon Gebrauch machen und das Bild als Festgabe zu einem Preise von wenigen Pfennigen massenhaft in ihren Gemeinden absetzen. Aber der Erfolg entsprach seinen Erwartungen nicht; manche Geistlichen nahmen an dem Katholisirenden des Bildes Anstoß und, was Huber besonders kränkte, Einer oder der Andere, auf den er gerechnet hatte, glaubte, es sei ein ausreichender Grund für seine Nichtbetheiligung, daß er das Bild nicht „besonders hübsch" finde. Es verstimmte ihn, daß man derartigen Unternehmungen gegenüber so wenig Verständniß für die Nothwendigkeit des solidarischen Zusammenstehens der Gesinnungsgenossen habe. Ein 1856 ebenfalls auf seine Kosten hergestelltes „patriotisches Neujahrsblatt für die preußische Jugend", welches nach einer Zeichnung von Otto Pletsch den Kampf des Markgrafen Albrecht Achilles in der Nürnberger Fehde (März 1450) darstellte, fand ebenfalls

nicht den gewünschten massenhaften Absatz. Nach Huber's Gedanken sollte dies Blatt der Anfang einer langen Reihe solcher auf Weckung des patriotischen Sinnes bei der Jugend gerichteten Bilder sein. Aber der für dieses erste Blatt gewählte Stoff war nicht geeignet, um unmittelbar im Volk anzuklingen, und es fehlte der Beifall, der zu weiteren Versuchen hätte ermuntern können.

Doch ließ er sich durch diesen Mißerfolg in seinen Bestrebungen für Verbreitung guter volksthümlicher Bilder nicht irre machen. Manche von Gaber in Dresden ausgehende Unternehmungen, wie das schöne Crucifix nach Michel Angelo, ein Passionsbild, ein Gebet des Herrn in Gethsemane nach Niederee*), die als „Christfreude" betitelte illustrirte Sammlung von geistlichen Liedern sind unter Huber's Beirath und zum Theil auf seine Anregung entstanden, und er hat es nicht an Fürsprache fehlen lassen, um sie möglichst zu verbreiten. Ein Weihnachtstransparent, welches der Maler Thiemann in Berlin fertigte und vervielfältigte, ward ebenfalls durch Huber in's Leben gerufen, und noch manches andere Unternehmen zur Verbreitung christlich volksthümlicher Kunst dankte ihm manche Förderung, zumal durch öffentliche Besprechung in der Tageslitteratur.

Es war ihm mehrfach als ein Bedürfniß entgegengetreten, daß es in Krankenhäusern, Schulen und sonstigen Versammlungsräumen an guten Wandbildern fehle, die in volksthümlicher und kräftiger Weise auf größere Entfernung hin zu wirken vermöchten, und deshalb faßte er 1858 die Herstellung großer, hierzu geeigneter Holzschnitte in's Auge. Die auf mehrere tausend Thaler sich belaufenden Kosten wurden wiederum durch Anlehen zusammengebracht, die er — und zwar diesmal auf eigenen Namen bei Freunden für diesen Zweck aufnahm. Dann wurde in Dresden wiederum mit Schnorr, Gaber und anderen Freunden Raths gepflogen, und das Resultat war, daß dem Maler Andreä,

*) Welche große Hoffnungen Huber auf diesen jungen Künstler gesetzt hatte, mit dem er kurz vor dessen durch einen Unglücksfall im Militärdienst herbeigeführten Ende in Beziehung getreten war, hat er in den Reisebriefen Bd. I S. 17 erzählt.

mit dem Huber ſchon länger in freundlicher Beziehung ſtand, der Auftrag ertheilt wurde, nach beſtimmten Vorbildern von Dürer und Martin Schön drei große Wandbilder (die Anbetung der Könige, die Kreuzigung und die Auferſtehung) herzuſtellen. Als die Aufgabe, welche dem Künſtler dabei geſtellt war, bezeichnete Huber es, einerſeits, das Feſte, Tüchtige, Einfache der alten Meiſter zu bewahren und mit Verſtändniß und Pietät das Weſentliche ihrer Art beizubehalten, und doch ihre übermäßigen Ecken zu mildern und zu erweichen und ſie damit dem heutigen Bewußtſein näher zu bringen. Die ſchönen, 33 Zoll hohen und 24 Zoll breiten, von Gaber in Holz geſchnittenen Blätter ſind demnächſt von der Agentur des rauhen Hauſes in Hamburg vertrieben worden und haben zu dem wohlfeilen Preiſe von Einem Thaler für das Blatt weite Verbreitung gefunden. Nach einigen Jahren konnte Huber darüber einem Freunde ſchreiben: „So wäre denn das Exempel gelöſt: große, gute, volksmäßige Bilder zu einem Spottpreis ohne einen Heller Opfer von irgend einer Seite herzuſtellen und noch einen nachhaltig fließenden Gewinn für pia opera zu erübrigen. Aber wo iſt Verſtändniß und Nachfolge?! Die Farbe in denſelben Dienſt zu ziehen, wäre auch nur Sache einer Auslage von ein Paar tauſend Thalern".

Um das zuſammen zu faſſen, was Huber in Betreff dieſes Zweiges der innern Miſſion gewirkt hat, haben wir ihn ſchon weit über die in dieſem Abſchnitt behandelte Lebensperiode hinaus begleitet. Wir kehren jetzt zu den letzten Jahren ſeines Berliner Aufenthalts zurück. Neben der mannigfachen Thätigkeit für verſchiedene Vereine und neben noch ſo manchem andern Werk der Barmherzigkeit, dem er ſich unterzog, blieb ihm nicht viel Zeit für litterariſche Arbeiten. Außer den im Laufe dieſer Darſtellung ſchon erwähnten Brochüren und Abhandlungen für Zeitſchriften hat er noch allerlei Recenſionen und ſonſtige Beſprechungen für Hengſtenberg's Evangeliſche Kirchenzeitung und für den vom evangeliſchen Verein herausgegebenen kirchlichen Anzeiger geſchrieben. Seine fachwiſſenſchaftlichen Arbeiten mußten zurückſtehen, und das in ſeinen Briefen mehrfach erwähnte größere Werk über England

oder über englische Litteratur ist nicht zum Abschluß gekommen. Dagegen entstand in dieser Zeit eine kleine Schrift, die beweist, daß er dem Universitätsleben und insbesondere dem Studententhum das alte Interesse bewahrt hatte; in der im Winter 1851/52 bei Wiegandt und Grieben erschienenen Brochüre: „Ueber akademische Convicte. Zur innern Mission auf den Universitäten, von V. A. Huber" — ermahnt er die akademischen Kreise zur strengen Selbstprüfung, da die Universitäten in den Stürmen von 1848 die Probe nicht bestanden hätten, — wie denn auch während der Revolutionszeit eine Fülle von Reformprojecten aufgetreten seien, die später sämmtlich im Sande verlaufen wären. Er empfiehlt seinerseits, darauf Bedacht zu nehmen, daß den Studirenden die großen ethischen und ökonomischen Vortheile erschlossen würden, welche das genossenschaftliche Zusammenleben darbiete, und er fordert deshalb, daß akademische Convicte errichtet würden, — nicht in englischer Art als große, reich dotirte, klösterliche Anstalten, — sondern unter Bewahrung des Vorbilds des Familienlebens und mit einer den sonstigen Verhältnissen der Theilnehmer entsprechenden Ausstattung.

Seine Thätigkeit als akademischer Lehrer hatte auch in diesen Jahren nur geringen Umfang. Die alte Erfahrung wiederholte sich, daß sich im Anfang eine ziemliche Zahl Zuhörer bei ihm einfand, in denen er aber kein nachhaltiges Interesse für seine, den eigentlichen Brodstudien fern liegenden Fächer erwecken konnte, und die sich daher bald erheblich minderte. Seit dem Sommer 1849 kündigte er in jedem Semester ein öffentliches Colleg an „über die socialen Fragen, insbesondere über Proletariat und Pauperismus und dessen Heilmittel", — und bei der Neuheit der Sache pflegte es nicht an Zulauf zu fehlen; doch auch hier gelang es ihm nicht, die Jugend gleichmäßig zu fesseln. Außerdem las er über einzelne Abschnitte der Litteraturgeschichte, entweder der allgemeinen, oder der englischen oder romanischen, oder interpretirte Dante.

Aber er hatte an dieser akademischen Thätigkeit keine rechte Befriedigung mehr. Wiederholt finden wir in seinen Briefen, wenn er über seine Collegien berichtet, den

cholischen Zusatz: „Ich streue also wieder Samen aus, — aber wohin? — in das Nichts; denn von Früchten bemerke ich nie etwas". Immer mehr wurde es ihm klar, daß in seiner Art und in seinem Thun etwas sei, was die Jugend von ihm fern halte, und daß es ihm nicht gegeben sei, durch Schönheit und Klarheit der Rede die Lernbegierde zu wecken, — und noch weniger durch zündendes Wort die Gemüther zu begeistern. Wie tief dieser Schmerz war, hören wir noch aus einem Brief heraus, den er nach Jahren (5. 4. 1855) an Heinrich v. Stein schrieb, als dieser bei der Gratulation zur silbernen Hochzeit dankbar der Eindrücke gedacht hatte, die er als Schüler Huber's empfangen hatte. „Ihr Brief war mir so besonders wohlthuend," heißt es dort, „als er gerade Balsam auf eine wunde Stelle in dem Lebensbilde legte, das sich bei dem Rückblick auf ein Viertelsjahrhundert vor uns aufrollte. Auch eine fünfundzwanzigjährige — um nicht weiter zurückzugehen! — Thätigkeit als Lehrer oder sonst in mannigfacher Beziehung mit der Jugend, — 25 Jahre der öffentlichen Wirksamkeit, — des Kämpfens, Ackerns und Säens in Wort und Schrift ohne allen sichtlichen Erfolg und Frucht weder an Dingen, noch an Menschen, auch das läßt sich ja tragen und freudig tragen, wenn man des Einen gewiß ist, was noth thut. Dennoch aber thut es wohl und um so mehr, je weniger es erwartet wurde, je mehr es ein Superrogatorisches, ein Schmuck, eine Blume ist, — es thut wohl, wenn sich ein bestimmtes Zeugniß lebendig und warm und eben deshalb kühlend und lind auf die Stelle legt, wo der Harnisch — oder wenn Sie wollen, der Packsattel! — gedrückt und doch noch keine Schwielen geschaffen hat."

Bei dieser Stimmung war ihm die akademische Thätigkeit allmählich zur schweren Bürde geworden, durch welche er sich behindert sah, seine ganze Kraft den socialen Arbeiten zu widmen. Dazu kam die zunehmende Vereinsamung in Berlin, die wir schon aus seinen Briefen heraushörten, und mancherlei Hemmnisse und Erschwerungen, die ihm in der dortigen Vereinsthätigkeit erwuchsen. Er sehnte sich darnach, ganz auf eigene Hand für seine Ziele arbeiten zu können. Wiederholt deutete er

in Briefen an den Schwiegervater auf die Abſicht hin, ſein Amt niederzulegen und Berlin zu verlaſſen. Da er aber bei dem alten Herrn immer vielen Einwendungen begegnete, ſo wollte er ihm Beſorgniſſe erſparen, zumal der Schwiegervater in den letzten Jahren immer ſchwächer geworden und ſein baldiges Ende vorauszuſehen war. Als dies im Januar 1851 zu Huber's aufrichtigem Schmerz erfolgt war, ſäumte er nicht, um ſeine Verabſchiedung zu bitten. In dem bezüglichen Geſuch vom 23. Februar 1851 legte er ſeine ganze Situation ausführlich dar. Er ſchilderte, unter welchen Umſtänden er nach Berlin berufen ſei, wie erfolglos ſeine akademiſche Wirkſamkeit trotz aller von ihm aufgewendeten Mühe geblieben ſei, und wie ſie ihn hindere, ſich mit ganzer Kraft dem beſondern Beruf zu widmen, den er auf ſocialem Gebiet für ſich erkenne.

Nach längeren Verhandlungen und nachdem Huber interimiſtiſch durch das Miniſterium bereits für den Sommer 1851 vom Halten von Vorleſungen entbunden war, wurde ihm durch königliche Ordre vom 21. Juni 1851 die erbetene Entlaſſung unter Gewährung einer Penſion von 900 Thalern (der Hälfte ſeines ſeitherigen Gehalts) ertheilt. Kurz zuvor hatte ihm der König Friedrich Wilhelm IV. noch eine beſondere Gnade erwieſen, indem er ihm den Adler der Ritter des Hohenzollernſchen Hausordens verliehen hatte, — der ſoeben neu begründet war, um aufopferndes und mannhaftes Benehmen im Kampf gegen die Feinde des Königs und gewiſſenhafte Pflege der Treue zumal bei der Jugend auszuzeichnen. Er wurde damals noch ſo ſelten gegeben, daß auf dem Ordensfeſte 1852 nur zwei Adler der Ritter verliehen wurden, von denen Huber den einen erhielt.

Daß er, ſobald er ſein Amt niedergelegt habe, auch einen andern Wohnſitz, als Berlin, ergreife, ſtand ihm ſeit langer Zeit feſt. In einer ſchönen Gegend wohnen und dort mit aller Kraft für die ſittliche Hebung der unteren Stände wirken, das war die Idylle, die er ſich ſchon längſt vorgezeichnet hatte. In früheren Jahren hatte er dabei an weite Fernen gedacht, — das war aber Alles aufgegeben — und er war entſchloſſen, in Preußen zu bleiben. Er ſchrieb darüber an Albrecht: „Ich bin einmal

an Preußen gebunden, — nicht ſowohl durch irgend welche materielle Rückſichten oder durch eigentliche Vorliebe, aber durch die Treue, die ich auf keinen andern Herrn mehr übertragen kann und will, — denn obgleich ich den König in gewiſſem Sinne verloren habe, ſeit er ſich ſelbſt und ſeiner Krone in gewiſſem Sinne untreu geworden, hat er mich doch nicht verloren, — ſondern im Gegentheil ich fühle mich der gefallenen Größe noch enger und näher verpflichtet und um ſo mehr, da ich in keinem formellen Dienſtverhältniß mehr ſtehe. Aber auch an Preußen, wo die Geſchicke Deutſchlands einmal zur Entſcheidung liegen, fühle ich mich (in Zorn und Schmerz, wenn Du willſt, mehr als in Liebe) zu entſchieden gebunden, als daß ich über die Grenzen hinaus hätte auch nur ſuchen mögen. Sonſt hätte ich gleich den Sprung nach Tirol, vielleicht nach der Schweiz, am liebſten nach Rom und gern nach England gemacht! Du ſiehſt, wie gut es iſt, daß ich gebunden und nicht der Qual ſo weiter Wahl anheim gegeben bin".

So hatte ſich denn bald Huber's Blick auf den Harz gewendet, an deſſen landſchaftlichen Schönheiten er ſich ſchon oft erquickt hatte, und gegen Ende April 1851 begab er ſich allein dorthin auf die Wanderung, um ſich eine neue Wohnſtätte zu ſuchen. Er weilte zuerſt einige Tage in Reinſtedt im Hauſe von Philipp Nathuſius, mit dem er ſeit Jahren um ihrer ſo vielfach gleichartigen Beſtrebungen willen in Verbindung getreten war, und der ihm jetzt Auskunft über die einzelnen Harzorte ertheilte und ihn mit Empfehlungen dahin verſah. Nachdem er ſich noch an einigen anderen Orten orientirt hatte, kam er nach Wernigerode, wohin manche Zeichen ihn wieſen, und wohin ihn namentlich auch die eigene Erinnerung an früher dort verbrachte Tage lockte. Sogleich nach ſeiner Ankunft von dort ſchrieb er: „Eben komme ich hier an und will die halbe Stunde bis zum Eſſen benutzen, um dieſe Epiſtel wenigſtens anzufangen. Der Einmarſch hier iſt ja wichtig genug, um ein ernſtlich Gebet daran zu knüpfen, daß der Herr uns finden laſſe, was uns taugt — hier, wenn es ſein Wille iſt! Daran habe ich es nicht fehlen laſſen, und ohne weiteren Commentar will ich doch hinzufügen, daß ich eben

eine Stelle in der Bibel aufſchlug — ohne zu viel Werth darauf zu legen, — aber genug, es war ſogleich auf den erſten Blick Philemon 22.*) Nun der erſte Eindruck von Wernigerode war wieder ganz außerordentlich angenehm, — von Blankenburg her am Holz und Park entlang, dann durch die große Nußbaumallee in die Blüthenpracht, — und das grüne Laubholz rings umher, — das Schloß auf der Höhe. Nun ſitze ich hier gerade dem alten, hübſchen Rathhauſe gegenüber in einem freundlichen, ſonnigen Zimmer und anſtändigen Gaſthof. Nach Tiſche mache ich mich denn ganz incognito auf Recognosciren aus". Das Reſultat ſeiner Unterſuchungen war, daß er hier ſich niederzulaſſen und, da er kein geeignetes Haus fand, ein ſolches zu bauen beſchloß, und daß er für dieſen Zweck einen etwa anderthalb Morgen großen Garten kaufte, welcher am Ende des unmittelbar an die Stadt Wernigerode anſchließenden Fleckens Nöſchenrode in einem Gebirgsthal (dem ſogenannten Mühlenthal) belegen war. Sein Freund Hoffmann in Berlin entwarf dann den Bauplan, und der Bau wurde bald in Angriff genommen. Ehe aber das Haus fertig wurde, war auch ſchon der Sommer 1852 faſt vergangen, und erſt im September konnte der Umzug nach Wernigerode ausgeführt werden.

Bis dahin verblieb Huber in Berlin, zwar als emeritirter Profeſſor, aber doch in der mannigfachen raſtloſen Thätigkeit, wie wir ſie oben geſchildert haben. Die geſellſchaftlichen Beziehungen waren wieder zahlreicher und freundlicher geworden; namentlich hatte ſich von Neuem ein regelmäßiges „Kränzchen", und zwar mit den Familien Göſchel und v. Höpfner gebildet, die beide nach Berlin zurückgekehrt waren. Auch zu dem Paſtor Otto v. Gerlach ſtand Huber in einem näheren Freundſchaftsverhältniß.

Im Sommer 1852 mußte Huber von Neuem eine Kur in Karlsbad durchmachen, wohin er ſich diesmal wieder allein begab, während ſeine Frau den Umzug vorbereitete. Er lebte dort ganz beſonders einſam (erſt in den letzten Wochen fand er an dem Theologen Lücke aus Göttingen und dem Philologen Döder-

*) Daneben bereite mir die Herberge.

lein aus Erlangen alte Bekannte und einen ihm zusagenden Umgang); vor der großen Badewelt hatte er einen tiefen Abscheu. „Ich weiß nicht," schreibt er einmal, „bin ich reizbarer dafür, oder ist es wirklich so; aber mir scheint, das Uebergewicht von Thiergesichtern und die Schildkrötenfiguren haben sehr zugenommen seit 1848 — und schmierige Juden. Aber da ist einer der allerschmierigsten, der seine alte schmierige Frau, die sich kaum fortschleppen kann, jeden Morgen mit einer Zärtlichkeit und Sorgfalt und Anstrengung führt, und dabei immer so freundlich von der Seite angrient und ihr so freundlich zuspricht, daß es ordentlich rührend und erbaulich ist — und ich mich kaum enthalte, Bekanntschaft mit den Leutchen zu machen, — auf die Gefahr, eine ziemliche Einquartierung davon zu tragen." Wiederum erfreute er sich mit vollen Zügen der schönen Gegend, die er als rüstiger Fußwanderer weit und breit durchzog und dabei, wo sich Gelegenheit bot, mit Volk und Kindern anband, „nicht ohne tiefe Bewegung und Anregung zu ernstem Nachdenken", wie es in einem Briefe heißt. In einem andern, an seine Frau gerichteten Briefe schreibt er: „Die Abgelegenheit meiner Wohnung von der eigentlichen Brunnenwelt auf der Wiese u. s. w. ist sehr angenehm, und ich kann des Morgens, wenn ich mit dem Brunnentrinken zu Ende bin, meinen Weg nach der Dalwitzer Fähre machen, ohne daß ich fast einem Menschen begegne. Und der ist so lieblich, schattig und thauig, besonders der Sitz etwas vor der Fähre mit dem Blicke die Eger hinunter, und dann die Vögelchen, die in ihrem Eifer gar nicht fertig werden können, so daß ich den Weg alle Tage gehe, wie ein alter Philister, — der ich denn freilich alle Ursache habe zu sein. Ganz lieblich ist doch auch Aich, wo ich schon zweimal auf allerlei Umwegen war und lange Aich gegenüber, bei dem langen Steg über die Eger, im Grase lag, — wo mir nichts fehlte, als Du, und ich mir immer wieder Vorwürfe machte, das so allein zu genießen. Was mir wieder darüber hinweghalf, war der Gedanke, daß dies ganze ländliche Wesen von Menschen und Natur, Bewegung, Gestalt, Farben und Tönen, — die Käfer und Vögel, die Kühe und Pferde, die Bauern, die Feierabend machten, die Mädchen am Brunnen

gegenüber, da und dort ein halbes Jodeln, halbes Singen, das rauſchende Wehr, das plätſchernde Waſſer — dies ſo unendlich einfache, friedliche und doch mannigfaltige Weſen und Treiben uns, ſo Gott will, recht bald als Alltagsleben gemeinſam beſcheert würde. An Sünden und Elend fehlt es ja überall nicht, und wenigſtens das letztere iſt mir auch in dieſen lieblichen Umgebungen vorgekommen, z. B. ein armer Teufel von Leiermann aus Joachimsthal, der gerade dort am Steg lag und ſeine Hoſen flickte, und mit dem ich ein langes Geſpräch hatte, — dann Frauen, denen ich zuhörte, ohne daß ſie es merkten, und die über den ſchlimmen Winter klagten u. ſ. w. Aber das Alles wie einfach und milde auch bei ſonſt gleicher Noth gegen die Berliner Nöthe! Freilich machen mir die Leute hier wieder den Eindruck einer ganz beſonders gutartigen Menſchenſorte, und dazu die katholiſche Zucht oder Erziehung, wie Du ſie nun ja auch in Tirol haſt kennen lernen. Wir könnten und ſollten das ja Alles noch viel tiefer und beſſer haben, — aber! Eine hübſche Sitte iſt es z. B., daß auch das kleinſte Dorf, und wenn es nur ein Paar Häuschen ſind, auf einem Gerüſt eine Glocke hat, wo der Schulze oder Aelteſte zum Morgen-, Mittag- und Abendgebet läutet. Man weiß gar wohl, die Leute werden darum noch keine Heiligen, es iſt viel Aeußerliches, viel dunkles Gefühl dabei, — aber wie dann, wenn ſie alle dieſe Dinge und Einflüſſe nicht hätten?"

Während des Karlsbader Stilllebens entſtand noch eine politiſche Brochüre — „eine Art von Teſtament und Andenken beim Abſchied von Berlin", wie er ſie in einem Brief bezeichnet, — die bald darauf unter dem Titel „Bruch mit der Revolution und Ritterſchaft" bei Wilhelm Hertz (Beſſer'ſche Buchhandlung) in Berlin erſchien. Der Titel iſt, wie Huber wiederholt mündlich zugeſtanden hat, inſofern unglücklich gewählt, als man daraus entnehmen konnte und auch vielfach entnommen hat, Huber befürworte den Bruch mit der Revolution und mit der Ritterſchaft. Dieſer Erklärung ſteht ſchon entgegen, daß er, wie er in der Brochüre ausdrücklich ſagt, unter „Ritterſchaft" keineswegs blos den beſtimmten Stand der Rittergutsbeſitzer verſteht,

ſondern daß er darunter alle vorhandenen ariſtokratiſchen Elemente und ſomit, wie es dort ebenfalls heißt, „das edelſte und bedeutendſte Organ des Volkslebens" zuſammenfaßt, ja daß er darin den Satz aufſtellt (§. 111): „Wo ritterliche Thaten geſchehen, da iſt Ritterſchaft, und jeder Sohn ſolcher Thaten wird durch ſie ein Glied der Ritterſchaft — ſei es vor Troja oder vor Jeruſalem oder im Kampfe chriſtlicher Ritterſchaft gegen die ſlaviſche Barbarei des alten Preußens, oder wo ſonſt! Die Drachen, die Rieſen, die Kobolde, die böſen Geiſter und böſen Zauberer ſeiner Zeit bekämpfen, — das iſt in jeder Zeit der Beruf des echten Ritters. Der Hauptkampf unſerer Zeit iſt jener der conſervativen Reaction gegen die mehr als heidniſche Barbarei der Revolution in ihren Urſachen und Wirkungen; das entſcheidende Schlachtfeld dieſes Kampfes aber iſt das Feld der ſocialen Fragen". Mit einer ſo definirten „Ritterſchaft" konnte Huber nicht brechen wollen. Er wollte vielmehr durch jenes Titelwort nur ſagen, daß er das Verhalten der „Ritterſchaft" zu dem angenommenen Schlagwort „Bruch mit der Revolution" behandeln wolle, und es würde alſo ſein Gedanke ſchon dadurch den entſprechenderen Ausdruck gefunden haben, wenn die Wortfolge eine andere geweſen wäre und es etwa geheißen hätte: „Ritterſchaft und Bruch mit der Revolution". Freilich an energiſchen Angriffen auf die Kreuzzeitungspartei läßt dieſe Schrift es nicht fehlen. Sie wirft ihr vor, daß ſie ſich bei Bekämpfung der Revolution ſelbſt auf contrerevolutionäre Wege habe verlocken laſſen, indem ſie, zumal bei der Verfaſſungsreviſion und bei der Frage wegen Bildung der erſten Kammer, nicht für die möglichſte Stärkung der königlichen Gewalt gewirkt habe, wie ſie die große Mehrzahl der königstreuen Männer im Lande, die eigentliche, jedoch in den Kammern nicht vertretene Rechte gewollt habe, ſondern indem ſie ſich gar leicht in die Schwächung der königlichen Macht gefunden und nur dahin geſtrebt habe, daß die dem König entzogene Gewalt auf die Grundariſtokratie übergehe. Sodann führt die Brochüre von Neuem aus, wie die Rechte es ſeither zu ihrem großen Schaden an nachhaltigem Intereſſe für die ſocialen Fragen habe fehlen laſſen, obwohl ſich

hier der ſicherſte Boden finde, um eine einflußreiche Stellung im Volksleben wiederzugewinnen und zu behaupten. Es fehlt nicht an ſcharfen Urtheilen über die Führer und über die Preßorgane der Partei. Dennoch hat die Schrift weniger Herbes und iſt in einem viel objectiveren Ton gehalten, als die vorhergehenden politiſchen Brochüren; man fühlt es ihr an, wie Huber ſich ernſtlich bemüht hat, ſie möglichſt klar, einfach und rein ſachlich zu halten, und um ſich zu dieſem Zweck ſelbſt feſte Schranken aufzurichten, hat er ſeine Gedanken in die Form von Theſen gekleidet, deren er 146 aufſtellt. In der Vorrede, welche vom „Vorabend des Abſchieds von Berlin" datirt iſt, recapitulirt er noch einmal ſeine perſönliche Stellung zur conſervativen Partei. Er ſagt dort: „Abgeſehen und unbeſchadet einer noch fortdauernden und hoffentlich unzerſtörbaren Gemeinſchaft in manchen politiſchen und noch mehr in den kirchlichen Fragen und in der allgemeinen Hauptgrundlage der Bildung und Geſinnung, wozu noch einige perſönliche Beziehungen kommen, auf die wir nur ſtolz ſein können, — abgeſehen davon, ſind die Hauptthatſachen unſerer Beziehungen zu jener Partei folgende: Nachdem wir Jahre lang faſt ohne alle geiſtige ſittliche Unterſtützung dieſer Kreiſe im Vorkampf gegen die ſchleichende, verkappte Revolution der liberalen Oppoſition geſtanden, haben wir nach dem März in den Reihen dieſer Männer gegen die offne und gewaltſame ſiegreiche Revolution gekämpft, namentlich als ein häufiger und einer der entſchiedenſten Mitarbeiter der Neuen Preußiſchen Zeitung. Damals war die Partei zwar noch eine „kleine", aber noch keine „mächtige", und es gehörte vielleicht etwas mehr Entſchiedenheit dazu, ſich ihr offen und activ anzuſchließen, als jetzt. Seit ſie eine Macht geworden und leider den damit verbundenen Verſuchungen eben ſo wenig widerſtanden, als andere Mächte, gehören wir jedenfalls nicht mehr zu dieſer Partei. Die Frage iſt nur: ob wir jemals im engeren Sinne zu ihr gehört haben? Nach unſerem Bewußtſein, dem ſchon damals die im Hintergrunde liegenden großen Differenzen ſehr deutlich waren, war unſere Stellung die eines freiwilligen Bundesgenoſſen, der in dem Drange der Gefahr nur [illegible] tauge

der Wahlverwandtſchaft folgt, ohne das Recht aufzugeben, in ſeine eigene Stellung zurückzutreten, wenn der gemeinſame Feind beſiegt, oder doch die dringende Gefahr vorüber, und die bisher latenten Gegenſätze mehr hervortreten ſollten. Dieſe Veränderungen wurden auf politiſchem Gebiete, abgeſehen von weſentlichen Differenzen hinſichtlich der deutſchen Frage und des Verhältniſſes zu Oeſterreich, entſchieden herbeigeführt durch das Verhalten der Rechten beim Abſchluß der Verfaſſung und hinſichtlich der Eidesleiſtung des Königs, die ſie verhindern konnte und mußte um jeden Preis. Damals ſagten wir uns ſchon ausdrücklich und öffentlich von der Partei als ſolcher los. Doch fanden wir damals weder Beruf noch Veranlaſſung, auf politiſchem Gebiet das Schweigen der Trauer und des Schmerzes zu brechen und abgeſehen von gelegentlichen Bemerkungen weiter polemiſch gegen unſere ehemaligen Verbündeten aufzutreten. Blieb doch überhaupt den blos politiſchen Fragen und dem parlamentariſchen Treiben in der Welt, in der wir mehr und mehr unſer Leben wurzeln ließen, nur eine ſehr untergeordnete Bedeutung! Eine ſittliche Verpflichtung zu ſolchem Auftreten fanden wir erſt, als die Rechte entſchieden mit dem Streben hervortrat, ihr doctrinäres Programm einer ſogenannten ſtändiſchen Monarchie über die Grenzen einer Reſtauration des vorrevolutionären status quo hinaus zu verwirklichen".

Nach der Rückkehr von Karlsbad weilte Huber nur noch etwa vierzehn Tage in Berlin. Die wenigen ihm noch nahe ſtehenden Freunde waren größtentheils auf Reiſen, als er ſchied. So war es ſchon deshalb ein Abſchied ohne Sang und Klang; — aber die vielen Armen und Elenden, denen er ein Tröſter und Berather und Helfer geweſen war, und die Männer, mit denen er gemeinſchaftlich für die Brüder gearbeitet hat, die werden es empfunden haben, welche Lücke durch ſeinen Fortgang entſtand.

III.

Freiwilliger Dienſt auf ſocialem Gebiet.

Wernigerode 1852 bis 1869.

Vergegenwärtigen wir uns zunächſt die Entwicklung, welche Huber's Anſchauungen in Betreff der ſocialen Fragen ſeither genommen hatten.

Herzliches Mitleiden mit fremder Noth, ein offener Blick für die ihn umgebenden realen Zuſtände und unbeſtechliche Wahrheitsliebe, das waren die Gaben, mit denen er durch Anlage und Lebensführung ausgeſtattet war, und die ihn ſchon frühe die Noth der Armen und Elenden erkennen und zur eigenen Herzensſache machen ließen. Wir ſahen, wie namentlich die im Jahre 1844 unternommene Reiſe nach England ſeine Aufmerkſamkeit auf die Schäden und Gefahren gerichtet hatte, welche aus der Entwicklung des Fabrikweſens für die ſocialen Verhältniſſe der Arbeiter erwachſen waren. Er hatte auf der einen Seite einen tiefen Abgrund von Noth geſehen, der rings um die Menge der Arbeiter herumlag und ſie bei jeder Stockung zu verſchlingen drohte, — auf der andern Seite hatte er in einzelne befriedigende und geſicherte Exiſtenzen hineinſchauen können, welche ſich Fabrikarbeiter mit eigener Kraft oder durch die Weisheit ihrer Arbeitsherren hatten aufrichten können. Dieſe Wahrnehmungen waren die erſten Anſätze geweſen, aus denen ſich bei Huber allmählich ein Syſtem entwickelt hatte, mit deſſen Hülfe er den Gefahren der großen Induſtrie entgegentreten zu können vermeinte. Er nannte es: [illegible] auch:

Association. Dabei handelte es ſich durchaus nicht um den Gedanken, daß die Arbeiter ſich zum gemeinſchaftlichen Erwerb verbinden und ſomit als Unternehmer in die Reihen der Großinduſtrie eintreten ſollten, — vielmehr ſollten ihnen nur bei Beſchaffung ihrer Lebensbedürfniſſe die Vortheile des Großhandels zugeführt und ſie dadurch gegen die nachtheilige Ausnützung durch die Zwiſchenhändler geſichert werden — und, was in Huber's Augen eben ſo wichtig war, ſie ſollten aus der ſie jetzt umgebenden unſaubern und erniedrigenden Atmoſphäre in neue, geſunde und erfriſchende Umgebungen gebracht und es ſollte ſomit auch auf ihre ſittliche Haltung eingewirkt werden. Er wollte auf dieſem Wege für die Menſchenmaſſen, welche die Induſtrie in unorganiſcher Weiſe an einzelnen Orten zuſammenhäuft, eine neue Organiſation ſchaffen und ſie dadurch beleben und vor Fäulniß und Verkümmerung ſichern.

Dieſer ganze Plan war nicht darnach angelegt, um ſich leicht in die beſtehenden Verhältniſſe einfügen, oder zunächſt ganz im Kleinen beginnen und ſich allmählich ſein Terrain erobern zu können, — ſondern er erforderte von vornherein großartige Mittel und kühne Entſchließungen. Denn es ſollten in einer Zeit, in der wenigſtens in Deutſchland noch Alles eng und knapp zugeſchnitten war und man noch keine Ahnung von der großartigen Entwicklung der jetzigen Induſtrie hatte, neue Colonien von je 150 Häuſern und mehr um die Induſtrieorte erwachſen. Und nur, wenn große Maſſen von Arbeitern aus ihren jetzigen Wohnſtätten herausgezogen und in den neu zu errichtenden Wohnungen untergebracht wären, konnte von dieſem Wege ein heilender und die Zukunft ſichernder Erfolg erwartet werden. Mit eigener Kraft konnten die Arbeiter dieſen Weg nicht betreten. Deshalb hatte Huber es auch von vornherein unterlaſſen, ſich zunächſt mit ſeinen Vorſchlägen an ſie zu wenden; vielmehr hatte er ſeine Hoffnungen auf die Reichen und Mächtigen, ja auf den Staat geſetzt, und hatte, getragen durch den feſten Glauben an die Güte ſeines Heilmittels, und mit dem ihm eigenen unermüdlichen Eifer durch Schrift und Wort daheim und im Ausland Propaganda zu machen geſucht.

Nach Jahren sind an manchen Fabrikorten solche Arbeitercolonien entstanden, wie Huber sie errichtet haben wollte, und sie haben sich auf's Beste bewährt; aber es gehörten eben doch besondere locale und persönliche Verhältnisse dazu, um sie in's Leben zu rufen, — und es läßt sich daher nicht leugnen, daß jene ersten Pläne Huber's, sofern sie ein allgemeines Heilmittel für die socialen Nothstände enthalten sollten, in gewissem Sinne den Charakter einer Utopie hatten. Aber nichtsdestoweniger bleibt ihm das große Verdienst, einer der Ersten in Deutschland gewesen zu sein, die mit weit vorausschauendem Blick die Gefahren erkannten, welche in den Arbeiterverhältnissen ruhten, und die warnend und mahnend zur rechtzeitigen Abwehr gegen diese Gefahren aufgerufen haben, und jene ersten Colonisations- und Associationspläne sind die Führer gewesen, welche Huber auf diesen Weg geleitet haben. Ferner bleibt ihm auch das hoch anzurechnen: er hat sich weder, wie so viele seiner politischen Freunde, durch die Meinung bestricken lassen, daß polizeiliche Beschränkungen und die anderen Mittel der herkömmlichen Beamtenroutine ausreichten, um jenen drohenden Gefahren mit dauerndem Erfolg entgegen zu treten, noch hat er sich zu dem damals in liberalen Kreisen herrschenden Glauben verleiten lassen, daß auf dem Wege der freien Concurrenz, durch das bloße laisser faire aller Noth abgeholfen werden könne. Vielmehr hat er seit jenen allerersten 1844 in der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung gemachten Andeutungen über die socialen Fragen (vergl. S. 130) alle Zeit daran festgehalten, daß weder der Staat allein, noch die bloße Vereinsthätigkeit oder gar bloßes Almosengeben im Stande seien, die socialen Nothstände zu bannen, sondern daß nur ein Zusammenwirken von Staat, Kirche und freier Vereinsthätigkeit, und namentlich eine ernste Mitarbeit der Geistes-, Geburts- und Geldaristokratie zu helfen vermöge.

Endlich war es Huber, der zu einer Zeit, in welcher die wissenschaftlichen Vertreter der deutschen Nationalökonomie noch fern davon waren, die einzelnen auftauchenden Genossenschaftsbildungen in den Kreis ihrer Beobachtungen und Erörterungen hineinzuziehen, bereits begann, diese wichtigen Keime einer

neuen ſocialen Organiſation, wo immer ſie zu Tage traten, aufmerkſam zu verfolgen und ſie öffentlich zu beſprechen. Huber's Plan der innern Coloniſation iſt, ſo weit wir haben ermitteln können, durchaus unabhängig von fremden Vorbildern in ihm entſtanden, obwohl, wie er ſelbſt 1847 in einem aus England geſchriebenen Brief (S. 211) bemerkt, dieſe Dinge damals ſchon in der Luft lagen, ſo daß hier und da ähnliche Projecte auftraten, — freilich ohne die großartigen Ziele und ohne den großartigen Umfang, den ſie bei Huber eingenommen hatten. Aber nachdem ſeine Aufmerkſamkeit einmal auf dieſe Erſcheinungen hingelenkt war, machte er es ſich zur Aufgabe, ſie gründlich zu ſtudiren, und bei ſeiner umfaſſenden Kenntniß der modernen Sprachen und ſeinen vielfachen Verbindungen war er vor Anderen dazu berufen, den internationalen Austauſch der auf dieſen Gebieten gewonnenen Reſultate zu vermitteln. In den ſchon erwähnten Artikeln über die ſocialen Fragen in der Kreuzzeitung (December 1848) und noch ausführlicher in der 1849 herausgegebenen Concordia werden ſchon zahlreiche genoſſenſchaftliche Unternehmungen beſprochen. Da werden die verkehrten Verſuche vorgeführt, die Owen, Oconnor, Rapp, Fourier und ihre Nachfolger in England, Irland oder Amerika in's Leben gerufen haben, und es wird die Kluft gezeigt zwiſchen den Plänen der Weltverbeſſerer, welche entweder darauf abzielen, politiſches Capital zu machen, oder welche phantaſtiſchen, unwahren Idealen nachjagen, und zwiſchen den Plänen Huber's, welcher die Erhaltung der Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit des Familienlebens zur Grundbedingung macht und für die Glieder ſeiner Colonie nichts weiter erreichen will, als daß ſie ſich „mit Dank und Wohlgefallen zu ſättigen vermögen" und in eine Lage kommen, in der ſie ſich mit eigener Kraft und durch ernſten Willen gegen das Hinabgleiten in den hoffnungsloſen Pfuhl des Pauperismus ſichern können. Mit dem Wirken der Berliner Baugeſellſchaft werden die ähnlichen Unternehmungen in England, Frankreich, Belgien und Oeſterreich verglichen und daran immer wieder die Bedeutung einer zweckmäßigen Wohnung für die ſittliche und ökonomiſche Hebung des ganzen Lebens nachgewieſen. Insbeſondere

werden die Maßregeln registrirt, welche Seitens hervorragender Fabrikanten geschehen, um ihren Arbeitern eine gute Heimstätte zu bereiten, und daran schließt sich manche Mittheilung über allerlei andere Unternehmungen, welche große Arbeitgeber zur wirthschaftlichen und sittlichen Hebung ihrer Arbeiter in's Leben geführt haben, Altersversorgungen, Schulen, Bibliotheken, Lesezimmer, Kosthäuser u. s. w. Auch die Versuche, die hier und da gemacht waren, um die Arbeiter zur Productivassociation oder, wie Huber sie im Gegensatz zu der von ihm vertheidigten ökonomischen Association nennt, zur industriellen Association zu vereinigen, werden sorgfältig beachtet und erörtert, obwohl er während des ersten Stadiums seiner socialen Thätigkeit diese Art der Association nicht billigen oder befördern mochte und wiederholt und ausführlich dargelegt hat, welche große Bedenken dem entgegenständen, wenn die in sich ungleichartige Masse der Arbeiter in gleicher Weise an der Leitung und an dem Ertrage eines großen industriellen Unternehmens betheiligt werden sollte, und wie verkehrt daher die Bestrebungen der radicalen Socialisten seien, welche die ganze Industrie in die Fesseln solcher industriellen Associationen schlagen wollten. Doch sehr bald modificirte Huber seine Ansicht in dieser Beziehung, und schon in einem im Juli 1849 in der Concordia veröffentlichten Aufsatz, und also lange bevor er von den Unternehmungen Schulze's in Delitzsch erfahren hatte, erkannte er an, wie ein genossenschaftlicher Gewerbebetrieb da mit Segen eintreten könne, wo es sich um Geschäfte handle, die mit geringem Betriebscapital und einem geringeren Grade technischer oder merkantiler Bildung geführt werden könnten, und wie sich daher namentlich die Vereinigung von solchen Handwerken, die für den täglichen Bedarf arbeiten, zum gemeinsamen Bezug ihres Materials oder zur gemeinsamen Production oder zum gemeinsamen Absatz empfehle. Auch von derartigen Verbindungen sagte er schon damals, daß jeder ehrliche, ernstliche Versuch dazu beitragen werde, die Theilnehmer nicht blos in materieller, sondern auch in sittlicher und intellectueller Beziehung über ihr bisheriges Niveau zu erheben. Und nachdem er den großartigen Aufschwung beobachtet hatte,

den die für die Bildung von Associationen begonnene Bewegung in England (cooperative movement) seit 1850 genommen hatte, stand er nicht an, in dem schon erwähnten Vortrage (vergl. S. 277) über die cooperativen Arbeiterassociationen in England, welcher die großen Resultate ausführlich darlegte, das Anerkenntniß abzugeben, daß er in dieser Beziehung seine Meinung geändert habe und zugeben müsse, daß auch durch die industrielle Association große Erfolge erzielt werden könnten.

Die Resultate, welche sich ihm aus seiner seitherigen ernsten Beschäftigung mit den socialen Fragen ergeben hatten, faßte Huber bei seinem Abgang von Berlin in der Brochüre „Bruch mit der Revolution" in folgende Sätze zusammen:

„Lösung der socialen Fragen ist nichts Anderes, als Beschaffung einer solchen nachhaltigen Verbesserung der Zustände der sogenannten arbeitenden Klassen, der großen Masse, der Grundschichten des Volks, wodurch ihre materielle, sittliche und intellectuelle Existenz auf ein solches Niveau erhoben wird, daß sie vor den allmählichen oder plötzlichen Ueberschwemmungen des sittlichen, materiellen und intellectuellen Elends (des Pauperismus) geschützt werden. Die rettende Thätigkeit zerfällt in drei Hauptzweige. Die erste umfaßt Alles, was der Einzelne als solcher nach dem Maß seiner Mittel und in den besonderen und nächsten Beziehungen seines Gewerbes, Besitzes, Standes u. s. w. als verantwortlicher Haushalter des ihm von Gott anvertrauten Pfundes zum wahren Besten derjenigen thun kann, die eben in diesem Kreise mehr oder weniger von ihm abhängen, an ihn gewiesen sind. Die zweite Kategorie umfaßt Alles, was von Seiten der Staatsgewalt mittelbar oder unmittelbar, positiv oder negativ, durch Steuer- und Zollwesen, durch Gewerbegesetz, Regulirung von Arbeit und Lohn u. s. w. zur Förderung einer gesunden Volkswirthschaft geschehen kann. Beide Kategorieen gehören längst zu den wesentlichen Lebenserscheinungen christlicher Civilisation, wie verschieden auch die Ansichten über die besten Mittel zur Erreichung des Zwecks, zumal in allen Volks- und staatswissenschaftlichen Fragen, waren und noch sind. Aber es ist damit nicht gethan! Das riesenmäßige Ueberhandnehmen der

ſocialen Krankheit, als Folge der Störungen geſunder Volkswirthſchaft und der Zerrüttungen des ſittlichen Volkslebens, hat überall das Bewußtſein oder das dunkle Gefühl hervorgerufen, daß der neuen Krankheit und Gefahr neue Rettungsanſtalten entgegengeſetzt werden müſſen. Und dieſes Gefühl iſt ein vollſtändig berechtigtes, wie gefährlich es auch ſelbſt wieder werden kann, wenn es nicht in dem Kerne aller wahren Civiliſation, im Chriſtenthum, wurzelt und eben deshalb jenes Neue als eine Offenbarung, einen neuen Meſſias erwartet. Davon kann innerhalb der Grenzen chriſtlicher Erkenntniß nicht die Rede ſein, wohl aber von einem neuen Aufſchwung, einer neuen That, neuen Inſtitutionen, Schöpfungen des chriſtlichen Geiſtes, wie ſolche bisher in jeder großen Kriſe und Gefahr der chriſtlichen Welt eingetreten ſind. Ueber Natur, Geſtalt, Einrichtung, Wirkung u. ſ. w. ſolcher neuen Organe müſſen die Anſichten verſchieden ſein, ja es kann überhaupt noch zu früh ſcheinen, irgend einen Weg ſchon als den rechten anzuerkennen. Wozu es aber die höchſte Zeit, was unbedingte Pflicht chriſtlicher Bildung und conſervativer Geſinnung iſt, das iſt: Anerkennung der Nothwendigkeit eines ſolchen Neuen, ernſte Forſchung nach dem rechten Weg, gewiſſenhafte Prüfung jedes Reſultats gewiſſenhafter Forſchung auf dieſem Gebiet. Ein ſolches legen wir zur Prüfung vor mit der vollſten ſubjectiven Ueberzeugung, daß es der einzige Ausweg, das einzige richtige Neue iſt. Es umfaßt dies eben die Momente, welche den dritten Hauptzweig der rettenden ſocialen That ausmachen. Obgleich im Allgemeinen und Weſentlichen vielfach neu und eigenthümlich, iſt doch dieſe Kategorie keineswegs unbedingt und ſcharf von den beiden anderen getrennt, und geht auf mehreren Punkten in die eine oder andere über. Sie iſt weſentlich Sache der freien individuellen That, aber ſie geht weit über die Grenzen der nächſten Pflichten des Einzelnen hinaus und fordert eben deshalb die vereinte Thätigkeit vieler Einzelner. Sie iſt und kann vielleicht nicht unmittelbar Sache des Staats ſein, aber ſie bedarf mittelbarer Förderung und Berückſichtigung von Seiten der Geſetzgebung. Sie zerfällt wieder in zwei Zweige, die nach einer wohl oder

übel hergebrachten Terminologie als innere Miſſion und als Aſſociation zu unterſcheiden ſind. Sie verhalten ſich, wie der Geiſt zum Fleiſch. Keine kann ohne die andere nachhaltig und im Großen gedeihen. Der innern Miſſion ohne Aſſociation fehlt das materielle Subſtrat, mit dem ſie die Familie in allen ihren äußeren Lebensmomenten ergreifen kann, ſie krankt daher an einem falſchen Spiritualismus, ſteht in der Luft und ackert im Flugſande. Der Aſſociation ohne innere Miſſion fehlt das Salz, der Geiſt, der ſie allein vor ſittlicher Fäulniß bewahren kann. — Die Aſſociation beruht auf dem Erfahrungsſatz, daß durch Vereinigung einer größeren Anzahl kleinerer Kräfte — und zwar gilt dies vom materiellen, wie vom ſittlichen Leben — eine große Kraft erzeugt wird, deren Wirkſamkeit nicht nach dem Geſetz einer einfachen Addition, ſondern nach einem, einigermaßen jenem der arithmetiſchen Reihe zu vergleichenden Geſetz ſteigt, wodurch die Tragweite, der praktiſche Werth jedes einzelnen Gliedes in ähnlicher Weiſe vermehrt wird. Den praktiſchen Beweis führen unzählige Pulſationen der mächtigen Aſſociationsbewegung, welche die arbeitenden Klaſſen in England und Frankreich ergriffen und, obgleich unter den ungünſtigſten Umſtänden, ſchon eine große Menge lebensfähiger Organe und Keime erzeugt hat. Das Princip hat ſich zur Befriedigung faſt aller einzelnen Hauptbedürfniſſe der Conſumtion und der Production und in mancherlei Combinationen bewährt; es fehlt nur noch ein Verſuch, dieſe zerſtreuten Glieder zu einem, alle Seiten der Oekonomie umfaſſenden Ganzen zu vereinigen, wobei jede Ausdehnung die Wirkſamkeit des Princips erhöhen würde. Die volle Entwicklung der Aſſociation im Großen würde nach zwei Hauptrichtungen ſtattfinden: in der innern und äußern Coloniſation. — Die Aſſociation bietet einen natürlichen Berührungs- und Verſöhnungspunkt zwiſchen der Arbeit und dem Beſitz, welche in der ſocialen Krankheit als feindliche Gegenſätze einander gegenüber ſtehen. Sie bedarf zu ihrer vollen, geſunden und conſervativen Entwicklung eines ariſtokratiſchen Factors; ſie iſt aber für die Geſundheit und das Gedeihen der Ariſtokratie ſelbſt unentbehrlich."

Das waren Huber's Auffaſſungen von der Lage der Dinge

auf ſocialem Gebiet, als er nach Wernigerode überſiedelte. Seine Abſicht ging von vornherein nicht dahin, hier Feierabend zu machen und ſich von der ſocialen Bewegung zurückzuziehen, ſondern im Gegentheil, er wollte erſt recht beginnen, mit allem Nachdruck für ſeine Pläne zu wirken und das allgemeine Intereſſe für innere Miſſion und Aſſociation zu wecken. Da mußte er denn vor Allem ſich in Kenntniß über die weitere Entwicklung dieſer Dinge erhalten, und es vergingen noch manche Jahre, in denen er faſt allein von allen deutſchen Gelehrten die neuen genoſſenſchaftlichen Bildungen ſorgfältig regiſtrirte und damit den Grund zu einer wiſſenſchaftlichen Bearbeitung des Aſſociationsweſens legte. Während ſeine erſten ſocialen Pläne faſt nur die Arbeiten der Großinduſtrie im Auge gehabt hatten, trugen die Wahrnehmungen, welche er fortan in ſeiner nächſten Umgebung machte, dazu bei, auch den Handwerkerſtand in den Bereich ſeiner Beobachtungen und Beſtrebungen zu ziehen. Da konnte es nicht ausbleiben, daß er auf die ſeit dem Anfang der fünfziger Jahre in Delitzſch und Umgegend in Wirkſamkeit tretenden Unternehmungen von Schulze aufmerkſam wurde, und bald traten beide Männer in eine leider nicht aufbewahrte Correſpondenz. Abgeſehen von der großen Verſchiedenheit, die zwiſchen Huber und Schulze in den Grundanſchauungen über alle politiſchen und religiöſen Dinge herrſchte, ſo waren auch die Wege, die ſie in ihren ſocialen Beſtrebungen gegangen waren, grundverſchieden; Huber hat unzweifelhaft viel früher, als Schulze, auf die Genoſſenſchaft als auf das wichtigſte Heilmittel für die ſociale Noth öffentlich hingewieſen; aber es war ihm nicht gegeben, den praktiſchen Beweis für dieſe ſeine Behauptung zu erbringen und ihr ſomit die öffentliche Anerkennung zu erwerben, — vielmehr blieb ſie, ſo lange er vereinzelt in Deutſchland für die Aſſociation ſtritt, ein zwar großartig angelegter und kühn entworfener, aber von den Werkleuten nicht weiter beachteter Bauplan. Zur eigenen praktiſchen Durchführung fehlte ihm, wie er ſich nicht verhehlen konnte, das dazu erforderliche praktiſche Geſchick und jenes enge Verwachſenſein mit dem Boden, auf welchem er ſtand, wie es Jeder bedarf, der ſolche Wege ein-

ſchlagen will, bei denen es vor Allem auf wahre Volksthümlichkeit und auf das feſte uud unerſchütterliche Vertrauen der zunächſt Betheiligten ankommt.

Schulze-Delitzſch war darin glücklicher; er brauchte nicht mit langathmigen, theoretiſchen Ausführungen zu beginnen, ſondern konnte unmittelbar Hand an's Werk legen, und indem er ſeinen bedrängten Mitbürgern den Weg wies, um zu einer beſſern ökonomiſchen Lage zu gelangen, konnte er dadurch Schritt vor Schritt dem genoſſenſchaftlichen Princip die öffentliche Anerkennung erſtreiten und von jener kleinen Landſtadt aus ganz Deutſchland mit einem Netz von Genoſſenſchaften überziehen, welche reichen Segen um ſich verbreitet haben. Und Niemand iſt bereitwilliger geweſen, dieſes Wirken Schulze's auf das vollſtändigſte anzuerkennen, als gerade Huber; ſchon in einem Vortrage, den er 1854 auf dem evangeliſchen Kirchentage in Frankfurt a. M. hielt, hebt er hervor, wie beſchämend das Wirken jenes der entſchiedenen Linken angehörigen Mannes für die Conſervativen ſein müſſe, und ſpäter hat er in Schrift und Wort oft genug Schulze's Thaten als Thaten echter Ritterſchaft gefeiert. Er hat es ſich auch wiederholt verbeten, wenn Jemand ihm die Priorität zu wahren und darauf aufmerkſam zu machen ſuchte, daß er ſo viel früher, als Schulze, auf die Aſſociation hingewieſen habe; — er hat dann erwidert, wie er nicht daran denken dürfe, Schulze auch nur ein Titelchen ſeines großen Verdienſtes zu ſchmälern. Und indem er, der als loyaler und conſervativer Mann bekannt war, mit dieſem Urtheil nach keiner Seite hin zurückhielt, ſcheint er auch nicht wenig dazu beigetragen zu haben, daß man dem Gelüſte widerſtand, dem ſocialen Wirken Schulze's um deſſen politiſcher Vergangenheit willen Hemmniſſe zu bereiten.*) Darauf deutet auch ein an Huber gerichteter Erlaß des preußiſchen Miniſters von Weſtphalen, vom 15. November 1856, in welchem ſeine Intervention zu Gunſten des Handwerker-Vorſchußvereins in Oſterfeld ſehr verbindlich beantwortet, jedoch zugleich darauf aufmerkſam

*) Vgl. L. Pariſius in einem Nekrolog Huber's in den Blättern für Genoſſenſchaftsweſen 1869 Nr. 33.

gemacht wird, daß einer der Gründer des Vereins 1849 wegen Aufruhrs bestraft sei, und daß daher die Gemeinnützigkeit der wirklichen Tendenz des Vereins erheblichen Zweifeln unterliege. Huber machte andere Folgerungen: er sagte sich, da der frühere Aufrührer jetzt einen Vorschußverein gründet, der für ihn und seine Genossen nur Werth hat, wenn Ordnung und Recht herrschen, und wenn sie in Fleiß und in Sparsamkeit leben, so thut er jetzt eine conservative That, und es ist meine Pflicht, ihn hierbei nach Kräften zu fördern und gegen Beeinträchtigungen zu schützen.

Wollte Huber der selbstgewählten Aufgabe vollständig genügen, so durfte er sich nicht darauf beschränken, blos die litterarischen Erscheinungen auf dem socialen Gebiete zu verfolgen. Mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören, darauf hatte er mit Recht von jeher so großen Werth gelegt, und darum trieb es ihn, von Zeit zu Zeit die Brennpunkte der begonnenen socialen Bewegung aufzusuchen und an Ort und Stelle die Wandelungen zu beobachten, die sich inzwischen vollzogen hatten. An der nöthigen Zeit gebrach es ihm ja nicht, und bei seinem einfachen Leben, welches die persönlichen Bedürfnisse möglichst beschränkte, ließen sich die erforderlichen nicht geringen Geldmittel schon erübrigen.

Bereits im Sommer 1854 war er von Mitte Juni bis Ende August unterwegs, um in Belgien, Frankreich und England Dienst zu thun, — denn als einen ihm obliegenden Dienst sah er diese Forschungsreisen an und fühlte sich deshalb während derselben von allen den Zweifeln und Sorgen frei, die ihn bei seinen sonstigen Reisen so oft unterwegs geplagt hatten. Und um des Dienstes willen ließ er denn auch Alles zurücktreten, was außerhalb seiner jetzigen Zwecke lag, und weder die herrlichen, auf seinem Wege liegenden Kunstschätze, noch die alten litterarischen und politischen Beziehungen konnten ihn irgendwo festhalten, wenn sein sociales Tagewerk vollbracht war. Beispielsweise konnte er während des zehntägigen Aufenthalts in Paris nur einmal wenige Stunden den Schätzen des Louvre widmen, und von den vielen, früher in England erworbenen Freunden konnte er, trotz der ihnen bewa[illegible]hänglichkeit, nur die

wenigſten und nicht einmal die nächſten wiederſehen, da die Londoner Saiſon zu Ende war und er nicht die Zeit hatte, ſie auf ihren Landſitzen aufzuſuchen.

In Belgien galt es namentlich die großen, in neuerer Zeit entſtandenen Wohlthätigkeitsanſtalten zu ſtudiren, die fermes hospices (ländliche Arbeitshäuſer für gutartige und nur mit geringer Arbeitskraft ausgeſtattete Arme), ferner die écoles agricoles de réforme (Rettungshäuſer für die unendlichen Maſſen vagabondirender Kinder, aber in einem großartigen und von der deutſchen Art durchaus verſchiedenen Maßſtab, indem beiſpielsweiſe in Ruyſſelede über 500 Knaben, in dem nahen Bernhem gegen 300 Mädchen vereint waren) — und die 1818 geſtifteten, aus der holländiſchen Zeit überkommenen Armencolonieen. Für Huber wurden durch den ihm ſchon von früher her bekannten Herrn Ducpetiaux (inspecteur général des prisons et des établissements de bienfaisance) alle Wege eröffnet, und in dem perſönlichen Verkehr mit dieſem bedeutenden Manne fand er gar mannigfache Förderung und Belehrung.

In Paris wollte er vor Allem die dort errichteten Arbeiterquartiere (cités ouvrières) kennen lernen und den Productivaſſociationen nachforſchen, welche 1848 ſo plötzlich in's Kraut geſchoſſen waren, und von denen es dann wieder ganz ſtill geworden war. Die Arbeiterquartiere waren bald zu finden, und er konnte ſie um ſo gründlicher nach allen Seiten beobachten, als er ſehr bald in dem Erbauer der cité Napoléon den Architekten Beugny, einen Freund ſeines alten Bekannten, des jetzt verſtorbenen Architekten Gau, kennen lernte und ihn ſehr bereitwillig fand, ihn einzuführen und Auskunft zu verſchaffen. Viel ſchwerer hielt es, Gewißheit darüber zu erlangen, welche Productivaſſociationen noch beſtänden. Von den Schriftſtellern, welche darüber geſchrieben hatten, namentlich von dem Akademiker L. Reybaud war keine genügende Auskunft zu erhalten; ſie hatten die Dinge als intereſſantes Problem behandelt, ihre Artikel waren fertig, und damit waren die Dinge für ſie wieder in den Hintergrund getreten. Auch an den officiellen Stellen forſchte Huber meiſtens vergeblich, obgleich er bemerken konnte, daß man hier und da

ſchon von ſeinen Beſtrebungen Kenntniß hatte, und daß man ihm mit großer Bereitwilligkeit entgegenkam. Nur dadurch, daß er auch die kleinſten Anhaltspunkte nicht gering achtete, und daß er auf's Gerathewohl mit friſcher Unbefangenheit hier und da anklopfte und fragte, fand er endlich die Fäden, die ihn mittenhinein in die von ihm geſuchten Kreiſe führte, und er konnte bald bemerken, daß es noch eine Anzahl größerer Geſchäfte gäbe, z. B. Druckereien, Fabriken von Klavieren, von Seſſeln, von Maſchinen u. ſ. w., welche auf dem Princip der Aſſociation der darin beſchäftigten Arbeiter beruhten; es gelang ihm meiſtens, das anfängliche Mißtrauen, mit welchem man ſeinen Fragen entgegenkam, zu überwinden und einen Ueberblick über die eigenthümlichen Wege zu gewinnen, den dieſe Genoſſenſchaften ſeit den Sturmjahren genommen hatten. Außerdem nahm Huber in Paris eingehende Kenntniß von den dort durch die innere Miſſion für die evangeliſchen Deutſchen geſchaffenen Einrichtungen, für welche er ſtets ein lebhaftes Intereſſe behielt, und benutzte auch jede ſich ihm bietende Gelegenheit, um gleichartige franzöſiſche Unternehmungen kennen zu lernen.

In England war es ſehr viel leichter, in die ſeit einigen Jahren zahlreich entſtehenden ökonomiſchen und induſtriellen Aſſociationen vollen Einblick zu gewinnen und ſich Mittel und Wege zu verſchaffen, welche ihm für die Zukunft die Kenntniß von allen auf dieſem Gebiete vorkommenden Aenderungen ſicherten. Denn dort hatten ſich die auf Bildung und Ausgeſtaltung ſolcher Aſſociationen gerichteten Beſtrebungen (cooperative movement) bereits feſte Vereinigungspunkte gebildet, namentlich in der Society for promoting working men's associations, und Huber hatte zu einem der geiſtigen Führer dieſes Vereins, dem theologiſchen Profeſſor Maurice, freundſchaftliche Beziehungen, nachdem er ihn 1844 zugleich mit Carlyle, dem Maurice damals nahe ſtand, hatte kennen lernen. Der Verkehr mit Maurice war für Huber um ſo werther, als auch er dahin ſtrebte, der ganzen Bewegung einen chriſtlich-ernſten Charakter zu geben, und die Hoffnung hegte, daß ſie ſchließlich die dem Chriſtenthum entfremdeten Maſſen ſittlich erheben und wiederum für die Predigt des Worts

empfänglicher machen ſollte. In gar manchen Dingen gingen freilich die Anſchauungen und Urtheile von Huber und Maurice auseinander, — Maurice hatte ſein Lehramt an der Londoner Univerſität wegen Heterodoxieen niederlegen müſſen — aber Huber hatte doch den größten Reſpect vor der Frömmigkeit und der hingebenden Liebe, die er in allem Thun von Maurice erkannte. Außerdem trat Huber alsbald mit einer Anzahl jüngerer Advocaten (Barriſters von Lincoln's Inn), worunter namentlich Ludlow, Furnivall und Hugh (Verfaſſer von Tom Brown's School days), die ſich mit großem Eifer der cooperativen Bewegung angeſchloſſen hatten und beſtrebt waren, ſie in ſichere Rechtsformen zu leiten, in nähere Verbindung, die mit der Zeit trotz der Verſchiedenheit im Alter und in der ganzen Lebensſtellung zu einem herzlich freundſchaftlichen Verhältniß wurde. Huber ſtaunte nicht wenig über die in den ſocialen Verhältniſſen beginnende Wandelung, als er ſchon in den erſten Tagen eine Anzahl dieſer jungen Barriſters zu einem Wettkampf im Cricketſpiel (cricket match) geleiten konnte, welchen ſie, die Gentlemen und Genoſſen einer vornehmen Corporation, mit Arbeitern der großen Lichtfabrik von Wilſon in Belmont ausgemacht hatten, und welcher zu Gunſten der Arbeiter ausfiel. Dadurch wurde er auch ſogleich in das höchſt merkwürdige Leben dieſer Fabrik eingeführt, die als Eigenthum einer Actiengeſellſchaft neben ſehr günſtigem pecuniären Erfolge unter der Leitung der Gebrüder Wilſon auch den Arbeiterverhältniſſen eine ganz eigenthümliche Entwicklung gegeben hatte. Huber war über Alles, was er dort ſah, auf das höchſte erfreut, — von dem für die Arbeiter eingerichteten Cricketſpielplatz an bis zu dem in den Bogen eines Eiſenbahnviaducts befindlichen Schulklaſſen für die vielen in der Fabrik beſchäftigten Kinder und dem Etabliſſement an der See zur Erholung für diejenigen, welche der unvermeidliche Nachtdienſt angegriffen hatte. Er fühlte ſich durch die dort erreichten, von ihm in allen Einzelheiten ſtudirten Reſultate in ſeiner alten Ueberzeugung mächtig geſtärkt, daß es durch einſichtiges und liebevolles Eingehen auf die Bedürfniſſe der Arbeiter möglich ſei, die Kluft zwiſchen ihnen und den Arbeitgebern aus-

zufüllen und ein glückliches Verhältniß mit ihnen herzustellen, ohne daß deshalb die gebotene Unterordnung zwischen dem Herrn und seinen Leuten aufzuhören brauche, und ohne daß auf den gerechter Weise zu beanspruchenden pecuniären Erfolg verzichtet werden müsse.

Von London aus begab Huber sich nach einem mit seinen cooperativen Freunden vereinbarten Feldzugsplan in die industriellen Bezirke, um von den vielen dort aufblühenden Associationen, sowie von einigen anderen Musterfabriken Kenntniß zu nehmen. Auf dieser Fahrt kam er denn auch nach Rochdale und lernte jene Gesellschaft der Pioniere (society of equitable pioneers) kennen, deren genossenschaftliche Thaten namentlich durch Huber's fortgesetzte Berichte zu einer Celebrität ersten Ranges werden sollten. Die armen, durch Hunger und Noth niedergebeugten Flanellweber, welche 1844 unter dem Spott der Nachbarn mit den geringen Sparpfennigen einen unscheinbaren Laden für ihre täglichen Bedürfnisse gegründet hatten, waren jetzt nach zehn Jahren schon im besten Fahrwasser, hatten einen wohleingerichteten Laden und Lesezimmer, und waren bei einer cooperativen Mühle betheiligt. Huber schrieb mit vielem Respect von den tüchtigen Männern, die ihn, nachdem ihr anfängliches Mißtrauen gegen den Fremden in Folge seiner guten Empfehlungen durch die Londoner Freunde und in Folge von Huber's unbefangener treuherziger Art überwunden war, mit aller Offenheit in ihre geschäftlichen Verhältnisse hatten blicken lassen und die ganze Geschichte ihres Vereins ausführlich erzählt hatten. Welchen gewaltigen Aufschwung gerade diese Genossenschaft noch nehmen sollte, mochte Huber damals noch kaum ahnen; jedoch wurde schon verabredet, daß man ihn in Kenntniß von der weiteren Entwicklung erhalten solle. In Leeds nahm Huber verabredeter Weise an einer unter dem Vorsitz von Maurice gehaltenen Versammlung von Delegirten der größeren Associationen, also an einem Genossenschaftstage, Theil und überzeugte sich auch hier von dem Ernst und der Umsicht, mit welchen die ganze Sache betrieben wurde.

Ein dauernder Gewinn dieser Wanderungen und seiner vielen Gespräche mit den betheiligten Arbeitern und mit den vornehmeren Leitern der Bewegung war die ihm hier entgegen-

tretende und dann von allen Seiten immer wieder bestätigte Ueberzeugung, daß die gesunde Entwicklung der Associationen von einem gewissen Grad geistiger Bildung der betheiligten Arbeiter abhängig sei, und daß daher die Pflege dieser Bildung ein nothwendiges Correlat zu dem Streben für Associationen sei. Er hörte, wie Maurice und seine Freunde in Folge der gemachten Erfahrungen auf das eingehendste beriethen, was zur Hebung des Bildungsstandes geschehen könne, wie die Gründung eigener colleges für Arbeiter geplant wurde, und wie die unter schweren Sorgen und Entbehrungen aufgewachsenen Delegirten der Arbeiterassociationen diesen Plänen im Interesse ihrer Sache ihren vollen Beifall zollten. Seitdem sehen wir auch Huber mit Wort und Schrift und That nicht mehr blos allgemein für die sittliche Hebung, sondern auch für die intellectuelle Ausbildung der kleinen Leute wirken. So fing er auch schon in England an, von neueren Bestrebungen zur Hebung des Volksunterrichts Kenntniß zu nehmen; wir finden ihn auf einer Ausstellung von Unterrichtsmitteln, dann in dem eben eröffneten Sydenhamer Glaspalast, in allerlei Schulen u. s. w. Auch über die neuere Entwicklung der kirchlichen Dinge in England suchte er sich ein Bild zu machen, und namentlich erregte die Puseyitische Bewegung sein großes Interesse, da er meinte, daß sie frisches Leben in die mit Erstarrung bedrohte Hochkirche bringe, wenngleich er nicht leugnen wolle, daß der Puseyismus in seiner Uebertreibung Gefahren im Gefolge haben könne.

Die Resultate dieser Reise legte Huber in einem eigenen zweibändigen Werke nieder, welches 1855 in Hamburg bei der Agentur des Rauhen Hauses erschien unter dem Titel: „Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England im Sommer 1854 von V. A. Huber" und mit den Mottos: „Halte an, es sei zur rechten Zeit oder zur Unzeit (2. Tim. 4. 2)" — und: „Eifern aber ist gut, wenn es immerdar geschieht um das Gute (Gal. 4. 18)". Gerade in diesem Buche hat sich die charakteristische Art Huber's in ganz besonderer Weise ausgeprägt. Es sind darin die fleißigen und sorgfältigen Sammlungen niedergelegt, welche Huber auf dem socialen Gebiet gemacht hatte, und

deshalb ist das Buch lange Jahre eine wichtige Quelle für die Kenntniß des Associationswesens in England und Frankreich gewesen und ist als solches auch von Fachschriftstellern viel citirt worden, zumal er auch in einer längeren Abhandlung die älteren genossenschaftlichen Versuche und namentlich Owen's Wirksamkeit ausführlich bespricht, und untersucht, wie weit ein Zusammenhang derselben mit der neuesten cooperativen Bewegung zu erkennen sei. Dann enthält das Buch aber auch wieder gründliche Auseinandersetzungen über katholisches Leben am Rhein, in Belgien und in Frankreich, und über den Puseyismus und das Sectenwesen in England, — wie sie in so ausführlicher Weise nur die Kreise interessiren, welche den kirchlichen Dingen nahe stehen; — und die Polemik gegen die conservative Partei in Preußen und Besprechungen der politischen Situation in England und Frankreich werden wiederum gerade diesen Kreisen wenig sympathisch gewesen sein. So konnte das Buch nicht darauf rechnen, irgend einen Leserkreis gleichmäßig zu interessiren, sondern Jeder mußte sich das ihn Interessirende herauslesen. Dennoch hat es anscheinend eine ziemlich große Verbreitung erfahren, und die liebenswürdigen Detailzeichnungen aus dem Volksleben, mit denen namentlich der erste Band ausgestattet ist, und die oft genug an die in seiner Jugend geschriebenen Guckkastenbilder erinnern, mögen beigetragen haben, ihm Freunde zu gewinnen.

In demselben Jahre (1854) machte Huber noch eine zweite Informationsreise, indem er einen Ausflug nach Frankfurt, wo er auf dem dort abgehaltenen Kirchentage für seine Pläne wirken wollte, nach Mühlhausen im Elsaß erweiterte, um die dort im Entstehen begriffene cité ouvrière in Augenschein zu nehmen. In dem Inspector dieses Unternehmens Bernard fand er, wie er schrieb, einen Mann recht nach seinem Sinn, mit dessen Hülfe er schnell alle Verhältnisse kennen lernte. Ein Podagraanfall, welcher noch mit einem gefährlichen Sturz zusammenhängen mochte, den Huber auf der Rückreise von England auf dem Dampfschiff in Folge seiner immer zunehmenden Kurzsichtigkeit erlitten hatte, nöthigte ihn, die Reise möglichst abzukürzen. Auch über diesen Ausflug hat Huber in den schon erwähnten Reisebriefen berichtet.

Im Frühjahr 1856 war er in Delitzsch. Er schrieb unmittelbar nach seinem dortigen Aufenthalt (15. 4.): „Ueber die Sache hier nur dies, daß Alles seinen sehr guten Fortgang hat, und daß also in dem halben Dutzend Städten oder Städtchen hier herum ein Paar hundert kleine Handwerker sich nachhaltig aus dem Auflösungsproceß, dem sie unter den gewöhnlichen Umständen rettungslos entgegen gingen, auf den festen Boden eines selbständigen und zunehmenden Ueberschusses herausarbeiten, und zwar, obgleich das Princip der Association nur erst in sehr beschränktem Maße entwickelt ist. Dazu ist offenbar ein bürgerlich verständiger und rechtlicher Sinn vorherrschend, und wo der alte Philistergeist in Neid, Mißtrauen, Bornirtheit noch nicht überwunden ist, da erkennt man doch, was fehlt, und hat guten Willen, es zu gewinnen. Ich habe eine ähnliche und fast so gute Freude im Umgang mit den hiesigen Leuten gehabt, wie damals in England.*) Natürlich ist das Alles leider ohne Christenthum und in politischem Liberalismus; aber wer trägt da die Hauptschuld! Abgesehen davon ist Schulze ein sehr braver Mann, der in großer Einfachheit und Beschränktheit und unter fortwährenden Kränkungen von Seiten der sogenannten conservativen Reaction ohne Verbitterung und Trübseligkeit seinen freien Beruf erfüllt, der gewiß einzig in seiner Art ist, als wahrhaft aristokratische Stellung, wie es keine zweite in Europa giebt, — mit großer Freude am Gelingen, großer Ruhe beim Mißlingen und, wie ich jedenfalls nicht anders finden kann, wirklicher Liebe zu den Leuten. Auch als Anwalt hat er eine sehr weite und wohlthätige Wirksamkeit, da er seinen Einfluß, so weit es irgend möglich ist, zum Friedenstiften und zu gutem Rath und Zuspruch verwendet. Was ich besonders bei ihm hoch anschlage, ist sein durchaus gutes und schönes häusliches Leben, — er ist ein vortrefflicher Ehemann und Papa und Sohn — lebt mit

*) Wie in einem anonymen Artikel in den Preußischen Jahrbüchern auf Grund von Mittheilungen Schulze's erzählt wird, hatte Huber sich bei seinen Wanderungen in Delitzsch und Umgegend die Begleitung Schulze's verbeten. Er wollte sich die naiven und unbefangenen Aeußerungen der Volksstimme nicht entgehen lassen.

seinen alten Eltern in einem Hause, — der Alte 83 Jahre, aber bis auf Taubheit rüstig genug und geistig sehr thätig, — die Alte 75 Jahre, mit so hellen, klaren Augen und raschem Wesen, als wäre sie kaum 60. Sonntag aßen die Alten mit uns, — es war ein netter Kindertag, wie wir es in Bremen nannten. Seine Frau ist viel jünger als er. Ton und Verhältniß zwischen ihnen beiden und den zwei kleinen Jungen ist durchaus wohlthuend. Sie hat sich natürlich nicht ohne Kampf und Schmerz, über und unter den schweren Prüfungen seit 1848, (wo sie heiratheten) mit Liebe und Vertrauen in den neuen Beruf ihres Mannes eingelebt, den sie offenbar und wie billig in dem Maße hochstellt, wie er verfolgt und gekränkt ward".*)

Als im Herbst 1856 der Congrès international de bienfaisance Huber nach Brüssel zog, machte er in einem Fabrikort Westfalens Station, um die von einem wohlwollenden Fabrikanten zu Gunsten seiner Arbeiter gemachten Versuche kennen zu lernen. Die christlichen Gesellenvereine hatten begonnen, ihn ganz besonders zu interessiren, zumal, seitdem er an seinem Wohnort einen solchen begründet hatte. Er benutzte deshalb die Reise, um in Elberfeld und Köln ähnliche Vereine zu inspiciren, und trat an letzterem Orte mit dem jetzt verstorbenen Kolping, dem Begründer und Leiter der zahlreichen katholischen Gesellenvereine Rheinlands und Westfalens, in Verbindung. Er hatte große Freude an der tüchtigen Persönlichkeit und der reichen Wirksamkeit derselben. Huber ließ sich durch Kolping überreden, in sehr zahlreich besuchten Versammlungen des katholischen Gesellenvereins in Köln einige Ansprachen und dann einen förmlichen Vortrag über Associationen zu halten. In Belgien ward alle freie Zeit, welche der Congreß ließ, benutzt, um sich von Neuem über alles das zu informiren, was Huber dort schon früher beschäftigt hatte.

*) Wir sind mit dieser Mittheilung unserer sonst befolgten Maxime untreu geworden, nach welcher wir die vertraulichen Aeußerungen Huber's über lebende Personen nicht in die Oeffentlichkeit bringen. Da man sich aber in neuester Zeit nicht entblödet hat, Schulze's Familienverhältnisse auf die schmählichste Weise öffentlich zu entstellen und daraus Waffen gegen ihn zu schmieden, hielten wir uns nicht berechtigt, das Zeugniß von Huber zu unterdrücken, der gerade in solchen Dingen so sehr scharfsichtig und feinfühlig war.

Eine im Sommer 1857 nach einem Badeaufenthalt in Nauheim gemeinſam mit der Gattin unternommene Erholungsreiſe nach Vorarlberg und ſodann längs des Rheines und durch Weſtfalen zurück gab Gelegenheit, mancherlei deutſche Verhältniſſe kennen zu lernen.

Im Jahr 1858 unternahm er wieder eine große, faſt ausſchließlich dem ſocialen Studium gewidmete Reiſe. Nach einem Beſuch in Bremen und nach einer ſchnellen Reiſe durch Holland landete er Anfang Juni in England. In ausführlichen Geſprächen mit Maurice und ſeinen Freunden unter den Barriſters von Lincoln's Inn, die ihn mit großer Herzlichkeit aufnahmen, orientirte er ſich über die günſtigen Fortſchritte der cooperativen Bewegung und freute ſich des, wie er zu bemerken glaubte, zunehmenden religiöſen Ernſtes unter den Trägern derſelben. Vor Allem galt aber diesmal ſeine Beobachtung und ſeine herzliche Theilnahme den Vorgängen in der von ihm ſo hoch geſchätzten Wilſon'ſchen Lichtfabrik in Belmont, in welcher plötzlich ein großer Theil der Arbeiter von einer tiefen religiöſen Bewegung ergriffen war, woraus eine ſchwere Kriſis für das Gedeihen des eigenthümlichen Lebens dieſer Anſtalt zu erwachſen drohte. Den einen Director derſelben, James Wilſon, dem die großartigen Leiſtungen der Fabrik in pecuniärer und in ſocialer Beziehung hauptſächlich zu verdanken waren, und dem Huber bei ſeiner früheren Anweſenheit ſchon nahe getreten war, hatten dieſe Vorgänge innerlich auf das tiefſte bewegt und ihm zugleich lebhafte Angriffe Seitens einzelner Actionaire zugezogen, ſo daß die eigenthümliche Entwicklung der Fabrik mit ihren drei- bis viertauſend Arbeitern auf das ſchwerſte bedroht war. Huber wurde von ihm in alle dieſe merkwürdigen Vorgänge eingeweiht und ließ es an Rath und tröſtlichem Zuſpruch nicht fehlen.

Damit war ſein diesmaliges Tagewerk in England vollbracht, und ſchon am 7. Juni war er in Lille, um dort neue cités ouvrières zu beſuchen, und dann weilte er zehn Tage in Paris, um dort wiederum Umſchau zu halten. Vor Allem wollte er unterſuchen, ob die Nachricht, die ihm mehrfach in Zeitungen

zegnet war, daß in Frankreich alle Productivaſſociationen

Schiffbruch gelitten hätten, und daß alle auf Beſchaffung von Arbeiterwohnungen gerichteten gemeinnützigen Unternehmungen an dem Widerwillen der Arbeiter geſcheitert ſeien, wirklich auf Wahrheit beruhe. An den officiellen Stellen hörte er freilich Stimmen, welche ähnlich lauteten, und er hatte wieder auf das emſigſte zu ſuchen, bevor er auf die Fährte der manchen neu entſtandenen Aſſociationen kam. Als er aber mit den betheiligten Arbeitern verhandelt und die Inſpectoren und ſonſtigen Beamten der Arbeiterquartiere eingehend vernommen hatte, überzeugte er ſich zu ſeiner großen Freude von dem Ungrund jener Nachrichten, und er konnte im Gegentheil bemerken, daß die Dinge beſſer gingen und ſich natürlicher entwickelten, je mehr die ihnen früher von oben her zu Theil gewordene künſtliche Förderung aufhörte. Beſonders intereſſirten ihn einzelne Geſellſchaften, bei denen er Anfänge oder doch gewiſſe Sympathieen für das Hineinziehen religiöſer Momente in das Genoſſenſchaftliche wahrzunehmen glaubte. Auch in Mühlhauſen, wo er ſodann einige Tage weilte, um die dortigen Unternehmungen eingehender zu beobachten, als es ihm früher möglich geweſen war, und wo er dieſes Mal auch den hervorragendſten Gründer der Arbeiterſtadt, Herrn Dollfuß, kennen lernte, freute er ſich des guten Fortganges der Dinge. Nachdem er in Freiburg im Breisgau die bekannte Fabrik von Metz mit ihren wohlthätigen Einrichtungen für die Arbeiter beſehen hatte, ward er in Bruchſal durch den Director Füeßlin mit dem dortigen auf Einzelhaft beruhenden Zuchthaus bekannt gemacht, und gerade damals von lebhaftem Intereſſe für das Strafweſen erfüllt, welches durch ſeine Heranziehung zum Amte eines Geſchworenen angeregt war und in den letzten Jahren in ernſten Studien Nahrung gefunden hatte, entſchloß er ſich auch noch nach München zu gehen, um unter der Einwirkung der friſchen Bruchſaler Erfahrungen das berühmte, unter Obermeyer's Leitung ſtehende dortige Zuchthaus zu ſehen, welches die gemeinſchaftliche Haft beibehalten hatte und doch ſehr günſtige Reſultate erzielte. Zuvor aber machte er in Stuttgart Station, von wo aus er nicht nur die alten Beziehungen zu den Freunden ſeiner Eltern erneute, und dabei das Intereſſe für ſeine ſocialen

Pläne in einflußreichen Kreiſen zu wecken ſuchte, ſondern wo er ſich außerdem über die eigenthümlichen chriſtlich-ſocialiſtiſchen Unternehmungen Werner's informirte. Nachdem er in Stuttgart einem von Werner gehaltenen Vortrag beigewohnt und mit ihm perſönlich conferirt hatte, und nachdem er in Reutlingen Werner's wichtigſte Unternehmungen geſehen hatte, ſchrieb er darüber (4. 7. 1858): „Ich hatte einen ſehr guten Eindruck von ihm, immer abgeſehen von ſeinen bedenklich ſectireriſchen Lehren, die nicht zur Sprache kamen, — ein durchaus einfaches, tüchtiges Weſen, und ich halte ihn für einen Mann von aufrichtiger Liebe zum Herrn und zu den Brüdern, und voll uneigennützig thatkräftigen, aufopfernden Erbarmens bei ihren Leiden und Sünden und der Zerrüttung, die wir ja Alle, Jeder nach ſeinen Gaben, in der ſogenannten innern Miſſion zu bekämpfen ſuchen. Er thut es aber mit ganz außerordentlichen Gaben und Erfolgen, wenn auch nicht ohne bedenkliche Punkte, die zum Theil mit einem gewiſſen Mangel an Ordnung und Klarheit zuſammenhängen, der ſich auch in ſeiner Auffaſſung von Aſſociation zeigte, wonach er meinte, ſeine Sache ſei gerade das, was ich triebe und ſuchte. Seine Sache iſt aber recht eigentlich ein chriſtlicher Communismus, — d. h. allerdings eine Vereinigung kleiner Kräfte zu gemeinſamem großen Wirken, aber auch ein ſocial-ökonomiſches Aufgehen der Einzelnen durch und in dem Ganzen, nicht Stärkung der Einzelnen durch und in dem Ganzen, — kein Privat- und Familieneigenthum, keine beſondere Familienhaushaltung (doch haben Eheleute Stube und Kammer für ſich) u. ſ. w. Schon darin aber liegt eine Schwächung der Familie, die genügt, mir die Sache ſehr bedenklich zu machen, und jedenfalls ſchließt das die Verallgemeinerung der Anwendung aus. Um ſich bei aller Arbeit und der größten Ungleichheit, wo Einzelne ſehr tüchtige — auch Geiſtesarbeiter ſind, wohl auch gar Einige ihr Vermögen einſetzen, — um ſich da mit des Leibes Nothdurft zu begnügen nach demſelben Maßſtab, wie der untüchtigſte und ärmſte Arbeiter — dazu muß man eben ſchon von Sectenbegeiſterung durchdrungen und eben ein voller Wernerianer ſein. Uebrigens bezeugen, daß mir wirklich ein Geiſt der Brüderlichkeit

dort zu regieren ſcheint, und daß ich keine Spur von unſittlichem Mißbrauch bemerken konnte. Genug, ſo weit iſt Alles ganz gut und ſchön, oder doch überwiegend gut; aber wie — wenn die Perſönlichkeit wegfällt, von der Alles ausgeht und zu der Alles zurückführt? Doch ich muß ein Ende über dieſes Thema machen, was mir bis auf die Zahlen der geſchäftlichen Reſultate ganz anſchaulich geworden. Unſer Hauptführer in Reutlingen war ein ganz nettes Frauenzimmerchen, das wir im Verkaufslocale fanden, und das uns dann ziemlich überall herumführte und auf meine ſehr vielen und wenn auch zuweilen halb ſcherzhaften, doch ſehr eingehenden Fragen immer ſehr verſtändig, klug und unbefangen und nicht ohne Humor antwortete".

In Augsburg wurde ebenfalls Station gemacht und wurden auch hier die alten Beziehungen benutzt, um ſich über die dortigen Fabrikverhältniſſe zu orientiren. Er ſchrieb von dort: „Ich habe mit allerlei Leuten allerlei in meinen Sachen verhandelt, mich in den Arbeiterverhältniſſen möglichſt orientirt und wieder die alte Geſchichte gefunden: die meiſten Fabrikanten thun gar nichts, und die wenigen, die guten Willen haben, wiſſen es noch nicht recht anzugreifen, weil ſie eben nicht orientirt ſind über das, was anderswo ſchon geſchieht. Solche Leute ſind denn wohl zu etwas zu bringen, wenn ſie öfters eben durch Aufweiſen der Thatſachen u. ſ. w. angeregt werden".

Im folgenden Jahre beſichtigte Huber die induſtriellen Unternehmungen des Conſuls Quiſtorp in Lebbin, mit dem er ſeit Jahren in brieflichem Verkehr ſtand. Unterwegs wurden in Stettin die Herberge zur Heimath und die Häuſer der dortigen Baugeſellſchaft beſichtigt.

Das Jahr 1860 führte ihn wieder nach England, nachdem er zuvor in Bremen die Verwandten beſucht hatte und ſodann durch Holland gereiſt war, wo er ſich in Folge einer beſondern Veranlaſſung ausführlich über die Verhältniſſe der holländiſchen Colonialtruppen und ihres Depots in Harderwyck erkundigen wollte, um beurtheilen zu können, wie weit man jungen Männern, die ihren Beruf verfehlt hatten und die ſtrengſte Zucht nicht entbehren konnten, den Rath ertheilen könne, ſich für hol-

ländiſche Militärdienſte anwerben zu laſſen. Das Reſultat war, daß er ſich für dieſen Weg als letztes Mittel für zerrüttete Exiſtenzen entſchied. Im Uebrigen war er von den Eindrücken, die er von den holländiſchen Zuſtänden erhielt, nichts weniger als befriedigt. In England wollte er ſich wieder auf das Laufende über die Fortſchritte der cooperativen Bewegung bringen; hauptſächlich galt aber ſeine Forſchung diesmal den inzwiſchen in's Leben getretenen Unternehmungen für die wiſſenſchaftliche Bildung der Arbeiter (den working men's colleges), und zugleich wollte er auch die damalige religiöſe Bewegung der Revivals in nächſter Nähe beobachten. Wir werden ſpäter erzählen, wie bald ihn Gewiſſensbedenken und Widerwille von der ferneren Theilnahme an den Verſammlungen der Erweckten abhielten. Die Colleges hatten faſt überall, wohin er kam, gerade ihre Ferien begonnen, und ſo mußte er ſich auf Beſprechung mit den Leitern derſelben und auf Beſichtigung ihrer Locale und ihrer Unterrichtsmittel beſchränken. Um ſo mehr hatte er Zeit, manches Andere, was für ihn Intereſſe hatte, näher zu ſtudiren. Selbſt Kunſt und Wiſſenſchaft erhielten diesmal wieder einigen Tribut, und gleichſam um ſich deshalb bei ſich ſelbſt zu entſchuldigen, berief er ſich in einem Briefe darauf, daß auch das Schöne in jeder Form und Gattung ſeine Bedeutung für Löſung der ſocialen Frage habe und deshalb die Pflege des Schönheitsſinns auch zu ſeiner Aufgabe gehöre. In einem andern Briefe heißt es: „Iſt es doch gut für mich und gleichſam Dienſtpflicht, mich gelegentlich wieder in den hieſigen mächtigen Strömungen herumzutreiben. Es trägt doch bei, mich vor der Engherzigkeit und Kurzſichtigkeit unſeres pietiſtiſchen oder ſtreng-confeſſionellen Conſervatismus zu bewahren, was um ſo mehr noth thut, da ich doch dorthin noch am meiſten Wurzel habe. Unſer Herrgott hat eben gar viel mehr Sorten von (verſteht ſich unnützen) Knechten, als unſere Herren ſich träumen laſſen". Als Huber ſich aber dann auf ſeinen Informationsreiſen zu einem Abſtecher nach Oxford hatte verleiten laſſen, um dort die alten Eindrücke zu beleben und die alten Fäden anzuknüpfen, und als er ſich dort mit den kannten in der kurzen Zeit nicht wieder recht zuſammenfinden

konnte und strömender Regen alle Wege erschwerte, da meinte er, es sollte ihm dies eine Lehre sein, daß er dort nichts mehr zu suchen habe.

Huber fand seine cooperativen Freunde lebhaft von der damals in England herrschenden Bewegung für Bildung einer Landesvertheidigung durch Freiwillige ergriffen, und war dadurch Zeuge mancher militärischen Uebungen und Feste. Ihn selbst interessirten diese Dinge im höchsten Grade, insofern sie Bedeutung für die Gestaltung des englischen Volkslebens gewannen und namentlich die schroffe gesellschaftliche Scheidung der einzelnen Klassen milderten. Die auf das Studium des Freiwilligenwesens verwandte Zeit hielt er daher keineswegs für eine verlorene, wenn gleich er kein Hehl daraus machte, daß auch die alte Lust am Soldatenwesen und das Gefallen an der kräftigen englischen Art bei ihm mit im Spiele sei.

In Betreff des Associationswesens lernte er auf der Reise zwar nichts wesentlich Neues kennen, aber er konnte doch melden, daß er sehr viel Einzelnes bei sich berichtigt und erweitert und an klarer Anschauung gewonnen habe. In Sheffield, Halifax, Manchester und vor Allem in Rochdale machte er längere Station, und es war keine geringe Freude für ihn, an dem zuletztgenannten Orte den wunderbaren Aufschwung, den die Genossenschaft seiner alten Freunde, der Pioniere, genommen hatte, mit eigenen Augen zu sehen. Nach seiner Abreise von dort schrieb er aus Manchester: „Ich habe Rochdale wieder gründlich durchgenommen und habe mich gestern noch bis 4 Uhr von meinen beiden Mentoren und meist noch mit mehr oder weniger gelegentlichem Gefolge herumschleppen lassen — denn sie bestanden darauf, ich müßte nun auch Alles sehen. An den Sachen selbst war denn zum Theil nichts Besonders zu sehen — denn eine trefflich eingerichtete store gleicht der andern und eine Mühle der andern und eine Werkstatt der andern; aber mir lag daran und ich fand eben dabei Gelegenheit, ganz gesprächsweise Alles zu erfragen, was mir zu wissen nöthig — eben über und neben den bloßen Geschäftszahlen, die ich in den reports haben kann. Und doch auch das Sehen und Mithändengreifen einer solchen ungeheuren

materiellen und geſchäftlichen Entwicklung und Hebung aus ſo geringem Anfang, — es iſt doch etwas Anderes als das bloße Wiſſen davon. Es iſt eben ein Großes: hier ein ganz neues, ungeheures Gebäude für 200 bis 300 Webſtühle, 30 bis 40,000 Spindeln u. ſ. w. u. ſ. w. — Alles nach neueſtem Syſtem mit Dampf u. ſ. w.; nicht weit davon eine Dampfmühle mit 40 bis 50 Gängen, in der allein der Abfall hinreicht, um Ochſen und Schweine zu mäſten, die dann in einem großen Schlachthaus für die store geſchlachtet, eingekocht, zu Wurſt verarbeitet werden, — Alles per Dampf — der 15 stores, der Werkſtätten, der Leſehallen u. ſ. w. nicht zu gedenken, — das Alles und nun einen Haufen bloßer, einfacher Fabrikarbeiter, die am Werktage in ihren Arbeitskitteln viel impoſanter waren, als vorgeſtern im Sonntagsſtaat, die vor kaum 15 Jahren mit Nichts angefangen haben, und die in der Zeit außer ihrem Lebensunterhalt noch das Alles vor ſich gebracht haben, — und nicht ein Gentleman bei der ganzen Sache! Ich ſage das hier nicht als Vorwurf, ſondern nur zur Charakteriſtik; denn das eben bewegt mich am meiſten, daß ich in allem dieſem großinduſtrialiſchen Treiben nur mit ſchmutzigen Arbeitsjacken zu thun hatte. Die ganze Entwicklung während der letzten ſechs Jahre kann auf das Zehnfache angeſchlagen werden. Das Alles gehört nicht zur Seelen-Seligkeit; aber wer nicht einſieht, wie wichtig es auch in ſittlicher und intellectueller Hinſicht iſt, aber auch als materielle Grundlage beſſerer Zuſtände, der iſt eben ein „altes Kameel". In der Thatſache dieſes Gelingens liegt aber ſchon die Antwort auf eine Menge Fragen; wie können z. B. Arbeiter untereinander bei völliger Gleichberechtigung als Mitglieder der Aſſociation, als Beſitzer und Arbeitsherren doch die nöthige Disciplin einer Fabrik erhalten? Sie können es eben und es geſchieht vor unſeren Augen. Welch ander Ding aber iſt es, daß z. B. Smithies ſeine Tochter in einer Fabrik arbeiten läßt, die auch mit die ſeinige iſt. Dabei ſind freilich Gefahren, und ſchon bei dem glänzenden materiellen Erfolg leiden höhere Intereſſen Gefahr, treten zurück, — die „erſte Liebe" möchte ich in gewiſſem Sinne ſagen. Ich habe es ihnen auch ſehr ernſt vorgeſtellt, und ſie

gaben es nicht ohne ernste Gedanken zu. Bei allem dem ist aber auch die sittliche und intellectuelle Hebung durchschnittlich unverkennbar, — nur nicht nach Verhältniß und nicht in den edelsten und tiefsten Regionen. Die Frauen gehen meist in die Dissentercapellen, — die Männer meinten: Ich bin nicht bange! Bei dem gänzlichen Mangel an allem Aesthetischen in jener ganzen Fabrikwelt und ebenso bei meinen Leuten dort war es eine erfreuliche Ausnahme, gerade vor meinem Hotel einen neuen Brunnen in Erz mit wirklich sehr schönen Formen, mit Bechern für Menschen und einem eigenen Becken unten für die Hunde zu finden, den die Pioniers mit etwa 80 Pfund gestiftet hatten".

Huber hat die Ergebnisse dieser Reise unter der Ueberschrift „Sociale Reisebriefe aus England" in der von ihm unter dem alten Titel „Concordia" während des Jahres 1861 herausgegebenen Zeitschrift (in Heft 6 bis 8) veröffentlicht. Sie schließen sich an die 1855 erschienenen Reisebriefe an, — beschränken sich aber mehr auf das sociale Gebiet und sind besonders reich an ansprechenden Detailzeichnungen. In wenigen seiner veröffentlichten Schriften hat die Liebenswürdigkeit seines Wesens einen so getreuen Ausdruck gefunden, wie in dieser zweiten Serie von Reisebriefen. Aber wie die ganze Concordia auch in ihrer erneuten Gestalt, so sind auch diese Reisebriefe vom großen Publikum wenig beachtet worden.

Schon 1862 wurde die Reise nach England und Frankreich wiederholt. Zuvor wurden in Deutschland allerlei Unternehmungen besichtigt, die aus irgend einem Grunde Huber's Interesse erweckt hatten, so in Bleiche unweit Magdeburg, in Herford, Bielefeld, Dortmund, Elberfeld, Gladbach, Zilleßen, Düsseldorf und Aachen, und in Brüssel wurde ein kurzer und für Huber sehr erquicklicher Besuch bei den alten Freunden Maaßdiek's gemacht. In London galt es zunächst der Theilnahme an dem im Anschluß an die Weltausstellung abgehaltenen congrès international de bienfaisance und dem gleichzeitig tagenden englischen Congreß der social science; daneben sollten neue Fäden angeknüpft werden, welche die regelmäßige Zusendung neuer

Pläne in einflußreichen Kreiſen zu wecken ſuchte, ſondern wo er ſich außerdem über die eigenthümlichen chriſtlich-ſocialiſtiſchen Unternehmungen Werner's informirte. Nachdem er in Stuttgart einem von Werner gehaltenen Vortrag beigewohnt und mit ihm perſönlich conferirt hatte, und nachdem er in Reutlingen Werner's wichtigſte Unternehmungen geſehen hatte, ſchrieb er darüber (4. 7. 1858): „Ich hatte einen ſehr guten Eindruck von ihm, immer abgeſehen von ſeinen bedenklich ſectireriſchen Lehren, die nicht zur Sprache kamen, — ein durchaus einfaches, tüchtiges Weſen, und ich halte ihn für einen Mann von aufrichtiger Liebe zum Herrn und zu den Brüdern, und voll uneigennützig thatkräftigen, aufopfernden Erbarmens bei ihren Leiden und Sünden und der Zerrüttung, die wir ja Alle, Jeder nach ſeinen Gaben, in der ſogenannten innern Miſſion zu bekämpfen ſuchen. Er thut es aber mit ganz außerordentlichen Gaben und Erfolgen, wenn auch nicht ohne bedenkliche Punkte, die zum Theil mit einem gewiſſen Mangel an Ordnung und Klarheit zuſammenhängen, der ſich auch in ſeiner Auffaſſung von Aſſociation zeigte, wonach er meinte, ſeine Sache ſei gerade das, was ich triebe und ſuchte. Seine Sache iſt aber recht eigentlich ein chriſtlicher Communismus, — d. h. allerdings eine Vereinigung kleiner Kräfte zu gemeinſamem großen Wirken, aber auch ein ſocial-ökonomiſches Aufgehen der Einzelnen durch und in dem Ganzen, nicht Stärkung der Einzelnen durch und in dem Ganzen, — kein Privat- und Familieneigenthum, keine beſondere Familienhaushaltung (doch haben Eheleute Stube und Kammer für ſich) u. ſ. w. Schon darin aber liegt eine Schwächung der Familie, die genügt, mir die Sache ſehr bedenklich zu machen, und jedenfalls ſchließt das die Verallgemeinerung der Anwendung aus. Um ſich bei aller Arbeit und der größten Ungleichheit, wo Einzelne ſehr tüchtige — auch Geiſtesarbeiter ſind, wohl auch gar Einige ihr Vermögen einſetzen, — um ſich da mit des Leibes Nothdurft zu begnügen nach demſelben Maßſtab, wie der untüchtigſte und ärmſte Arbeiter — dazu muß man eben ſchon von Sectenbegeiſterung durchdrungen und eben ein voller Wernerianer ſein. Uebrigens muß ich bezeugen, daß mir wirklich ein Geiſt der Brüderlichkeit

dort zu regieren scheint, und daß ich keine Spur von unsittlichem Mißbrauch bemerken konnte. Genug, so weit ist Alles ganz gut und schön, oder doch überwiegend gut; aber wie — wenn die Persönlichkeit wegfällt, von der Alles ausgeht und zu der Alles zurückführt? Doch ich muß ein Ende über dieses Thema machen, was mir bis auf die Zahlen der geschäftlichen Resultate ganz anschaulich geworden. Unser Hauptführer in Reutlingen war ein ganz nettes Frauenzimmerchen, das wir im Verkaufslocale fanden, und das uns dann ziemlich überall herumführte und auf meine sehr vielen und wenn auch zuweilen halb scherzhaften, doch sehr eingehenden Fragen immer sehr verständig, klug und unbefangen und nicht ohne Humor antwortete".

In Augsburg wurde ebenfalls Station gemacht und wurden auch hier die alten Beziehungen benutzt, um sich über die dortigen Fabrikverhältnisse zu orientiren. Er schrieb von dort: „Ich habe mit allerlei Leuten allerlei in meinen Sachen verhandelt, mich in den Arbeiterverhältnissen möglichst orientirt und wieder die alte Geschichte gefunden: die meisten Fabrikanten thun gar nichts, und die wenigen, die guten Willen haben, wissen es noch nicht recht anzugreifen, weil sie eben nicht orientirt sind über das, was anderswo schon geschieht. Solche Leute sind denn wohl zu etwas zu bringen, wenn sie öfters eben durch Aufweisen der Thatsachen u. s. w. angeregt werden".

Im folgenden Jahre besichtigte Huber die industriellen Unternehmungen des Consuls Quistorp in Lebbin, mit dem er seit Jahren in brieflichem Verkehr stand. Unterwegs wurden in Stettin die Herberge zur Heimath und die Häuser der dortigen Baugesellschaft besichtigt.

Das Jahr 1860 führte ihn wieder nach England, nachdem er zuvor in Bremen die Verwandten besucht hatte und sodann durch Holland gereist war, wo er sich in Folge einer besondern Veranlassung ausführlich über die Verhältnisse der holländischen Colonialtruppen und ihres Depots in Harderwyck erkundigen wollte, um beurtheilen zu können, wie weit man jungen Männern, die ihren Beruf verfehlt hatten und die strengste Zucht nicht entbehren konnten, den Rath ertheilen könne, sich für hol-

noch beſſer ſind, als die unendliche Mehrzahl der reinen Egoiſten. — Aber doch!“

Zuletzt wurde Huber noch mit der Beſitzerin einer großen Fabrik aus der Nähe von Mancheſter bekannt gemacht, die ſehr viel für ihre Arbeiter thun ſollte, und von der er genaue Auskunft über manche innere Angelegenheiten, namentlich in Betreff der Koſten ſolcher wohlthätigen Unternehmungen, zu erhalten hoffte, mit denen andere Fabrikherren zurückhielten. Er ſchrieb über dieſe Begegnung: „Dieſe Mrs. S. iſt von Haus aus eine ehrliche Deutſche und eine gar ſo gute, dicke, gemüthliche und kluge Frau, — aber enthuſiaſtiſch, — nein, ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen, zunächſt für Italien und Menſchenwohl überhaupt, — dann für Alles, was ihr von einem Dritten an ihr großes, warmes Herz gelegt wird, — wenigſtens war es ſo mit meinen Sachen, und wir kamen gleich gar prächtig in Fluß. Aber das war ihr noch nicht genug. „Meine Freundin, Miß R.“ — die war eben ſo mager und engliſch, als ſie ſelbſt gemüthlich breit und deutſch, — aber wo möglich noch enthuſiaſtiſcher, und zwar unter Anderem ſpeciell über Rochdale u. ſ. w. — und nun die zwei auf mich eingeenthuſiasmirt, — die eine von rechts her deutſch, die andere mit ungeheurer Volubilität von links her engliſch, — die eine dies, die andere jenes, — und ich dazwiſchen, der ſie immer mit größter Charmantigkeit auf mein Stück zurückführte, wo ich dann doch einen Theil der gehofften Information ſchon erhielt, und daneben die beſten Verſprechungen von weiteren Mittheilungen. Das war am Vormittag. Aber ich mußte verſprechen, Abends wiederzukommen, und ich mußte Herrn Ellis und ſeine Schulen und was nicht kennen lernen, — das lag der Dame und ihrem Enthuſiasmus jetzt zunächſt, weil ſie mit einer Menge Geld nach Italien geht, um Schulen zu gründen. Genug ich mußte nach 9 Uhr Abends hin, um mit ihr zu Mr. Ellis zu fahren, — da gingen aber noch Dutzende von Leuten bei ihr aus und ein, und als wir um halb zwölf von Mr. Ellis fortkamen, packte ſie mich, weil ich erkältet war, in ihren bequemen Wagen und ließ mich nach Hauſe fahren, während ſie ſelbſt einen Cab nehmen wollte. Das Alles

hatte etwas gründlich Komiſches, daß ich innerlich nur ſo fortlachte, — doch nicht ohne Gewiſſensbiſſe. Denn wo ſoll es hinaus, wenn man ſich über die große Menge der Trägen, Kalten, Frivolen ärgert, und dann über die wenigen Warmen, Eifrigen, Aufgeregten lacht. Nun ich habe auch nicht blos gelacht, ſondern mich auch rechtſchaffen gefreut. Auch daß die gute Dame mich mit ihren Wunderſchulen am Montage ganz aus meinem Programm und Revier heraus und an's äußerſte Ende der Welt geſprengt hat, mußte ich ihr doch zuletzt danken, da doch Volkserziehung auch meine Sache iſt".

Mitten in dem anſtrengenden und aufregenden Treiben Londons erhielt Huber die Nachricht von dem Tode ſeiner alten Schweſter, Thereſe Forſter, die er in den nächſten Wochen zu ſehen gehofft hatte, da es im Plane lag, daß ſie in das Huber'ſche Haus nach Wernigerode überſiedeln und daß er ſie auf der Heimreiſe dorthin geleiten ſolle. Dieſer Verluſt bewegte ihn tief, — aber, wie er ſchrieb, „das Leben, das Geſchäft, der Dienſt forderte ſein Recht," und er hielt es für Pflicht, ſeinen Reiſezwecken mit voller Hingebung weiter nachzugehen.

Nach einem faſt dreiwöchentlichen Aufenthalt in London weilte Huber noch etwa acht Tage in Paris. Die deutſche Miſſion, die Arbeiterquartiere und die Aſſociationen nahmen ihn wieder gleichmäßig in Anſpruch. Aber letztere machten ihm wenig Freude. Er ſchrieb: „Abgeſehen von vielleicht vorübergehenden finanziellen Verlegenheiten einzelner, merkt man allen, auch denen, welche geſchäftlich gedeihen, ein gewiſſes Verkommen und Vermulſtern an. Sie ſind eben zu iſolirt und abgeſchloſſen, gleichſam gebannt. Im ganzen Volksleben dieſer Schichte iſt kein lebendiger Strom einer zunehmenden Entwicklung, wie in England. Woran liegt es? An gar manchen Dingen, was hier zu weit führt und auch mir noch nicht klar iſt". Hauptſächlich war Huber's Streben auch in Paris darauf gerichtet, Verbindungen anzuknüpfen, die ihm regelmäßige briefliche Mittheilungen über die Entwicklung der ſocialen Dinge ſicherten. An Jules Simon, mit dem er ſchon vorher in briefliche Verbindung getreten war, und an Reclus glaubte er ſolche Mittelsmänner ge-

funden zu haben, und es wurden regelmäßige gegenseitige Mittheilungen verabredet.

Und diese Vorsorge war um so nützlicher, als diese Reise die letzte Forschungsreise sein sollte, die Huber in's Weite führte. Seine Gesundheit war fortan den Anstrengungen nicht mehr gewachsen, die mit einem Besuch in London und Paris nach dem einmal von ihm dafür angenommenen Tempo verbunden waren, und die langen Stationen, die er fortan fast alljährlich in Bädern oder klimatischen Kurorten machen mußte, nahmen einen guten Theil der folgenden Sommer in Anspruch. Nur einmal sollte es ihm noch vergönnt sein, Baugesellschaften und Associationen zu entdecken, aber diesmal in einer deutschen Fabrikstadt, indem er 1864 auf der Durchreise durch Chemnitz die Freude hatte, unverhofft solche Unternehmungen zu finden, von denen noch keine Kunde zu ihm gedrungen war. Er hatte herzliche Freude an einzelnen Persönlichkeiten und meinte, Manches, was er dort gefunden, habe ihn an die tüchtigsten englischen Sachen, z. B. an Rochdale, erinnert, obgleich bei der Menge die größte Gleichgültigkeit herrsche und die großen Fabrikherren fast gar nichts für Hebung der Arbeiter thäten.

Haben wir Huber seither auf einer langen Reihe von Reisen begleitet, die er unternahm, um sich in Kenntniß der socialen Entwicklungen zu erhalten, so müssen wir nun noch von einer zweiten Reihe von Reisen berichten, die er ebenfalls im socialen Dienst unternahm, — aber nicht sowohl zu seiner eigenen Information, sondern um seinerseits Andere zu belehren und ihr Interesse zu wecken. Er hatte ja seine vielen Erfahrungen nicht gesammelt, nur um zu sammeln, sondern er hatte den sehr realen Zweck, daß er überall, wo Noth vorhanden war oder drohte, die Heilmittel zur Anwendung gebracht haben wollte, die sich seinen Erfahrungen nach anderswo erprobt hatten, und es drängte ihn deshalb, wo sich Gelegenheit bot, Propaganda für seine Ansichten über Lösung der socialen Fragen zu machen. Dazu sollte ihm aber neben der Schrift auch das mündliche Wort dienen. Er hatte im Allgemeinen durchaus kein Behagen an den großen Wanderversammlungen, bei denen in seinen Augen schöne Rede-

blumen und Formgewandtheit eine gar zu große Rolle spielten, und insbesondere konnte er auch dem damit herkömmlich verbundenen festlichen und geselligen Apparat keinen Geschmack abgewinnen, zumal seine große Kurzsichtigkeit und sein Widerwille gegen Tabaksrauch ein Hinderniß im Verkehr mit der Menge war. Dennoch glaubte er, so oft er aufgefordert wurde, in einer solchen Versammlung seine Sachen zu vertreten, bereitwillig Folge leisten zu müssen, und er versäumte auch nicht, sich auch als ungeladener Gast einzufinden, so oft er hoffen konnte, ein offenes Ohr zu finden.

Hauptsächlich lag es ihm stets am Herzen, die conservativen und christlich-gläubigen Kreise zu gewinnen, und so vieler Apathie und so großem Mangel an Verständniß er auch bei ihnen begegnet zu sein glaubte, immer war er wieder bereit, neue Versuche nach dieser Seite hin zu machen. An den evangelischen Kirchentag hatte er schon 1853 eine Denkschrift gerichtet, die unter dem Titel: Innere Mission und Association. Eine Denkschrift an den Kirchentag von 1853 von V. A. H. und mit dem Motto: „Das Kleinste nicht zu klein, das Größte nicht zu groß zu achten" — bei Wilhelm Hertz in Berlin erschienen war. Durch Zufall war er in diesem Jahr verhindert, der an ihn ergangenen Aufforderung zur Besprechung der socialen Angelegenheiten Folge zu leisten. Dagegen leitete er 1854 auf dem Kirchentage in Frankfurt a. M. eine zahlreich besuchte Conferenz, und der dort von ihm gehaltene Vortrag ist demnächst unter dem Titel: Ueber Association und deren Verhältniß zur innern Mission unter Huber's Namen in Halle bei R. Mühlmann erschienen. Neun Jahre später, 1863, folgte er noch einmal einer Einladung auf den damals in Brandenburg gehaltenen Kirchentag, um 15 von ihm aufgestellte Thesen: über das Verhältniß der innern Mission zum Genossenschaftswesen zu vertreten.

In den Jahren 1856 und 1862 wohnte er, wie schon erwähnt, dem Congrès international de bienfaisance in Brüssel und London bei und erstattete dort Berichte über den Stand der Arbeiterassociationen. Für den Brüsseler Congreß hat

40 Theſen in franzöſiſcher Sprache aufgeſtellt, die durch Druck vervielfältigt ſind. Außerdem nahm er an den Verhandlungen des volkswirthſchaftlichen Congreſſes 1858 in Gotha, 1859 in Frankfurt a. M., 1860 in Köln, 1862 in Weimar und 1864 in Hannover Theil, und der Regel nach berichtete er dort ausführlich über die fernere Entwicklung der Genoſſenſchaften in England und Frankreich. Ein von ihm 1864 in Hannover gehaltener ausführlicher Vortrag: über die geeignetſten Maßregeln zur Abhülfe der Wohnungsnoth iſt in der Zeitſchrift „der Arbeiterfreund" 1865 abgedruckt worden. Im Ganzen fühlte er ſich auf dieſen volkswirthſchaftlichen Congreſſen recht vereinſamt, und er ſprach es auch in ſeinen Vorträgen oft genug aus, daß ſeine Grundanſchauungen in der Politik und in der Volkswirthſchaft ſo ganz andere ſeien, als wie ſie dort beliebt ſeien. Aber er hielt es doch für Pflicht, ſo weit mit den Männern abſoluter Gewerbe- und Handelsfreiheit zuſammen zu gehen, als ihr gemeinſchaftliches Intereſſe am Genoſſenſchaftsweſen reichte, und mit einzelnen der hervorragendſten Glieder, worunter namentlich der verſtorbene Präſident Lette, hatte er ein perſönlich freundliches Verhältniß.

Noch weniger Freude hatte er an Verſammlungen ganz anderer Art, von denen er aber auch nicht fern bleiben zu dürfen glaubte, — nämlich an den Handwerkertagen, welche 1862 in Weimar und 1867 in Quedlinburg abgehalten wurden, und welche die Wiederherſtellung des Zunftweſens erſtrebten. Aus Weimar ſchrieb er darüber: „An Ungeduld fehlt es nicht bei mir bei Anhörung dieſer ewigen Reden. Aber „Ungeduld" iſt nicht das rechte oder doch nicht das letzte Wort, ſondern ich kann wohl ſagen, daß mir recht das Herz weh thut, wenn ich ſehe, wie die in mancher Hinſicht ſo wackeren und reſpectabeln Leute ſich in ihrer Confuſion und Bornirtheit und Leidenſchaftlichkeit von einigen Wortführern in Gräben und Netze reiten laſſen, worin ſie ſich dann herumdrehen und wälzen und verfitzen, daß man allzu ſehr an den „Waldeſel" erinnert wird, oder beſſer noch, an „Büffel und Rhinoceros". Dabei fehlt es natürlich nicht an manchem Körnlein und Faden von nutzbarer Wahrheit; aber

im Bauſch und Bogen kommt doch gar nichts Erſprießliches dabei heraus. Mit dem Köder des Zunftweſens (oder Gewerbeordnung, wie der euphemiſtiſche Ausdruck iſt) auf der einen — und mit dem Zorn und dem Schrecken vor dem Induſtrialismus auf der andern Seite treibt man ſie immer wieder in die extravaganteſten doctrinären Extreme hinein. Dabei iſt es faſt eben ſo komiſch, wie traurig, daß ſie einerſeits Profeſſoren, Gelehrte, Litteraten mit Hand und Fuß verhorresciren und zugleich eine lange Abhandlung des Herrn Hugo Hübbe, die von zehnfacher Profeſſorenweisheit ſtrotzt, als das Programm ihres deutſchen Handwerkerbundes adoptiren, an alle Regierungen verſchicken wollen u. ſ. w., wobei von Hundert kaum Einer etwas Anderes darin und daraus verſteht, als daß eben Alles in der Welt zunftmäßig eingerichtet werden ſoll. Gegen dies Alles auch nur zum Wort zu kommen, lag für mich außer aller Frage, — beſonders da immer wieder einige ſchöne Schlagwörter voll deutſch-gemüthlichem Enthuſiasmus Alles in Aufruhr brachten. Die Kreuzzeitungsgelehrten und wer ſonſt den Patron der Handwerker geſpielt hat, die haben es ſchwer zu verantworten, daß deren Eitelkeit ſo unmäßig geſchmeichelt iſt, ſo daß die guten Leute ſich jetzt ordentlich einbilden, ihre Verhandlungen ſeien ein Muſter von Parlamentarismus, Weisheit, Beſonnenheit u. ſ. w. Gegen mich war man von vornherein ſehr artig und rückſichtsvoll; als ich aber geſtern auf mehrfache Aufforderung das Wort verlangte und erſt über Genoſſenſchaft, dann aber über Bildung der Lehrlinge und Geſellen ihnen einige mißliebige Wahrheiten ſagte, — beſonders weil man immer that, als wenn darin ſchon Alles geſchehe, was von Nöthen, und weil ſie überhaupt immer die Schuld der Handwerkernoth überall ſuchen, nur nicht bei ſich ſelbſt, — da erhob ſich denn ein ganz netter Sturm des Unwillens mit Scharren und Grunzen, der mir die wohlthuende Ueberzeugung gab, daß ich meine wohlhergebrachte, unangenehme Rolle glücklich ausgeſpielt und auf meinen Lorbeeren ruhen könne. Uebrigens fehlte es doch auch nicht an Stimmen: „Herr Profeſſor hat ganz Recht“ u. ſ. w., und hinterdrein kamen nicht wenige Nicodemüſſer, drückten mir die Hände und dankten mir, daß ich geſagt h[illegible]

ſagen nicht getrauten. Irgend welches Reſultat kann das freilich nicht haben, — aber dixi et salvavi animam meam“. Fünf Jahre ſpäter in Quedlinburg mußte Huber ſich ſeiner angegriffenen Geſundheit halber darauf beſchränken, ein ſtummer Zuhörer zu ſein, — aber er gab ſodann ſeinen ernſten Sorgen und ſeinem Schmerz über die Fruchtloſigkeit ſolches Treibens in einer beſondern Brochüre Ausdruck, die mit dem Motto: „Mag auch ein Blinder einem Blinden den Weg zeigen?“ unter dem Titel: Handwerkerbund und Handwerkernoth als ſechſtes Heft der ſocialen Fragen bei Ferd. Förſtemann in Nordhauſen erſchien.

Im Jahre 1864 iſt Huber endlich noch auf einem Arbeitercongreß in Leipzig geweſen; doch haben wir über die dort von ihm empfangenen Eindrücke nichts verzeichnet gefunden, wie wir auch nicht wiſſen, ob er ſich thätig betheiligt hat.

Neben der Wirkſamkeit auf den verſchiedenen Congreſſen hat er auch noch in manchem Ort Vorträge gehalten, wenn er meinte, daß ſein Wort dort eine gute Stätte finden könne. So ging er 1856 nach Dresden, weil dortige Freunde ihm meldeten, man gehe mit allerlei Plänen zu Baugeſellſchaften und anderen Genoſſenſchaften um, und weil ſie hofften, dieſe Dinge durch einige öffentliche Vorträge Huber's fördern zu können. Da gab es freilich Anfangs eine wunderliche Schwierigkeit. Die Polizeibehörde verbot die öffentliche Bekanntmachung der Vorträge, deren Ertrag der Diakoniſſenſtation zu Gute kommen ſollte, — weil der Ausdruck Aſſociation zu bedenklich ſei. Huber verſuchte vergeblich ſelbſt beim Polizeidirector zu interveniren, wurde aber ſchließlich an Miniſter von Beuſt verwieſen. „Alſo zum Miniſter!“ — berichtete Huber in einem Briefe. „Der hatte auch nicht die Ehre, irgend etwas von meiner Wenigkeit zu wiſſen, was natürlich ſehr heilſam unſchmeichelhaft iſt. Uebrigens war er ſehr charmant und war geſcheidt genug, zu ſagen, er habe gar nichts dagegen und werde mit dem Polizeidirector ſprechen.“ So wurde denn auch nachträglich die Erlaubniß ertheilt. Und ſchließlich wurde er in der officiellen Dresdner Welt noch ſo weit rehabilitirt, daß ihm vom Hof aus förmlich angezeigt wurde,

Majestät der König habe dem zweiten Vortrage persönlich beiwohnen wollen, sei aber durch Besuch einer fremden Fürstlichkeit daran verhindert worden. Dafür erhielt er von Huber die beiden Bände „Reisebriefe" nebst einer Zuschrift, welche ihm die Genossenschaftssache dringend an's Herz legte.

Im Winter 1856/57 schrieb Huber an den Vorstand des evangelischen Vereins in Berlin und erbot sich, einen Vortrag im Vereinshause über die Wohnungsfrage zu halten. Er erwähnt in dem Briefe, wie es ihm nach Fleisch und Blut keine geringe Ueberwindung gekostet habe, sich so gleichsam aufzudrängen; aber er werde dazu durch das Bewußtsein einer dringenden Pflicht gezwungen, indem die Sache von zu großer Wichtigkeit sei und von der sogenannten christlich-conservativen Welt zu schwer vernachlässigt werde. Sein Anerbieten wurde denn auch so weit angenommen, daß ihm nach Beendigung des regelmäßigen Turnus der Vorträge zwei außerordentliche Vorträge zugestanden wurden, die er im Februar und März 1857, jedoch zu seiner eigenen geringen Befriedigung hielt, und sodann in der polytechnischen Gesellschaft in Leipzig wiederholte. Sie sind unter dem Titel: die Wohnungsnoth der kleinen Leute in großen Städten mit dem Motto „durch Weisheit wird ein Haus gebaut, Sprüchw. 24. 3," in der deutschen Gewerbezeitung abgedruckt, und auch als besondere Brochüre in Leipzig bei G. H. Frieblein erschienen. Im Jahre 1863 hat er noch einmal zwei Vorträge im evangelischen Vereinshause in Berlin gehalten; dieses Mal war die Anregung dazu vom Vorstande ausgegangen. Ferner hielt er solche Vorträge 1861 in Bremen und Lübeck, 1862 in Herford und Bielefeld, 1864 in Bonn, wohin er sich auf Einladung des rheinisch-westfälischen Provinzialausschusses für innere Mission begeben hatte, und in Gnadenfrei in Schlesien, wohin ihn eine Predigerconferenz eingeladen hatte.

Zündende Worte für die Massen zu sprechen, war ihm nicht gegeben; es blieben immer doctrinäre Auseinandersetzungen, bei denen die Gedankenfülle schwer mit der sie beengenden Form des Ausdrucks zu ringen hatte, so daß verhältnißmäßig nur die Wenigen, die aus Interesse an dem Gegenstande oder an der Person

Huber's über dieſe Mängel hinweggelangen konnten und mochten, nachhaltige Förderung von ſolchen Vorträgen hatten. An der treuen Hingabe an die Sache und an der bewundernswürdigen Zähigkeit des Willens, die mit immer gleichem Ernſte und gleichem Muth dieſelbe Sache vertreten und die alten Gründe immer von Neuem vorbringen kann, daran hat er es nicht fehlen laſſen; aber alles Andere, was der Agitator bedarf, um einer neuen Erſcheinung Anerkennung zu verſchaffen, das war ihm nicht gegeben. Das verhehlte er ſich ſelbſt auch nicht. So ſchrieb er, nachdem er jenen Vortrag in Bonn gehalten hatte: „Welche Zeitverſchwendung iſt es doch bei ſo kleinen Erfolgen, — und doch kann ich es nicht für überflüſſig oder außer meinem Beruf liegend halten. Ich frage mich freilich oft nicht ohne einige Ironie: alſo *das* iſt die Frucht dieſes Reiſens und Redens, daß *vielleicht* ein halbes Dutzend Leute die gegebene Anregung in einem feinen Herzen zu einigen Fruchtverſuchen bewahre, wodurch vielleicht in zwei bis drei Jahren wieder je ein halb Dutzend angeregt wird — und das auf einem Felde, wo hunderttauſend eifrige Arbeiter ſofort noth thäten! Und doch — wenn es nun nicht anders geht? Da gilt es eben ſich beſcheiden und das thun, was eben geſchehen kann und geſchehen muß, wäre es auch nur ein Sandkorn zu dem großen Bau. Und würde es auch mit dem Bau ſelbſt nie etwas werden, und das Sandkorn ſich ſchließlich nur als ein Staub erweiſen, ſo bleibt eben für mich die heilſame Zucht der Geduld und was Alles damit zuſammenhängt". Und doch hatte gerade ſein Vortrag in Bonn, der zu dieſen Betrachtungen Veranlaſſung gegeben hatte, mehr Anklang gefunden, als er ihm ſonſt zu Theil ward, ſo daß der Provinzialausſchuß für innere Miſſion die Herausgabe und möglichſte Verbreitung dieſes Vortrags beſchloß, nachdem Huber ſich hatte bereit finden laſſen, ihn ſo umzuarbeiten, daß er auch dem Arbeiterſtande zugänglich würde. Er iſt unter dem Titel: *Die genoſſenſchaftliche Selbſthülfe der arbeitenden Klaſſen* von V. A. Huber bei Jooſt in Langenberg gedruckt worden.

Wir haben beiläufig ſchon eine ganze Reihe ſchriftlicher

blikationen aus dem Gebiet der socialen Fragen aufzuführen gehabt, welche in Folge von Huber's Reisen und Vorträgen entstanden sind. Aber noch gar viele andere Veröffentlichungen hat er ausgehen lassen, und seine Feder war in ganz besonderer Weise darin unermüdlich, immer wieder von Neuem an die socialen Nothstände und die drohenden Gefahren zu mahnen und auf die möglichen Heilmittel hinzuweisen. Jedes Thor, das sich ihm eröffnete, um dem Publikum nahe zu kommen und ihm diese Dinge an's Herz legen zu können, ward auf das bereitwilligste benutzt, und es ward ihm auch nicht zu schwer, um die Eröffnung dieses oder jenes Thores, das sich ihm gegenüber verschlossen hielt, inständig zu bitten, wenn er glaubte, daß er gerade dadurch zu Solchen gelangen könne, auf deren Thaten es seines Erachtens eben ankam. So erfahren wir aus seinen Briefen, welche Mühe er sich 1858 in Stuttgart und Augsburg gab, um mit der Allgemeinen Zeitung wieder anzuknüpfen, die er ihrer ganzen Haltung halber so oft und lebhaft befehdet hatte, die ihm aber dennoch um ihres weiten und einflußreichen Leserkreises willen von besonderer Wichtigkeit erschien. Im Jahre 1863 reiste er nach Hamburg, blos um sich wegen Aufnahme einiger Artikel in die „Fliegenden Blätter des rauhen Hauses" mit Wichern zu benehmen, und um dort zum Wort zu gelangen, bewilligte er es gerne, daß die Artikel zunächst von anderer Hand dem Publikum etwas mehr mundgerecht gemacht wurden.

Ein Verzeichniß der vielen Zeitschriften und Sammelwerke, in welchen sich Aufsätze Huber's aus dem socialen Gebiete finden, wird am besten seine Unermüdlichkeit und seinen Fleiß veranschaulichen. Wir haben da zu nennen:

Die kirchliche Zeitschrift von Kliefoth und Meyer*),
J. C. Glaser's Jahrbücher der Gesellschafts- und Staatswissenschaften**),

*) 1854 Heft 3 und 4: Ueber kirchliche Armenpflege.

**) 1864 Bd. I Heft 1: Die Arbeiterfrage in der Zunftreaction — Arbeiterfrage und Genossenschaft. 1869 Bd. IX Heft 1: Zur Lösung der ländlichen Arbeiterfrage, — und in einem späteren Hefte: Die socialen Fragen und die conserva-

Phöbe, Jahrbuch des Diakoniſſenhauſes in Dresden *),
Wochenblatt des Johanniter-Ordens der Balley Brandenburg **),
Augsburger Allgemeine Zeitung ***),
Deutſche Vierteljahrsſchrift, im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung ****),
Weſerzeitung †),
Innung der Zukunft (Abtheilung der deutſchen Gewerbezeitung), die ſpäter den Namen führte: Blätter für Genoſſenſchaftsweſen ††),
Arbeiterfreund, Zeitſchrift des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klaſſen †††),
Tübinger Zeitſchrift für die geſammte Staatswiſſenſchaft ††††),
Flugblätter, Monatsſchrift, herausgegeben vom Vereine für volkswirthſchaftlichen Fortſchritt in Wien †††††),

---

*) Nicolaus Ferrar und die innere Miſſion in England im 17. Jahrhundert.

**) 1862, Nr. 52 ff.: Die mittelalterliche Genoſſenſchaft der demüthigen Brüder. 1863, Nr. 14 bis 17: Das Genoſſenſchaftsweſen als Träger chriſtlicher Bildung der arbeitenden Klaſſen.

***) 1868, Nr. 296 bis 301: Ueber die neueſten Wendungen der Arbeiterbewegungen, und manche andere Aufſätze.

****) 1858, Heft 1: Oeffentliche Arbeitsanſtalten zur Strafe, Beſſerung und Verſorgung. 1868 Heft 4 und 1869 Heft 1: Die ſociale Hebung der arbeitenden Klaſſen in England. 1869 Heft 3 und 4: Die Arbeiterfrage in Deutſchland.

†) 1869 Nr. 7896: Arbeiterbewegung und Arbeiterwohnung.

††) 1857: Ueber den gegenwärtigen Stand der Aſſociationsſache in England; Fünfzig Theſen über wiſſenſchaftliche und gewerbliche Genoſſenſchaften unter den ſogenannten arbeitenden Klaſſen. 1859: Neueſtes über die cooperative Bewegung in England. 1862: Genoſſenſchaftliches aus England und Frankreich. 1863: Ueber engliſche und franzöſiſche Genoſſenſchaften; Neueſtes aus dem engliſchen Genoſſenſchaftsweſen.

†††) 1860 Bd. III. Heft 2: Die Wohnungsfrage in Frankreich und England. 1867 Heft 4: Die Wohnungsnoth und die Privatſpeculation.

††††) 1859 Heft 2: Die gewerblichen und wirthſchaftlichen Genoſſenſchaften der arbeitenden Klaſſen in England, Frankreich und Deutſchland.

†††††) 1868 Aprilheft: Staatshülfe, Selbſthülfe und Sparen, ein offenes Sendſchreiben an die deutſchen Arbeiter.

Göttingiſche gelehrte Anzeigen *),
Deutſches Staatswörterbuch, herausgegeben von Bluntſchli und Brater **),
die in England erſcheinenden Zeitſchriften Cooperator und Guardian,
l'association von Reclus.

Manche kürzere Aufſätze finden ſich auch noch in der Hengſtenberg'ſchen Kirchenzeitung, in dem von Nathuſius herausgegebenen Volksblatt für Stadt und Land und in dem Wernigerödiſchen Intelligenzblatt.

Von allen größeren Aufſätzen pflegte er Separatabdrücke zu veranſtalten, welche er in zahlreichen Exemplaren überall vertheilte, wo er genügendes Intereſſe an den behandelten Fragen erwartete.

Mitunter war es ihm aber unbequem, ſich mit ſeiner Eigenart in den Rahmen der fremden Unternehmungen zu fügen, und darum gründete er 1861 wiederum eine eigene Zeitſchrift, der er unter Benutzung eines ihm liebgewordenen Namens den Titel gab: Concordia, Beiträge zur Löſung der ſocialen Fragen. In zwangloſen Heften von V. A. Huber. Sie erſchien mit dem Motto: viribus unitis in Leipzig bei Guſtav Mayer. Die acht Hefte, welche im Laufe des Jahres 1861 ausgegeben wurden, brachten außer der ſchon erwähnten Fortſetzung der Reiſebriefe aus England (S. 325) verſchiedene größere Aufſätze, ſo: „über die allgemeine volkswirthſchaftliche und ſociale Bedeutung des Genoſſenſchaftsweſens", „über die Wohnungsfrage", „die Branntweinfrage", „über Creditvereine und Darlehnvereine", „das deutſche Genoſſenſchaftsweſen im Herbſt 1861", „die volksthümliche Kunſt als ſociale Frage", „die gute, alte Zeit" (eine auf viele urkundliche Berichte geſtützte Zurechtweiſung jener Romantiker, welche im Mittelalter das Ideal glücklicher

*) 1856 Stück 4 bis 9: Recenſion von W. H. Riehl's Naturgeſchichte des Volks als Grundlage einer deutſchen Socialpolitik.

**) Die Artikel: Arbeitende Klaſſen und Aſſociation. Den erſten hat er kurz vor ſeinem Tode für Löning's Ausgabe des Ein[illegible] neu bearbeitet.

ſocialer Zuſtände ſuchen), „der Pariſer Chiffonnier“ (ein aus den unterſten Schichten der Seineſtadt entnommenes Genrebild) und noch mancherlei Schilderungen und aphoriſtiſche Notizen. Es fehlt der Zeitſchrift ſomit nicht an intereſſantem Inhalt, und ſie polemiſirt auch weniger, als es ſonſt Huber's Art war, und iſt fließender und klarer geſchrieben, als manche ſeiner anderen Schriften; dennoch war die Zahl ihrer Leſer wieder ſo gering, daß ſie mit dem Ablauf des Jahres 1861 eingehen mußte.

Huber's Muth ward auch dadurch nicht gebrochen, und 1864 plante er ſchon die Wiederaufnahme der Concordia; er dachte ſie als ein Wochenblatt für die Praxis der ſocialen Fragen in's Leben treten zu laſſen und wollte darin alle thatſächlichen Vorgänge regiſtrirt und erläutert haben, welche für die weitere Entwicklung der ſocialen Zuſtände von Bedeutung werden konnten. Er ſchrieb einem Freunde darüber (20. 12. 1864): „Ich bekenne, daß ich kaum der Verſuchung widerſtehe, die Sache ſogar noch einmal proprio Marte zu verſuchen, — aber einerſeits ſchadet die Einförmigkeit der Perſönlichkeit dem Erfolg, andererſeits muß ich doch nachgerade bedenken, ob meine alten Schultern noch viel länger im Stande ſein können, eine ſolche Laſt allein zu tragen“. Die Schwierigkeiten, welche ſich dem Plan entgegenſtellten, waren zu groß, und er kam daher nicht mehr zur Ausführung. Es ging hier, wie es Huber ſo oft erging: er fand für ſeine Lehren keine Gläubigen und für ſeine Pläne keine Hülfen, weil er zu früh damit hervortrat und der Menge nicht Zeit ließ, allmählich durch unabweisliche Erfahrungen auf den Punkt zu gelangen, den ſein vorausſehender Blick ſchon lange vorher eingenommen hatte. Wenige Jahre nach Huber's Tode konnte ein ſolches Wochenblatt, wie er es im Sinne getragen hatte, mit kräftiger Unterſtützung einflußreicher Kreiſe gegründet werden und erhält ſich, wie es ſcheint, ohne Anſtrengung und mit einem zahlreichen Leſerkreiſe. Wir meinen die ſeit dem Herbſt 1871 von L. Nagel in Berlin im Auftrage der Bonner Fabrikantenconferenz herausgegebene Concordia, Zeitſchrift für die Arbeiterfrage, welche ihren Titel in pietätsvoller Erinnerung an Huber's gleichartige Unternehmungen

gewählt zu haben scheint und im Großen und Ganzen durchaus in seinem Sinne wirkt.

Neben den besprochenen Arbeiten für Zeitschriften ließ Huber auch noch einige besondere Brochüren ausgehen. So erschien 1862 anonym, jedoch mit der Unterschrift V. A. H., in der L. Schwan'schen Verlagshandlung in Köln und Neuß unter dem Titel: Der von der Aachen-Münchener Feuerversicherungsgesellschaft begründete Aachener Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit, und mit dem Motto: „Geist und Geld" eine dringende Aufforderung, mit den großartigen Mitteln des genannten Vereins Baugesellschaften und andere Genossenschaften in's Leben zu rufen. Im Jahre 1863 erschienen zwei größere Brochüren, welche die damaligen Krisen hervorgerufen hatten, nämlich: Noth und Hülfe unter den Fabrikarbeitern auf Anlaß der Baumwollensperre in England von V. A. Huber (Hamburg, Agentur des rauhen Hauses) — und: Die Arbeiter und ihre Rathgeber von V. A. Huber (Berlin, Verlag von Ludwig Rauh). In demselben Jahre begann er eine Reihe von selbstständigen Brochüren, welche bis 1869 unter dem Collectivnamen: Sociale Fragen im Verlage von Ferd. Förstemann in Nordhausen erschienen. Die erste stellt unter dem Titel: Das Genossenschaftswesen und die ländlichen Tagelöhner englische Vorbilder auf, welche nachweisen sollen, wie das ländliche Proletariat durch Bildung von Genossenschaften gehoben und in der Heimath festgehalten werden könne. Die zweite Abhandlung, welche 1864 unter dem Titel: Die nordamerikanische Sklaverei erschien, richtete sich mit großer Schärfe gegen diejenigen Stimmen, welche sich in deutschen conservativen Blättern während des amerikanischen Bürgerkrieges gegen die auf Abschaffung der Sklaverei gerichteten Bestrebungen erhoben und die Sklaverei gar als eine durch Geschichte und Recht geheiligte, patriarchalische Regelung des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeiter dargestellt hatten. Huber meinte, wer so von der amerikanischen Sklaverei denke, von dem sei zu fürchten, daß er auch die deutschen Arbeiterverhältnisse in der

unwürdigſten Weiſe auffaſſe; in der vollen Entrüſtung über den Mangel an Liebe und über die gänzliche Unkenntniß der realen Zuſtände, die ſich ſo documentirt habe, und mit dem reichen Material ausgerüſtet, das ihm ſeit ſeinen jugendlichen Studien über Sklavenweſen und in Folge der ſeitdem dieſer Angelegenheit geſchenkten Aufmerkſamkeit zu Gebote ſtand, ſchrieb er jene Brochüre in einer ſo überzeugenden Weiſe, daß jeder Leſer ein für alle Mal von der Neigung kurirt ſein wird, den früheren nordamerikaniſchen Sklavenzuſtänden eine idylliſche Seite abzugewinnen.

Die dritte Abhandlung führt den Titel Die innere Miſſion. — I. Begriff und Weſen. II. That und Erfahrung. Sie iſt eine Apologie der innern Miſſion gegen ihre Gegner, hauptſächlich unter Darlegung der in England erzielten Erfolge. Die vierte, zwei Jahre ſpäter (1866) erſchienene Abhandlung: Die latente Aſſociation war ſchon im Jahre zuvor in der Augsburger Allgemeinen Zeitung abgedruckt und ſtellt an einigen Beiſpielen dar, wie Fabrikherren ohne eigenen Schaden den Arbeitern große Vortheile haben gewähren und dadurch deren Intereſſe an dem geſammten Unternehmen haben wecken können. Die folgenden beiden Abhandlungen ſind 1867 erſchienen und führen den Titel: Die Rochdaler Pioneers, ein Bild aus dem Genoſſenſchaftsweſen (ebenfalls vorher in der Augsburger Allgemeinen Zeitung abgedruckt) — und Handwerkerbund und Handwerkernoth (vgl. oben S. 334). Die letzte Abhandlung endlich, welche den Titel: Die Arbeiterfrage in England führt, iſt eine Zuſammenſtellung mehrerer in der deutſchen Vierteljahrsſchrift erſchienenen Aufſätze. Die Vorrede iſt das Letzte, was Huber für die Oeffentlichkeit geſchrieben hat; ehe der Druck vollendet war, iſt er abberufen worden.

Neben dem Sammelwerk Sociale Fragen hat Huber in den letzten Lebensjahren noch zwei ſelbſtändige Brochüren ausgehen laſſen, welche zunächſt durch äußere Veranlaſſungen hervorgerufen wurden. Als es ſich im Jahre 1865 darum handelte, ob den Arbeitern das Coalitionsrecht zu gewähren ſei, d. h., ob

die Verbotsgesetze aufgehoben werden sollten, die ihnen Verabredungen über Lohnforderungen und Kündigungen untersagten, da berief der preußische Handelsminister, Graf zu Itzenplitz, zur Berathung dieser Frage eine Conferenz von Sachverständigen nach Berlin und lud auch Huber dazu ein, von dem er schon zwei Jahre vorher ein Gutachten über das damals von Schulze-Delitzsch vorgelegte Genossenschaftsgesetz erfordert hatte. Huber war aber durch Unwohlsein und durch eine eben begonnene Emser Brunnenkur am persönlichen Erscheinen verhindert und entschloß sich daher, sich schriftlich über die gestellte Frage auszusprechen. Die Zeit reichte nicht aus, um der Conferenz ein motivirtes Gutachten vorlegen zu können, und so übergab er es der Oeffentlichkeit unter dem Titel: Ueber Arbeiter-Coalition. Ein der Coalitions-Commission nicht vorgelegtes Gutachten von V. A. Huber (Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz). Er spricht sich darin mit Entschiedenheit für die Gewährung des Coalitionsrechts aus, indem er zugleich das ganze Verhältniß von Arbeitgeber und Arbeiter und die über die Lohnfrage üblichen Theorieen einer eingehenden Erörterung unterzieht.

Die 1867 in der Fr. Hurter'schen Verlagshandlung in Schaffhausen unter dem Titel: Zur Reform des Armenwesens von V. A. Huber und mit dem Motto: „Wer da weiß, Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist es Sünde (Jac. 1, 17)" erschienene Brochüre war auf die dringende Aufforderung der Gräfin Victorine Buttler-Haimhausen, der edlen Vorkämpferin für die Reorganisation des Armenwesens in Bayern und namentlich für Schaffung von Armencolonien, geschrieben worden, um zunächst auf die damals in den bayerischen Kammern schwebenden Verhandlungen über ein neues Armengesetz im Sinne der Gräfin Buttler einzuwirken. Sie geht aber über diesen nächsten Zweck hinaus und unterzieht, auch abgesehen von bayerischen Zuständen, das gesammte öffentliche Armenwesen einer scharfen Kritik, insofern es darauf hinausläuft, die Armen nur zu erhalten und sie im Uebrigen in ihrer sittlichen, geistigen, leiblichen und wirthschaftlichen Verkommenheit und Verwilderung, in ihrer vollen Hülfsbedürftigkeit und Hülfsbeg[illegible]le Ver-

ſorge zu treffen, um ſie aus dieſer Kloake wieder herauszuretten und die Zuflüſſe derſelben zu ſchließen. Huber klagt, daß man dort hinein alljährlich große Summen aus Staats- und Communalmitteln in unproductiver Weiſe verwende, ohne am Schluß des Jahres irgend weiter zu ſein, als im Anfange deſſelben; er will ſtatt deſſen ein Maſſencapital bewilligt haben, welches aus jenen Jahreskoſten verzinſt werden könne, und will dies Maſſencapital für Ackerbaucolonieen und Fabriken angewandt haben, in denen die Arbeitskraft der Armen eine entſprechende Verwendung finden ſoll. Es ſind großartige Pläne, die er hier ſkizzirt, — aber auch nur ſkizzirt; zur vollſtändigen Fertigſtellung dieſer Pläne und zum Nachweis ihrer Ausführbarkeit wäre erforderlich geweſen, daß ſie zuvor den beſonderen localen Verhältniſſen einer beſtimmten Gegend angepaßt wären, wie das nur von Jemandem geſchehen konnte, der mitten in dem Leben dieſer Gegend ſtand und alle ihre realen Verhältniſſe überſah, — und ſolche Stellung war eben Huber nicht gegeben.

Eine große von ihm ſeit 1865 geplante Arbeit blieb unvollendet liegen. Die Anregung dazu war von der Hurter'ſchen Verlagsbuchhandlung in Schaffhauſen ausgegangen, die an ihn, ohne daß er ſeither mit ihr in Beziehung geſtanden hatte, die Aufforderung richtete, ihr eine größere wiſſenſchaftliche Arbeit in Verlag zu geben, in welcher er ſeine Anſichten über die ſocialen Fragen und insbeſondere über das Genoſſenſchaftsweſen ausführlich darlegen und begründen möge. Dies unerwartete Entgegenkommen hatte ihn ſchon beſtochen, und, wie es in einem Briefe heißt, hatte ſich ohnehin bei ihm mehr und mehr der Wunſch geregt, „die Paar Jahre, die ihm noch vergönnt ſein möchten, nicht in dieſer leidigen und im Ganzen doch ſehr unfruchtbaren Spänearbeit mit Brochüren u. ſ. w. zu zerſplittern, ſondern ein ſolides, langathmiges Werk mit Muße und Bedacht und nach Stimmung (wie es einem alten Herren zieme) vor die Hand zu nehmen". Er hatte dann den Plan für ein 50 bis 60 Bogen ſtarkes Buch entworfen und manches Stück ſchon ausgearbeitet. Bei anderen Stücken überzeugte er ſich aber auch, daß die Dinge noch nicht reif zum Abſchluß waren, und daß es

noch mehr Einzelarbeiten bedürfe, ehe sich daraus ein systematisches Ganze bilden lasse. Dazu kam, daß er sich doch dauernd nicht enthalten konnte, den Tagesfragen fern zu bleiben, sondern daß die Noth der Zeit ihn immer wieder drängte, alsbald in Brochüren oder Zeitschriften sein Votum abzugeben und die feiernden Kräfte zur That aufzurufen. So ward er von dem begonnenen Werk immer wieder abgezogen, und allmählich überzeugte er sich, daß es ihm nicht mehr beschieden sei, es zu Ende zu führen. Auch der Gedanke, die Form des Romans zur Verbreitung und Veranschaulichung seiner socialen Pläne zu benutzen, tritt uns nicht selten in seinen Briefen entgegen, und er erwähnt wohl beiläufig bei Besprechung dieser oder jener Persönlichkeit, er gedenke sie in seinem „socialen Romane" zu verwerthen, — aber bis zum Niederschreiben seiner Conceptionen ist er nicht gekommen.

Es ist eine lange Reihe von Publikationen, die wir vorzuführen gehabt haben. Selbstverständlich dürfen wir jedoch nicht in jeder derselben neue Aufschlüsse und Gedanken suchen, sondern, da viele derselben dazu dienen sollten, die einmal gewonnenen Resultate in den verschiedenen Gesellschaftsschichten zu verbreiten und durch immer neue Wiederholungen zum Gemeingut zu machen, so begegnen wir oft denselben Gedanken und denselben Einkleidungen. Was aber, wie wir sahen, Huber zum volksthümlichen Redner fehlte, das fehlte ihm zum Theil auch zum volksthümlichen Schriftsteller. Es machte sich auch hier immer wieder der Kampf zwischen der Gedankenfülle und den durch die Form gebotenen Schranken geltend, und so entstand jene Schwerfälligkeit, wie wir sie früher (S. 109) bei Besprechung seiner politischen Schriftstellerei erwähnten. Nur wenn es sich um Schilderung von Einzelzügen handelte, wenn es darauf ankam, irgend ein behagliches Stillleben zu skizziren, dann fand sich immer wieder mitten in den weiten, reizlosen Auseinandersetzungen ein durch Anschaulichkeit, durch Zartheit und oft auch durch köstlichen Humor überraschendes Bild vor, wie es seine nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefe in Fülle bieten. Huber war sich übrigens der Schwerfälligkeit

ſeines Styls völlig bewußt und ſah ſie gewiſſermaßen als „eine berechtigte Eigenthümlichkeit“ an. In einer Recenſion von Riehl's Naturgeſchichte des Volks*) polemiſirte er gegen Riehl, weil er ſeine Leſer ſo gut unterhalte, ſie in ſo anmuthiger, behaglicher Weiſe auf den von ihm entdeckten oder angelegten Pfaden dahin wandeln laſſe, daß ſie gar nicht zu der Art von kritiſchen Selbſtändigkeit gelangten, welche zu einer fruchtbaren Anſchauung und entſprechendem Urtheil führen könnte. „Das Publikum will vor allen Dingen unterhalten ſein,“ heißt es da weiter, „es will, ſei es durch Lectüre oder mündliche Mittheilung, einen Theil ſeiner freien Zeit ziemlich bequem und angenehm und doch ſo hinbringen, daß der beſſere Theil ſich ſeiner ſelbſt nicht zu ſchämen hat, der weniger würdige Theil nicht geradezu dadurch verletzt, beunruhigt werde. Man will Anregung, aber nicht Anſtoß, nicht Zwang, nicht Treiben, — vor Allem nichts von beſtimmter Zumuthung zu concretem Entſchluß, der dann weiter zur That führen könnte und müßte. Ganz allgemeine Mahnungen läßt man ſich gar wohl gefallen, wenn ſie ſich in gemüthlich geiſtreicher Form darbieten. Es giebt eine moraliſche Genugthuung, ſie angehört zu haben, und die Anwendungen überlaſſen wir den Nachbaren. Je angenehmer und würdiger eine ſolche Unterhaltung iſt, deſto weniger fördert ſie die Fruchtbarkeit, die Fähigkeit des Entſchluſſes, der That und Schöpfung. So manche Leſer und Hörer ergeben ſich wohl gar bona fide der angenehmen Täuſchung, als wenn eine ſolche Unterhaltung ſchon eine That, ein Verdienſt wäre.“ Vor der ſo geſchilderten Verſuchung waren die fleißigen Leſer der Huber'ſchen Schriften geſichert; es blieb immer ein ordentliches Stück Arbeit, durch die weitläufigen Auseinanderſetzungen hindurch zu kommen. Eben deshalb hatte aber auch derjenige, welcher treu ausgehalten und ſich die leitenden Gedanken mit Mühe angeeignet hatte, ein wirkliches Eigenthum daran erworben, welches er nicht ſo bald wieder fahren ließ, und welches deshalb in ihm weiter wirken konnte. So wenig ſeine Arbeiten über die ſocialen Fragen im

*) Göttingiſche gelehrte Anzeigen 1856 Stück 5 und 6.

Stande waren, die Menge der Leſer anzulocken und zu befriedigen, ſo fehlte ihnen doch nicht ein, wenn auch kleiner, ſo doch treuer Kreis gelehriger Schüler, die ſich gewiſſenhaft hindurcharbeiteten und ein gutes Stück Belehrung und Anregung zu eigenem Thun daraus entnahmen. Während ſich die Preſſe im Großen und Ganzen fortgeſetzt ſchweigend und ablehnend gegen Huber's Arbeiten verhielt, ſo daß ſein Name außerhalb der ſpeciell für Genoſſenſchaft wirkenden Schriften und außerhalb der Organe der innern Miſſion oft Jahre lang kaum genannt wurde, ſo ward ihm doch nicht ſelten die Freude, daß bald dieſer, bald jener ihm oft gänzlich Fremder von nah oder fern perſönlich bei ihm einkehrte, oder ſich brieflich an ihn wendete, um ſich als treuer, oft langjähriger Jünger zu bekennen, und um ſich noch über dieſe oder jene Frage Rath zu erholen. Das war für Huber jedes Mal eine beſondere Freude, zumal er daraus die Ueberzeugung gewinnen konnte, daß ſein Wirken doch nicht ganz umſonſt geweſen ſei, und er darin Ermunterung finden mußte, trotz jener Gleichgültigkeit der Preſſe ſeinen Weg weiter zu gehen.

Wenn wir oben ſagten, daß ſich in den vielen Publikationen Huber's über ſociale Fragen vielfach dieſelben Gedanken wiederholen, ſo haben wir damit keineswegs ausdrücken wollen, daß er den einmal eingenommenen Standpunkt unverändert beibehalten und daß er ſich darauf beſchränkt habe, dieſen immer wiederholt darzulegen. Vielmehr läßt ſich, auch abgeſehen von dem reichen ſachlichen Material, das er von überallher Jahr aus Jahr ein zuſammentrug und in ſeinen Schriften immer von Neuem zur Begründung und Verbreitung ſeiner ſocialen Pläne bearbeitete, eine fortſchreitende Entwicklung ſeiner Anſchauungen an der Hand ſeiner Publikationen erkennen. So tritt jener erſte, von ihm als innere Coloniſation bezeichnete Plan zur Gründung von Arbeitercolonieen, welchen er während des Berliner Aufenthalts für die einzige erſchöpfende und ausreichende Benutzung des Princips der Aſſociation gehalten hatte, mehr und mehr in den Hintergrund; es iſt ihm nicht mehr die einzige Aſſociationsform, die ihm völlig genügt, ſondern es iſt ihm eine der verſchiedenen empfehlenswerthen Formen, und die [illegible] wie er mit

der Zeit unter Adoption des in Deutschland allmählich zur Geltung gelangenden Namens sagt, die Genossenschaft wird ihm zu einem vielgestaltigen Heilmittel, welches sich den verschiedensten Verhältnissen anpassen und den verschiedenartigsten Bedürfnissen abhelfen kann. Ja, wie es denen zu gehen pflegt, welche für neue Principien die Anerkennung zu erstreiten und ihren Werth zu erweisen haben, so läßt sich auch in Huber's Schriften hin und wieder eine Ueberschätzung des neuen Princips nicht verkennen. Mitunter nennt er die Association selbst eine neue Kraft, während sie doch nur das Mittel ist, um die an sich schon vorhandenen Kräfte zu sammeln und dadurch zu steigern, und dem entsprechend legt er auch zeitweilig einen vielleicht zu großen Werth auf die Institution als solche, — er will sie überall eingeführt und verwandt haben und hält sie für überall heilsam und nützlich, ohne daß er immer untersucht, ob die Kräfte wirklich vorhanden sind, aus denen sich eine kraftvolle Genossenschaft bilden läßt. Während er bei Darstellung der einzelnen, von ihm näher untersuchten, durch großartige Leistungen hervorragenden Genossenschaften immer wieder erzählen muß, wie sich diese Erfolge auf die Einwirkung bestimmter, besonders tüchtiger Persönlichkeiten zurückführen lassen, so legt er doch Jahre lang bei seinen theoretischen Auseinandersetzungen immer alles Gewicht auf die Institution als solche und unseres Erachtens zu wenig auf die Persönlichkeit, so daß es darnach oft scheinen möchte, als ob die Genossenschaften stets gedeihen müßten, wo immer sie nach richtigen Principien construirt werden.*) Es beruht dies aber nicht etwa darauf, daß er auf die formale Gleichberechtigung aller Genossen, also auf die demokratische Gliederung besondern Werth legte, — im Gegentheil erscheint es ihm ziemlich nebensächlich,

*) Den Werth der Genossenschaft als Institution wollen auch wir nicht bestreiten, zumal wir anerkennen müssen, daß sie das Mittel ist, um einer tüchtigen, energischen Persönlichkeit einen über ihre Privatinteressen hinausreichenden Einfluß zu verschaffen und die durch barmherzige Liebe, höhere Bildung oder natürliche Anlage gesteigerte Kraft des Einzelnen den Mitmenschen zu Gute kommen zu lassen. In jeder Genossenschaft wird gewissermaßen ein steter Kampf um die Erwerbung und Behauptung der Herrschaft geführt; sie wird nur gedeihen, wenn die Herrschaft tüchtigen Händen zufällt.

wie die einzelnen Genoſſenſchaften innerlich organiſirt ſind, wie die einzelnen Genoſſen ihr Stimmrecht üben, wie die Machtbefugniſſe zwiſchen dem Vorſtand und der Geſammtheit abgegrenzt ſind und dergl. In dieſer Beziehung ſteht er durchaus unter dem Eindruck der Erfahrung, daß von dieſen Dingen ſchließlich das Wohl und Wehe der Genoſſenſchaften nicht abhängt, ſondern daß ſolche, wie immer dieſe Dinge geregelt ſind, gedeihen können, wenn nur alle anderen Vorausſetzungen vorhanden ſind. Ja viele Jahre lang machte Huber auch kein Hehl daraus, daß die Form der Aſſociation, welche ſeinem individuellen Geſchmack am meiſten zuſage, und von der er, wenigſtens für Deutſchland, allein große Erfolge hoffe, die von ihm ſogenannte *monarchiſche* oder *latente* Aſſociation ſei, die dadurch entſtehe, daß der große Arbeitgeber oder eine andere Perſönlichkeit von hervorragender und gebietender Stellung Einrichtungen ſchaffe und im Großen und Ganzen unter ſeiner Leitung behalte, welche der Geſammtheit der Arbeiter gegen geringe Opfer die Vortheile des großen Capitals ſchaffe. Erſt nachdem er ſich mehr und mehr überzeugt hatte, daß die vielen und unausgeſetzten Mahnungen, welche er deshalb an die Geburts- und Geldariſtokraten richtete, ohne Wirkung blieben, und nachdem er namentlich in England die großen Erfolge ſtudirt hatte, welche auch demokratiſch verfaßte Genoſſenſchaften erreichen können, — erſt da begann er ein volles Herz auch für dieſe Form der Aſſociation zu gewinnen. Immer blieb er dabei, neben der materiellen Hebung auch die ſittliche Hebung als das Ziel und die eigentlichſte Aufgabe des Genoſſenſchaftsweſens anzuſehen, und wie viel er auch gegen jenen in frommen Kreiſen herrſchenden, beſchaulichen Quietismus polemiſirte, der da meint, es käme nur darauf an, die geiſtigen Güter zu pflegen, und der Arbeiter bedürfe außerdem nichts mehr, als des Leibes Nothdurft, wofür er allein ſorgen könne, — ſo ſchmerzte es ihn doch auch wieder tief, wenn er auf Genoſſenſchaften traf, die äußerlich gediehen und doch nicht erreichten, daß ſie die einzelnen Glieder aus dem Pfuhl der Gemeinheit und des Egoismus erhoben. Wo ſich nur Gelegenheit fand, wies er bis an ſein Lebensende immer wieder dar[illegible] Genoſſenſchafts-

ſtreben nicht von den Zielen der innern Miſſion trennen dürfe.

Wir ſahen ſchon früher, wie Huber neben den zuerſt allein empfohlenen ökonomiſchen Aſſociationen (alſo, um mit der heutigen Schulſprache zu reden, den Diſtributiv- und den Creditgenoſſenſchaften) ſpäter auch die Productivaſſociationen (und ſelbſtverſtändlich auch die Vorläufer derſelben: die Rohſtoff- und Verkaufsgenoſſenſchaften) in ſein Programm aufgenommen hatte. Ein dritter Zweig der Aſſociationen, die ſogenannten Bildungsgenoſſenſchaften, hatten ſich, ſo weit ſie in das Bereich der innern Miſſion fielen, alſo die chriſtlichen Jünglings- oder Geſellenvereine, Lehrlingsſchulen u. ſ. w., von vornherein ſeines warmen Intereſſes und ſeiner thätigen Förderung zu erfreuen gehabt; aber als ſich auch außerhalb der chriſtlich angeregten Kreiſe und zum Theil im entſchiedenen Gegenſatz zu dieſen ein auf die intellectuelle Ausbildung der Arbeiter gerichtetes Streben zu beleben begann, da ſchenkte er auch dieſer Erſcheinung ſein volles Intereſſe und trat mit aller Entſchiedenheit für ſie ein, — ſelbſtverſtändlich aber nur ſo weit, als es ſich wirklich um geiſtige Ausbildung, und nicht etwa um politiſche oder communiſtiſche Ziele handelte, die ſich unter ſolcher Maske verbergen wollten. Er hatte oft genug erfahren, wie Beſchränktheit und Dummheit nicht nur jedem Aufſchwunge der materiellen Lage der Armen die größten Hinderniſſe bereiten, ſondern wie daraus und aus dem äußern Schmutz und Elend, das ſie im Gefolge hätten, eine unüberſteigbare Wand erwachſe, die ſich um die Armen lagere und auch jede chriſtliche Einwirkung abhalte. Und wenn er auch in tiefſter Seele davon überzeugt war, daß zuletzt nur im chriſtlichen Glauben das letzte Heil zu finden ſei, ſo wollte er doch anderen geiſtigen Einflüſſen den Weg zu den beſitzloſen Maſſen nicht abgeſchnitten haben, ſondern gab ſich der Hoffnung hin, daß ſie, wenn Gott Gnade gebe, zu den Vorſtufen der wahren Erkenntniß führen könnten. Wie er in England die working men's colleges und mechanics institutions mit herzlichſter Theilnahme ſtudirt hatte, ſo nahm er auch lebhaften Antheil, als an den großen Induſtrieplätzen Deutſchlands die Arbeiterbildungs-

vereine in raſcher Folge entſtanden, und es ſchmerzte ihn, als gar bald viele von ihnen einem aller Bildung feindlichen Streben verfielen. Gerade auf dieſem Gebiete ſah er einen der Punkte, auf dem die höheren Stände durch freiwilligen Dienſt Großes leiſten könnten, vorausgeſetzt, daß ſie es aus wirklicher Liebe zu den Mitmenſchen und reinen Herzens thäten, und nicht etwa nur, um für ſich politiſches Capital daraus zu ſchlagen und insbeſondere um Stimmen bei den nahen Wahlen zu gewinnen. Und wenn er es auch am liebſten geſehen hätte, daß es die hervorragendſten Vertreter der chriſtlich-gläubigen und ſtreng conſervativen Richtung geweſen wären, die als Lehrer unter die Arbeitermaſſen getreten ſeien und ihnen förmliche Vorträge gehalten oder noch lieber ſich mit ihnen in belehrendem Geſpräch unterhalten hätten, ſo war er doch auch im Stande, ſich herzlich darüber zu freuen, wenn er bedeutende Männer von anderen Richtungen in dieſer Weiſe thätig ſah, — freilich immer vorausgeſetzt, daß er den Umſtänden nach annehmen durfte, daß ſie es ohne eigennützige oder parteiliche Nebenabſichten thaten.

Endlich ſchenkte er der Genoſſenſchaft während des letzten Jahrzehnts auch inſofern die größte Theilnahme, als ſie es den Arbeitern ermöglichen ſollte, den Arbeitgebern gegenüber eine kräftige Vertretung ihrer Intereſſen zu ſchaffen und dadurch eine Brücke zu bauen, um wo möglich aus blos unſelbſtändigen Werkzeugen des Capitals zu einem gleichberechtigten Factor der Production zu werden. Huber hatte ſchon während der letzten Beſuche in England begonnen, ſich mit den dortigen Strikes und der Organiſation der Gewerkvereine näher bekannt zu machen, und er war nicht überraſcht und desorientirt, als ſeit 1863, unerwartet für Viele, auch in Deutſchland ähnliche Erſcheinungen auftraten und ſchnell um ſich zu greifen begannen.

Ja gewiſſermaßen lag für Huber einige Befriedigung darin. Denn nun ward plötzlich die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die ſocialen Fragen gelenkt, und den offenen Abgrund zwiſchen dem Capital und den beſitzloſen Maſſen, auf den er ſo oft vergeblich hingewieſen hatte, den ſah auch der Ungläubigſte jetzt vor ſich liegen. Da konnte es denn nicht fehlen, daß nun auch

Huber's Name oft genannt wurde, und daß sich Viele, denen seine „Predigten" seither sehr uninteressant gewesen und die ihnen möglichst aus dem Wege gegangen waren, sich daran erinnerten, daß er seit vielen Jahren von diesen Dingen geredet und geschrieben hatte. In den litterarischen Kämpfen, welche zwischen Schulze-Delitzsch und Lassalle und ihren Anhängern entbrannten, wurde nicht selten Huber als Belastungs- oder Entlastungszeuge genannt, und jede Partei schien Werth darauf zu legen, daß er sich für sie ausspreche. Hätte ihn nach Popularität und Einfluß gelüstet, jetzt wäre der Moment gewesen, um sich in Besitz zu setzen. Aber dort lag keine Versuchung für ihn. In der schon erwähnten 1863 erschienenen Brochüre „Die Arbeiter und ihre Rathgeber" theilte er nach beiden Seiten hin die allerkräftigsten Hiebe aus. Gegen Schulze-Delitzsch setzte er sich insofern in principielle Opposition, als er die gegen Lassalle ausgegebene Parole, daß die unteren Stände nur durch Selbsthülfe, nicht durch Staatshülfe gehoben werden dürften, in dieser Allgemeinheit nicht anerkannte. Er wollte es vielmehr jedes Mal nach der Summe der begleitenden Umstände entschieden haben, ob der Staat, der seiner ganzen Aufgabe nach sich nicht gleichgültig gegen Leben und Wohlergehen der Menge von Arbeitern verhalten könne, mit seinen großen Mitteln und mit besonderen Schutzmaßregeln zu Gunsten derselben einschreiten müsse und dürfe oder nicht. Wie er überhaupt kein Freund abstracter Principien war, so wollte er auch hier erst, wenn ein concreter Fall vorliege, darüber entschieden haben, ob die Staatshülfe recht, nützlich, nöthig und vor Allem möglich sei. Hauptsächlich aber warf er es Schulze-Delitzsch vor, daß dessen sociale Bestrebungen in den letzten Jahren der Politik dienstbar geworden seien und dadurch ihre ursprüngliche Reinheit verloren hätten. Er gestand auch jetzt noch zu, daß Schulze von wirklicher Liebe zu den arbeitenden Klassen beseelt sei, und meinte, daß derselbe sich dadurch weit über die Menge seiner Parteigenossen erhebe, denen die socialen Fragen nur Mittel seien, um Capital für die Fortschrittspartei zu gewinnen, aber er glaubte wahrzunehmen, daß die ganze Atmosphäre, in der Schulze lebte, so von politischen

Bestrebungen und Leidenschaften erfüllt sei, daß er den unbefangenen Blick für die wirklichen Bedürfnisse des Volkes verloren habe; so nur schien es ihm erklärlich, wenn auch Schulze annehme, daß durch politische Mittel, wie allgemeines Wahlrecht und dergleichen, sociale Nothstände geheilt werden könnten.

Noch entschiedener setzte er sich mit Lassalle auseinander. Dessen maßlosen Angriffen gegenüber vertheidigte er Schulze-Delitzsch und stellte dessen große Verdienste von Neuem in das rechte Licht. Er wies nach, wie Lassalle's sogenanntes „ehernes Gesetz", welches angeblich den Arbeiter ewig zum kärglichsten Lohn verurtheilt, die größte Uebertreibung sei, und wenn er auch das schließliche Ziel Lassalle's, das Aufgehen der Großproduction in genossenschaftlichen Bildungen, nicht verwerfen wollte, so verwarf er doch auf das entschiedenste die Mittel, mit denen Lassalle dies Ziel erreichen wollte. „Der wesentlichste Unterschied zwischen uns," so schrieb er dort (S. 18), „liegt, wenigstens was die materielle Seite der Sache betrifft, darin, daß wir jenes Ziel nur auf dem weiten, mühsamen, steilen Wege der friedlichen Selbsthülfe in langsamer Bewegung Schritt vor Schritt für erreichbar halten, während Lassalle meint, dasselbe könne und müsse nur mit Hülfe des Staats, dann aber mit einem Sprung und Griff erstrebt werden. Aber gerade dieser Unterschied hinsichtlich des Weges wirkt so entscheidend auf die Sache selbst zurück, daß wir schon dadurch in die entschiedensten Gegensätze getrieben werden."

Die schon seit Jahren angebahnte Entfremdung zwischen Huber und Schulze-Delitzsch wurde durch diese Schrift und einen von Huber über diese Streitfragen geschriebenen, wider seinen Willen veröffentlichten Privatbrief zur vollendeten Thatsache, obwohl Huber bis an sein Lebensende nie aufgehört hat, Schulze's frühere Verdienste zu feiern, so oft sich dazu Veranlassung bot. Dagegen erhielt er von Lassalle, mit dem er seither keine directen Beziehungen gehabt hatte, in Folge dieser Brochüre zwei Briefe, die für Schreiber und Empfänger zu charakteristisch sind, als daß wir sie übergehen könnten. Lassalle schrieb aus Berlin am 28. Juni 1863:

„Geehrteſter Herr Profeſſor! Ich habe ſoeben Ihre neueſte Schrift, „die Arbeiter und ihre Rathgeber", geleſen, und bei der ſympathiſchen Hochachtung, die ich ſtets für Sie gehegt habe, drängt es mich, mich gleichſam bei Ihnen ſelbſt zu beſchweren, daß Sie mich ſo ungerecht behandelt haben.

„Ungerecht in hohem Grade!

„Wenn Sie Zweifel ausdrücken, ob ich in der ökonomiſchen Materie hinreichend bewandert ſei, — ſo mag dies den liberalen Zeitungsſchreibern geſtattet ſein, Ihnen iſt es dies aber eigentlich nicht. Abgeſehen davon, daß ein Mann der Wiſſenſchaft ſchwerlich die Vorausſetzung wird machen können, daß ich nach meinen anderweitigen wiſſenſchaftlichen Werken (Heraklit, Syſtem der Rechte u. ſ. w.) auf einem andern Gebiet das Wort ergreifen würde, wenn ich auf demſelben nicht ebenſo zu Hauſe wäre, ſo müßte, glaube ich, gerade mein „Antwortſchreiben" trotz ſeiner Kürze und zum Theil gerade durch dieſelbe ſehr deutlich zeigen, wie nachdrücklich dies der Fall iſt. Noch ſchlimmer iſt die Alternative, die Sie ſetzen: ignoriren oder ignoriren wollen! Gewiß ſehr unverdient. Ich glaube, daß mein „Antwortſchreiben", wie alle meine Schriften, jedenfalls der höchſte Beweis von bonne foi iſt."

Der Brief wendet ſich dann gegen einzelne Stellen der Huber'ſchen Schrift, in welchen er ſeiner Meinung nach unrichtig citirt oder mißverſtanden ſei. Dabei verwahrt er ſich auch dagegen, daß er das „eherne Geſetz" über Höhe des Arbeitslohnes als ein Naturgeſetz bezeichnet habe.

„Ich halte es für ſo unvermeidlich, wie ein Naturgeſetz," ſchreibt er, „ſo lange die heutigen hiſtoriſchen Productionszuſtände beſtehen. Ich halte es alſo für ein hiſtoriſches Geſetz, eben ſo wohl der Veränderung fähig, wie alle hiſtoriſchen Zuſtände, und nur ſo lange „ehern, nothwendig", als ſeine Bedingungen, die heutigen beſtimmten Productionsverhältniſſe, walten." Nachdem er noch andere Beſchwerden vorgebracht hat, fährt er fort:

„Kurz, nicht ich bin „flüchtig", geehrter Herr Profeſſor,

sondern es scheint mir, daß ich von Ihnen ziemlich flüchtig gelesen und behandelt worden bin.

„Was mich aber am meisten überrascht hat, ist ein Ton bitterer und feindlicher Polemik, der durch Ihre Schrift überall hindurchgeht, wo Sie mich erwähnen, und zu dem ich Ihnen keinerlei Anlaß gegeben zu haben glaube. Es schmerzt mich Ihre Ungerechtigkeit eben deshalb, weil ich sie bei Ihnen treffe, dem ich, wie Ihnen manche meiner Schriften zeigen können, stets eine große Hochachtung gewidmet hatte. Käme sie von einem Andern — sie sollte mich wenig kümmern, und am wenigsten zu einem Brief veranlassen!

„Es ist richtig: Sie mögen meine politische Richtung nicht. Das begreife und achte ich. Aber meine politische Richtung ist der Ihrigen nicht stärker entgegengesetzt, als die Ihrige der meinigen. Und warum hat mich das nie abgehalten, stets billig und gerecht gegen Sie zu sein? Warum hält es Sie ab, der Sie sonst billig gegen Alles und gegen Jedermann sind und sich gerade dadurch meine warme Sympathie und Hochachtung erworben haben?

„Sie hassen meinen Weg, die Massenagitation. Aber warum wollen Sie gerade mich nicht auf meinem Weg versuchen lassen, was Sie auf dem Ihrigen verfolgen?

„Und sind wir denn wirklich in Bezug auf den Weg principiell verschieden? Sie sagen in der Vorrede: „Uebrigens haben wir schon öfters erklärt: wenn die aristokratischen Elemente des Volkslebens in der Verkennung oder Vernachlässigung ihres socialen Berufs verharren, und wenn die Arbeiter selbst sich unfähig zeigen, sich im größeren Maße selbst zu helfen", so würden Sie auch für weitgehende Staatsinitiative sein!

„Nun, verehrter Herr, wir unterscheiden uns nur dadurch, daß für mich diese „Wenns" seit lange keine „Wenns" mehr sind, sondern nach meiner gesammten wissenschaftlichen Geschichtsauffassung unbedingte Thatsachen!

„Sie hassen meinen Weg, den der Massenagitation! Ich möchte sagen: Sie haben hierzu ein gewisses subjectives Recht! Wenn nämlich auch nur ein Drittheil oder ein Zehntel oder ein

Zwanzigstel der Besitzenden wäre wie Sie, so voll von Liebe und ehrlichem Wohlwollen für die Sache der Arbeiter und der unteren Klassen überhaupt, so uneigennützig und aufopferungsfähig — ja dann wäre mein Weg der Massenagitation sehr unnöthig, und dann würde ich auch nie zu demselben gegriffen haben. Aber schauen Sie doch um sich! Sehen Sie doch, wie vereinzelt Sie dastehen im conservativen Lager! Wenn diese Ihre Vereinzelung ein Grund ist, Ihnen eine ganz ausnahmsweis hohe Achtung zu widmen, so ist dieselbe Vereinsamung aber auch ein Grund, der mich berechtigt, den Weg der Massenagitation zu beschreiten.

„Kurz, ich mag auch irren, ich mag einen sehr verderblichen Weg ergriffen haben, aber ich bitte Sie, an meine tiefe Ueberzeugung zu glauben, daß es eben schlechterdings nur auf diesem Wege der Massenagitation geht!

„Sie sind ungerecht gegen mich gewesen, und ich müßte eigentlich mit Härte antworten. Aber bewahre mich der Himmel, wegen einer momentanen Ungerechtigkeit gegen mich Jemandem mit Härte zu antworten, den ich seit so manchem Jahre und aus so vielen Schriften liebe und achte. Und so antworte ich Ihnen lieber gar nicht öffentlich und sende Ihnen statt dessen beiliegend mein neuestes kleines Opus, welches Sie vielleicht etwas gerechter gegen mich macht.

„Jedenfalls bitte ich in diesem Briefe nur einen Beweis der vorzüglichen Hochachtung zu sehen, mit der ich die Ehre habe zu zeichnen Ew. Hochwohlgeboren ergebenster F. Lassalle."

Was Huber auf diesen Brief geanwortet hat, vermögen wir nur aus dem späteren, aus Berlin vom 24. Februar 1864 datirten Brief zu ersehen. Derselbe lautet:

„Geehrter Herr Professor. Seit lange bin ich Ihnen eine Antwort schuldig auf Ihren Brief, den ich in der Schweiz erhielt. Aber dort verschob ich es aus einem später anzuführenden Grunde bis zu meiner Rückkehr nach Berlin, und kaum in Berlin angelangt, war ich so Hals über Kopf mit meinem die Presse verlassenden nationalökonomischen Werke, das ich Ihnen beiliegend

zu überreichen mich beehre, beſchäftigt, daß es mir ſchlechthin unmöglich war, zu ſchreiben.

„Hier alſo die Antwort!

„Daß Sie mich, wie Sie ſchreiben, nach meinen früheren Antecedentien, nach den Hatzfeld'ſchen Proceſſen beurtheilten, weil jede Trennung des politiſchen und des Privat-Menſchen doch nur wie anderes Zopfthum ſei, finde ich — ganz in der Ordnung!

„Ich finde es um ſo mehr in der Ordnung, als, was ich auch ſeitdem gethan habe, und was mir noch etwa in der Zukunft zu thun vergönnt ſein möchte, doch jene meine Intervention für die Gräfin von Hatzfeld ſtets dasjenige Factum in meinem Leben ſein wird, auf welches allein ich ſtolz bleiben werde!

„Daß Sie, wie Sie ſelbſt ſagen, als ein „Atom des Publikums" über jene Affaire nicht gut unterrichtet waren, kann ich Ihnen eben ſo wenig verdenken. Eben deshalb wollte ich in Berlin zurück ſein, um Ihnen darauf zu antworten — um Ihnen nämlich, wie beifolgend geſchieht, meine Kölner Aſſiſenrede einſenden zu können. Sie werden jedenfalls daraus erſehen, daß ich bei jener Angelegenheit von nichts weiter entfernt war, als von Frivolität! Daß ich vielmehr durch und durch religiös — in meinem politiſchen Sinne — dabei war! Es iſt die liebſte Erinnerung meines Lebens, die mich — welche Reihe von Jahren ſeitdem auch verfloſſen — mit der reinſten Befriedigung erfüllt. Acht Jahre lang habe ich jenen Kampf geführt und die Waffen nicht aus der Hand gelegt, bis ich der Gräfin Recht und Sieg verſchafft hatte! Und ich würde den Kampf auch bis heute geführt haben, wenn ich ihn nicht eben ſchon 1854 ſiegreich beendet hätte.

„Leſen Sie die Rede, ſo werden Sie einen Beleg mehr dafür haben, daß kein Unterſchied zwiſchen dem politiſchen und dem Privat-Menſchen, nämlich bei ganzen Charakteren.

„Jene Intervention für die Gräfin war nichts Anderes als eine Inſurrection, eine Inſurrection auf eigene Fauſt, in einem Falle, welcher als der reinſte Mikrokosmus unſere ganze

ſociale Miſère in ſich enthält. Mein ganzer Menſch liegt in jener Handlung.

„So viel hierüber!

„Ihrem Ausſpruch, daß Sie die von Ihnen in Ihrem Briefe wie in der Vorrede zum zweiten Theil Ihrer Reiſebriefe citirten Worte des Kaiſers Nikolaus: „Ich begreife die abſolute Monarchie, ich begreife die Republik, aber ich begreife nicht den Conſtitutionalismus" — unterſchreiben, pflichte ich wieder aus ganzer Seele bei.

„Republikaner von Kindesbeinen an, habe ich nie etwas für lächerlicher, corrumpirter und auf die Dauer unmöglicher gefunden, als den Conſtitutionalismus. Es iſt die organiſche Sichſelbſtzerſtörung.

„Wie geſagt, von Kindesbeinen an bin ich Republikaner.

„Und trotzdem, oder vielleicht gerade dadurch bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß nichts eine größere Zukunft und eine ſegensreichere Rolle haben könnte, als das Königthum, wenn es ſich nur eben entſchließen könnte, ſociales Königthum zu werden. Mit Leidenſchaft würde ich dann ſein Banner tragen, und die conſtitutionellen Theorieen würden ſchnell genug in die Rumpelkammer geworfen werden. Aber wo gäbe es ein Königthum, das den Muth und die Einſicht hat, ſich zum ſocialen Königthum herzugeben? Sie werden ſelbſt zugeben, daß ſich dasſelbe kaum finden dürfte. Und ſomit que faire?

„In den Glaſer'ſchen Jahrbüchern ſind Sie ſchon wieder ungerecht gegen mich geweſen! Sie ſagen, wir hätten beide — ich und Schulze — große Worte genug gemacht, aber Thaten u. ſ. w. Erſtens iſt es faſt naiv ungerecht, mich ſo mit Schulze in einen Topf zu werfen! Zweitens nennen Sie die Verbreitung von theoretiſcher Erkenntniß — und dies werden Sie mir doch nicht abſtreiten können — „Worte machen"? Drittens wollen Sie abſolut nicht einſehen, daß ich durch meinen ganzen Standpunkt — und es muß doch Jeder von ſeinem Boden aus beurtheilt werden — grundſätzlich an jedem „Handeln" im Kleinen gehindert bin. In meinem beifolgenden Werke habe ich hinreichend ausführlich auseinandergeſetzt, warum ich in dem Mantſchen im Kleinen

nichts wirklich Nützliches und Praktiſches erblicken kann. Ich kann alſo nichts Anderes thun, als Maſſenerkenntniß hervorrufen und freilich damit auch Maſſenaufregung. Das iſt aber auf die Länge ganz eminent praktiſch! Ja gerade, wenn Sie uns beide — mich und ſich — vergleichen, können Sie ſchon an den jetzigen Reſultaten ſehen, wie praktiſch dies iſt! In der That, wie lange machen Sie nicht ſchon mit der rührendſten Liebe, dem größten Eifer den Prediger in der Wüſte in Ihrer Partei? Was hat das genützt? Ich und noch ein paar Dutzend Menſchen, für die Sie gerade nicht ſchrieben, haben Sie aus Ihren Schriften lieben gelernt, — das war Alles! Sonſt hat kein Menſch Notiz davon genommen, und die Organe Ihrer eigenen Partei haben Sie todtgeſchwiegen. Sie beklagen ſich darüber ja ſelbſt ſo oft, ſo wahr, ſo rührend in Ihren Werken.

„Nun ſehen Sie mich an, meine Agitation dauert erſt neun Monate, und rechts und links und hüben und drüben iſt die Sache zur allgemeinen Tagesfrage gemacht, und alle Welt hat ſich mindeſtens bis zu einem gewiſſen Punkte darum bekümmert, und iſt es auch noch nicht bis in die Gehirne, ſo iſt es doch ſchon bis an die Trommelfelle aller Menſchen gedrungen — was doch der erſte Schritt iſt — und jedes Blatt Ihrer eigenen Partei hat ſiebenundſiebzigmal mehr Notiz von mir genommen in den 9 Monaten, als alle Blätter zuſammen von der Ihrigen in den vielen Jahren.

„Und warum? — Nun ganz einfach, weil ich auftrat, Zorn im Blick und Drohung in der Geberde; weil man mir die feindſeligſten Abſichten lieh und leiht und nur für ſolche empfänglich und aufmerkſam iſt. Ich werde mich daher hüten, die Leute darüber zu enttäuſchen; der beſte Theil der Expanſionskraft liegt darin! Freilich iſt es für mich gar oft unbequem. Aus den feindſeligen Abſichten, die man mir leiht, blühen mir Hochverrathsproceſſe — deren ich jetzt einen habe — und andere Criminalproceſſe, deren ich fünf habe, empor. Aber für die Sache iſt es ſehr gut! Die Welt im Ganzen genommen iſt für Furcht viel empfänglicher, als für Einſicht und Liebe!

„Nun vielleicht finden Sie, daß auch mein jetziges national-ökonomisches Werk blos Worte sind!!

„Es scheint, daß ich schon einmal Ihr bête noire bleiben soll. Sie, gerecht bis zum Exceß gegen alle Welt, (gegen Schulze bis zum Unrecht gerecht sogar) sind nun einmal constant ungerecht gegen mich. Sie brauchen einmal einen Sündenbock!

„Nun, nehmen Sie mich dazu. Ich habe einen breiten Buckel! Und schon seit Ihren spanischen Skizzen, wie dann noch mehr seit den Reisebriefen schätze ich Sie so innig, daß ich mir dadurch meine Gerechtigkeit gegen Sie nicht verbittern lassen werde.

„Das Einzige, warum ich bitte, ist, daß Sie, wenn Sie einmal nach Berlin kommen, zu mir kommen, um mir das Vergnügen Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu gewähren. Sie sollen mit offenen Armen empfangen werden von Ihrem

F. Lassalle."

Dem Eindruck von Liebenswürdigkeit, den diese Briefe hervorrufen, konnte auch Huber sich nicht entziehen; er schrieb einem Freunde, daß er ihn jetzt nicht mehr zurückweisen wolle und könne, sondern ihn wirklich „in Affection nehmen" müsse. Aber diese Gefühle hielten nicht lange Stand, und gar bald ergrimmte er wieder über die „Sophistereien und Spiegelfechtereien", womit Lassalle seiner social-demokratischen Agitation den Schein wissenschaftlicher Begründung in den Augen unwissender, fanatischer oder unbewußt unredlicher Anhänger und Nachbeter zu geben suchte. Das Schlußurtheil, das Huber über ihn abgab, findet sich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1868 Nr. 298 Beilage). Dort schreibt Huber: „Lassalle war ohne Zweifel eine durchaus bedeutende, reichbegabte, vielseitig, auch wissenschaftlich gebildete Persönlichkeit, die man aber nach ihren durch maßlosen Ehrgeiz entwickelten, bedenklicheren Anlagen des kürzesten sehr richtig als eine „catilinarische" Natur bezeichnet hat. Wohin der Weg, den er betreten, ihn und seine Sache geführt hätte, wenn er nicht derselben so plötzlich und gewaltsam in einem ihr ganz fremden Streit entrissen worden wäre, ist

ſchwer zu ſagen; immerhin war auch dieſes Ende allzu charakteriſtiſch für den Mann. Jedenfalls iſt es ſehr merkwürdig und nach mehr denn einer Richtung belehrend, daß ein Roué im Sinne der ſogenannten „Welt" — zumal jener der mammoniſtiſchen Emporkömmlinge, der in einem dieſer Welt würdigen Abenteuer ſein Leben verliert, nachdem er nie einen Beweis wirklicher Liebe, eines Herzens für das Volk gegeben — denn die Agitationsrhetorik genügt dazu wahrlich nicht, — daß ein ſolcher Menſch zu einer Art von Arbeiterheiligen und Märtyrer werden konnte!"

Durch den lauten Lärm, den die Arbeiterbewegungen hervorriefen, und durch das auch von Huber auf das Härteſte verurtheilte Gebahren der Agitatoren ließ er ſich in ſeinen Grundanſchauungen nicht irre machen. In dem 1865 erſchienenen Gutachten „Ueber Arbeitercoalitionen" erkennt er es unbedingt an, daß, wenn die Arbeiter fordern, ſich zur Wahrung ihres Geſammtintereſſes frei verbünden zu können, darin trotz aller Rohheit, allem Mißbrauch, aller Verwirrung, Trübung und Verzerrung ein geſunder, berechtigter und wahrhaft gemeinnützig verwerthbarer Kern enthalten ſei, aus dem mit der Zeit ein geſundes Leben erwachſen könne. Er täuſchte ſich nicht über die außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die nächſten Zeiten bringen ſollten, und ſprach es offen aus, daß ſowohl auf Seiten der Arbeiter, wie auf Seiten der Arbeitgeber eine gänzliche Umwandlung der ſittlichen und intellectuellen Haltung vorhergehen müſſe, ehe wieder ein würdiges und erſprießliches Verhältniß entſtehen werde. Allein er war überzeugt, daß die Zeiten des „Patriarchalismus" vollſtändig vorüber ſeien, in denen das Verhältniß von Arbeitgeber und Arbeitern ſich nach Herkommen und unter gegenſeitigem Vertrauen regeln konnte; er war ferner überzeugt, daß jene Lehre grundfalſch ſei, wonach die Höhe des Arbeitslohnes wie der Preis jeder andern Waare in jedem Falle ſchon von ſelbſt ſachgemäß nach dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage regulirt werde, und er hatte ſich hinlänglich überzeugt, wie der einzelne Arbeiter in zahlloſen Fällen recht- und ſchutzlos zwiſchen dem Hungerelend auf der einen Seite und dem

Elend einer ungenügend bezahlten, ungesunden, gefährlichen Arbeit auf der andern Seite eingepreßt sei, wenn es ihm nicht gestattet sei, sich mit den Genossen zu einem kräftigen Ganzen zu verbinden und so als Macht gegen die Macht der Arbeitgeber aufzutreten und als gleichberechtigtes Glied das gegenseitige Verhältniß zu regeln. Er folgerte daraus: wenn der Staat dem Arbeiter diese Befugniß verwehren wolle, so übernehme er damit die moralische Verpflichtung, seinerseits für eine befriedigende, glückliche Lage der Arbeiter zu sorgen, und diese Verpflichtung vermöge er nicht zu erfüllen. Vielmehr habe es sich hinlänglich erwiesen, daß alles eigenmächtige Eingreifen des Staates in die sociale Entwicklung zum Schaden werde; jede Beschränkung der Arbeitsfreiheit und der Freizügigkeit führe bei dem schnellen Wechsel der industriellen Entwicklung unhaltbare Zustände herbei. „Wir haben uns darüber," so schreibt er, „wenn man will — längst resignirt, daß jedes sociale Element oder Atom ohne gesetzlichen oder gar privilegirten Schwimmapparat in dem großen Strom der Weltindustrie schwimmen lernen muß! Die freie Bindung zu gemeinsamer Kraft allein kann das Atom vor den Gefahren der Freiheit schützen."

Zugleich wies er aber für die Zukunft auf einen Weg hin, der seiner Meinung nach zu einer versöhnenden Ausgleichung der beiden sich jetzt noch feindlich gegenüberstehenden Heerlager des Capitals und der Arbeit führen werde, — nämlich die Theilnahme des Arbeiters an dem Geschäftsgewinn. Huber selbst hatte sich in seinen früheren Schriften, namentlich in jenen 1848 in der Kreuzzeitung veröffentlichten Artikeln, sehr bestimmt gegen den Versuch ausgesprochen, auf solchem Wege die Lösung der socialen Frage zu erstreben, und er hatte alle die Gründe, welche man ihm entgegenzusetzen pflegt (daß nur der Arbeitgeber, nicht der Arbeiter das Risiko trage, daß die einheitliche Leitung gefährdet sei, welche nothwendig zum Gedeihen des Unternehmens sei, daß das Mißtrauen der Arbeiter in Betreff der Richtigkeit der von ihnen nicht verstandenen Rechnungsabschlüsse zu einem gefährlichen Krebsschaden erwachsen werde u. s. w.), alle diese [illegible] er selbst ausführlich geltend gemacht. Und dennoch

kam er jetzt, nachdem er sich viele Jahre lang innerlich mit diesen Fragen beschäftigt und den manchen in dieser Beziehung gemachten Versuchen mit aller Aufmerksamkeit gefolgt war, zu der vollen Ueberzeugung, daß dieser Weg der richtige sei. So sagt er Seite 41: „Wie sehr sich auch jetzt noch die allgemeine oder öffentliche Meinung, zumal der Arbeitgeber, mit Indignation dagegen sträuben mag, so ist doch dieses Recht so tief und selbstverständlich begründet, daß es einer speciellen Beweisführung weder bedarf noch fähig ist. Es ist damit, wie mit dem Recht der persönlichen Freiheit im Gegensatz zur Leibeigenschaft, womit es auch sehr unmittelbar als weitere Entwicklung und Anwendung zusammenhängt. Wie jenes konnte dies Jahrhunderte lang gleichsam in aller Unschuld thatsächlich und im Bewußtsein der Menschen ignorirt werden; nachdem es aber einmal, als die Zeit dazu reif war — erkannt, geprebigt und thatsächlich anerkannt worden, bedarf es keines Beweises mehr. Wie Niemand mehr im Bereich christlicher Civilisation fragt: soll der Mensch frei oder leibeigen sein? so wird seiner Zeit auch die Frage ganz wegfallen: soll der Arbeiter einen Antheil an der Frucht seiner Arbeit haben oder nicht? Vielmehr wird nicht ohne Befremdung und Indignation die Frage sein: wie war es vernünftiger und sittlicher Weise möglich, daß die entscheidende und richtige Antwort auf diese Frage so lange zurückgehalten wurde?"

In den späteren Arbeiten läßt er diese Seite der socialen Fragen wieder mehr zurücktreten; sie hatte ihm für die Gegenwart zu wenig praktischen Werth, und er hatte Wichtigeres zu beachten und zu schreiben, als solche Fragen, deren Lösung nur in der Zukunft liegen konnte. Noch in dem Letzten, was er für die Oeffentlichkeit geschrieben hat, in der erst nach seinem Tode zum Druck gelangten Vorrede zum siebenten Theil der socialen Fragen (Arbeiterbewegung in England), nennt er die Lohnfrage eine noch offene und unreife, und nur in einer Anmerkung fügt er hinzu, er hoffe es noch zu erleben, daß keiner seiner Wissenschaft nicht ganz unwürdiger Volkswirthschaftler es wagen werde, zu behaupten oder gar als selbstverständlich vorauszusetzen: die Arbeit — d. h. der Arbeiter — sei eine Waare, wie jede andere.

Dagegen nahm die immer zunehmende ſocial-demokratiſche Bewegung ſein Intereſſe und ſeine Thätigkeit in immer höherem Grade in Anſpruch. Er verfolgte ihre verſchiedenen Verzweigungen mit gleicher Sorgfalt und ſchenkte ihrer Preſſe von Anfang an die größte Beachtung. Wiederholt ſprach er es aus, daß die Arbeiterbewegung in keinem andern Lande ſo entſetzlich erbärmlichen, geiſt- und principloſen Führern verfallen ſei, wie es ſeit Laſſalle's Tode in Deutſchland geſchehen ſei, und vergeblich hoffte er, daß ſich irgendwo ein Kern tüchtiger Geſinnung und Ehrenhaftigkeit herausarbeiten ſolle, wie er ihn unter den arbeitenden Claſſen Englands gefunden zu haben glaubte. Mit tiefem Schmerz und Ingrimm ſah er es an, wie die deutſche Arbeiterwelt mehr und mehr bloßen Irr- und Schwärmgeiſtern verfiel, und die Hoffnungen, welche er auf die dort ſchlummernden geſunden Kräfte geſetzt hatte, begannen mehr und mehr zu ſchwinden. In dem Flugblatt, das er 1858 für den Wiener Verein für volkswirthſchaftlichen Fortſchritt als Sendſchreiben an die deutſchen Arbeiter ſchrieb, geht er den verführeriſchen Lehren der Laſſalleaner ſcharf zu Leibe und ermahnt dringend, den zwar langſamen aber ehrenvollen Weg zu betreten, auf welchem man durch ſtrenges Erſparen und durch genoſſenſchaftliches Verwerthen des Erſparten zu den größten Reſultaten gelangen könnte. Noch ſchärfer, nachdrücklicher, aber auch klarer und volksthümlicher ſchrieb er, als eine vereinzelte Welle dieſer Strömungen auch vorübergehend nach Wernigerode gelangt war, um dort für wenige Tage einige Köpfe zu verdrehen. Da ließ Huber in dem Wernigerödiſchen Intelligenzblatt eine Reihe von Artikeln unter der Ueberſchrift: Die wahren und die falſchen Freunde der Arbeiter erſcheinen, welche weſentlich dazu beitrugen, daß hier dieſe Seifenblaſe ſehr bald platzte. Er hat auch dieſe Artikel zuſammen drucken laſſen und ſie in weiteren Kreiſen verbreitet. Die wenigen Blätter verdienten es neu aufgelegt zu werden, um auch anderswo als Heilmittel zu dienen, wo ſich gleiches Gift zeigt.

Eben ſo eindringlich, wie an die Arbeiter, wendete er ſich aber in dieſen letzten Jahren auch an die höheren Stände. Hier

hoffte er endlich Intereſſe, Verſtändniß und Thatkraft zu finden. „Jetzt gilt es die Thatſache in's Auge zu faſſen, daß es ſich für die Zukunft wahrſcheinlich nicht mehr um dieſes oder jenes conſervative, liberale oder demokratiſche Programm im Sinne der ſeitherigen Routine handelt, ſondern darum, daß überhaupt irgend eine politiſche Geſtaltung und Ordnung erhalten werde, welche den höheren Zwecken menſchlicher und nationaler Entwicklung förderlich iſt oder ihnen doch nur Raum läßt.“ So ſchrieb er 1868 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Er forderte immer dringender, daß alle geſunden Kräfte des Staats ſich zum Dienſte auf ſocialem Gebiet zuſammenſchlöſſen. „Die ſociale Frage,“ ſchreibt er dort (1868 Nr. 301), „iſt vor Allem eine „Bildungsfrage“ für alle dabei betheiligten ſocialen Elemente. Sie iſt dies vor Allem in ihrer ſittlichen Bedeutung, und ſo lange nicht alle Bildungsanſtalten und Bildungsmittel dahin wirken, das Bewußtſein eines ſocialen Berufs und damit verbundener Pflichten zu wecken und zu nähren, wie dies hinſichtlich des allgemein ſittlich-religiöſen und menſchlichen und des politiſchen Berufs längſt anerkannt iſt — ſo lange hat unſere nationale Bildung eine höchſt bedenkliche Lücke.“ In ſeiner letzten größeren ſocialen Arbeit, in den 1869 in der deutſchen Vierteljahrsſchrift veröffentlichten Aufſätzen über die Arbeiterfrage in Deutſchland, mahnte er von Neuem und dringender, der kommenden Dinge eingedenk zu ſein; er erkannte zwar an, daß in Deutſchland noch für etliche Zeit eine offene Revolution ſocial-demokratiſchen Charakters nicht zu fürchten iſt, aber in Betreff Frankreichs ſprach er beſtimmte Befürchtungen aus und wies auf die Anſtrengungen hin, deren es im Juni 1848 bedurft hatte, um der damals verhältnißmäßig noch geringen, ſchlecht bewaffneten ſocialiſtiſchen Arbeiterſchaaren Herr zu werden. Dabei ſchrieb er die prophetiſchen Worte, die zwei Jahre ſpäter ſo ſchreckliche Wahrheit werden ſollten: „Man vergeſſe nicht, daß die rothe Republik das furchtbarſte elementariſche Zerſtörungsmittel bisher noch nicht angewendet hat — die Brandfackel. Warum ſollte ſie nicht ihre Brandgensdarmen haben, wie die polniſche Inſurrection ihre Hängegensdarmen?“ Aber wie geſagt, nicht in der Emeute ſah

er die nächste, dringendste Gefahr für Deutschland, — sondern in der schnell zunehmenden allgemeinen Verwilderung der unteren Stände, in ihrer Verbitterung und Brutalisirung, und darum forderte er von Neuem rettende Thaten der höheren Stände. Es schien ihm an der Zeit, außerordentliche Mittel in Bewegung zu setzen, damit die großen Massen der Arbeiter früher und entschiedener auf den rettenden Weg der genossenschaftlichen Selbsthülfe gelangen, und so kehrte er hier noch einmal zu seinem ursprünglichen Plane zurück und schlug vor, etliche Millionen flüssig zu machen, um Arbeiterquartiere zu gründen und den Genossenschaften den Weg zu bahnen.

In einem an Herrn v. Hoffinger gerichteten Briefe (17. 5. 1869) klagte er aber in Betreff dieser Aufsätze, wie er sich nicht mehr über die Empfindung der gänzlichen Fruchtlosigkeit solcher Arbeiten erheben könne, so weit sie darauf gerichtet wären, die freie Thätigkeit der Besitzenden und Gebildeten zur Förderung der Selbsthülfe hervorzurufen oder die Regierungen aus ihrer Routine herauszudrängen. „Bei einem solchen Vorschlage gegenüber der unermeßlichen vis inertiae, der Selbstsucht in allen Formen bei den höheren Klassen muß ich mich selbst auslachen. Und doch sehe ich keinen andern Weg nach Küßnacht, — wenn es nicht überhaupt zu spät ist, was mir mehr und mehr das Wahrscheinlichste scheint. Sacar fuerzas de flaqueza*) heißt das spanische Sprichwort, und ich prakticire es schon sehr lange und werde wohl darüber im Geschirr fallen. „Hoffen, da nichts zu hoffen", — wäre noch leichter, — aber nicht hoffen und doch handeln als wenn! — Genug, ich möchte diese Schrift wohl als mein Testament ansehen, fürchte aber, daß auch dieser negativ gute Vorsatz unerfüllt bleibt, wie so mancher positive!"

Diese Hoffnungslosigkeit bezog sich aber nur auf die Zustände in Deutschland und Frankreich; für England hatte er bessere Zuversicht, wie die ebenfalls im letzten Lebenjahr geschriebenen, in der deutschen Vierteljahrsschrift erschienenen und

*) Ziehe Kraft aus der Schwachheit.

demnächst noch als besondere Brochüre abgedruckten Aufsätze über die Arbeiterfrage in England andeuten, deren vorgedrucktes Motto schon lautet: „Die einstimmigen Aussagen aller von uns vernommenen Zeugen beweisen, daß seit mehreren Jahren eine nachhaltige, entschiedene und fortschreitende Verbesserung der Moral, der Lebensart, der Bildung und der ganzen Haltung der arbeitenden Klassen stattgefunden hat (Bericht eines parliamentarischen Comité vom Juli 1868)". Und wie Huber einst in England die ersten Eindrücke von der gewaltigen Gefahr gewann, welche aus der modernen Industrie für alle Gesittung erwachsen könne, so war es auch wieder England gewesen, welches ihm den ersten thatsächlichen Beweis dafür bringen sollte, daß der treuen Arbeit, zumal wenn sich ihr die Tüchtigsten und Einflußreichsten mit ganzer Kraft hingeben, auch auf diesen Bahnen der sichtbare Segen nicht fehlen werde.

So viel von Huber's litterarischem Dienst auf socialem Gebiet. Wir haben uns natürlich bei der übergroßen Fülle von Stoff auf eine bloße Skizze des Ganges beschränken müssen, den seine Anschauungen und Bestrebungen genommen haben, und wir müssen jeden Leser, der diesen Gang im Einzelnen verfolgen will, auf Huber's eigene Schriften verweisen, die noch eine Fülle von Gedanken, Stimmungen, Bildern und Thatsachen wiedergeben, die hier haben unberücksichtigt bleiben müssen, obgleich sie oft genug originelle und bedeutende Schlaglichter auf die Geschichte der Zeit zu werfen vermögen.

Alles das, was wir seither von Huber's freiwilligem Dienst auf socialem Gebiet berichtet haben, waren, um seine Bezeichnungsweise zu brauchen, nur Worte, wenn er auch immerhin einen unermüdlichen Fleiß und den besten Theil seiner Kraft für diese gesprochenen und geschriebenen Worte verbrauchte; es war ihm dringendes Bedürfniß, daneben auch selbst Thaten zu thun und die von ihm so dringend empfohlenen Heilmittel zur Abstellung socialer Nothstände selbst in seiner Umgebung zu erproben. An solchen Nothständen fehlte es dort auch nicht. Freilich nahm seine nunmehrige Heimathstadt Wernigerode mit

ihren etwa 10,000 Einwohnern*) immerhin eine besonders günstige Stellung unter den mitteldeutschen Städten dieser Größe ein; es gab dort manchen alten Wohlstand, Feld und Wald boten vielfache Gelegenheit zur Beschäftigung aller müßigen Hände, und ein reger Wohlthätigkeitssinn war bereit, jeden Hülflosen und Unglücklichen zu unterstützen. Aber der sehr zahlreiche kleine Handwerkerstand hatte dort, wie überall in jenen Zeiten, schwer zu ringen, um sich unter dem Umschwung aller gewerblichen Verhältnisse aufrecht zu erhalten, und er war vielleicht hier leichter, als anderswo, geneigt, an der eigenen Kraft zu verzagen und sich auf fremde Hülfe und auf die umfassende Wohlthätigkeit zu verlassen. Huber hat selbst die ökonomischen und socialen Verhältnisse, wie sie ihm in dem ersten Jahrzehnt seines Wernigeröder Aufenthalts entgegengetreten waren, in dem sechsten Hefte der Concordia (1861) ausführlicher geschildert, und es fehlt diesem Bilde nicht an manchen tiefen Schatten.

Um nun seinerseits Hand an's Werk zu legen, unternahm er es, zunächst im Frühjahr 1855 einen Darlehnsverein zu gründen; er brachte aus eigenen und fremden Mitteln einige Capitalien zusammen, welche in geringen Beträgen bis zu 25 Thaler an kleine Leute gegen mäßige Zinsen ausgeliehen wurden und durch wöchentliche Abschlagszahlungen erstattet werden sollten. Er wollte auf diesem Wege den Leuten zeigen, daß es möglich sei, regelmäßig einen bestimmten Betrag zu erübrigen, und daß sich daraus in nicht langer Zeit eine für ihre Verhältnisse immerhin stattliche Summe aufbringen lasse, welche zur Abstoßung von Wucherschulden, zur Beschaffung von Vieh, Vorräthen u. s. w. benutzt werden könnte. Daß man damit begann, den kleinen Leuten Darlehen — jedoch gegen Bürgschaft eines sichern Mannes — anzubieten, das war, wie sich Huber dessen auch vollständig bewußt war, durchaus gegen das Princip der Selbsthülfe auf genossenschaftlichem Wege; aber unter den concreten

*) Bei dieser Zählung sind die unmittelbar an sie angrenzenden Nachbarorte Nöschenrode und Hasserode der Stadt Wernigerode zugerechnet, mit der sie in socialer Beziehung eine Einheit bilden, obwohl sie selbständige politische Gemeinden sind.

Verhältnissen schien es ihm das zweckmäßigste Mittel, um die ersten Handhaben für weitere sociale Heilmittel zu gewinnen, und er benutzte jede Gelegenheit, um mit unermüdlichem Fleiße in diesem Sinne auf die Betreffenden einzuwirken. Der Erfolg gab ihm Recht; im zweiten Jahre war der Boden genugsam vorbereitet, um neben dem für die kleinen Leute fortbestehenden Darlehnsverein einen nach den Principien von Schulze-Delitzsch eingerichteten Vorschußverein zu begründen, der schon im ersten Jahre 70 Mitglieder aus dem Stande der Handwerker, unteren Beamten u. s. w. zählte, und sich bald auf mehrere hundert von Mitgliedern aus allen Ständen und von allen Parteien vermehrte. Beide Vereine bestehen noch heute, der Darlehnsverein mit einem jährlichen Umsatz von etwa 40,000 Thlr., der Vorschußverein mit einem solchen von etwa 85[illegible]0 Thlr., und beide Vereine haben in ihrer vieljährigen Wirksamkeit den Einwohnern von Wernigerode und Umgegend, zumal dem Handwerkerstande, vielen und nachhaltigen Nutzen gebracht, so daß auch manche der in dem Huber'schen Aufsatz erwähnten Schäden eine entschiedene Besserung erfahren haben.

Aber mit Entstehung dieser beiden Vereine war für die Dauer von Huber's Leben das Bereich für rein genossenschaftliche Bildungen in Wernigerode ausgefüllt; für Rohstoffvereine, Consumvereine, Bauvereine fehlten die erforderlichen Voraussetzungen und namentlich die Persönlichkeiten, welche solche Dinge praktisch anfassen und beleben konnten. Huber richtete daher auch seine weitere Thätigkeit nicht sowohl auf Verbesserung der ökonomischen Lage, als auf die intellectuelle und sittliche Hebung der unteren Stände und auf andere Werke der innern Mission. Im Jahre 1857 trat er mit einer Anzahl von ihm angeregter Freunde zur Gründung einer Fortbildungsschule für Handwerkslehrlinge zusammen. Er selbst ging von da an alljährlich mit dem Bettelsack umher, um die Mittel für die Besoldung der Lehrer und für die sonstigen Kosten zu gewinnen; er übernahm die Leitung des ganzen Unternehmens und schenkte ihm regelmäßig einen oder mehrere Abende der Woche. Leider fanden sich hauptsächlich nur solche Lehrlinge ein, die in allen Schulfächern

zurückgeblieben waren oder das Wenige, was sie einst gelernt hatten, schon wieder vergessen hatten, und so mußte der Unterricht ein sehr elementarer bleiben und war hauptsächlich in die Hände von Volksschullehrern gelegt. Dagegen drang Huber darauf, daß an den Sonntag-Abenden den Knaben Anregendes oder Erbauendes gewährt werde, und so hielt er an diesen Abenden abwechselnd mit befreundeten Geistlichen oder anderen Männern allerlei Vorträge oder Conversationen, oft geschichtlichen Inhalts. Um auch der körperlichen Ausbildung ihr Recht zu verschaffen, ließ er an einem Wochenabend durch alte Militärs Exercierunterricht geben; er versäumte dann nicht, von Anfang bis zum Ende dabei zu stehen, um für die Disciplin zu sorgen und zu zeigen, welchen Werth er auf diesen Theil des Unterrichts lege. Auch an frohen Festen durfte es einer solchen Schule nach Huber's Meinung nicht fehlen; dazu wurde jede geeignete Gelegenheit benutzt, und in jedem Sommer zog er mehrere Mal mit seinen Lehrlingen und etlichen ihn begleitenden Handwerksmeistern und anderen Freunden hinaus durch Berg und Wald, und munteres Lied und fröhliches Spiel und reichliche Bewirthung machten diese Ausflüge zu wahren Freudentagen. Huber hielt dabei auf militärische Ordnung, und um diese zu fördern und namentlich dem Vereinzeln und Absondern vorzubauen, bewaffnete er jeden Lehrling bei solchem Auszuge mit einer Lanze mit schwarz-weißem Fähnlein, und Trommler und Pfeifer, die er alljährlich wieder auf seine Kosten ausbilden ließ, mußten das Uebrige thun, um die kriegerische Fiction zu fördern. Huber selbst schritt allemal der Schaar voraus und führte sie durch Städte und Dörfer, und wenn ein patriotisches Fest durch öffentlichen Aufzug gefeiert wurde, da hielt er es auch für Pflicht, mit seinen Lehrlingen zu erscheinen und, wenn es sein mußte, Stunden lang mit ihnen auf den Straßen zu stehen. Seine hauptsächlichste Thätigkeit war aber eine disciplinarische. Den Lehrlingen mochte die Rückkehr auf die Schulbank, der sie schon glücklich entgangen zu sein glaubten, oft genug nicht schmecken, und die Meister waren nicht gewohnt, bei der Ausnutzung der Kräfte der Lehrlinge auf deren Bildungsbe-

dürfniß Rücksicht zu nehmen. Da waren denn die Versäumnisse sehr an der Tagesordnung. Huber aber, der ja zu sagen pflegte, daß ihm einmal die unangenehmen Rollen gebührten, wollte das nicht so hingehen lassen, und mit der größten Aufopferung wanderte er Jahr aus Jahr ein immer wieder durch alle Straßen und suchte die Meister oder Eltern der renitenten Lehrlinge auf, um bittend, ermahnend, scheltend auf den Schulbesuch zu bringen. Erst in den letzten Jahren, in denen die Kräfte nachließen, verzagte er daran, diese Passivität zu überwinden, und er trug schwer daran, daß alle seine Arbeit nicht ausgereicht hatte, um das Bewußtsein von der Nothwendigkeit einer tüchtigen Schulbildung in den Handwerkerkreisen zu wecken. Die Zahl der theilnehmenden Lehrlinge, die sich früher bis auf 90 erhoben hatte, schmolz mehr und mehr zusammen, und der noch zuletzt gemachte Versuch, der Schule durch Zufügung einer auf höhere Ziele gerichteten Abtheilung neues Leben zu bringen, sollte, wenigstens so lange Huber lebte, keine Früchte bringen.

In einem christlichen Gesellenvereine, der sich unter Huber's Patronat unter dem Namen „Fides" in Wernigerode gebildet hatte, versah er viele Jahre lang das Amt eines Vorstehers und widmete ihm ebenfalls gar manche seiner Abende, an denen er Vorträge hielt oder Gespräche mit den Gesellen anknüpfte. Vielen einzelnen Gliedern dieses Vereins ist er ein treuer Berather und Gönner gewesen und hat dort gewiß manchen guten Samen ausgestreut. Aber da die Mehrzahl der Mitglieder sich nur vorübergehend in Wernigerode aufhielt, so war ein steter Wechsel unvermeidlich, und je nachdem unter den jedesmaligen Theilnehmern anregende, frische, belebte Kräfte waren oder nicht, je nachdem blühte dieser Verein oder litt an ermüdendem Siechthum, so daß er mitunter nur auf wenige Köpfe zusammenschmolz und sein Gesangchor, den Huber für ein besonders wichtiges Element hielt, zeitweilig verstummen mußte.

Als sich ein anderer Verein von Handwerksgesellen gebildet hatte, welche an der ernst-christlichen Haltung des Vereins „Fides" kein Gefallen hatten, welche aber auch den Männergesang pflegen und einen ehrbaren Ton unter sich aufrecht erhalten wollten, da

ließ Huber ſich gern bereit finden, ihnen mit Rath und That zur Hand zu gehen, und er beſuchte auch eine Zeit lang oft genug ihre Zuſammenkünfte und ſtreute hier und da ein gutes Wort unter ihnen aus. Und er leugnete nicht, daß er an „ſeinen Heiden", wie er dieſe Leute im Gegenſatz zu ſeinen Chriſten in der „Fides" nannte, mitunter um ihres fröhlichen Humors und um der Unbefangenheit willen, die in ihrem Vereinsleben herrſchte, ſeine beſondere Freude habe. Der Gedanke, die wandernden Geſellen durch Gründung einer „Herberge zur Heimath" gegen die Unbilden des alten Herbergsweſens zu ſichern, ward ihm durch dieſen Verkehr wieder beſonders nahe gelegt.

Aber auch bei den mancherlei anderen Unternehmungen und Beſtrebungen im Sinne der innern Miſſion hatte Huber oft zu bemerken geglaubt, daß der Mangel eines geeigneten Locals vielfach ein Hinderniß bereite; er gab ſich der Hoffnung hin, daß, wenn es gelinge, alle Zweige dieſer Thätigkeit durch ein Vereinshaus mit einander in Verbindung zu bringen und dieſes zugleich ſo würdig und bequem auszuſtatten, daß ernſte Männer dort gern weilen und ſich geſellig vereinen würden, — daß dann von einem ſolchen Hauſe aus neues Leben in alle Adern der bürgerlichen Geſellſchaft fließen werde, und daß es der Mittelpunkt einer angeregten und reich geſegneten Thätigkeit für Hebung der ſocialen Zuſtände werden könnte. Er hatte lange nach einem geeigneten Gebäude geſucht, — aber keins hatte ſeinen Forderungen, die er namentlich auch an die Würde und Schönheit der Räume ſtellte, genügend entſprochen. Da faßte er in Gemeinſchaft mit ſeiner Gattin den Entſchluß, auf einem unweit ſeines Hauſes erworbenen Grundſtück ein ſolches Haus zu erbauen und daraus eine, nach der nahe gelegenen kleinen Kirche zu St. Theobaldi benannte Stiftung zu machen. Die in den Grundſtein des Hauſes gelegte Urkunde giebt Rechenſchaft von dem, was die Erbauer deſſelben haben erſtreben wollen. Sie lautet:

„Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes wurde heute der Grundſtein des Vereinshauſes der St. Theobaldiſtiftung gelegt und von dem regierenden Grafen

Otto, dem Grafen Botho Erlaucht, so wie von den anwesenden Freunden der Sache mit Gebet und Gesang der göttliche Segen zu diesem Bau und zur Erfüllung derjenigen Bestimmung, welche das Gebäude und die damit verbundene Stiftung nach Wunsch und Meinung der Gründer haben soll, herabgerufen.

„Unter solchem göttlichen Segen und Schutz sollen hier den Bestrebungen des (nach Gal. 5, 6) „in der Liebe thätigen Glaubens" in dieser Stadt und Grafschaft die zur wirksamsten Betreibung ihrer Arbeit nöthigen Räume und sonstigen Einrichtungen dargeboten werden, in einfacher aber würdiger Ausstattung. Hierbei sind hauptsächlich diejenigen Arbeiten zu berücksichtigen, welche man unter dem Ausdruck Mission zu begreifen und nach zwei Seiten hin als innere und äußere oder Heidenmission zu unterscheiden pflegt. In diesem Geist und Sinn soll hier ein größerer Saal zahlreichere Versammlungen aufnehmen zu Erbauung, Bildung, Belehrung, Erheiterung und Verhandlungen mancherlei Art. Dazu dann geeignete Räume für die Zwecke der sogenannten Gesellen- oder Jünglings- und Handwerkervereine, der Lehrlingsschule und anderer Anstalten zur geistigen und sittlichen Förderung, Hebung und Bewahrung desjenigen Standes, der vor allen anderen seinen Namen von der Arbeit trägt — in Ehren und Segen, sofern auch die andere Wurzel des Gedeihens, das Gebet, nicht fehlt. Auch eine Herberge wird zur Aufnahme von Wanderern und Stammgästen jeder Art dienen, sofern sie sich nur guter Hausordnung fügen können und mögen. Endlich wird auch die Anregung und Leitung von mancherlei Bestrebungen zur Hebung der materiellen Zustände namentlich in gewerblichen und wirthschaftlichen Genossenschaften aller Art von dieser Stätte und in jenem Geist und Sinn ausgehen können.

„Wie nun dies Haus von Stein und Holz auf diesem seinem Grundsteine fest beruhen soll, so möge auch das geistige und geistliche Haus, welches sich in diesen Mauern auferbauen wird, sich fest begründen auf dem lebendigen Steine, den die Bauleute verworfen haben, der aber dennoch der Eckstein geworden ist und ewig bleiben wird. Je tiefer und fester dann solches Leben dieses

Hauſes in dem Grunde der göttlichen Heilsoffenbarungen nach den Bekenntniſſen der evangeliſchen Kirche wurzelt, deſto freier und fruchtbarer darf, kann und muß es ſich dann nach Phil. 4, 8. („Weiter, liebe Brüder, was gerecht, was keuſch, was lieblich, was wohl lautet, iſt etwa eine Tugend, iſt etwa ein Lob, dem denket nach", in allen Richtungen entwickeln und bewegen zu Allem, was im Bereiche und Geiſte chriſtlicher und deutſcher Volksart und Bildung gut, ſchön und nützlich ſich erweiſen mag, ſofern es als Zweck oder Mittel chriſtlicher Liebes- und Miſſionsarbeit dienen kann. In dieſem Sinn und Geiſt darf dies Haus ſich das Wort ſeines großen Hausherrn aneignen: „Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns". Und ſo verſchließe es ſich denn Keinem, der nicht in verſtocktem Aergerniß von jenem Geiſt und Herrn ſich ſelber ausſchließt. Sollte aber jemals jenes Aergerniß ſich zu feindſeliger Uebermacht ſteigern, ſo möge hier nicht nur ein offenes Haus, ſondern auch eine Zuflucht und Burg zu Vertheidigung und Angriff für ſolche Kräfte chriſtlichen Lebens gefunden werden, denen die Welt einmal zu heiß und eng werden will.

„Heut aber und zu jeder Zeit gelte an dieſer Stätte und in jedem Sinne, für das ſteinerne, wie für das geiſtliche Haus, das Wort des Pſalmiſten (Pſalm 127): „Wo der Herr nicht das Haus bauet, da arbeiten umſonſt, die daran bauen".

Wernigerode, den 17. Mai 1862.

V. A. Huber.

Auguſte Huber geb. Klugkiſt."

Am 13. September 1863 wurde das fertige Haus eingeweiht. Ein großer zur ebenen Erde gelegener Saal füllt den Mittelbau aus, zwei zweiſtöckige Flügel flankiren ihn. Das in Mitten eines großen Gartens im ſchönen Mühlenthal belegene, im Ziegelrohbau ausgeführte Gebäude gewährt ſchon äußerlich einen würdigen und ſtattlichen Anblick, und dem Aeußern entſpricht auch das Innere. Neben dem ſchönen Saale und der Wohnung für den Hausvater ſind größere Zimmer für den Unterricht und für allerlei Verſammlungen vorhanden; eine Reihe von Räumen ſind für die Aufnahme der Herbergsgäſte eingerichtet, und es iſt auch Platz da, um einzelne zum Geiſte des Hauſes

paſſende Miether oder Reiſende aus den beſſern Ständen aufzunehmen. Abgeſehen von den Betten für die Herberge, welche der regierende Graf zu Stolberg-Wernigerode geſchenkt hatte, war die ganze Ausſtattung des Hauſes auch von Huber beſchafft. Dazu gehörte namentlich auch eine umfangreiche Volksbibliothek, die er ſeit Jahren mit Sorgfalt geſammelt hatte, ſowie eine Sammlung von Modellen für den Zeichenunterricht und von ſehr zahlreichen hiſtoriſchen und naturwiſſenſchaftlichen Bildern, welche Huber ebenfalls ſeit langer Zeit in Deutſchland, England und Frankreich geſammelt hatte, indem er glaubte, daß ſie beſonders geeignet ſeien, um unter dem Volke bei Jung und Alt Intereſſe zu wecken und den Geſichtskreis zu erweitern.

Huber übergab das Haus zunächſt einem großen, noch jetzt beſtehenden Verein, der ſich aus zahlreichen angeſehenen Einwohnern gebildet hatte, um das Haus den Intentionen Huber's gemäß auszunutzen. Für den Fall, daß dieſer Verein eingeht, iſt eine beſondere Stiftung eingeſetzt, welche weiter über das Haus verfügen ſoll. Alsbald nach der Einweihung nahmen der Geſellenverein Fides und die Lehrlingsſchule dort ihren Sitz ein; bald kamen Nähſchulen für Mädchen hinzu, die, zunächſt von einer Diakoniſſin angeregt, ſich bald unter der thätigen Theilnahme einer Anzahl befreundeter Damen ſo füllten und erweiterten, daß der Platz kaum ausreichen wollte und mehrere Abtheilungen gemacht werden mußten. Die Volksbibliothek erfreute ſich eines zahlreichen Zuſpruchs, zumal von der Schuljugend. Der Herberge fehlte es nicht an einkehrenden Wanderern. In dem großen Saal wurden Winter für Winter unter bleibender Theilnahme des Publikums ein Cyclus wiſſenſchaftlicher Vorträge, meiſtens von einheimiſchen Kräften, gehalten, und das dabei erhobene Eintrittsgeld konnte einen Theil der laufenden Koſten decken. An anderen Abenden wurden populäre Vorträge für Handwerker gehalten, und noch manche ſonſtige Verſammlungen ſind von dort aus angeregt und haben dort Raum gefunden. Das Jahresfeſt pflegte mehr als hundert von den allen Ständen angehörigen Vereinsgliedern zu einem einfachen Mahle zu vereinigen, welches durch ernſte und heitere Rede und durch Geſangvorträge der Ge-

ſellen und anderer Vereine den nöthigen Schmuck erhielt. Patriotiſche Feſte wurden in ähnlicher Weiſe gefeiert, ſo oft die Gelegenheit ſich bot, und es war damit den verſchiedenen geſellſchaftlichen Schichten ein gemeinſamer Vereinigungspunkt geboten, wie er ſich an wenigen Orten in dieſer Weiſe finden mag. Daß nicht aus einer ſolchen Vermiſchung der Stände Ungehörigkeiten erwuchſen, dafür ſorgte der Ton, der von Anfang an in dem Hauſe heimiſch geworden war, und der in dem gemeinſamen Geſang und Gebet zum Beginn und am Schluß der Tafel ſeinen Halt fand. An einer unbefangenen Heiterkeit hat es darum nicht gefehlt, und um ſie zu fördern, ließ Huber ſogar den ihm ſonſt ſo antipathiſchen Tabaksrauch in den Räumen des Vereinshauſes gelten.*)

---

*) Huber's Geburtstag (10. März) war wiederholt Veranlaſſung zu ſolchen Feſten. Lehrlings- und Geſellenvereine hatten von Anfang an dieſen Tag gerne benutzt, um ihre Dankbarkeit für ihren Stifter und Vorſteher an den Tag zu legen, und in dieſe Tradition trat auch das Vereinshaus ein. Einmal wurde an dieſem Tage von Handwerkern eine von dem Freunde Huber's, Paſtor Schwartzkopff, gedichtete dramatiſche Scene „der Profeſſer" aufgeführt, welche in liebenswürdiger Weiſe und im echten Volkston Huber's Beſtrebungen zur Hebung des Handwerkerſtandes der Menge veranſchaulichen und ihrem Herzen nahe legen ſollte. Eine ſolche Heranziehung der Bühne und ihrer Mittel lag ganz innerhalb der Pläne Huber's, und die Aufführung war auch auf's beſte gelungen. Dennoch nahm Huber etlichen Anſtoß an dieſer Ueberraſchung — weil es ihm widerſtand, daß von ſeinem Thun und ſeinen Opfern viel Aufhebens gemacht wurde. Der letzte Geburtstag Huber's (1869) wurde unter beſonders großer Theilnahme gefeiert, weil gerade damals der (S. 364) erwähnte Verſuch der Laſſalleaner, in Wernigerode Boden zu gewinnen, und die entſchiedene öffentliche Zurückweiſung derſelben durch Huber erfolgt war. Er ſchrieb darüber einem Freunde: „Der Tag iſt hier ſehr wunderlicher Weiſe zu einer öffentlichen Demonſtration zu Ehren meiner vermeintlichen Verdienſte, ſowohl im Allgemeinen, als namentlich in der Oppoſition gegen die hier eröffnete ſocial-demokratiſche Agitation geworden, und er diente wenigſtens dazu, daß die Philiſter aller Art aus der bloßen Furcht ſich zu einer Art von Selbſtvertheidigung ermannten und gleichſam inſtinctmäßig in und an mir Anhalt und Banner ſuchten. Alſo großer Actus im Vereinshauſe, darin ich mich denn mit leiblichem Anſtand in's Haus ſchlachten ließ mit Anrede, Antwort, Hoch, Geſang und ſchließlich einfach bürgerliches Zweckeſſen unter Theilnahme von 250 Perſonen jeden Standes — leider nur keine eigentlichen Arbeiter. Ich war in einer peinlichen Stimmung und ſcheußlich erkältet und heiſer, und ſchlich mich nach

So gedieh denn mancher von den Zweigen, welche in dem Hause Raum finden sollten, und sie gediehen besser, als mancher Zweifelmüthige erwartet hatte. Aber Huber's Hoffnungen konnte der Erfolg nicht entsprechen. Es kamen Zeiten, zumal fast alljährlich im Sommer, in denen alle Thätigkeit darniederlag; Lehrlingsschulen und Gesellenvereine machten keine Fortschritte, im Gegentheil schien es mitunter, als sollten sie ganz zusammenschmelzen und erlahmen. In der Herberge fanden sich weniger die ordentlichen, tüchtigen Handwerksgesellen ein, — sie wanderten bald nur noch ausnahmsweise so weit ab von der Heerstraße, welche die großen Städte verbindet, — als vielmehr fahrendes Gesindel, welches gegen jede sittliche Beeinflussung verhärtet war. Und was die Hauptsache war, die nachhaltige Einwirkung, welche nach Huber's Hoffnungen von diesem Haus aus auf das gesammte sociale Leben der Stadt und ihrer Umgebung erfolgen sollte, und von der er große Wandelungen erwartet hatte, sie trat nicht ein. Er war viel zu streng und wahr in seinem Urtheil, um sich dies irgend zu verhehlen, und während Andere sich seiner so großmüthig geschaffenen und so schön gelungenen Stiftung und ihres Gedeihens freuen zu müssen glaubten, war es ihm schon längst zur Gewißheit geworden, daß er das, was er gewollt habe, nicht erreiche, und daß er einen erheblichen Theil seines Vermögens und ein gut Stück Kraft und Zeit an ein vergebliches Unternehmen gewandt habe.

---

einem Stündchen davon. Die Herrlichkeit dauerte aber bis gegen Mitternacht und soll heiter und anständig verlaufen sein, — eröffnet mit „Lobe den Herren" und geschlossen mit „Nun danket alle Gott", — „Hoch dem König", allerlei Gesangstücke der Liedertafel u. s. w., — was will man mehr? Aber meine Stimmung war doch sehr ernst und schmerzlich, unbeschadet aller Anerkennung, die ich der meiner Person gezeigten freundlichen Stimmung zollen mußte. Denn ich konnte mir nicht verhehlen, daß das Alles nicht zu einem praktischen Resultat und nachhaltiger Wirkung führen könne. Dann quälte mich der falsche Schein, als wenn mein letztes Wort und mein Hauptstreben *gegen* die Arbeiter und für die Philister gerichtet wäre, — eine Auffassung, gegen die ich mich freilich so bestimmt verwahrte, als es ohne Trübung des ganzen Moments möglich war, — denn zu einer solchen war ich doch wahrlich nicht berechtigt. Dazu schmerzte mich die klägliche Erfahrung, wie leicht die armen, rohen, dummen Kerls, die Arbeiter und zum Theil Gesellen, sich von dieser wahrhaft höllischen Verführung bethören lassen".

Es ist nicht schwer, hinterdrein gar manche Momente zusammenzusuchen, welche das Mißlingen des Huber'schen Projectes erklären. Es war schon eine bedenkliche Seite desselben, daß es nicht aus dem allgemeinen Gefühl des Bedürfnisses hervorgewachsen und durch die eigenen Anstrengungen aller Betheiligten mühsam errungen war, sondern daß eine freigebige Hand es der Stadt als ein fertiges Ganze gleichsam octroyirt hatte, so daß sie sich von vornherein gewöhnte, es als ein ihr fremdes Ding zu betrachten. Schon bei Besprechung seiner litterarischen Thätigkeit erwähnten wir (S. 348), daß Huber vielleicht zu großen Werth auf Einrichtungen als solche gelegt und es zu wenig beachtet habe, daß es schließlich mehr noch auf die Persönlichkeit ankomme, welche mit diesen Einrichtungen arbeiten soll. In entsprechender Weise hatte er auch hier geglaubt, daß es an dem Leben nicht fehlen werde, wenn nur erst der äußere Rahmen dafür vorhanden sei. Aber dieser Rahmen genügte doch nicht, wenn nicht Personen da waren, um das Leben zu wecken, und so waren nur immer diejenigen Zweige des gesammten Getriebes in voller Thätigkeit, welche, wie die Nähschulen und vorübergehend der Gesellenverein, die rechten Leiter gefunden hatten, die ihre ganze Kraft dafür einsetzen konnten.

Huber selbst ließ es nun zwar keineswegs daran fehlen, seine eigene Kraft mit der größten Treue und Aufopferung für Erreichung seiner Ziele herzugeben, — aber sie war mannigfach gebunden, und die Gabe der rechten Volksthümlichkeit, wie sie der braucht, der das Volk sammeln und unmittelbar auf dasselbe wirken will, die hatte er nicht empfangen. Eine so bekannte Persönlichkeit auch der „Herr Professor" in Wernigerode geworden war, und so sehr auch Jedermann an seine Uneigennützigkeit und an seine Güte glaubte, so blieb er der Menge doch immer ein durchaus fremdartiges Element, das ihr in seiner Denk- und Sprechweise oft genug unverständlich war, und das sie viel zu sehr respectirte, um sich im Zusammensein mit ihm unbefangen und „gemüthlich" zu fühlen. Sie mochte es auch fühlen, daß es nicht Freude und Behagen an der Geselligkeit sei, welches ihn in solche Kreise führe, sondern nur Pflichttreue

und große Selbstüberwindung. Dazu kam ein gewisses unpraktisches und den kleinen Dingen des Lebens abgewandtes Wesen in Huber's Art, wie es bei dem Gelehrten, der den größten Theil seines Lebens in ernsten Studien zugebracht hat, leicht erklärlich war und in seiner großen Kurzsichtigkeit Nahrung fand. So prägten sich ihm oft die einzelnen Persönlichkeiten nicht scharf genug ein, und indem er sie mit einander verwechselte, erwuchsen daraus allerlei Mißverständnisse und Verstimmungen.*) Kurzum, trotz aller seiner Liebe war er nicht dazu berufen, die Menge der Gleichgültigen, Trägen oder wohl gar Feindlichen für seine Pläne zu gewinnen und sie zu socialen Thaten fortzureißen, und so unermüdlich er auch in seiner Thätigkeit für das Vereinshaus und für alle dessen Zwecke war, und so oft er auch die Vorstandsglieder zu Conferenzen berief oder die Handwerksmeister in ihren Werkstätten aufsuchte, um sie nach diesem und jenem zu fragen, das rechte Leben konnte er nicht wecken.

Nun fehlte es ihm freilich durchaus nicht unter den angesehensten Einwohnern der Stadt an treuen Gehülfen und Anhängern; im Gegentheil umgab ihn ein Kreis von tüchtigen Männern, die ihn hoch verehrten und allen seinen Plänen den besten Erfolg wünschten. Allein sei es, daß ihre Aemter und anderweite Interessen sie zu sehr in Anspruch nahmen, sei es, daß auch ihnen die rechten Gaben fehlten, oder daß es unter dem überwiegenden Einfluß Huber's nicht möglich war, eigenartig und selbständig neben ihm zu wirken, — kurzum, auch sie weckten in dem St. Theobaldivereinshause nicht die von Huber ersehnte frische, fröhliche Thätigkeit. Dazu kam schließlich noch, daß das Haus von dem eigentlichen gewerblichen Leben der Stadt

*) In einer der Nähschulen waren einmal Mißhelligkeiten entstanden, und Huber fand es nöthig, eine Anzahl renitenter Schülerinnen aufzusuchen und ihnen in Gegenwart ihrer Angehörigen ihr Unrecht etwas nachdrücklich vorzuhalten. Unglücklicher Weise verwechselte er aber den Zettel, auf dem die Sünderinnen notirt waren, mit einem andern Zettel, der die Namen der besten Schülerinnen enthielt, und so wurden die Strafreden an sehr verkehrter Stelle angebracht. Daraus drohte fast eine ernstliche Krisis für das Bestehen der ganzen Schule zu werden.

etwas zu weit abliegt, so daß es für viele Einwohner nur mit unverhältnißmäßigem Zeitaufwand erreicht werden kann.

Der in seinen Augen große Mißerfolg, welchen Huber an dem Vereinshause erlebte, trug sehr dazu bei, ihm die letzten Lebensjahre zu erschweren und den freiwillig gewählten Aufenthalt in Wernigerode zu verbittern. Auch manche andere Illusion sah er schwinden. Er hatte sich einst gedacht, daß die Grafschaft Wernigerode, die bis dahin in vieler Beziehung eine nicht geringe Selbständigkeit bewahrt hat und unter der Verwaltung ihres durch Frömmigkeit und Wohlthätigkeit bekannten Grafenhauses steht, gewissermaßen ein sociales Versuchsfeld sein könne, und er hatte gehofft, daß sich hier noch gar manche seiner Pläne würden ausführen lassen. So hatte er dringend gemahnt, man möge ländliche Arbeitshäuser nach Art der belgischen fermes hospices, oder doch ein Zwangsarbeitshaus anlegen, — er hoffte, daß das Armenwesen nach ganz neuen Principien reorganisirt werden könne u. s. w.; aber auch hier ließen die Verhältnisse keinen Raum für solche Schöpfungen, wie er sie wünschte, zumal sie sich mit der bestehenden allgemeinen und auch für die Grafschaft Wernigerode verbindlichen Gesetzgebung oft genug nicht in Einklang bringen ließen. So ungeduldig es ihn oft machte, die Dinge mußten auch hier ihren Lauf behalten und es mußte der Zukunft überlassen bleiben, was etwa von seinen Plänen ausführbar war.

Mehr aber noch, als alles dies, trug der Gang der großen Politik dazu bei, Huber's Sorgen um die Zukunft zu mehren und ihm die letzten Lebensjahre zu erschweren. Mit der constitutionellen Theorie und mit der ganzen Entwicklung, welche das öffentliche Leben in Preußen seit der Verleihung der Verfassung nahm, hatte er sich auch während seines Wernigeröder Aufenthalts nicht befreunden können, und in vielen seiner Publikationen hatte er gelegentlich dagegen gezeugt und namentlich gegen die Führer der Rechten lebhaft polemisirt. Der Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen die socialen Nothstände ward gar oft wiederholt. In einem Briefe an Wolf in Wien (7. 8. 1855) schrieb er mit Rücksicht auf die damals erscheinenden Reisebriefe: „In der

That läuft ſehr viel Pfeffer und Salz mit unter, und meine Abſicht war geradezu, die Berliner conſervative Apathie in Beziehung auf meine Sache einmal durch Zorn zu brechen, da ich es durch andere Affecte bisher vergeblich verſucht. Ich werfe ein paar Dutzend Bomben in's conſervative Lager, die es wecken müſſen, und wenn ſie dann Feuer und Flamme gegen mich ſpeien, ſo iſt mir das viel lieber, als das bisherige byzantiniſche und phariſäiſche Ignoriren". Aber es ſollte ihm doch nicht gelingen, auf dieſem Wege ein nachhaltiges Intereſſe für ſeine Pläne bei den Conſervativen zu erwecken.

Als durch die ſogenannte neue Aera nach dem Regierungsantritt des Königs Wilhelm und durch die bald beginnenden heftigen politiſchen Kämpfe die Verfaſſungsfragen wieder mehr in den Vordergrund traten, konnte auch Huber ſich nicht enthalten, noch einmal Zeugniß gegen die ganze, ſeit 1848 in Preußen eingeſchlagene Richtung abzulegen und auf den ſeiner Meinung nach allein möglichen Rettungsweg hinzuweiſen. In der 1862 bei C. Ed. Müller in Bremen erſchienenen Broſchüre: Die Machtfülle des altpreußiſchen Königthums und die conſervative Partei von V. A. H. griff er die Conſervativen auf das heftigſte an, weil ſie nach ihrem Wahlprogramm für die Bewahrung der Machtfülle des altpreußiſchen Königthums kämpfen wollten und doch nicht den Muth hätten, dafür einzutreten, daß durch eine auf legalem Wege zu bewirkende Verfaſſungsänderung dem Könige die Macht zurückgegeben werde, kraft deren er bei entſtandenen Conflicten das letzte entſcheidende Wort zu ſprechen habe. Huber wiederholte hier mit noch größerer Herbe den alten Vorwurf, daß das letzte Streben der Conſervativen nur dahin gehe, der Ariſtokratie die Herrſchaft neben oder über dem Könige zu ſichern, wie man ja ſchon das Wort habe hören müſſen, wenn die preußiſche Fahne in den Händen der Regierung wanke, ſo werde ſie im Herrenhauſe hoch emporgehalten werden. Er beſtritt es, daß das Königthum dieſer Partei die Rettung aus der Revolution von 1848 verdanke; das Königthum habe ſich ſelbſt gerettet, als es die in der Maſſe des Volkes ruhenden loyalen Geſinnungen aufgerufen habe, und die

große Mehrzahl von denen, welche in der Zeit der Krise für das Königthum eingetreten wären, habe nicht daran gedacht, daß die conservative Partei fortan regieren solle, sondern sie habe das alte königliche Regiment wieder aufrichten wollen. Die Partei habe es aber verstanden, durch geschickte Manöver der königstreuen Gesinnung das Verlangen nach Herrschaft der Conservativen zu unterschieben. Er steigerte diesen Angriff bis zu dem harten Ausspruch: „diese Partei ist nicht nur keine Stütze, sondern sie ist ein Stein am Hals jeder Macht, der sie sich anhängt, vom Königthum bis zur Zunft".

Diesmal sollte eine Antwort aus dem conservativen Lager nicht ausbleiben. Das Staats- und Gesellschaftslexikon von Hermann Wagener brachte eine kurze, sachgemäß gehaltene Biographie Huber's; in einem anscheinend aus der Feder des Herausgebers stammenden Zusatz ward er aber auf das heftigste angegriffen. Es wird ihm vorgeworfen, daß er in der Unklarheit und Dürftigkeit seiner politischen Ansichten nur dahin strebe, die ständische Partei zu vernichten, welche die größte Zukunft in Preußen habe, und daß er damit nur dem Liberalismus und der Büreaukratie den Weg baue. Es heißt dort von ihm, er sei sehr stolz auf seine Vorschläge und kleinen praktischen Versuche zu Associationen für die Linderung der Noth in städtischen Kreisen und sehe verächtlich auf die sociale Thätigkeit der großen Grundbesitzer herab, die doch so Großes und Umfassendes zur Erziehung und Hebung der Genossenschaften ihres Hauses, ihrer Gemeinden und Kreise leisteten. Der Artikel schließt mit dem Satz: „Huber's wahre Herzensmeinung ist, daß der Staat erst seine richtige Form gewinne, wenn er in eine große Suppenanstalt verwandelt ist, und wir würden seinem ferneren Lieblingsgedanken, daß er zum obersten Dirigenten dieser Anstalt bestimmt sei, gern die Erfüllung wünschen, wenn es möglich wäre, daß seine Versuche und Bemühungen in kleinen Kreisen jemals einen großen historischen Staat ausfüllen, und zwar allein ausfüllen könnten".

Für die Leser dieses Buchs wird es hoffentlich keines näheren Beweises dafür bedürfen, wie ungerecht der damit gegen ihn erhobene Vorwurf des Ehrgeizes war. Er fühlte sich dadurch

tief verletzt; in einer kurzen, in dem Volksblatt für Stadt und Land abgedruckten Erklärung gab er diesem Gefühl in gemessener und würdiger Weise Ausdruck. Auch die späteren Entwicklungen des politischen Lebens in Preußen haben Huber von seiner Ansicht über den Werth der Verfassung nicht bekehrt, und er bekannte sich wiederholt zu dem Satz des Kaisers Nicolaus: „Ich begreife die Republik, ich begreife die absolute Monarchie; aber ich begreife nicht die constitutionelle Monarchie. Dies ist die Herrschaft der Lüge, des Betrugs, der Corruption."

Aber auch die äußere preußische Politik erfreute sich weder unter dem Ministerium Manteuffel, noch in den späteren Zeiten seines Beifalls. Er war tief von der großen Aufgabe durchdrungen, welche Preußen im europäischen Staatensystem gestellt sei; aber er sah diese Aufgabe nicht in Vergrößerung nach Außen oder in Erwerbung einer formellen Hegemonie in Deutschland, — im Gegentheil, er glaubte, daß gerade dadurch Preußens Stellung so bedeutend und segensvoll werden könne, daß es allein von allen Großstaaten nicht auf die Jagd von allerlei Vortheilen auszugehen brauche, sondern ohne Hintergedanken für Bewahrung des Rechts eintreten könne, während die übrigen Mächte bei allem ihrem Thun irgend einem kranken Punkt in ihrem Organismus Rechnung tragen und die Wünsche im Auge behalten müßten, die sich für sie an jede bevorstehende Katastrophe und namentlich an die Auflösung der Türkei knüpften. Er meinte deshalb, daß Preußen während aller in den fünfziger Jahren auftauchenden großen politischen Krisen viel bestimmter, energischer, gebietender für Bewahrung des Friedens und Aufrechterhaltung des Rechts hätte auftreten können und müssen, als wie es damals geschah.

Der Krimkrieg und die durch ihn herbeigeführte, für Preußen so gefährliche Steigerung des Ansehens und der Macht Napoleon's III. hätte Huber's Ansicht nach vermieden werden können, wenn Preußen von Anfang an entschieden und muthig genug gewesen wäre, um den an sich wahren und berechtigten Gedanken des Kaiser Nicolaus zu acceptiren und mit allem Nachdruck zu unterstützen, — den Gedanken nämlich, daß es damals

an der Zeit gewesen sei, sich über den Nachlaß des nicht blos kranken, sondern todten Mannes offen auseinanderzusetzen. Aber die preußische Diplomatie sei, so meinte er, dem Moment nicht gewachsen gewesen und hätte es deshalb vorgezogen, auch ihrerseits die künstliche Fiction aufrecht zu erhalten, als sei die Türkei ein lebenskräftiger und den übrigen europäischen Staaten gleichberechtigter Körper, während es doch nur ein bestialischer Riese sei, der halb ein faulender Leichnam, halb noch in epileptischen Krämpfen und Opiumrausch um sich rase und deshalb je eher je lieber beseitigt werden müsse.

Es schien ihm unverantwortlich, daß die christlichen Mächte die Gelegenheit vorübergehen ließen, den bedrängten Glaubensgenossen innerhalb der Türkei eine würdige und gegen Gewaltthat gesicherte Stellung zu gewähren, und es war ihm dringendste Herzenssache, Theilnahme und Fürbitte für sie in den christlichen Gemeinden zu wecken. In dieser Stimmung schrieb er im Laufe des Jahres 1853, wie uns aus sicherer Quelle mitgetheilt ist, an eine ihm nahe befreundete Persönlichkeit in Berlin, sie möge dahin wirken, daß eine entsprechende Fürbitte in das allgemeine Kirchengebet aufgenommen werde. An den officiellen Stellen schien man kein Ohr für diesen Gedanken zu haben; aber eine befreundete Hand vermittelte es, daß Huber's vertraulicher Brief ohne sein Wissen dem Könige vorgelegt wurde. Aus dem von Ranke herausgegebenen Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen (S. 305 ff.) wissen wir, wie die Gedanken des Königs sich damals sehr lebhaft mit der Lage der Christen in der Türkei beschäftigten, und wie es sein lebhaft verfolgter, aber vergeblicher Plan gewesen war, feste Garantieen für sie zu gewinnen. Huber's Brief begegnete daher bei dem König den wärmsten Sympathieen und ward so die Veranlassung, daß durch Cabinetsordre vom 12. December 1853 eine Fürbitte für die Glaubensgenossen, „welche unter dem Drucke der Ungläubigen seufzen", in das allgemeine Kirchengebet aufgenommen wurde und noch jetzt einen Bestandtheil desselben bildet.

Daß Preußen 1859 den italienischen Krieg nicht durch entschiedene Haltung verhindert, und daß es sodann den in Süd-

deutſchland ſchon beginnenden Strom thatkräftiger Begeiſterung nicht benutzt und zu einer allgemeinen deutſchen Nationalerhebung geleitet habe, die den franzöſiſchen Uebermuth für lange Jahre hinaus bändigen und dem politiſchen Leben in Deutſchland neuen geſunden Inhalt habe geben können, das wurde wiederum ſchwer von Huber empfunden. Denn mit immer gleicher Gewißheit ſah er es voraus, daß ein Krieg gegen Preußen das endliche Ziel Napoleon's ſein müſſe, und in dieſer Ueberzeugung wurde er dadurch nicht irre gemacht, daß ihm Napoleon's Perſönlichkeit durchaus nicht verhaßt war, ſondern daß er ſie für ſo reſpectabel hielt, als es bei ſolchen Antecedentien und bei ſolcher ihm durch die Umſtände aufgedrungenen Umgebung möglich war, und daß er ihr namentlich ein herzliches Erbarmen mit der Noth der unteren Stände zuſchrieb, das auch zu entſprechenden Thaten führen werde, ſo weit die Gedanken an die politiſche Situation und die demoraliſirende Umgebung ſolches zulaſſen werde. Nicht Napoleon's Willen, ſondern Napoleon's Geſchick als Werkzeug einer beuteluſtigen Clique und einer nach Ruhm und nach der Rheingrenze dürſtenden Nation hat Huber ſtets als den Feind Deutſchlands bezeichnet. Und Angeſichts dieſes Feindes war es ihm immer eine Nebenfrage, ob Preußen, ob Oeſterreich größeren Einfluß in Deutſchland hätte. Den Gedanken, daß Oeſterreich aus Deutſchland herausgedrängt werden könne, und daß es zum Heil Deutſchlands dienen könne, wenn Preußen über die anderen Staaten eine formelle Herrſchaft gewinne oder einen deutſchen Einheitsſtaat ſchaffe, verwarf er mit ſtets gleicher Entſchiedenheit.

Vor die Oeffentlichkeit iſt Huber mit dieſen ſeinen Anſichten über die äußeren politiſchen Verhältniſſe nur ſelten und meiſtens nur gelegentlich, wie z. B. in der Vorrede zu den beiden Bänden der Reiſebriefe, getreten. Er wußte, daß er in ſeiner Iſolirung durch die Abgabe ſeines Votums nichts erreichen werde. Aber gingen die Wogen der Politik gar zu hoch, ſo konnte er es doch nicht laſſen, zur Feder zu greifen und dadurch den andringenden Gedanken Form und Ordnung zu geben, und ſo ſind manche Denkſchriften entſtanden, die er höchſtens dieſem oder jenem Freunde mittheilte und dann für immer zur Seite legte.

Nur einmal noch veröffentlichte er eine eigene, auf die augenblickliche politische Lage sich beziehende Schrift, — es ist die im December 1863 in Nordhausen im Verlage von Ferd. Förstemann erschienene Brochüre: Zur schleswig-holsteinischen Frage von B. A. Huber. Damals, nach dem Tode des Königs Friedrich VII. von Dänemark, war ganz Deutschland von einer tiefen Erregung ergriffen und begehrte, daß dem dänischen Uebermuth ein entschiedenes Halt geboten werde. Nur die conservative Partei Preußens entzog sich noch dieser Bewegung und begnügte sich damit, den einzelnen Maßregeln der preußischen Regierung zu applaudiren, welche wohl schon damals ihr Ziel fest in's Auge gefaßt haben mochte, es zur Zeit aber für gerathen hielt, an Dänemark nur solche Forderungen zu richten, welche die Fortdauer des seitherigen Zustandes im Wesentlichen zur Voraussetzung hatten und nur auf ein Nachgeben Dänemarks in minder wichtigen Dingen bestanden. Minister von Bismarck wird die Gegner gekannt und gewußt haben, daß er die schleswig-holsteinische Sache dadurch noch nicht gefährde, als er zuerst blos die Aufhebung der Novemberverfassung für Schleswig und demnächst die Herstellung einer bloßen Personalunion zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein forderte, da er voraussah, daß die Dänen auf diese Forderungen nicht eingehen würden und also nicht zu befürchten sei, daß durch Annahme derselben Schleswig-Holstein auf immer an Dänemark gefesselt und damit die mächtige Erregung Deutschlands zum jähen und für unsere gesammten Zustände höchst gefährlichen Ende gebracht werde, — er konnte darauf rechnen, daß es nicht an Gelegenheit fehlen werde, um günstigere Positionen einzunehmen. Aber das große Publikum konnte solche Voraussicht nicht theilen, und es erschien daher in einem ganz andern Lichte, wenn die conservative Presse in jeder der einzelnen, durch die diplomatische Situation bedingten Stadien die jedesmaligen Forderungen der preußischen Regierung als die allein correcten und rechtlich zulässigen bezeichnete, wenn sie der allgemeinen Begeisterung nur kühle Ablehnung entgegensetzte und mit Emsigkeit diesen oder jenen Vorwand aufstöberte, mit dem man den deutschen Forderungen ent-

gegentreten könnte, ja wenn ein hervorragender Führer der Conservativen öffentlich mit Wort und Schrift unter dem Beifall der Partei proclamirte, daß für Schleswig-Holstein die Rechte, welche es etwa gehabt habe, dadurch verwirkt seien, daß die Demokratie sich zu deren Vertheidigung erhoben habe, und daß es Pflicht der Conservativen sei, in allen Punkten dem entgegenzutreten, was demokratischerseits gefordert werde. Ueber dies Alles ergrimmte Huber, und in der erwähnten Brochüre trat er mit der größten Entschiedenheit dafür in die Schranken, daß Schleswig-Holstein nicht länger bei Dänemark bleiben dürfe, und daß Deutschland deshalb den Krieg aufnehmen müsse, selbst wenn andere Großmächte bereit seien, für Dänemark in's Feld zu ziehen. Er habe oft genug gerathen, — so führte er aus — sich nicht durch augenblickliche Gelüste der Menge treiben zu lassen. „Aber," fuhr er fort, „ein Anderes sind die Blasen, die aus dem Schlamm der großen Gewässer des deutschen Volksbewußtseins gerade da und dann aufsteigen, wenn dasselbe stockt und sumpft, und ein Anderes ist dieses edle Gewässer selbst, wenn es durch irgend ein im Wesentlichen berechtigtes Gefühl des Zorns, der Ehre, des Rechts, des berechtigten Interesses oder des dringenden Naturbedürfnisses der Selbsterhaltung in brausender, mächtiger Strömung sich erhebt und nach einer bestimmten und instinctmäßig nach der rechten Richtung sich ergießt. Schlamm und Blasen und Unwesen mancher Art wird der Strom auch besten Falls haufenweise mit sich führen, aber wehe den Staatsmännern, welche jene mit diesem verwechseln, diesen von jenen nicht in seiner Art und Richtung zu unterscheiden vermögen." Er malte es aus, welche trübselige innere Zustände in Deutschland zu erwarten seien, wenn die Regierungen in einem solchen Falle nicht für Deutschlands Ehre und Recht eingetreten seien, und wie dann die vom Ausland drohenden Gefahren so unendlich viel bedenklicher seien, als wie sie entstehen könnten, wenn, wie jetzt, ganz Deutschland einmüthig zusammenstehe. Er stellte die Alternative hin: auf der einen Seite im schlimmsten Falle eine Niederlage, zu Grunde gehen mit Ehren zur Wiedererhebung seiner Zeit, — auf der andern Seite alles Unheil der Niederlage

mit aller Schmach der Selbſtverſchuldung der innern Fäulniß. An Preußen richtete er insbeſondere die Forderung, daß es ſich als Deutſchlands Schwert bewähre. Er ſchloß mit den Worten: „Preußen iſt ſchon jetzt kaum mehr eine vollwichtige Großmacht, weder nach ſeinen Mitteln, noch nach der Haltung, dem Geiſt ſeiner Politik. Es muß etwas Großes, Würdiges thun, um ſich auch nur auf dieſer Stufe zu erhalten. Es fehlt ihm das unermeßliche Gebiet weiterer materieller und nationaler Entwicklung durch Eroberung, Coloniſation und Nationaliſirung, was für England und Rußland, in gewiſſer Weiſe auch für Oeſterreich (an der Donau) offen ſteht. Es hat weder die Vortheile der Concentration noch der romaniſchen Hegemonie, die Frankreich ſo gewaltig auszubeuten vermag, — alſo was dann? Von gewaltſamer Vergrößerung in Deutſchland darf nicht die Rede ſein, — alſo was dann? Was dann — wenn nicht eben ſolche moraliſche Eroberungen, wie wir ſie oben als möglich und erlaubt bezeichnet haben? — Ob ein Congreß einen deutſch-europäiſchen Krieg verhindern kann, mag zweifelhaft ſein; ohne jenen iſt Krieg unvermeidlich, und dann giebt es für Deutſchland keinen beſſeren, gerechteren, als dieſen um Schleswig-Holſtein". Daß ein ſo conſervativer Mann, wie Huber, ſich in ſo entſchiedener Weiſe zur ſchleswig-holſtein'ſchen Sache bekannte, konnte nicht ohne Einfluß auf manche, noch im Schwanken befindliche Kreiſe bleiben.

Noch in anderer Weiſe war er in dieſen Zeiten litterariſch für die ſchleswig-holſtein'ſche Sache thätig. Es kränkte ihn der — wie er ſchrieb — beſtialiſche Antigermanismus, den er in der engliſchen Preſſe wahrnahm, und der ihm auch aus den Briefen ſeiner cooperativen Freunde entgegentrat, ſo daß es ſogar zeitweilig zu einer Entfremdung zwiſchen ihm und den Freunden von Lincoln's Inn kam. Deshalb unternahm er in einer Reihe von Artikeln, die er für den ihm ſeit Jahren befreundeten Guardian beſtimmte, ein Bild der Stellung Deutſchlands zu Schleswig-Holſtein für engliſche Augen zu entwerfen und ihnen die tieferen gemüthlichen Beziehungen und den an dieſe Sache ſich knüpfenden Ehrenpunkt klar zu machen. Hauptſächlich polemiſirte er

gegen die ihm in den englischen Blättern und in den Briefen seiner Freunde so vielfach entgegentretende Auffassung, als ob es sich nur darum handle, daß Preußen es auf Eroberungen abgesehen habe und zumal den Kieler Hafen begehre.

Um so mehr verstimmte es ihn, als er während der nächsten Jahre erkennen mußte, daß die preußische Politik mehr und mehr auf die Annexion Schleswig-Holsteins gerichtet sei, und vom tiefsten Schmerz ward er erfüllt, als er sich überzeugte, daß auch innerhalb Deutschlands Alles darauf hinarbeite, die alten Bundesverhältnisse zu zerreißen und mit den Waffen in der Hand neue Machtstellungen zu gewinnen. Er sah Alles in Frage gestellt, was er seit einem Menschenalter als die beste Verfassung Deutschlands vertheidigt hatte, und schon der Gedanke, daß Oesterreich und Preußen nicht mehr zusammen in dem deutschen Gemeinwesen verbleiben sollten, wo seiner Meinung nach jede der beiden Großmächte ihren besondern ehrenvollen und wichtigen Beruf hatte, schon dieser Gedanke war für ihn im höchsten Grade schmerzhaft. Er verkannte nicht, daß in den deutschen Bundesverhältnissen Manches besser zu ordnen sei; allein er glaubte, daß gerade in diesen Verhältnissen seither ein stetiger Fortschritt zum Bessern, d. h. zur größeren Einigung Deutschlands unverkennbar sei, und deshalb schien es ihm vermessen, wenn man, anstatt auf das stille Wachsen zu hoffen, Alles auf die Spitze des Schwertes stelle. Und die Gewißheit, daß Frankreich an dem alten Gelüste nach der Rheingrenze festhalte, und daß es nicht versäumen werde, über das uneinige und durch innere Kämpfe erschöpfte Deutschland herzufallen, machte ihm das Herz nur noch viel schwerer.

Die damalige Politik der preußischen Regierung wurde sehr entschieden von ihm verworfen; dennoch war es ihm in dem Augenblick, als der Krieg mit Oesterreich gewiß war, eine unbedingte Pflicht, mit seiner Thätigkeit und mit seinen Wünschen fortan auf Preußens Seite zu stehen. Einerseits gebot ihm das die Unterthanenpflicht, andererseits aber verhehlte er sich auch nicht, daß die Zukunft Deutschlands eine viel trübere sein werde, wenn Oesterreich siege und Preußen verkleinert und gebrochen

ſein werde. Während er ſchon ſeit langen Jahren ſich von den Wahlen für das Abgeordnetenhaus ganz fern gehalten hatte, ſo konnte er es im Juni 1866 unter ſehr ſchweren inneren Kämpfen über ſich gewinnen, ſich an der damaligen Wahl zu betheiligen und den Männern der Linken entgegenzutreten, welche den Zeitpunkt für geeignet hielten, um die geforderten Bewilligungen für den Krieg an die Gewährung ihrer Forderungen in Betreff der innern Politik zu knüpfen. In einer in Wernigerode gehaltenen Volksverſammlung geißelte er die Beſtrebungen der Gegner, indem er ſie an das alte Witzwort erinnerte: „Es geſchieht meinem Vater ganz recht, wenn mir die Finger frieren, — warum kauft er mir keine Handſchuhe!“

Aber ſein Schmerz war darum nicht geringer. Er fühlte, wie derſelbe übermächtig in ihm werde, wenn er während ſo gewaltiger Vorgänge unthätig daſitze; und er verlangte nach einer Gelegenheit zu einer nützlichen und ihn ſelbſt beruhigenden Thätigkeit. Er dachte ſchon daran, ſich trotz ſeines Alters und ſeiner Kränklichkeit zum Dienſt eines einfachen Krankenwärters in einem Lazareth zu erbieten, als ihm durch den regierenden Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode, der als Delegirter des königlichen Commiſſarius für die freiwillige Krankenpflege im Hauptquartier des Generals Vogel v. Falkenſtein weilte, die Aufforderung zuging, in Hannover für die Organiſation der freiwilligen Krankenpflege nach den Grundſätzen des Genfer internationalen Vereins wirkſam zu ſein. Das war eine Thätigkeit, wie er ſie nur wünſchen konnte. Alsbald begab er ſich nach Hannover, von wo er zwei Tage nach ſeiner Ankunft (am 29. Juni) ſchrieb: „Meine Arbeit ſcheint hier doch nicht vergeblich ſein zu ſollen, ſondern mit Gottes Hülfe will es ſich allmählich zu einem Reſultat, wenigſtens zu einem ſchwachen Keim und Anſatz geſtalten. Freilich koſtet es viel Laufens und Redens, und oft genug ſcheinbar vergeblich. Gott Lob aber bekommt mir trotz der drückenden Hitze in den breiten ſonnenblendenden Straßen alles Laufen und Reden ganz gut, und ich bin friſch und rüſtig und voll des dankbaren Bewußtſeins, aus der dumpfen Lähmung und dem ohnmächtigen Bann des Schmerzes und Zornes erlöſt zu ſein, der

mir in Wernigerode zuletzt über den Kopf wachsen wollte. Nicht als wenn beide Gefühle nicht noch immer und erst recht lebendig wären, — aber es hat doch Alles seinen Ausweg und seine Lösung in der nicht unfruchtbaren Arbeit und Gemeinschaft — ja in der Gemeinschaft mit dem zunächst und handgreiflich unmittelbar noch viel größeren Schmerz und Zorn, der mich umgiebt und mir überall entgegenkommt. Von der hiesigen Aufregung hat man wirklich keinen Begriff, wenn man nicht mittendrin ist. Natürlich bezieht sich Alles zunächst auf die Entscheidung des Schicksals der armen hannöverschen Truppen. Jetzt scheint ja die Capitulation entschieden zu sein, und es wird hier die Stimmung doch etwas mildern, daß sie wenigstens noch Gelegenheit gehabt haben, sich zu schlagen und zu zeigen, daß es nicht an ihrer Kriegstüchtigkeit lag, wenn sie in diese Schmach gerathen. Ich bin mit meiner Arbeit insofern unmittelbar dabei betheiligt, als an ein Vorgehen in irgend weiteren Kreisen gar nicht zu denken ist, so lange nicht diese Wunde, wo nicht geheilt, doch verbunden ist. Ich fasse jetzt immer gleich in das rohe Fleisch der offenen Wunde. Möchte man doch auf unserer Seite begreifen, daß hierbei lauter moralische Momente im Spiele sind, für deren Vorhandensein bei einem deutschen Stamme wir nur Gott danken können, und bei deren Ertödtung jede würdige Zukunft für Deutschland ausgeschlossen wäre. In Betreff meiner hiesigen „Mission" verständigte ich mich mit dem Grafen sogleich dahin, daß ich durchaus selbständig und frei auf eigene Verantwortlichkeit vorgehe, nicht etwa als preußischer Beamter, sondern als Vertreter und Emissär des internationalen Genfer Vereins, um die Gründung eines solchen Vereins hier herbeizuführen, — also eines hannöverschen Vereins zur Verpflegung nicht blos etwaiger hannöverscher Verwundeter, sondern aller deutschen Verwundeten. In diesem Sinne hatte ich nur den hannöverschen Particularismus zu überwinden, der für seine Verwundeten gern Alles thäte, aber unwillig fragt: „Sollen wir auch die Preußen verpflegen — wohl gar nur für die Preußen Opfer bringen?" Aber ich habe doch etwa ein Dutzend tüchtiger, guter Hannoveraner, die aber Sinn für die höhere deutsche, menschliche

und christliche Aufgabe haben, so weit gewonnen, daß sie, denke ich, morgen oder übermorgen ein Comité bilden, um weitere vorbereitende Schritte zu besprechen. Die Verhandlungen mit diesen Männern waren zum Theil tief beweglich, und wenn mir jede andere Gabe abgeht, so war doch das Moment hier entscheidend, daß sie fühlten, wie ich ihre Stimmung verstand und sie, so weit es sich für mich ziemte, auch theilte".

Aber schon der folgende Tag bot ein anderes Bild; wo Huber gestern noch eine zwar gedrückte und resignirte, aber immerhin bereitwillige Stimmung gefunden hatte, da trat ihm heute leidenschaftliche Erregung und Ablehnung entgegen. Denn die Nachricht von dem Kampf bei Langensalza und von dem hülfsbedürftigen Zustand der hannöverschen Truppen war über Nacht nach Hannover gelangt. Neben dem allgemeinen, tiefen Schmerz trat nur der eine Gedanke hervor, daß es jetzt gelte, alle Kräfte einzusetzen, um den eigenen Soldaten Erquickung und Pflege zu verschaffen. Und wie es in der Stadt Hannover war, so war es voraussichtlich auch in allen anderen hannöverschen Orten. Hatte ihm sein alter Bekannter, Bürgermeister Stüve aus Osnabrück, doch schon auf seine Bitte wegen Betheiligung an dem Friedenswerke der Pflege der Verwundeten brieflich geantwortet: er sei nicht gewillt, an solchen modernen Humanitätsanstalten Theil zu nehmen, die nur dazu dienten, den Regierenden das Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit für das heraufbeschworene Elend abzunehmen.

Unter solchen Umständen gab Huber es einstweilen auf, ferner in Hannover thätig zu sein, und er beschloß, zunächst nach Bremen zu gehen, um dort für den Genfer Verein zu wirken. Einer Anregung zur Thätigkeit bedurfte es dort freilich nicht mehr, da bereits alle verwendbaren Kräfte angespannt waren, um die Kriegsnoth möglichst zu lindern, und man bereits dem preußischen Kriegsministerium große Sendungen von Lazarethbedürfnissen zur Disposition gestellt hatte, — aber Huber glaubte doch, es sei am Platze, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die hohen und allgemeinen Ziele des internationalen Vereins zur Pflege der verwundeten und kranken Krieger zu richten und somit

an einem Friedenswerke bauen zu helfen, das allen Deutschen und auch den unglücklichen Opfern von Langensalza zu Gute kommen könne. Er hielt in diesem Sinne zwei öffentliche Vorträge. Bei dem zweiten hatte er aber schon mit einem schweren Unwohlsein zu ringen, das zunächst in einer Affection der Lunge bestand, sich aber bald, und wohl nicht ohne Einwirkung der tiefen Gemüthserregung dieser Zeit, zu einem rheumatisch-nervösen Fieber gestaltete. Als die Nachricht von der Königgrätzer Schlacht in Bremen eintraf, lag Huber im Hause seines Schwagers, des Richters E. Klugkist, bereits in schweren Phantasieen, und ungeachtet der ihm gewährten aufopfernden treuen Pflege steigerte sich das Uebel so sehr, daß man das Schwerste fürchtete. Trotz der damaligen, mit allem Reisen verbundenen Schwierigkeiten ward es für nöthig befunden, seine Gattin aus Wernigerode herbeizurufen. Es folgten lange Wochen, in denen die Wage hin und her schwankte, und als er endlich so weit genesen war, daß er den politischen Vorgängen wieder folgen konnte, da war das Schicksal Deutschlands im Wesentlichen bereits entschieden und eine neue Ordnung begann sich aufzubauen.

Er hatte es in den letzten Jahren oft bedacht und mitunter auch geschrieben' und ausgesprochen, daß wenn Deutschland als Ganzes zerfalle und sich der Norden vom Süden trenne, dann auch die Bedingung fortfalle, die es ihm möglich gemacht habe, in Preußen sein Heimathland zu sehen; er hatte es als wahrscheinlich hingestellt, daß er dann Preußen verlassen werde. Er sei zuerst Deutscher, dann erst Preuße, war das Axiom, welches er seinen conservativen Freunden gegenüber so oft betont hatte, wenn sie ihr politisches Programm dahin zusammenfaßten, daß sie zuerst Preußen und dann erst Deutsche seien. Jetzt fürchtete er, es sei die Zeit gekommen, da man nicht mehr Preuße und Deutscher gemeinsam sein könne; denn das vergrößerte und verstärkte Preußen werde, so meinte er, sich jetzt, nachdem es ganz Norddeutschland in sich aufgenommen habe, auf sich selbst beschränken und in sich volles Genüge finden. Hätte Huber in diesen Zeiten und während der ihm noch bleibenden wenigen Lebensjahre in das geheime Getriebe der Diplomatie hineinsehen

und es klar erkennen können, welche Ziele die preußische Politik schon damals verfolgte, wie wir es ein Jahr nach seinem Tode während des französischen Krieges haben erfahren dürfen, er würde um vieles beruhigter in die Zukunft gesehen haben; doch mit seinem Urtheil nur auf die damals bekannten Thatsachen angewiesen und nicht mehr mit hinlänglichem Jugendmuth ausgestattet, um auch da noch hoffen zu können, wo ihm kein fester Anhalt dafür geboten war, hegte auch er die Befürchtung, daß das südliche Deutschland von Preußen den Vergrößerungsgelüsten Napoleon's zum Raube überlassen werde, und als man im Frühjahr 1867 in der Luxemburger Sache vor einem Krieg mit Frankreich zurückzuweichen schien, da fanden seine Besorgnisse und Zweifel neue Nahrung.

Der Gedanke, sich noch in seinen alten Tagen irgendwo in der Ferne ein neues Domicil zu suchen — Schwaben, die Schweiz, und am meisten Rom traten ihm dabei vor die Seele, — wurde einstweilen dadurch in den Hintergrund gedrängt, daß ärztlicherseits zunächst eine Rückkehr von Bremen nach Wernigerode nur für so kurze Zeit gestattet wurde, daß während derselben eine Auflösung der dortigen Beziehungen und die Wahl eines neuen Wohnortes nicht erfolgen konnte; der noch kranken Lunge sollten schon die ersten Herbststürme in dem rauheren Klima erspart werden, und am Genfer See sollte sie zunächst Genesung und Kräftigung suchen. Die viele herzliche Liebe und Verehrung, welche Huber während des kurzen Aufenthalts in Wernigerode unter dem frischen Eindruck der eben für sein Leben gehegten Besorgnisse entgegentrat, weckten schon in etwas das Heimathsgefühl, welches ihn bereits mehr an Wernigerode gefesselt hatte, als er selbst geglaubt hatte, und als ihm diese Liebesbeweise auch in die Schweiz gefolgt waren und er aus den zahlreichen Briefen immer wieder herauslesen mußte, daß hier durch sein Fernsein eine Lücke entstanden sei, da wurde es ihm zur Gewißheit, daß er sein hiesiges Werk nicht eigenmächtig verlassen dürfe. Im Februar 1867 hatte er noch geschrieben: „Die Heimkehr nach Wernigerode und das Wiedersehen — das ist ein heller Punkt vor uns; aber könnt Ihr Euch denn wirklich gar nicht denken,

wie mir nach meinem politischen Fleisch und Blut in groß-preußischer Luft zu Muthe sein muß? Je ruhiger ich darüber werde, desto schlimmer. Daß es Thorheit wäre in unseren alten Tagen, und daß wir nie und nirgend wieder irgend Ersatz finden können für das, was wir dort hatten, — das Alles liegt mir heiß und schwer genug auf. Auch hoffe ich mehr und mehr jenen horrorem politicum zu überwinden, und haben wir jedenfalls noch keine Idee darüber: wohin?! Wir haben auch nicht den Muth, daran ernstlich zu denken, — also wird's schließlich wohl beim Alten bleiben!" Wenige Wochen später schrieb er, wie wohlthätig ihm die vielen von dort her zu seinem Geburtstage zugegangenen Liebesbeweise gewesen seien, und wie sie ihm das Bewußtsein recht entschieden aufgedrängt hätten, daß Wernigerode allein bestimmt sei, seine rechte und letzte irdische Heimath zu sein. „Die Versuchungen, eine andere zu suchen," fuhr er fort, „könnten jedenfalls in keiner Weise wirksamer bekämpft werden, als so, wie weit sie denn auch schon gediehen sein mögen. Und diese Entscheidung, die gewiß in dem Maße die richtige ist, wie sie von Willkür frei ist und Fleisch und Blut und dem Zug in's Weite und nach hohen Dingen Gewalt anthut, wird sich auch damit abfinden, daß sogar die hinreichend bescheidenen Hoffnungen auf eine mikrokosmische Lösung größerer, socialer Probleme in unserer Grafschaft sich getäuscht finden dürften, sobald es sich darum handelt, über den schwachen Anfang hinaus zu kommen, den wir gemacht haben."

Er kehrte denn auch im Juni 1867 nach Wernigerode zurück. Aber er behielt doch bis an sein Ende Allem gegenüber, was das Jahr 1866 in's Leben gerufen hatte, eine hoffnungslose und ablehnende Stimmung. Nur nach einer Seite hin hatte er volle Bewunderung und Anerkennung für das, was preußischerseits 1866 geleistet war, und um so mehr, als er es nicht in diesem Grade erwartet hatte; die im Haupt und in allen Gliedern zu Tage getretene große militärische Tüchtigkeit erfüllte auch ihn mit Stolz und Freude. „In Sadowa erkenne ich den glänzendsten Lichtpunkt des „heroischen" Lebens der Dynastie und des Volks. Der alte Heldenkönig mit seinen tapferen

Prinzen und Feldherren an der Spitze eines *solchen* Heeres auf einem *solchen* Siegesschlachtfeld, — man wird vergeblich ein gerade in den eigenthümlich dynastisch-volksthümlichen Zügen diesem an die Seite zu setzendes Bild in der ganzen neueren Geschichte suchen!" Das war eine mündlich und schriftlich oft von ihm wiederholte Aeußerung, und er konnte die Freunde fast beneiden, die *nur* Preußen waren und in dem Siege von Sadowa den Sieg ihrer Sache erkennen konnten. Für ihn war es um so schmerzlicher, daß solche herrliche Mittel dem Dienste einer ihm so antipathischen Politik hatten dienen müssen.

So fern er davon war, diese Politik um ihrer großen Erfolge willen nachträglich zu billigen, so fern war er aber auch davon, sich den auf Annullirung dieser Erfolge gerichteten Bestrebungen irgendwie anzuschließen. Daß die Vorgänge von 1866 nicht ungeschehen gemacht werden konnten, daß namentlich kein König von Preußen je mächtig genug sein werde, um durch freie That im Widerspruch mit dem Volksgeiste und mit der ganzen historischen Entwicklung die einmal einverleibten Provinzen an die entsetzten Fürsten zurückzugeben, und daß es den tiefsten und hoffnungslosesten Fall Deutschlands anzeigen würde, wenn die Wiedereinsetzung derselben je durch Volksaufstände oder durch Hülfe fremder Mächte, ja selbst durch die alleinige Hülfe Oesterreichs erfolgte, — das Alles stand ihm sofort klar vor der Seele, und er wies es schroff zurück, wenn die Feinde der neuen Ordnung sich ihm zu nähern und ihn für ihre Demonstrationen und Agitationen gewinnen zu können hofften. Dazu, meinte er, halte er sich doch für zu gut. Und wenn er auch selbst sich nicht mehr muthig und thatkräftig genug fand, um die schwere Arbeit von Neuem zu beginnen, so konnte er es doch verstehen und billigen, wenn Freunde, die ebenfalls der Politik nicht zugestimmt hatten, welche zum Kriege von 1866 geführt hatte, und die ebenfalls durch die Annexionen schmerzlich berührt waren, es nun, nachdem diese unwiderruflich erfolgt war, für ihre Pflicht hielten, alsbald zu ihrem Theil von Neuem dahin zu wirken, daß der auf den Trümmern des alten Rechts erbaute neue Zustand in dem Bewußtsein der Menge Wurzel fasse und

ſomit baldmöglichſt wieder mit der Weihe des Rechts bekleidet werde. Nur ein einziges Mal ſprach Huber ſich noch öffentlich über politiſche Dinge aus, nämlich in einer kurzen, in den Glaſer'ſchen Jahrbüchern (1868 S. 317) abgedruckten Beſprechung der, wie es jetzt bekannt iſt, vom Regierungsrath Boſſe herrührenden, zuerſt ebenfalls in den Glaſer'ſchen Jahrbüchern erſchienenen Briefe conſervativer Freunde.*) Er wies es in dieſem Artikel unter Berufung auf ſeine Vergangenheit und auf ſein oft gegebenes politiſches Programm zurück, daß man ihn, deſſen ſociales Wirken in der liebenswürdigſten und anerkennendſten Weiſe geſchildert war, in politiſcher Beziehung kurzweg als „abſolutiſtiſch und verfaſſungsfeindlich" bezeichnet hatte. Daß aber dieſe conſervativen Briefe die Reſultate von 1866 ohne Weiteres als die Grundlage für die weitere Thätigkeit einer conſervativen Partei annahmen, und daß freudiger Muth und ſichere Hoffnung für die weitere Entwicklung des jungen norddeutſchen Bundes aus ihnen ſprachen, das hatte Huber nicht gehindert, ſich der Friſche und Milde des ihm daraus entgegentretenden Geiſtes zu freuen und daran die Hoffnung zu knüpfen, daß hier die erſten Anfänge für eine regenerirte conſervative Partei vorlägen, die für die von ihm vertretenen Beſtrebungen Verſtändniß und herzliche Theilnahme haben würde. Wie viel milder würde es ihn noch geſtimmt haben, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre, Deutſchlands Siege von 1870 und 1871 und die Wiedervereinigung des Nordens mit dem Süden mit zu erleben!

So viel von Huber's Verhältniß zu den politiſchen Dingen! Was ſeine religiöſe Stellung anbetrifft, ſo ſagten wir ſchon im Eingange dieſes Bandes, daß er ſich den einmal erlangten chriſtlichen Glauben bis an ſein Ende treu bewahrt hat. „Herr ich glaube — hilf meinem Unglauben!" — das iſt ein Stoßſeufzer, der ſich gar oft in ſeinen vertrauteſten Briefen findet, wenn er

*) Sie ſind ſpäter in zwei Auflagen unter dem Geſammttitel erſchienen: Grundzüge conſervativer Politik. In Briefen conſervativer Freunde über conſervative Partei und Politik in Preußen. Berlin 1868. Verlag von Fr. Kortkampf.

darüber klagt, daß ihm zwar Niemand die Gewißheit des Glaubens habe nehmen können, daß sie ihm aber nicht alle Zeit als eine Macht zur Seite stehe, die ihn über jedes Bangen und Sorgen hinweghelfe. Weder die Angriffe, welche der entschiedene Unglaube gegen die christlichen Wahrheiten erhob, noch die Ausführungen der Vermittlungstheologie vermochten ihn in seinem Glauben zu stören. Wir begegnen in seinen Briefen manchen Sätzen, wie den folgenden: „Die Herren machen es sich sehr leicht, wenn sie auf „wissenschaftlichem Wege" unsren christlichen Glauben umgestürzt zu haben vermeinen. So weit die Methode wirklicher, ernster, strenger Wissenschaft angewendet wird, ist auch noch nicht ein Titelchen des apostolischen Glaubensbekenntnisses beseitigt".

Er hatte sich, wie wir am Schlusse des ersten Bandes sahen, bei seinem Eintritt in das kirchliche Leben an die ihm äußerlich am nächsten stehende reformirte Kirche angeschlossen. Jeder bewußte Gegensatz zur lutherischen Kirche hatte ihm dabei fern gelegen, und je mehr und je tiefer er sich mit christlichen Dingen beschäftigte, je näher war ihm Luther und seine Lehre getreten. So hatte er denn auch keinen Anstand genommen, nach seiner Uebersiedlung nach Rostock innerhalb der dortigen, ausschließlich luth[illegible]en Kirche zu communiciren, und er hatte sich seitdem immer als ein Glied der lutherischen Kirche angesehen. Die Union, in welcher die lutherische Kirche in Preußen steht, war ihm kein Hinderniß gewesen, sich auch hier zur Landeskirche zu halten. Er war kein Freund der Union, insofern sie darauf gerichtet war, den eigenthümlichen Kern einer jeden Kirche zu verwischen, und er beklagte es auf das tiefste, daß die durch sie innerhalb der Landeskirche heraufbeschworenen Kämpfe so viele Kräfte absorbirten, die viel nöthiger zur Vertheidigung der Außenwerke verwandt werden müßten, und daß diese Kämpfe das so dringend erforderliche Zusammenwirken auf dem gemeinsamen Gebiet erschwerten und störten. Er war aber auch wieder bereit, manchen Segen anzuerkennen, den die Union gebracht habe, und er nahm sie jedenfalls als geschichtliche Thatsache hin, der sich der Einzelne ohne Bedenken fügen könne. Ueberhaupt

ſtanden ihm die Fragen über die Geſtaltung und Verfaſſung der Kirche erſt in zweiter Linie, und ſie traten ihm weit zurück hinter alle Fragen, bei denen es ſich darum handelte, wie die einzelnen Seelen für den chriſtlichen Glauben gewonnen werden könnten.

Beiſpielsweiſe wollen wir aus einem ſeiner Briefe folgende Ausführung mittheilen (17. 6. 1858): „Ich ſehe für mich und für jeden Chriſtenmenſchen gar keinen Gegenſatz zwiſchen Kirchenthum und Individualismus — man hat ſeiner Seelen Seligkeit zu beſchaffen mit Furcht und Zittern und mit Freudigkeit des Glaubens in Bekehrung, Heiligung u. ſ. w. *nicht durch* die Kirche, ſondern durch den Herrn und in perſönlichſter Lebensgemeinſchaft mit ihm. Aber man kann, darf und muß das *in* der Kirche thun, wenn man eben das Glück hat, *in* einer hiſtoriſch und ſonſt berechtigten Kirche zu ſtehen, und je mehr ſich dieſe Kirche und ihr Bekenntniß entwickelt und ausgeſtaltet hat, um ſo beſſer iſt es. Wer darum in der lutheriſchen Kirche ſteht, der danke Gott und bleibe drin und thue das Seinige, ſie zu befreien, wo ſie gebunden oder verkümmert iſt, — aber das Alles iſt nur der Grund und Boden und die Luft, worauf und worin der Einzelne ſein Verhältniß mit und zu dem Herrn zu geſtalten hat, — es iſt *an* ſich von großer Wichtigkeit, aber es iſt doch *nicht* die Hauptſache, und beſonders *nicht* ausſchließlich in Beziehung auf Andere, die in anderen Kirchen oder kirchlichen Gemeinſchaften ſtehen, aber unter *einem* und demſelben Herrn. Wenn nach dem Worte: „In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen", geſagt iſt, daß es im Himmel eine Gemeinſchaft ohne Trennung, ohne Schaden und Schwächung giebt, ſo wird dies auch auf Erden gelten können".

Bei ſolchen Anſchauungen konnte Huber auch der katholiſchen Kirche gegenüber keine ſchroffe und feindliche Stellung einnehmen, und wie man ihn nur mit Unrecht einen „Convertiten" nennen würde, da er niemals der katholiſchen Kirche geiſtig angehört hatte, ſo war er auch ſehr fern von allem Convertitenhaß. Er war immer bereit, die guten Seiten der katholiſchen Kirche als ſolche geltend zu machen, und konnte ſie um die Fülle ihrer

Gottesdienste und um den liturgischen Reichthum beneiden, und mitunter, wenn unter den Evangelischen gar so laut über Kirchenverfassungs- und Unionsfragen gestritten wurde, konnte er eine leise Sehnsucht nach der festen Ordnung der katholischen Kirche empfinden. Aber an dem Fundamentalsatz der evangelischen Kirche, daß nur der Glaube selig mache, hat er immer mit gleicher Entschiedenheit festgehalten. Er hoffte mit guter Zuversicht auf eine künftige Wiedervereinigung der getrennten Kirchen, obwohl er bekannte, daß er nicht wisse oder nur ahne, wann und wie solche Vereinigung erfolgen könne. Als im Herbste 1860 gläubige Protestanten und Katholiken und darunter auch Freunde Huber's zu Erfurt zusammentraten, um darüber zu berathen, ob sich ein gemeinsamer Boden gewinnen lasse, auf welchem eine Annäherung der Kirchen erfolgen köune, erklärte Huber in einem an seinen Freund Döllinger gerichteten Brief diesen Versuch für hoffnungslos, und er hielt sich von solchen Schritten durchaus fern, da sie ihm nicht an der Zeit zu sein schienen.*) In den letzten Lebensjahren sah er mit Schmerz, wie der Jesuitismus mehr und mehr die Ueberhand in der katholischen Kirche gewann, und er sprach mit ernsten Sorgen die Befürchtung aus, daß das bevorstehende Concil, dessen Zusammentreten er nicht

*) Döllinger's Antwortschreiben ist in dem Volksblatt für Stadt und Land 1861 S. 518 veröffentlicht und sodann in der Brochüre von Ludwig Clarus: Die Zusammenkunft gläubiger Protestanten und Katholiken zu Erfurt im Herbst 1860 und deren Verlauf (Paderborn 1867, Junfermann'sche Buchhandlung) abgedruckt worden. Es heißt dort: „Eine Kirchenvereinigung können wir freilich alle zusammen, und wenn unserer 500 wären und wir den reinsten Willen hätten, nicht machen, aber was wir könnten, das wäre: uns einander nähern als Christen, als Söhne eines Vaterlandes, das Einende höher stellen, als das Trennende, einander zu verstehen suchen, das Gute auf jeder Seite anerkennen und hervorheben, von einander lernen und ruhig erwägen, was geschehen kann und soll, um die Dornen allmählich auszubrechen, an denen bis jetzt sich Jeder blutig ritzt, der in Deutschland eine das confessionelle Gebiet berührende Frage nur anfaßt. Ist es nicht so? So könnten wir Vorläufer und Wegebereiter desjenigen oder derjenigen sein, dem oder denen Gott, wenn es ihm gefällt, das Amt der Union und der Herstellung deutscher Einheit auftragen und gelingen lassen wird". Das waren Worte auch nach Huber's Sinn.

mehr erleben sollte, dazu dienen werde, um das gesammte deutsche Episkopat dem Jesuitismus unterthan zu machen. Für seinen Freund Döllinger bewahrte er stets die wärmste Verehrung.

Das Verhältniß zwischen Staat und Kirche war zu Huber's Lebzeiten noch nicht zu einer brennenden Tagesfrage geworden, und er fühlte keinen Beruf, sich mit solchen Fragen abstract zu beschäftigen. Wo er aber in einzelnen Fällen wahrzunehmen glaubte, daß die Diener einer Kirche durch Eingriffe staatlicher Gewalten an der rechten Entfaltung ihres kirchlichen Berufs gehindert würden, da waren seine Sympathieen auf Seiten der Kirche, und gelegentlich zögerte er auch nicht, sein Votum in diesem Sinne abzugeben. So war er es, der mit einigen Freunden 1850 auf der Berliner Pastoralconferenz in Folge des sogenannten Gorham'schen Falles eine Adresse an den Bischof von Exeter, als „tapferen Vertreter der Selbständigkeit der Kirche gegen die Uebergriffe des Staates", in Vorschlag brachte und nicht ohne lebhaften Widerstand zahlreiche Unterschriften hervorragender Conferenzmitglieder dafür erwirkte.

Innerhalb seiner evangelischen Kirche erfüllte Huber für seine Person alle kirchlichen Pflichten mit strenger Gewissenhaftigkeit und stand nicht an, sich in jeder geeigneten Weise öffentlich zu ihr zu bekennen und für sie einzutreten. Wenn ihn nicht Krankheit abhielt, so war er allsonntäglich auf seinem Platze in der Kirche zu finden, und er war ein nicht seltener Gast am Altare. Morgens und Abends sammelte er seine Hausgenossen zur Andacht, und auch auf Reisen versäumte er nicht, zuerst sein Capitel aus der Bibel zu lesen und darin die Gemeinschaft mit den daheim Gebliebenen zu bewahren. Aber oft genug glaubte er auch zu fühlen, wie die Regelmäßigkeit des Gottesdienstes an sich noch nicht ausreiche, um die Gewißheit und Freudigkeit des Glaubens zu erhalten, und wie sie noch weniger genüge, um die schlafenden Kräfte zu wecken und die entfremdeten Seelen zu gewinnen, und oft genug bewegte es ihn tief, was er zu thun habe, um die Liebe zum Herrn alle Zeit kräftig in sich zu erhalten, und was zu geschehen habe, um die todten

Gemeinden zu beleben und sie für das ihnen gepredigte Wort empfänglich zu machen.

Wir erwähnten schon oben (S. 318), welchen tiefen Eindruck auf Huber 1858 während seines Aufenthalts in England die in der Wilson'schen Fabrik in Belmont zu Tage getretene religiöse Bewegung gemacht habe, und wie das Verlangen, die von Amerika aus nach England übertragene sogenannte Revivalbewegung in der Nähe zu studiren, dazu beigetragen habe, ihn 1860 wieder nach England zu führen. Nachdem er sich dort mehrere Tage mit der einschlagenden Litteratur auf das eingehendste beschäftigt und einigen Versammlungen beigewohnt hatte, schrieb er (8. 5. 1860): „Ich kann mich noch wenig mit dem revival zurecht finden, und Alles, was ich darüber lese und höre, ist so widersprechend, daß man fast schließen könnte: es kann kaum sehr viel mehr dabei herauskommen, die Sachen noch weiter persönlich mit anzusehen. Denn alle diese Augen- und Ohrenzeugen können sich zu keinem Resultat vereinigen, und die Unbefangenen sagen geradezu, sie enthalten sich des Urtheils. Noch ein anderes Bedenken kommt hinzu, was ich schon vor zwei Jahren in Belmont hatte und mir auch letzthin in Battersea wieder kam und seitdem mehr und mehr Raum in mir gewinnt. Ist es recht und erlaubt, solchen Versammlungen blos kritisch und objectiv beizuwohnen, und entweder mit zu knieen u. s. w. und zu thun, als wenn man mit ergriffen wäre, — oder durch sichtbare Isolirung Aergerniß zu geben. Und das kann ich jetzt schon fast sicher von mir voraussehen: ich werde nicht mit ergriffen, sondern werde in dem Maße kälter und geschlossener, wie die Mittel der Erbauung (nach hiesiger Weise sehr crude) gesteigert werden. Du brauchst Dir nur pietistische Erbauungsstunden in gesteigertstem Maße zu denken, um zu verstehen, was ich meine, und zu begreifen, daß ich große Bedenken haben muß, das Alles so äußerlich mitzumachen ohne innere Homogenität. Indessen ich bin noch nicht mit mir einig und denke heute Abend einen Versuch zu machen und einer der größeren Meetings unter Bapt. Noel's Leitung beizuwohnen, — etwa mit diesem und einigen anderen Leuten zu sprechen und dann mich zu ent-

ſcheiden, ob ich es fallen laſſe oder nicht". — „Den 9. Morgens. Ich muß Dir nur gleich das Reſultat meines geſtrigen Revival-Experiments ſchreiben und das iſt: nie wieder auf ſolcher Fährte gejagt oder an ſolchen Verſammlungen Theil genommen. Verſteh' mich recht; damit will ich der Sache im Allgemeinen gar nicht präjudicirt haben, noch wird meine Anſicht darüber im Weſentlichen geändert. Aber ich unterſcheide zwiſchen dem objectiven Werth der Sache und meiner ſubjectiven Stellung dazu, welche durch meine ganze Individualität bedingt werden muß. Und eben da habe ich mich vollkommen überzeugt, daß ich keinen Beruf habe, ſolche Dinge mitzumachen, da ich ſo viel Aergerniß und Gegenſatz fühle und ohne Zweifel auch gebe. Ich kann nicht ſagen, wie widrig und peinlich mir die ganze Sache war, obgleich ſchon der Name von Bapt. Noel und die ganze Localität und die ſonſtigen äußeren Umſtände dafür bürgen, daß dies noch die allerdecenteſte und gehaltenſte Form der Sache iſt. Ich bin weit entfernt zu denken, daß die Leute nicht mehrentheils ſubjectiv aufrichtig ſind, aber das Ganze macht ſo den Eindruck von Gemachtem, handwerksmäßig Erzwungenem, ja Theatraliſchem und Rhetoriſchem, daß ich es nur mit der größten Mühe ohne völlige Verbitterung etwa zwei Stunden aushielt. Als ich ging, ſollten wohl die Früchte des Treibhauſes (oder wenn man will, Boscokunſtſtücke) noch producirt werden, — falls noch welche fertig wurden, was ich ſehr bezweifle. Aber wenn auch, ſo iſt es mir um ſo lieber, daß ich gegangen bin. Denn meine Stellung war um ſo mehr eine falſche, wie es den Anderen Ernſt wurde. Genug ich gehöre da nicht hin und bleibe davon. — Ich habe Dir dieſe Affaire in den Ausdrücken beſchrieben, welche mein Eindruck fordert, ohne behaupten zu wollen, daß nicht ein Anderer die Sache anders ſehen, fühlen und beſchreiben könnte. Doch ein Deutſcher kaum anders, wenn auch milder. Es müßte eben ein ganz verrannter Pietiſt ſein."

Huber blieb dem Vorſatz getreu und hat keinen weiteren derartigen Verſammlungen beigewohnt. Aber aus der Ferne iſt er der weiteren Entwicklung der Bewegung doch noch lange mit Aufmerkſamkeit gefolgt, und noch nach zwei Jahren ließ er eine

eigene Brochüre ausgehen, die unter dem Titel: Sieben Briefe über engliſches Revival und deutſche Erweckung von V. A. H. (Frankfurt a. M. Verlag von Heyder und Zimmer 1865) Zeugniß davon ablegt, wie er mit den empfangenen Eindrücken zu ringen hatte. Veranlaßt war dieſe Schrift freilich weniger durch die engliſchen Vorkommniſſe, als durch die Art und Weiſe, wie Stimmführer aus der lutheriſchen Kirche in Deutſchland darüber abgeurtheilt hatten, und das Ziel derſelben ging nicht etwa dahin, die fremdländiſche Bewegung auch nach Deutſchland zu übertragen, ſondern ſie wollte nur daran mahnen, daß auch hier in den großen Maſſen der Gemeinden das Wort Gottes erſtorben, und daß ſie gegen die regelmäßige Predigt ſtumpf geworden ſeien, und daß es ſich daher wohl verlohne, mit aller Kraft und mit freiem Blick darauf bedacht zu ſein, wie in dieſen Maſſen der chriſtliche Glaube wieder geweckt werden könne. Mit Schärfe polemiſirt Huber hier gegen den Formalismus, der ihm mehr und mehr aus den kirchlichen Kreiſen entgegenkomme. So ruft er aus: „Wahrhaft grauenvoll möchte ich die Art nennen, wie noch neuerdings, z. B. in einem Referat der Berliner Paſtoralconferenz von der orthodoxen Sattheit des lutheriſchen Paſtorats herab nach allen Seiten das ketzerrichteriſche Amt, das Brandmarken mit gefährlich hochgelehrten dogmatiſchen terminis technicis, mit „Ismen" aller Art gegen alle bei den amerikaniſchen und engliſchen Erweckungen betheiligten Factoren, Baptiſten, Methodiſten u. ſ. w. gehandhabt und der lutheriſchen Kirche ausſchließlich die Fähigkeit und Gnadengabe evangeliſch berechtigter Erweckung vindicirt wird, ohne auch nur einen Gedanken an die Frage: was ſoll aber aus den Tauſenden und Zehntauſenden von Seelen werden, die nun einmal des Segens der Erweckung von dieſer Seite nicht theilhaftig geworden ſind, noch werden können" (S. 40). An einer andern Stelle heißt es: „Wenn man ſo manche Stimmen aus dieſer oder jener Confeſſionskirche hört, ſo ſollte man wirklich glauben, die Erweckung und Bekehrung von Hunderten, ja Tauſenden verlorener Schafe komme gar nicht in Betracht gegen ſo manche objective und oft genug blos formale Kirchenfrage,

während doch die Rettung einer einzigen Seele, das Wiederfinden eines einzigen verlorenen Lammes alle Himmel mit Freude und Preis erfüllt" (S. 44). Für ein Zeichen tiefen Verfalls erklärt er es, wenn man zu sagen wage, der lutherische Pastor habe keinen Beruf, noch Pflicht, noch Recht, den entfremdeten oder verlorenen Schafen mit seiner Seelsorge nachzugehen und sie aufzusuchen, da ja Jedem die Kirchen und das Pastorat offen ständen, wenn er ein Bedürfniß nach Gottes Wort fühle; solcher Rede gegenüber beruft er sich mit aller Indignation auf das Wort des Herrn vom Weiden der Lämmer. Er erkennt an, daß der Durchschnitt der vielen Tausende allsonntäglicher Predigten hinreiche, um in Verbindung mit der von ihm besonders hochgehaltenen Liturgie einem gewissen Durchschnitt andächtiger Zuhörer eine gewisse Art durchschnittlicher Erbauung zu gewähren, — aber er zweifelt, ob dadurch auch nur die regelmäßigen Hörer im tiefsten Grunde angefaßt werden, und noch mehr, ob dadurch das Herz eines entschieden Ungläubigen, wenn ein solcher einmal in die Kirche geräth, getroffen und erschüttert werde, und ob das Wort bis zu dem noch vorhandenen geistigen Lebensnerv durchdringen und ihn anregen und beleben werde. Er kommt da zu dem Satze, welchen er auch mündlich oft wiederholte, daß neun Zehntel aller Predigten und ein gut Theil aller Gebete viel zu lang seien, so daß sie oft genug eben schon durch ihre Länge alles das wieder niederrissen, was sie im Anfang aufgebaut hätten. Er will dagegen von den zunächst betheiligten Kreisen die Frage geprüft haben, ob nicht auch die evangelische Kirche außerordentliche Hülfsmittel verwenden könne, etwa wie sie die katholische Kirche in den Missionen verwende, ob sich nicht auch in ihr größerer Raum für eine ersprießliche Betheiligung von Laien an Predigt und Seelsorge gewinnen lasse, und ob sie nicht auch mit Predigt und Gebet aus den Kirchengebäuden hinaustreten und die Massen aufsuchen könne. Daß dies sich zum Theil mit der jetzigen büreaukratisch-polizeilichen Beaufsichtigung der evangelischen Kirche schlecht vertrage, verhehle er sich nicht, aber die Lösung des seitherigen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat könne er überhaupt nicht als ein großes Uebel

anſehen, und jedenfalls würde es ſich erreichen laſſen, daß die zunehmende Bewegungsfreiheit auch der Kirche zu Gute komme.

Dieſe Huber'ſche Schrift ſcheint in den Kreiſen, für welche ſie berechnet war, nur gar wenig Intereſſe geweckt zu haben. Er fühlte ſich dagegen den kirchlichen Tagesfragen gegenüber fremder und fremder und verzweifelte immer mehr daran, für die Dinge, welche in ſeinen Augen die dringendſten und wichtigſten waren, die von ihm ſo ſehr gewünſchte Bundesgenoſſenſchaft der evangeliſchen Geiſtlichkeit zu gewinnen. Auch dies Verhältniß trug dazu bei, ihm den Blick in die Zukunft zu trüben und ihm immer mehr die Hoffnung auf eine glückliche Geſtaltung unſerer Verhältniſſe zu nehmen.

Wir haben aus der Zeit des Wernigeröder Aufenthalts ſchon eine lange Reihe von litterariſchen Arbeiten Huber's auf dem ſocialen, auf dem politiſchen und auf dem religiöſen Gebiet zu nennen gehabt; damit iſt aber das Verzeichniß ſeiner Arbeiten nicht erſchöpft, ſondern wir müſſen noch eine Nachleſe halten, wenn wir ein vollſtändiges Bild ſeiner litterariſchen Thätigkeit geben wollen. Im erſten Jahre veröffentlichte er: Skizzen aus der Vendée und Bretagne (Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz), welche nach Vorbildern von Emile Souveſtre in ähnlicher Weiſe, wie die (S. 279) beſprochenen Skizzen aus Irland und für denſelben wohlthätigen Zweck bearbeitet waren, und denen dieſelben Vorzüge zugeſprochen werden können. In derſelben Zeit leiſtete er einer Dame Ritterpflicht bei der Herausgabe eines ſeiner Zeit vielbeſprochenen Buches, des anonymen Romans: Eritis sicut Deus. Als Huber im Begriff ſtand, von Berlin nach Wernigerode überzuſiedeln, war ihm von einer ihm gänzlich unbekannten Dame in Süddeutſchland das ſehr dicke Manuſcript mit der Zumuthung zugegangen, ſich nicht nur der Lectüre und der Kritik deſſelben zu unterziehen, ſondern auch für einen Verleger zu ſorgen. Zunächſt hatte er das Manuſcript ärgerlich bei Seite gelegt. Als es ihm aber dann beim Auspacken in der neuen Heimath wieder in die Hände kam, hatte er etwas näher hineingeſehen, und bald hatte ihm die kühne ſchneidende Weiſe, mit der hier die deſtructive Richtung be-

kämpft wurde, zunächst so viel Erstaunen und dann so viel lebhaftes Interesse abgewonnen, daß er nicht ruhte, bis er das widerwillig begonnene Manuscript bis zum Ende durchgearbeitet hatte. Es war Manches darin, woran sein ästhetisches Gefühl Anstoß nahm; aber er mußte anerkennen, daß er ein bedeutendes und eigenartiges Werk vor sich habe, welches möglicher Weise Manchem die Augen über die Abgründe der modernen Philosophie öffnen könnte, und so hielt er sich nicht für berechtigt, die erbetene Hülfsleistung bei der Herausgabe zu versagen. Er gab dem Werke den charakteristischen Titel: Eritis sicut Deus und vermittelte es, daß die Agentur des rauhen Hauses in Hamburg den Verlag übernahm. Da es darauf ankam, die Anonymität der Verfasserin aufrecht zu erhalten, so mußte er auch für die Correctur sorgen und noch manche andere Dienste leisten. Er hat später die Verfasserin auch persönlich aufgesucht und ist bis zu seinem Ende in lebhaftem brieflichen Verkehr mit ihr geblieben.

Ferner beschäftigte sich Huber in den ersten Jahren seines Wernigeröder Aufenthaltes mit dem Plane, eine ausführliche Geschichte der Heidenmission zu schreiben, welche dazu bestimmt sein sollte, die Geistlichen mit einem reichen Material für Missionsstunden zu versehen. Er hoffte dabei auch die in jüngeren Jahren betriebenen geographischen und ethnographischen Studien verwerthen zu können. Jahre lang hat er alle freie Zeit für Vorarbeiten zu einem solchen Werke benutzt und jede Gelegenheit aufgesucht, um die erforderlichen litterarischen Hülfsmittel zu erhalten; dann hat er es aber aufgegeben, zum Theil weil er fühlen mochte, daß es außerhalb des ihm vorgezeichneten Berufs liege, zum Theil weil er durch die socialen Arbeiten zu viel in Anspruch genommen wurde.

Diesen socialen Arbeiten mußte auch die kritische Thätigkeit weichen, die er noch längere Zeit innerhalb des Bereichs seiner Fachwissenschaft in gründlicher Weise geübt hatte, und welche meistens den Göttinger gelehrten Anzeigen zu Gute gekommen war.*) Dagegen wurde das Vereinshaus in Wernigerode die

*) Dort erschienen von ihm die Recensionen folgender Werke: 1853,

Veranlaſſung, daß er hin und wieder an die alten Arbeitsſtätten zurückkehrte, um einen oder den andern noch ruhenden Schatz für die von ihm zum Beſten des Vereinshauſes eingerichteten wiſſenſchaftlichen Vorträge zu verwerthen. Dadurch ward er auch einmal wieder zu ſeinem alten Lieblingshelden, dem Cid, geführt. Und mitunter konnte ihn dann eine wahre Sehnſucht nach dieſen Studien der vergangenen Tage ergreifen, und es konnte der Gedanke auftauchen, ob es nicht am beſten ſei, wieder ganz dahin zurückzukehren. Aber ſolche Gedanken hielten nicht Stand, und er wies ſie, gleichſam wie Verſuchungen, die ihn von dem durch die Pflicht gebotenen Wege abziehen wollten, gar entſchieden zurück. Und um ihnen für immer einen Damm entgegenzuſetzen, entſchloß er ſich 1865 den Theil ſeiner Bibliothek, welcher ſich auf die romaniſchen Sprachen und auf gewiſſe Gebiete der Geſchichte bezog, zum Beſten des Vereinshauſes an die gräfliche Bibliothek in Wernigerode zu veräußern, wo er ihm ſtets zugänglich blieb, ohne eine ſtete Verſuchung zu Zerſtreuungen zu bieten.

Nur einen Zweig der dahin gehörigen litterariſchen Schätze behielt er zurück; das waren die Werke, welche ſich auf Dante bezogen, zu welchem er ſich immer mehr und immer wieder hingezogen fühlte. Es war ihm eine herzliche Freude, ja gleichſam eine Weihe ſeines Arbeitszimmers, als er daſſelbe mit einer von ihm erworbenen Koloſſalbüſte Dante's ſchmücken konnte. Aus zwei Vorträgen, die er über ihn im Vereinshauſe hielt, entſtand der Aufſatz „Dante, ein Schattenriß", welcher 1866 in dem zweiten Jahrbuche der deutſchen Dantegeſellſchaft erſchienen iſt. In einer vorausgeſandten Note äußerte er, daß trotz ſeiner früheren Studien ſein Verhältniß zu Dante jetzt nur noch ein

Stück 171—173: Lettres et opuscules du comte Joseph de Maistre. 1854, St. 125—127: The Grenville papers by W. J. Smith und Memoirs by the Duke of Buckingham 1855, St. 48: Renée, les nièces de Mazarin. St. 113—115: Goncourt, histoire de la société française pendant la révolution. St. 124: Vict. Cousin, Mad. de Sablé. 1857, St. 1—3: Notice sur le Comte de St. Aulaire. St. 40—47: Wolf und Hofmann, Primavera y flor de romances. St. 52: Vict. Cousin, Mad. de Chevreuse. 1859, St. 92: Vict. Cousin, la société française au XVII siècle.

dilettantiſches ſei, wenn freilich er ihm noch immer ein Gegenſtand höchſter, liebender Verehrung ſei. Und deſſen iſt der ganze Aufſatz ein beredtes Zeugniß. Mit Freude betheiligte ſich Huber in dem Jubiläumsjahre Dante's (1865) an der Begründung der deutſchen Dantegeſellſchaft, wie er denn auch an der Dantefeier in Dresden im September 1865 perſönlich Theil nahm. Manche alte Beziehung zu vornehmen oder reichen Männern wurde wieder angeknüpft, um für die Geſellſchaft einflußreiche und Geld ſpendende Mitglieder anzuwerben.

Dante wurde aber auch der Vermittler für ein herzlich-warmes Freundſchaftsverhältniß, aus welchem für Huber in den letzten Jahren manche Freude erwuchs, welches ihm aber auch noch die traurige Pflicht auferlegte, den Nekrolog der ihm vorausgehenden Freundin Joſepha v. Hoffinger für das Dantejahrbuch zu ſchreiben. Der Bruder der Dante-Ueberſetzerin und Dichterin Dr. Joh. v. Hoffinger in Wien hat in dem von ihm herausgegebenen Werke: „Licht- und Tonwellen. Ein Buch der Frauen und der Dichter. Aus dem Nachlaß von Joſepha v. Hoffinger. Wien bei A. Prandel 1870", die Entſtehung dieſer Freundſchaft, wie folgt, beſchrieben: „Ich war im Verlaufe meiner ſocial-politiſchen Studien 1863 mit V. A. Huber in Wernigerode ſchriftlich in Verkehr getreten. Die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit welcher dieſer edle Mann die erſten Ausfragen eines ganz Unbekannten beantwortete, der tiefernſte, ſittliche Grund, auf welchem ſeine raſtloſen Bemühungen für das Loos der arbeitenden Klaſſen beruhen, die Unbefangenheit, mit welcher er, keine Parteirückſichten kennend, nach Umſtänden ebenſo dem politiſchen Gegner die Hand reicht, wie den ſonſtigen Geſinnungsgenoſſen bekämpft, die vollſtändige Selbſtloſigkeit, welche ſich in all' ſeinen Briefen ausſprach, hatte auf mich einen ſo überwältigenden Eindruck hervorgebracht, daß ich noch im Spätherbſte 1864, als ich für einige Tage Urlaub erhalten konnte, nach Wernigerode reiſte, um mit ihm perſönlich bekannt zu werden. Der dort zugebrachte Tag iſt nicht blos mir unvergeßlich, ſondern wurde von Bedeutung auch für Joſepha. Ich nämlich fand in Huber eine Perſönlichkeit ſo beſonderer Art, wie ich ſie mir ſelbſt nach einem

langen und immer eingehenderen Briefwechsel in solcher Idealität nicht hatte vorstellen können. Es giebt wohl keinen Gegenstand von Bedeutung für den Menschen, den Christen, den Staatsbürger, Humanisten und Deutschen, den wir im Laufe unserer wiederholten mehrstündigen Unterhaltung nicht wenigstens insoweit berührt hätten, daß wir uns unserer Uebereinstimmung oder, wo solche fehlte, doch des Umstandes, dadurch im Wichtigsten nicht getrennt zu werden, versicherten; in manchen Punkten begegneten wir auch einer merkwürdigen Aehnlichkeit unserer Schicksale, insofern auch er sich innerlich genöthigt fand, von früheren Parteigenossen, als er die Einseitigkeit ihrer Richtnng und ihre Ungeneigtheit, namentlich zur Erfüllung des ihnen von ihm vindicirten socialen Berufes erkannt hatte, sich los zu sagen und fürder seine eigenen Wege zu gehen, während die Tonangeber der öffentlichen Meinung ihn noch immer mit jenen zusammenwerfen und mit ihnen verurtheilen.

„Im Verlaufe des Gespräches, als sich dieses auf die großen Bewegungen im religiösen Gebiete wendete und wir mit Freuden in der von uns beiden hochgehaltenen Döllinger'schen Richtung einen Weg erkannten, auf dem Katholik und Protestant sich die Hand reichen können, fiel auch der Name des großen gläubigen Ghibellinen Dante, mit dessen Erklärung Huber in seiner früheren Eigenschaft als Professor der romanischen Litteratur sich viel beschäftigt hatte, und der immer sein Lieblingsdichter geblieben war. Ich erwähnte nun der Dante-Uebersetzung, welche 1865 in Wien erscheinen solle, ohne den Autor zu nennen, und versprach, als Huber das größte Interesse daran verrieth, ihm Proben zur Beurtheilung zu verschaffen. Ich konnte Wort halten, und schon nach einigen Wochen (20. December 1864) schrieb er mir darüber: „Ich stehe nicht an, Sie aufrichtig zu versichern, daß ich durch diese Probe der Lösung einer der schwierigsten litterarischen Aufgaben wahrhaft und auf das freudigste überrascht worden bin — über alle Erwartung. Wenn ich den Punkt hervorheben soll, der hauptsächlich diese Wirkung bedingt, so ist es die Verbindung eines sehr hohen Grades von Treue in der Reproduction des Sinnes mit einer Behandlung der

Form, welche Alles leiſtet, was die deutſche Sprache in dieſer ſo außerordentlich ſchwierigen Terzine zu leiſten vermag, und das mit einer ſcheinbaren Abweſenheit aller Anſtrengung und daraus hervorgehenden Schwerfälligkeit oder Härte, daß man wirklich meinen könnte, es wäre gar keine Kunſt. — Theilen Sie dies in meinem Namen dem Verfaſſer nicht nur mit, ſondern wollen Sie ihn auch meiner aufrichtigen Hochachtung verſichern. Ich ſpreche das letztere nicht leichthin conventionell aus, ſondern bin ſehr ernſtlich der Meinung, daß Jemand, der ſich in ſolcher Weiſe und Tiefe und Ernſt mit Dante beſchäftigt hat, eine ſittlich und geiſtig reſpectable, bedeutende Perſönlichkeit — ein Charakter ſein muß." Sieben Tage ſpäter kommt er wieder darauf zurück mit dem Bemerken, daß er nun alle Jene, die in Folge eines von ihm in Wernigerode gehaltenen Dante-Vortrages die göttliche Komödie leſen wollten, auf dieſe Ueberſetzung vertröſte, da er wenigſtens bisher in keiner andern weit gekommen ſei. „Alſo: Glück auf! von Herzen zur Arbeit dem trefflichen unbekannten Nachdichter des Dichterrieſen."

„Nun durfte ich auch den Ueberſetzer nennen; wie groß ſeine Ueberraſchung, hier einer Frau zu begegnen, drückte der folgende Brief aus, in welchem er bekennt, nur Eine weibliche Perſönlichkeit zu kennen, deren geiſtige und damit unzertrennbar verbundene ſittliche Bedeutung hier annähernd in Vergleich kommen könnte, obgleich auf einem andern Gebiete und unter anderer Signatur."

Bald darauf trat Huber neben dem bis an ſein Ende fortdauernden lebhaften Verkehr mit dem Bruder auch in directe briefliche Verbindung mit der Schweſter und konnte ihr bei manchen poetiſchen Arbeiten als Berather und Förderer dienen. Er beſprach in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1865 Nr. 294 und 295) ausführlich die Dante-Ueberſetzung und vermittelte die Herausgabe der 1869 in Halle a. S. unter dem Titel: Kronen aus Italiens Dichterwald erſchienenen Auswahl von Ueberſetzungen aus den lyriſchen Schöpfungen Dante's und anderer älterer italieniſcher Dichter nebſt einigen eigenen Gedichten von Joſepha v. Hoffinger. Das Dresdener Dantefeſt

hatte ihm auch das Glück der persönlichen Bekanntschaft gewährt. Der Bruder hat dies Zusammensein Huber's mit den beiden Geschwistern in den „Licht- und Tonwellen", wie folgt, beschrieben (S. 28): „Die Zeit, welche von den Versammlungen erübrigte, brachten wir drei mit Spaziergängen in der reizenden Umgebung von Dresden zu, und hier wirkte Huber's geistig und gemüthlich gleich gewaltige Persönlichkeit auf meine Schwester ebenso ein, wie es seit meiner ersten oben erzählten Begegnung mit ihm bei mir der Fall gewesen; und wieder waren es die anziehendsten, im schönen natürlichen Wechsel von tiefem Ernst und sinnigem Humor über Welt und Leben, über Allgemeines und Persönliches sich ergehenden Gespräche, welche die innigste Uebereinstimmung in den höchsten Zielen darthaten und ein edles Geistesbündniß begründeten". Huber schrieb demnächst dem Bruder über dies Zusammensein, sie hätten vielleicht mehr ernsthafte Dinge tractiren sollen. „Ich gestehe aber aufrichtig," setzte er hinzu, „daß ich diese Unterlassungssünde gar nicht einmal ernstlich bereuen kann. Das desipere in loco hat auch sein Recht, — zumal in dieser leidigen Zeit, wo es noch weit seltener ist, Leute zu finden, mit denen man in vollem Vertrauen auf den dahinterliegenden Ernst und die Wahlverwandtschaft in demselben heiter sein und herzhaft lachen kann, als solche, mit denen man ernsthafte Gesichter machen und über sehr trübselige Dinge, an denen man schließlich doch nichts zu ändern vermag, Reden führen kann. Und so beruhige ich mich vollkommen dabei, daß unser Beisammensein in Dresden ein heiteres, blaues Stück Erdenhimmel war, wie es mir die Zeit her in dem trüben und wüsten Zustand der moralischen Zeitatmosphäre nicht geworden war." Und was die Dichterin in diesem Zusammensein empfunden hat, das hat sie in einem Gedichte niedergelegt, welches sich nach ihrem Tode in ihrem Nachlaß in einem mit Huber's Adresse versehenen Couvert vorfand, und welches auch in den „Licht- und Tonwellen" (S. 233) abgedruckt ist. Es lautet:

Zwei Pilger.

Zwei Pilger auf des Lebens Wüſtenpfaden
Begegnen ſich an einer Quelle Rand,
Wo grüne Palmen zur Erquickung laden,
Erſehnte Ruh' ſchon mancher Wand'rer fand.

Ein jeder kommt von einer andern Küſte,
Mit einer andern Schaar zieht jeder fort;
Doch jeden labt derſelbe Quell der Wüſte,
Und jeden ſchirmt derſelbe Palmenhort.

Sie ſprechen beide in verſchied'nen Zungen,
Doch jeder meint, er hör' der Heimath Laut;
Sie haben in verſchied'nem Streit gerungen,
Doch jeder hat demſelben Stern vertraut.

Sie reden beid' von Kämpfen und von Siegen
Und von Erquickung nach des Tages Laſt;
Sie möchten ſich in frohen Träumen wiegen,
Da ſchallt der Ruf zum Aufbruch aus der Raſt.

So ſpät gefunden und ſo früh geſchieden, —
Doch jeder folgt dem Ruf, der ihm ertönt,
Und in Jeruſalem, im Tempelfrieden,
Da ſehen ſie ſich wieder ſieggekrönt.

Der großen Verehrung, welche Huber dem Charakter und dem Talent der Dichterin zollte, und dem Schmerz, den der unerwartete Verluſt in ihm hervorrief, hat er in dem erwähnten Nekrolog im zweiten Jahrbuche der deutſchen Dantegeſellſchaft Ausdruck gegeben, und das dort gezeichnete Bild gehört zu den freundlichſten und anmuthigſten, die ſeiner Feder entfloſſen ſind.

An letzter Stelle mögen hier noch von ſeinen litterariſchen Arbeiten die ſchon im erſten Bande erwähnten und benutzten, in den Gelzer'ſchen Monatsheften (November 1867) erſchienenen: Erinnerungen an Fellenberg und Hofwyl aufgeführt werden, zu denen Huber angeregt war, als er ſich 1866 und 1867 zum Kurgebrauch in der Schweiz aufhielt und dadurch in alte Tage zurückverſetzt wurde. Bei einzelnen Theilen derſelben kann man wieder nur bedauern, daß Huber ſein unzweifelhaftes Erzählungstalent ſo wenig benutzt hat; einzelne Schilderungen, wie z. B. die eines Wortkampfes zwiſchen Peſtalozzi und Fellenberg, in welchem demnächſt ein von den Knaben abgerichteter und

zur Erhöhung seiner Würde mit einer weißen Halskrause versehener Rabe zu seinem eigenen Verderben wohlmeinend interveniren wollte, können den besten humoristischen Darstellungen zugezählt werden. Wenn man aber Huber gegenüber seine Freude über solche Stellen aussprach, so konnte er unwillig erwidern: „Ja, wenn ich einmal dummes Zeug schreibe, so daß ich mich dessen selbst nachher schämen möchte, — das gefällt der Welt, — das liest sie. Aber meine gar ernst gemeinten Sachen, die findet man langweilig und liest sie nicht".

Das Bild von Huber's Arbeiten würde ein unvollständiges sein, wenn wir nicht auch noch auf eine Art derselben wenigstens hindeuteten, der er einen nicht geringen Theil seiner Muße schenkte, — wir meinen die vielfache Mühewaltung, der er sich unterzog, um die Einzelnen, die ihm irgendwie nahe gekommen waren, in ihrem Lebenswege zu fördern, um ihnen in dieser oder jener geistigen oder leiblichen Noth mit Zuspruch und Rath beizustehen, um ihnen Fürsprache, Empfehlungen, Unterstützungen zu verschaffen und dergleichen. Wo er irgend erwarten konnte, daß ein Wort oder ein Brief von ihm Jemandem den Pfad ebnen, eine Brücke bauen könnte, da scheute er weder die Mühe, noch ließ er sich durch die Besorgniß zurückhalten, daß er seine Autorität vergeblich einsetzen und sie dadurch compromittiren könne. Und wie er selbst nicht blos bei öffentlichen Sammlungen für Zwecke des Patriotismus oder der christlichen Barmherzigkeit eine offene Hand hatte, sondern auch im Stillen und Verborgenen reichlich spendete, wo er hoffen konnte, daß durch solche Spenden dauernd Gutes erzielt werde, so stand er auch nicht an, bei wohlsituirten Freunden für Andere um solche Spenden zu bitten, und es sind so gar manche Summen durch seine Hand geflossen. Ein großer Theil seiner sehr zahlreichen Correspondenz ist solchen Liebeswerken gewidmet.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich diese Art seiner Thätigkeit im Einzelnen der öffentlichen Darstellung entzieht; wissen wir doch ohnehin, daß gar manche unserer Leser einzelne Beweise dafür selbst in Händen haben. Auch die Verworfensten waren ihm nicht zu schlecht, wenn es galt, Rettungsmittel für

sie ausfindig zu machen, und wir fanden in seinem Nachlaß Correspondenzen über die Unterbringung in Magdalenenhäusern, über die Mittel, Branntweinsäufer zu heilen, über die Aufnahme verkommener Söhne in Erziehungsanstalten oder gar in fremden Kriegsdiensten und manches Andere. Und wie es denn geht, seine Kundschaft als Berather der Bedrängten und Hülfsbedürftigen vergrößerte sich, je öfter er Rath und Trost gespendet; — Vornehm und Gering, Alt und Jung trugen ihm von weit und breit ihre Anliegen vor. Und ihm war nicht leicht ein Brief zu viel, ein Gang zu lästig, ja selbst manche größere oder kleinere Reise hat er in solchem Dienst unternommen. Nur wenige Beispiele mögen die Art, wie er zu helfen liebte, veranschaulichen. Da war ein armer Schmiedegeselle, der sein Handwerk nicht mehr treiben konnte, weil er an einer Seite gelähmt war und an epileptischen Krämpfen litt. Als erwerbsunfähig wäre er der öffentlichen Armenpflege verfallen, und die hätte sich zunächst an sein Häuschen gehalten, welches wiederum sein einziger Besitz und seine Freude war. Da hatte er Huber's Rath in Anspruch genommen und war von ihm darauf hingewiesen, er solle seine gesunde Hand benutzen, um sich durch Colorirung von Bildern einen neuen Erwerb zu verschaffen. Aber bei diesem Rath ließ Huber es nicht bewenden, sondern er sorgte, daß dem armen Schmied in dieser ihm ganz neuen Kunst Anweisung ertheilt wurde, er verschaffte ihm Farben und Bilder, und bald annoncirte Huber mit voller Namensunterschrift die fertigen Fabrikate seines Schützlinges in allerlei öffentlichen Blättern, indem er die Geschichte desselben in seiner Weise erzählte. Und ein guter Erfolg blieb denn auch nicht aus; alljährlich um Weihnachten herum sandte Huber seine Annoncen aus, und dann folgte Bestellung auf Bestellung, und eine große Anzahl illuminirter Rauh-Häusler-Bilder konnte in die Welt gesandt werden, so daß das Häuschen dem Schmiedegesellen erhalten blieb. — Ein anderes Mal erfuhr er, wie ein Glied seines Gesellenvereins auf einer Winterreise beide Beine eingebüßt hatte und in der eine Tagereise entfernten Heimath in schwerem Siechthum darniederlag. Da eilte er nicht nur, Geldmittel zu seiner Unterstützung zu sammeln,

ſondern es trieb ihn ſelbſt an das Schmerzenslager, um zu erfahren, wie dem Armen geholfen werden könne, und als er geſehen hatte, daß für ſeine leiblichen Bedürfniſſe ausreichend geſorgt ſei, machte er es ſich zur Aufgabe, ihn regelmäßig mit angemeſſener Lectüre zu verſehen. — Als er einen armen lahmen Knaben auf verbotenen Wegen in ſeinem Garten betraf und beim Examiniren deſſelben darauf aufmerkſam wurde, wie ſeine zerrütteten Familienverhältniſſe eine heilſame Erziehung unmöglich machten, da glaubte er es als einen Wink anſehen zu müſſen, daß er für dies Kind ſorgen ſolle, und er ruhte nicht, bis er es anderweit auf ſeine Koſten untergebracht hatte.

Das ſind aber, wir wiederholen es, nur vereinzelte Beiſpiele ſeiner Art, Anderen zu dienen und zu helfen, und dürften wir alle einzelnen Fälle ſeiner Mildthätigkeit nennen, von denen wir wiſſen, ſo würde es ſchon ein gar langes Verzeichniß werden, und wie groß mag bei ſeiner Art erſt die Zahl der Fälle geweſen ſein, in denen nur der Betroffene Kenntniß davon erhalten hat! Auch auf dieſem Gebiet iſt ſeine Arbeit oft genug vergeblich geweſen, und der ſichtbare Erfolg iſt ausgeblieben. Aber in vielen Fällen hat Huber ſich ſagen können, daß er dieſem und jenem den Lebenslauf hat ebnen oder erleichtern können, daß er dieſen und jenen vor dem tiefſten Fall bewahrt und ihn, ſo weit das menſchliche Auge es erkennen kann, dem Himmel zugeführt hat. Und wenn Huber's öffentliches Wirken, wie er mitunter meinte, wirklich gänzlich unfruchtbar geweſen wäre, dieſe ſtete kleine Arbeit im Dienſt der Brüder hat ſein Leben doch zu einem reichgeſegneten gemacht.

Als Huber nach Wernigerode übergeſiedelt war, da meinte ein conſervatives Blatt, er habe ſich unluſtig in einen Schmollwinkel zurückgezogen; die lange Reihe der Arbeiten, die er dort verrichtet hat, deutet aber ſchon darauf, wie wenig dies Bild zutraf. Er hat vielmehr, wie Wenige, die Gabe verſtanden, die ihm gewährte Muße durch ſtrenge Arbeit auszufüllen, und der Schreiber dieſes, der ihn oft genug in ſeiner alltäglichen Häuslichkeit hat beobachten dürfen, hat von keinem andern Manne je den Eindruck empfangen, daß er ſich in gleicher oder nur in ähn-

licher Weiſe ſtets des Wortes bewußt geweſen ſei, daß wir für jeden Augenblick Rechenſchaft geben ſollen. Winter und Sommer ſtand er von früh Morgens an bis zum Mittage am Schreibpult. Nach Tiſch widmete er höchſtens eine Viertelſtunde, wie er zu ſcherzen pflegte, nicht dem Schlafe, ſondern der innern Betrachtung, — dann ging es in's Freie, und faſt regelmäßig ward den wenigen, ihm nahe befreundeten Familien um dieſe Stunde ein Beſuch geſchenkt. Er nannte das, er müſſe revidiren, ob Alles noch beim Alten ſei, und die Kinderſchaar wurde bei dieſen Reviſionen ſicherlich nicht vergeſſen. Waren dann noch die Geſchäftswege beſorgt, ſo fanden ihn die ſpäteren Nachmittagsſtunden wieder beim Schreibtiſch, bei dem er bis zur ſpäten Theeſtunde ausharrte, wenn ihn nicht die Pflicht zu Lehrſtunden oder in Verſammlungen rief, oder die Geſelligkeit eine ſeltene Ausnahme bedingte. Der Reſt des Abends pflegte der gemeinſamen Lectüre zu gehören. An einzelnen Tagen ward dieſe Ordnung durchbrochen, um ſich durch tüchtige Wanderungen in der ſchönen Gegend zu erfriſchen, oder um die in der Umgegend wohnenden Freunde zu beſuchen.

An geſelligem Verkehr, ſo weit ſolcher erwünſcht war, hat es Huber in Wernigerode trotz der Kleinheit des Orts nicht gefehlt. Er ſtand bald inmitten eines geiſtig belebten Kreiſes, der ihm die aufrichtigſte Verehrung und Anhänglichkeit zollte. In jüngeren Jahren ſoll Huber ſtets, wenn ſich in der Geſellſchaft Raum und Gelegenheit dazu bot, zur lebhaften Disputation bereit geweſen ſein und ſeine beſondere Meinung gern mit Entſchiedenheit geltend gemacht haben. Bei zunehmendem Alter war es anders geworden; wo er jetzt kein Verſtändniß, keine Uebereinſtimmung in den Grundanſchauungen zu finden glaubte, da zog er es vor, ſich ſchweigend zu verhalten, oder, wo es nöthig war, ſeinen Diſſens mit wenigen Worten anzudeuten. Wenn er aber wußte, daß man ihn verſtand, dann konnte er der liebenswürdigſte Geſellſchafter ſein, und mit ſeinem reichen, aber immer harmloſen Humor durch Erzählung von allerlei kleinen Geſchichten und feinen Beobachtungen, zumal aus dem ihm beſonders intereſſanten Leben der Thiere, die heiterſte Stimmung hervor-

rufen. Er konnte dann aber auch wieder ſchnell verſtummen und in tiefes Sinnen verfallen, — als ob er ſich mit einem Male wieder der Noth der Zeit bewußt wurde.

Daß er durch das Leben in der Kleinſtadt nicht in der großen Welt fremd wurde, davor ſchützten ihn ſchon die zahlreichen Beſuche, welche die in den Sommermonaten ſich durch den Harz ergießenden Menſchenwogen in ſeine anmuthig belegene Häuslichkeit führten. Da ging es oft aus und ein von alten Freunden oder Bekannten und von neu geworbenen Jüngern oder von bloßen Neugierigen, die den eigenartigen Mann auf längere oder kürzere Zeit zu ſehen begehrten. Außerdem bedurfte es auch nicht viel, um ihn zu beſtimmen, einmal wieder den Wanderſtab zu ergreifen und ſich die Welt außerhalb Wernigerodes zu beſehen. „Ich merke," ſchreibt er mitunter, „mir thut's nicht gut, wenn ich gar zu lange ſtille ſitze und einroſte."

Und fehlte es daher längere Zeit an ſonſtigen Veranlaſſungen zu Reiſen, ſo unternahm er mehrtägige, angeſtrengte Fußwanderungen durch den Harz oder Thüringer Wald. Der Geſundheit halber mußte er in den Sommern 1855 und 1857 Badekuren in Nauheim beſtehen; an die letztere reihte ſich eine in Gemeinſchaft mit ſeiner Gattin in Bregenz verlebte Erholungszeit. Das Jahr 1860 führte beide nach der Schweiz, wo ſie mehrere Wochen inmitten des „v. Greyerz'ſchen Clans" (wie Huber ſcherzhaft die zahlreiche Nachkommenſchaft ſeiner Schweſter Claire zu bezeichnen pflegte) verlebten und in immer herzlichere Beziehungen zu allen Gliedern deſſelben traten. Im Sommer 1861 mußte Huber ſeines Halſes wegen das Salzbrunner Bad gebrauchen. Dann war er einige Jahre von ſolchen, ihm immer ſehr läſtigen Badereiſen befreit. Im Winter 1864 auf 1865 hatte er aber eine ſchwere Maſerkrankheit zu überſtehen, die ſo bedenkliche Folgen für ſeine Lunge zurückließ, daß er von da an alljährlich Kurörter aufſuchen mußte. Im Sommer 1865 und im Frühjahr 1866 weilte er in Ems. Den Winter 1866 auf 67 mußte er, wie wir ſchon erwähnt haben, am Genfer See verleben; im Frühjahr 1867 brachte er noch längere Zeit an verſchiedenen

Orten der Schweiz zu, namentlich auch in Interlaken und in Bern im Kreiſe der Verwandten, bis er im Juli nach Wernigerode zurückkehren durfte. 1868 mußte er wieder in Ems eine Kur durchmachen. Damit, meinte er, habe er den Bädern genug des Tributs gezahlt, und da ihm das Badeleben mehr und mehr unerträglich geworden war, zumal ſeitdem ſein Geſundheitszuſtand es ihm nicht mehr erlaubte, durch weite Wanderungen dem Menſchengetreibe zu entfliehen, und er ſomit den ganzen Tag, wie er ſehr unreſpectirlich zu ſagen pflegte, das „aufgeputzte Meerkatzengeſchlecht" um ſich ſehen müſſe, ſo glaubte er, ſich im Sommer 1869 von einer neuen Badereiſe dadurch frei machen zu können, daß er ſich nach Bremen in das gaſtliche Haus ſeines Schwagers begab und von dort aus vier Wochen lang eine pneumatiſche Kur brauchte, durch welche er im vorhergehenden Jahre in Ems einen guten Erfolg erzielt zu haben glaubte.

Am 13. Juli kehrte er, verhältnißmäßig geſund und kräftig, in ſein Haus zurück. Am nächſten Nachmittage ſuchte er noch einmal in gewohnter Weiſe die Freunde auf. Am folgenden Tage machte ſich aber ſchon eine ſchwere Erkältung geltend, die ſich bald zu einem Beſorgniß erregenden Lungenkatarrh ſteigerte. Vorübergehend ſtellten ſich ſchon allerlei Sinnestäuſchungen und Phantaſieen ein, und am 18. konnte der Arzt bereits beſtimmt erkennen, daß die letzte Hoffnung auf Erhaltung des Lebens ſchwinde. In den letzten vierundzwanzig Stunden war der Geiſt völlig umnachtet; aber auch jetzt noch zeigten ſich Spuren des wunderbaren Reichthums an Gedanken, die in ihm gewohnt hatten. Es war ein eigenthümlicher, räthſelhafter Zug, daß er, der in geſunden Tagen ſo ſchwer mit der Form der Rede zu ringen gehabt hatte, jetzt ſterbend mit der größten Leichtigkeit und Gewandtheit in ununterbrochener Folge die glatteſten Sätze hervorſprudeln konnte. Und in dieſen Reden ſpiegelten ſich noch einmal, wenn auch in krankhafter Geſtalt, alle die mannigfachen Gebiete, auf denen er heimiſch geweſen war. Er ſprach von den mittelalterlichen Dichtern Spaniens und Italiens, von der romantiſchen Poeſie in Frankreich, von Paul Heyſe und ſeinen Werken, von der Aufgabe, die beſten Kunſtwerke dem Volke zugänglich zu

machen, von großen, darin erzielten Resultaten, von deutscher Geschichte, von politischen Rednern, von Hebung des Handwerks und von unzähligem Andern. Dazwischen glaubte er sich in die Lehrlingsschule zurückversetzt und hielt in rührendster und eindringlichster Weise Katechisationen ab. Es war, wie wenn die mannigfachen Töne eines dem Untergange bestimmten herrlichen Orgelwerkes noch einmal von unkundiger Hand angeschlagen wurden und trotz aller Mißtöne die reiche Klangfülle verriethen, die in ihnen gewohnt hatte.

Am Nachmittage des 19. Juli folgte den langen, unruhigen und angstvollen Stunden ein stiller, friedlicher Schlummer, aus dem der Kranke nicht wieder erwachen sollte. Gegen neun Uhr Abends erstarb der Athem und das Herz hatte ausgeschlagen.

Drei Tage später wurde der Leib unter dem Ausdruck der allgemeinsten und herzlichsten Theilnahme auf dem nahe gelegenen Kirchhofe zu St. Theobaldi zur Ruhe bestattet. Ein hohes Marmorkreuz ziert das Grab und trägt die Inschrift:

Christus ist mein Leben,
Sterben ist mein Gewinn.

Wie es in Betreff der früheren Lebensabschnitte geschehen, so mögen auch in Betreff des letzten Abschnitts einige Briefe Huber's das Bild vollständiger und anschaulicher machen, welches wir zu geben versucht haben. Wir lassen zuerst einen Brief folgen, den er nach seiner Ankunft in Paris im Juli 1854 geschrieben hat:

„Gott zum Gruß und guten Morgen. Es ist Morgens sechs Uhr nach der ersten Babylonischen Nacht oder vielmehr nach einer recht ruhigen und erquicklichen Nacht und nach einem in Schrift und Gebet gesegneten Tagesanfang in und trotz Babylon.*) Gestern nach meiner Ankunft wurde es dunkel, ehe ich mich eingerichtet hatte. Da ging ich nur noch nach dem Boulevard und so nach dem palais royal und bis zur Seine

*) Huber liebte es in seinen von den Reisen geschriebenen Briefen Paris als Babylon und London als Ninive zu bezeichnen.

und ein paar Mal auf dem pont des arts hin und her. Das ist eine breite Fußgängerbrücke auf dem schönsten Punkt der Seine, — man sieht die Tuilerieen und Gärten, die champs élysées, Notre Dame, Institut, Louvre und Paläste aller Art, — genug — bei stern- oder mondhellen Nächten und auch im Dunkeln bei den vielen Gasflammen auf und ab ein schöner, stiller und bedeutender Punkt. Ich ging dort seiner Zeit viel mit Michaelis, Rugendas und Olshausen, und wir saßen da eine Weile auf den feilgebotenen Stühlen, ehe wir Abends nach Hause trollten. Was liegt dazwischen! Im eigenen Lebensweg deutet jede Station in Leid und Freude, Sünde und Thorheit mit Flammenschrift auf das eine Wort, das mich überwältigend ergriff: „Herr, ich bin nicht werth der Gnaden!" Und eben in dieser Unwürdigkeit und in dem Bewußtsein, ohne solche unaussprechliche Gnade hülf- und rettungslos zu sein, liegt ja auch das Wesen der Gnade, des Segens und die Quelle der dankbaren Freude und Freudigkeit. Und wenn ich nun an die Wege denke, die Andere seitdem geführt worden, — nähere und entferntere Bekannte von damals? Und die Frage: der und der und die und die allem menschlichen Ermessen nach auf den breiten Weg nach der Linken — und Du?! Und seltsam, manch sonst fremdes Menschenkind, das wir so gelegentlich grüßten und uns freundlich grüßen ließen — irgend ein ordentlich hübsch Mädchen — die Frage, wo hat der Strom diese leichten, namenlosen Blüthen hingeführt, drängte sich mir viel lebendiger auf, als viel nähere und ernstere Fragen! Aber was sind alle diese Einzelnen gegen die massenhaften Bergstürze, die seitdem in diesen Tuilerieen, diesem Deputirtenpalast u. s. w. geschehen, und deren Trümmer der Strom der Zeit weggeführt hat, wie die Seine ihren Sand heruntersch wemmt? Und vorher, ehe ich den Fuß zuerst hierher setzte? Wie oft mag der arme, zerrissene Forster hier gestanden und an die Seinen und sein Vaterland und seine Ideale gedacht haben? — Doch gestehe ich es nur, das babylonische Treiben zerstreute bald genug meine Gedanken. Da ist aller Welt Herrlichkeit bei dem strahlenden Gaslicht im palais royal u. s. w. ausgebreitet, zumal in den Juwelier- und Seidenlagern,

da iſt ein Luxus, ein Geſchmack, wovon man hier noch vor zehn Jahren und jetzt noch in Berlin keine Ahnung hat. Und warum ſollte man ſeine Augen nicht daran erfreuen? Es iſt ja doch auch des Herrn, und es hängt ohne Zweifel an der fleißigen Arbeit auch manch Gebet, — leider wohl noch viel mehr Mammonsgedanken oder gar Flüche; aber — — genug es iſt ſchön, und ſoll es einmal ſein, ſo iſt es darum nicht ſchlimmer, weil es ſchöner iſt. Und mit welcher harmloſen Freude hörte ich ganz arme Leute ſich an der Herrlichkeit ergötzen und ihren Kindern zeigen. Und in dem jardin du palais royal ſpielen die Kinder doch eben ſo niedlich, wie damals vor 34 Jahren, als ich meine Guckkaſtenbilder ſchrieb".

Während eines Badeaufenthalts in Nauheim im Sommer 1855 ſchrieb er nach Hauſe: „Ich bin nun mitten drin in meiner Badekur und finde mich in Alles, nur nicht in die table d'hôte. Das Alleineſſen auf dem Zimmer iſt zuletzt immer noch weniger fatal, als das Eſſen in unangenehmer Geſellſchaft, und es iſt eben nur ein Theil des leidigen Alleinſeins, was denn allerdings ſo ſchwer und übel und leer und traumartig iſt, daß ich gar nicht davon reden oder daran denken mag, ſondern eben lieber ſo im Traum dahin wandere oder mich durch Leſen und Schreiben davon abziehe. Ich ſtreife viel durch die freundliche und hiſtoriſch-intereſſante Gegend umher. Sogleich in den erſten Tagen war ich in Friedberg; man geht dahin über ſchöne bunte Wieſen, aus denen ſich die alte ſteile Burg auf ſteiler Höhe ganz maleriſch-romantiſch erhebt. Indem ich in dem alten Neſt herumſchlenderte und die ſchöne Kirche beſah, fiel mir ein Genieſtreich ein, — alſo hin zum Herrn Schuldirector, — Dieffenbach hieß er, — und mich mit gewohnter liebenswürdiger Unbefangenheit bei einem langen alten Herrn und drei hübſchen Töchtern introducirt und: „ob er mir wohl einen Homer und ein griechiſches Wörterbuch leihen wolle?" — „Mit dem größten Vergnügen!" — und ſo blieb ich eine Stunde ſitzen und kamen wir auf Sagen, Volkslieder, Alterthümer u. ſ. w., worin er ſich als gelehrter und ſinniger Sammler erwies. Dies Geſpräch ward Veranlaſſung, daß ich mich in die Hexenlitteratur (Soldan, Geſchichte der Hexen u. ſ. w.)

gestürzt habe, — gräßliche Dinge, die mir viel zu denken geben. Daneben studire ich meinen Homer ganz fleißig und fange an wieder im Griechischen heimisch zu werden. Am Freitag war ich in Frankfurt, da ich eine sehr freundliche Einladung meines lieben, alten Freundes Harnier nicht ablehnen mochte. Ich traf da eine Gesellschaft von „kleinstaatlichen und freistädtischen" Bundestags-Persönlichkeiten, die sich in ihrer wunderlich gemischten Stellung, ohne eigentlichen Einfluß inmitten wichtiger Verhandlungen, mannigfaltiger Beziehungen und Erfahrungen und zum Theil so ernster Ereignisse, wie z. B. 1848, eine ganz eigenthümliche Art von Behaglichkeit und Klugheit angelebt haben, die nicht gerade unangenehm, aber auch nicht erfreulich ist. Das heißt, es lebt sich ein Stündchen bei guter Speise und Trank recht gut mit ihnen; aber man fühlt doch immer durch: tiefer darfst Du nicht greifen, sonst kommst Du in's Leere und Abgelebte. Dem ehrlichen Harnier zu Liebe überwand ich denn meine Maulfaulheit und schwatzte allerlei durcheinander. Ich war auch bei Prokesch*), — sehr charmant, nach seiner Weise viel geredet, — beau parleur, doch in anderer Weise wie Radowitz, — item ich soll ihm nur ein Promemoria über meine socialen Sachen schicken, er wolle es dem Minister Bach einsenden und zur Beachtung empfehlen. Nun — mehr wollte ich nicht, und alles Andere ist abzuwarten. „Nicht geschossen, ist auch gefehlt!" — ist eine alte Jagdregel".

Einem jüngeren Verwandten schrieb er, als Erwiderung auf dessen Verlobungsanzeige, aus Wernigerode 1860: „Daß wir den innigsten Antheil an Deinem neuerblühten Glück und Doppellebens-Keim nehmen, lieber N. N., wirst Du im Allgemeinen nicht bezweifeln, — den Grad aber und die concrete Art und Natur unserer Freude würdest Du doch nur ganz ermessen und verstehen, wenn Du wüßtest, wie sehr wir die ganze Zeit her Deine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit treuer Sorge, aber mit noch mehr Hoffnung und Vertrauen hin

*) Prokesch v. Osten, der österreichische Präsidialgesandte, dem Huber schon von Berlin her bekannt war.

und her erwogen und besprochen haben. Und daß diese letztere Wagschale nun durch das neue Lebensloos, was sich mit dem Deinigen verschmilzt, sehr entschieden das Uebergewicht enthält, — das ist vielleicht der kürzeste Beweis für unsere Mitfreude. Daß jede Errungenschaft in dem Maße, wie sie unser Leben bereichert, steigert, stärkt und verschönert, auch unsere Lebensaufgabe steigert und insofern erschwert, wirst Du und Deine liebe P. Euch ohne Zweifel schon selber sagen, und wird Euch solche Erkenntniß gewiß um so mehr nach der einzigen Quelle wahrer Hülfe in Weisheit und Kräften des ewigen Lebens hinweisen und treiben, ohne welche auch die leichteste Lebensaufgabe nicht zu lösen ist, sondern zu einem Netz und Fallstrick wird, — geschweige denn die schwierigste, die es vielleicht giebt, — die, welche am meisten Selbstverleugnung fordert, weil sie auch in ihrem höchsten Glück und um so mehr in solchen Momenten, in welchen sich die schlimmeren Knoten zu schürzen drohen, jedem Theil die Bedingung stellt: nicht blos für mich selbst, sondern auch für den Andern mit allen christlichen und menschlichen Tugenden und guten Gaben einzustehen. Das bedingt eine fortwährende Accommodation, die dem Manne begreiflich viel schwerer wird, als dem Weibe, — besonders so lange er es noch nicht erfahren hat, daß gerade in dieser scheinbaren Schwächung und Erweichung des eigenen Gepräges sich erst die volle Mannhaftigkeit herausbildet. Da gilt es denn, sich von vornherein gründlich prüfen und überall, wo man eine specielle Schwäche spürt (die bei uns so oft den Schein der Stärke hat), ein Kreuz dabei zu setzen und im Bräutigamsstande schon gleichsam spielend das Werk der Katharsis zu beginnen, und so den neuen Menschen für die Ehe vorzubereiten. Wenn ich nun meiner Gratulation, da sie mir doch gleichsam unter der Hand quasi zum Sermon geworden ist, noch die besondere Application gebe, die ich aus eigener Erfahrung machen kann, daß nämlich Empfindlichkeit und Heftigkeit zu den gefährlichsten Mitgiften des alten männlichen Adam gehören, weil sie das gründlichste Hinderniß ersprießlicher Verständigung sind, — und wenn ich dann noch einer vielleicht idiosynkratischen Sorge wegen der Wirkung des übermäßigen

Tabakgewölkes auf die so unendlich wichtige ästhetische Seite der Ehe Raum gebe, — so habe ich Dir allerdings das vollste Recht gegeben, mich auch bei Deiner lieben Braut als einen lästigen, unberufenen alten Saueronkel zu präjudiciren, wobei ich dann nur den schlimmen Trost habe, daß sie das über kurz oder lang doch gemerkt haben würde, um mich dann nirgends anders, als in den mir nun einmal schon gewohnheitsmäßigen unangenehmen Rollen zu suchen und zu erkennen. Also Gott befohlen!"

In einem Briefe an Doctor v. Hoffinger heißt es: Wernigerode, 10. Februar 1869. ...„Wie sehr wir aber Ursache haben, für das kleinstädtische Wesen, in das wir versetzt sind, zu danken, — trotz allen Aergernisses, was wieder so reichlich in dieser Kleinlichkeit liegt, — das beweist mir wieder Ihr letzter lieber Brief mit der wahrhaft Juvenal'schen Geißel, die er über die dortige großstädtische Misère und Thorheit schwingt. Wie wohlthuend ist im Gegensatz dazu auch für den kleinstädtischen Freund der Lichtblick in eine würdige, liebliche, gesunde Häuslichkeit, in der wir allein immer wieder die rechte Stärkung zum Kampf und zur Arbeit, aber auch zum Ausharren in der abwartenden Entsagung finden, bis die Stunde kommt, in der auch wir zum Vorkampf berufen werden. Wenn ich „wir" sage, so paßt das allerdings insofern nur auf Sie, als ich jedenfalls meine Rechnung in diesem Spiele längst definitiv habe abschließen müssen, — ja, ich habe eigentlich von Jugend an das Bewußtsein gehabt, daß die Eigenwege und Eigenweise, in die ich mich fast noch als Kind einlebte, mich von Allem ausschlossen, was man als „Carrière" bezeichnen kann, ohne daß ich mich je überzeugen konnte, daß ich denn doch auch zu einem anch' io son pittore berechtigt sei. So hat mich denn abgesehen von der (ich darf wohl sagen) unwandelbaren Liebe zur Sache der Freiheit und des Volkes doch auch Fleisch und Blut durch Ehrgeiz und Eitelkeit und Selbstüberschätzung nur um so übler geplagt, als ich mich eigentlich gar nicht innerhalb der Schranken befand, zwischen denen das Wettrennen für jede öffentliche, amtliche, oder überhaupt weltliche und der Welt bemerkliche und verständliche Concurrenz stattfindet. Das Alles ist sogar jetzt noch nicht ganz

überwunden, obgleich das Alter doch jetzt seine Macht wirksamer übt, als die Vernunft es konnte".

Als Huber im Sommer 1855 erfuhr, daß sein alter Freund v. Arnswaldt in Hannover mit schwerer Todeskrankheit ringe, sprach er in einer Reihe von Briefen an dessen Gemahlin seine herzlichste Theilnahme aus. In einem derselben heißt es: „Sie können sich denken, theuerste Freundin, mit welcher Sorge und Spannung wir den nächsten Nachrichten von Ihnen und Ihrem lieben Kranken entgegensehen, und daß ich eigentlich nichts weiter zu schreiben habe, als eben dies und was Alles damit gesagt ist. Da sich das aber so ganz von selbst versteht, so könnte ich lieber schweigen und harren und Sie nicht mit einem solchen unnützen Brief in Ihrer Sorge und Mühe stören. Doch treibt es mich, Ihnen ein Erlebtes zu berichten, was, so unbedeutend es nach Welt und Fleisch sein mag, doch gewiß unter uns und im geistlichen Leben seine Bedeutung und Berechtigung hat; welche? — wie viel oder wenig? — das muß ja Jeder nach seinem eigenen Geist und Maß für sich ermessen. Genug, als ich gestern Abend vor Schlafengehen im Gebet des lieben alten Freundes und Ihrer und der Ihrigen gedachte und dann, wie ich es wohl thue — ohne, so hoffe ich, einen falschen oder übermäßigen Werth darauf zu legen, — eine Bibelstelle aufschlug, traf ich sogleich und mit der größten Bestimmtheit 2. Timotheus 6, 8.*) Die Stelle bewegte mich gerade in solcher Anwendung tief schmerzlich und freudig, wie ich Ihnen ja nicht weiter auszulegen brauche, und ich habe für Ihren lieben Kranken und für Sie selbst und die Ihrigen alle und für uns und für Alle, welche die Erscheinung des Herrn lieb haben, eine große Freudigkeit gewonnen, sei es zum Leben oder zum Tode. — Ich hatte die Zeit her oft einen dringenden Antrieb zu Ihnen zu reisen, um Arnswaldt noch einmal zu sehen; aber mein Fuß-

*) Das wird heißen sollen: 2. Timoth. 4, 8: Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird; nicht mir aber allein, sondern auch Allen, die seine Erscheinung lieb haben.

leiden wäre ſchon allein ein Hinderniß gegen Alles der Art, was nicht einfache, dringende Pflicht geböte".

In einem ſpäteren Briefe heißt es: „Was der Inhalt der betenden Gemeinſchaft vor dem Herrn in ſolchem Fall ſein kann und darf und ſoll — darüber können wir ja nicht zweifelhaft ſein, und ſo geſchehe denn des Herrn gnädiger Wille an meinem lieben alten Freunde zum Leben oder zum Sterben — ſoll es aber zum Sterben ſein, ſo wolle Er ihm an Segen Alles zulegen, was Er ihm an Kreuz und Leiden nach Seinem ewigen Rathſchluß nicht erſparen kann. Und iſt dies der letzte Gruß, den Ihr lieber Mann von dem alten Freunde hört, ſo enthält er auch die dringend ernſte Bitte, er wolle auch meiner im Gebet gedenken, jetzt im Leiden und Glauben und dann vor unſerem Herrn im Schauen. Wie viel und doch wieder wie gar nichts wäre darüber zu denken, zu fühlen, zu ahnen, daß gerade ein im Leben ſchon ſo geförderter Chriſt im Sterben noch ſo ſchwer geprüft wird! Wie unerforſchlich ſind Seine Wege! Bei der großen Zuverſicht, die ich über die Reife und über das Gerüſtet- und Vorbereitetſein unſeres lieben Arnswaldt habe, kann ich denn freilich ſchließlich nur ſagen: „Giebt es keinen andern Weg zu ſolchem Ziel als durch ſolches Leiden, ſo gebe der Herr dennoch auch mir ein Ende, wie das Ende dieſes Gerechten!" Aber das ſchließt die Hoffnung nicht aus, daß dem Schwachen keine ſo ſchwere Laſt auferlegt werde, als dem Starken".

Als Huber die Nachricht vom Tode ſeines Freundes erhalten hatte, ſchrieb er aus Nauheim (1. 6. 1855) unter Anderem: „Wie ſehr auch ich mich zu denen zählen kann, die Ihren Verluſt und Schmerz nicht nur um Ihretwillen, ſondern auch unmittelbar theilen, wiſſen Sie ja; und auch die faſt abmahnenden Worte des heimgegangenen Freundes, die er mir noch ſagen ließ, können mich darin nicht irre machen laſſen, als wenn ich ſeinen Werth zu hoch angeſchlagen hätte. Möglich, daß ich ein beſonders lebendiges Gefühl für die Seite des geiſtlichen, beſchaulichen Lebens habe, in der ich mich ſo arm und ſchwach fühle und ihn ſo reich und ſtark wußte, — und es iſt begreiflich, daß er eben in ſeiner Stärke ſeine Schwäche fühlte, weil er den Blick in die

Unergründlichkeit dieſer Tiefen gethan hatte. Ich lebe immer nur ſo von der Hand in den Mund und in Stoßgebeten und Stoßſeufzern, wie der Soldat im Feuer oder der Tagelöhner an der Arbeit — Arbeit und Kampf nach Innen und Außen, und zwar der gröbſten Art! — Doch was ſchwatze ich da von mir. Und überhaupt nur noch dies: hat es etwas beſonders Schmerzliches, wenn gerade ſolche Freunde uns in der Ferne heimgeholt werden, — wenn wir ſie überhaupt faſt nur in der Ferne beſaßen, ſo liegt darin auch das Tröſtliche eines leichteren, unmerklichen Uebergangs, und ich bin es gewiß, daß ich mich ſehr ſchnell daran gewöhnen werde, das, was ich in Arnswaldt beſaß, da zu ſuchen und zu finden, wo ſein Glauben ihn jetzt hingeführt hat. Ob Arnswaldt wohl auch für mich gebetet hat? Es iſt mir ſchwer auf's Herz gefallen, daß ich ihn nicht ausdrücklich darum gebeten hatte, dies auf ſeinem Sterbelager und auch jenſeits nach erkämpftem Siege zu thun, — und doch bin ich ſo überzeugt, daß ſolche Gebete beſonders wirkſam ſind. Wie ich mich denn mehr und mehr überzeuge, daß es eigentlich nichts Wirkſames giebt, als Gebet, — jedenfalls iſt alle Arbeit gar nichts ohne Gebet. Vielleicht werden Sie ſich wundern, daß ich das jetzt erſt lerne; aber da ſehen Sie den Tagelöhner!"

Den Schluß möge ein Brief bilden, den er im letzten Lebensjahre an die noch vor ihm abgerufene Freundin Joſepha v. Hoffinger richtete: Wernigerode, 13. 8. 1868. „Wenn Sie, verehrteſte Freundin, meine epiſtolariſche Schweigſamkeit in der letzten Zeit mit gehäuften Arbeiten entſchuldigen, die objectiv dringender ſeien, — d. h. zu denen ich binnen beſtimmter Friſten gegen Dritte verbunden, — ſo trifft Ihr freundliches Wohlwollen zwar das Richtige, aber doch nicht Alles — ja vielleicht nicht den Hauptpunkt. Was mich hauptſächlich in allen nicht eigentlich geſchäftlichen oder ſonſt nothwendigen Correſpondenzen, ja auch im mündlichen Verkehr mehr und mehr ſchweigſam macht, iſt die Scheu vor jeder Verſuchung, der trüben Stimmung durch wiederholten Ausdruck Nahrung zu geben und zugleich meine Freunde damit zu inficiren oder doch zur Verſtärkung der Schatten beizutragen, unter denen ſie ſich ohnehin ſchon, und zwar aus

weſentlich ähnlichen Gründen befinden. Damit will ich keine allgemeine Regel gegen einen ſolchen Verkehr ausſprechen, der ſich hauptſächlich in ſolchen Regionen bewegt, „ove 'l Sole tace“*); aber immerhin liegt in dem Klagebrief oder in der Klagerede eines Mannes etwas Unmännliches, was ich jedenfalls ſehr tief fühle, und was ſich wie ein Schloß vor Mund und Feder legt, wenn ich dieſe einmal anſetzen will. So warte ich denn lieber eine beſſere Stunde ab, die ſich dann ſo bald nicht findet, — oder eine beſtimmte Veranlaſſung, die ich nun in Ihrem lieben, trüben Brief finde. Und dann kann ich auch aus dem Beruf des Tröſters oder Predigers den Antrieb und Anhalt zu heilſamer Nutzanwendung auf die eigene Verſtimmung entnehmen. Nicht als wenn ich die mittelbaren und unmittelbaren, die neuen und die in ferner Vergangenheit liegenden Urſachen Ihrer trüben Lebenshaltung, die Wolken, die Ihnen Ihre Sonnen verhüllen, nicht blos für und mit Ihnen ſchmerzlich fühlte, ſondern ich fühle ſolche auch über meinem Himmel ausgebreitet: verfehltes Leben! Aber indem ſie ſich mir bei Ihnen gleichſam objectiv darſtellen, wird mir auch die Höhe deutlicher, von der aus wir dieſe Wolken zu unſeren Füßen liegen ſehen, die jetzt auf unſer Haupt drücken. Dieſe Höhe iſt keine andere, als die Erkenntniß deſſen, was unſer eigentlicher und höchſter Lebenszweck iſt, und es wird mir dann zur Gewißheit, daß dieſer uns nicht verloren, nicht verfehlt iſt, noch verloren und verfehlt ſein kann, ſo lange wir den „Glauben“, den wir gefunden, nicht blos haben, ſondern auch brauchen — verwerthen. Daß jener Lebenszweck ſich in wenigen Worten zuſammenfaſſen läßt, brauche ich Ihnen nicht erſt zu ſagen, wenn Sie ſich nur einen Augenblick beſinnen: „Schaffet Eure Seligkeit mit Furcht und Zittern!“ Aber „Furcht und Zittern“ ſchließen die Freude und den Troſt der Seligkeit, auch ſchon in der Hoffnung nicht aus, ſondern erproben und bezeugen ſie“.

*) „wo die Sonne ſchweigt“ (Dante Inf. I. 60).

Nachträge.

1) Nachdem der erſte Band dieſer Biographie erſchienen war, gingen dem Verfaſſer einige freundliche Zeilen von dem bald darauf entſchlafenen Herrn Philipp v. Rathuſius-Neinſtedt zu, in welchen es hieß: „Ich vermißte ſonderbarer Weiſe das Einzige, was mir Huber überhaupt je aus ſeinem früheren Leben mitgetheilt hat. Es iſt zwar eine Kleinigkeit, aber eine ſehr charakteriſtiſche. Er erzählte mir nämlich, wie er in der Jugend (nähere Zeitbeſtimmung wüßte ich nicht zu geben) ganz in dem Gedanken gelebt habe, Entdeckungsreiſender in fremden Welttheilen zu werden, und wie er als eine Vorbereitung dazu ſich angehalten habe, jeden Ekel zu überwinden und alles Eßbare eſſen zu können. Ich weiß nicht genau, welche Geſchöpfe aus der kleinen Thierwelt er dabei beiſpielsweiſe namentlich nannte, und erinnere mich nur noch des humoriſtiſchen Schluſſes: O Sie glauben nicht, was ſo ein Mäuſeſchinken, recht präparirt, für eine Delicateſſe iſt.“

2) Die philoſophiſche Facultät in Wien hat Huber bei dem 1865 ſtattfindenden Univerſitätsjubiläum zum Ehrenmitglied des Doctorencollegiums der philoſophiſchen Facultät ernannt.

3) Nach Huber's Tode ſprach ſich unter ſeinen Freunden mehrfach der Wunſch aus, das Vereinshaus zu St. Theobaldi in Nöſchenrode mit ſeinem Bilde zu ſchmücken. Frau Eliſe Crola in Iſenburg, eine langjährige Freundin Huber's, unternahm es unter der Beihülfe ihres Sohnes, des Malers Herrn Hugo Crola, nach der Erinnerung und nach den vorhandenen Photographieen eine Koloſſalbüſte Huber's zu modelliren. Einheimiſche und auswärtige Freunde haben dieſes ſchöne, lebenswahre und bedeutende Werk in Erz ausführen laſſen, und es iſt vor dem Vereinshauſe aufgeſtellt.

4) Faſt alle größere deutſche und mehrere engliſche Zeitſchriften haben Nekrologe Huber's gebracht, die ſeinen mannigfachen Verdienſten gerecht zu werden verſuchten. In einzelnen dieſer Aufſätze ſind die Beobachtungen und Urtheile von Männern dargelegt, denen er im Leben mehr oder weniger nahe

geſtanden hat, und dieſe Aufſätze ſind daher eine für die Geſchichte ſeines Lebens nicht unwichtige Quelle. Dies gilt, ſo weit wir Kenntniß davon erhalten haben, namentlich von folgenden:

a) Doctor v. Hoffinger, Nekrolog von Victor Aimé Huber im dritten Band des Jahrbuchs der deutſchen Dantegeſellſchaft. S. 484 ff.

b) Derſelbe in der bei Niederlegung des Dekanats des Doctorcollegiums der philoſophiſchen Facultät in Wien verfaßten Schrift: Von der Univerſität. Wien 1869, Verlag von L. Mayer.

c) Hugo Hickmann in: Bauſteine, illuſtrirtes Monatsblatt für innere Miſſion. Mai 1870.

d) Lothholz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. 1869 Nr. 214.

e) C. Göbel in dem Allgemeinen litterariſchen Anzeiger für das evangeliſche Deutſchland, herausgegeben von Andreä und Zöckler. November 1869.

Der zuletzt genannte Nekrolog iſt aus einem Vortrage hervorgegangen, der bei einer im Vereinshauſe in Wernigerode ſtattfindenden Erinnerungsfeier gehalten wurde. Einen wichtigen Beitrag zur Kunde von dem Leben Huber's bildet auch ein anderer Vortrag, den ſein langjähriger Freund Paſtor Schwartzkopff im Evangeliſchen Vereinshauſe in Berlin im Frühjahr 1870 gehalten hat, und der in dem Volksblatt für Stadt und Land 1871 Nr. 54 und 55 unter dem Titel: Profeſſor Huber und ſeine Stellung zu den Aufgaben unſerer Zeit abgedruckt iſt.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Druckfehler.

Seite 37, Zeile 16 von oben ſtatt: Gemeinſeins — lies: Gemeinſinns.
Seite 49, Zeile 9 von oben iſt der unmotivirte Gedankenſtrich zu ſtreichen.
Seite 152, Zeile 18 von oben ſtatt: aboureur — lies: labourour.
Seite 159, Zeile 1 und 8 von unten und a. a. O. ſtatt: Maasdiek — lies: Maasdyk.
Seite 181, Zeile 16 von unten ſtatt: ſieben halbſtarken — lies: ſiebentehalb ſtarken.
Seite 284, Zeile 14 und Seite 286, Zeile 2 von unten ſtatt: Otto Pletſch — lies: Oscar Pletſch.
Seite 290, Zeile 14 von unten ſtatt: Superrogatoriſches — lies: Supererogatoriſches.

JC
233
H8E48

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

28L AUG 05 1994

28D AUG 1994

28D SEP 21 1994